





Deutsche

# National-Litteratur



# Deutsche
# National-Litteratur

## Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. K. Borinski, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, Dr. R. Froning, L. Fulda, Dr. R. Hamel, Dr. Ad. Hauffen, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Dr. E. Kühnemann, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. M. Mendheim, Dr. Alfr. Meyer, Dr. Heinr. Meyer, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. G. Witkowski, Dr. Eug. Wolff, Dr. Th. Zolling

herausgegeben

von

## Joseph Kürschner

---

45. Band

## Anakreontiker und preußisch-patriotische Lyriker

---

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

# Anakreontiker
und
# preußisch-patriotische Lyriker

Zwei Teile in einem Bande

**Hagedorn. Gleim
Uz. Kleist. Ramler. Karschin**

Herausgegeben
von
**Franz Muncker**



Stuttgart
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

# Einleitung.

Keiner von den Namen der großen lyrischen Dichter Griechenlands hat in der Geschichte der neueren Litteraturen eine so bedeutende Rolle gespielt wie der Anakreons. Aber es war auch nicht viel mehr als der Name des althellenischen Sängers, was diese außerordentliche Bedeutung gewann. Mit dem echten Anakreon aus Teos, der im sechsten Jahrhundert vor Christus bei Polykrates zu Samos, dann bei den Söhnen des Peisistratos zu Athen lebte, hat die sogenannte Anakreontische Dichtung nicht sehr viel zu schaffen. Sie geht vielmehr auf eine Sammlung von etwa sechzig spätgriechischen Gedichten zurück, die Henricus Stephanus 1554 zu Paris aus einer Heidelberger Handschrift im Urtext und zugleich in lateinischer Übersetzung als „Ἀνακρέοντος Τηΐου μέλη" herausgab. Es waren zierliche, anmutig tändelnde Liedchen von Wein und Liebe, alle durch eine gewisse Weichheit des Empfindens und durch leichte Grazie des Ausdrucks ausgezeichnet, alle von heitrer Lebenslust erfüllt, alle frei von mächtig aufregender, wild einherstürmender und verzehrender Leidenschaft, dafür aber von zarter Innigkeit oder liebenswürdiger Schalkheit zeugend; die meisten stellten kleine, recht hübsch und fein gezeichnete Bildchen aus der Natur, der Kunst, aus Mythologie und Phantasie dar. Von der kühnen Un-

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

# Einleitung.

Keiner von den Namen der großen lyrischen Dichter Griechenlands hat in der Geschichte der neueren Litteraturen eine so bedeutende Rolle gespielt wie der Anakreons. Aber es war auch nicht viel mehr als der Name des althellenischen Sängers, was diese außerordentliche Bedeutung gewann. Mit dem echten Anakreon aus Teos, der im sechsten Jahrhundert vor Christus bei Polykrates zu Samos, dann bei den Söhnen des Peisistratos zu Athen lebte, hat die sogenannte Anakreontische Dichtung nicht sehr viel zu schaffen. Sie geht vielmehr auf eine Sammlung von etwa sechzig spätgriechischen Gedichten zurück, die Henricus Stephanus 1554 zu Paris aus einer Heidelberger Handschrift im Urtext und zugleich in lateinischer Übersetzung als „Ἀνακρέοντος Τηΐου μέλη“ herausgab. Es waren zierliche, anmutig tändelnde Liedchen von Wein und Liebe, alle durch eine gewisse Weichheit des Empfindens und durch leichte Grazie des Ausdrucks ausgezeichnet, alle von heitrer Lebenslust erfüllt, alle frei von mächtig aufregender, wild einherstürmender und verzehrender Leidenschaft, dafür aber von zarter Innigkeit oder liebenswürdiger Schaltheit zeugend; die meisten stellten kleine, recht hübsch und fein gezeichnete Bildchen aus der Natur, der Kunst, aus Mythologie und Phantasie dar. Von der kühnen Un=

mittelbarkeit und erlebten Wahrheit sowie von der inhaltlichen und formalen Mannigfaltigkeit der echten Gedichte des alten Anakreon, von denen erst später dürftige Bruchstücke bekannt wurden, besaßen diese gefällig-einförmigen Lieder, die es nirgends über ein schwächliches, harmlos-neckisches Spiel hinaus brachten, so gut wie nichts. Es waren Nachahmungen Anakreons, die nur selten einen echten Gedanken des alten Dichters verwerteten, zum Teil erst in den Jahrhunderten nach Christus, unter der Regierung der letzten römischen Kaiser entstanden, ja schon der byzantinischen Litteratur angehörig. Aber gerade die halb modernen Elemente, die sie enthielten, verschafften ihnen den begeisterten Beifall der Leser und Dichter der Renaissance. Die Stimme derer, die an ihrer Echtheit und ihrem Werte zweifelten, wie der italienische Kritiker Robortello, der sogleich diese Lieder samt und sonders für abgeschmackte Tändeleien aus späterer Zeit erklärte, verhallte in dem Getöse des allgemeinen Jubels. Namentlich die romanischen Völker, allen voran die Franzosen, eigneten sich die neue lyrische Erscheinung in Übertragungen und zahlreichen, durch zwei Jahrhunderte sich fortsetzenden Nachbildungen an. Bald folgten ihnen die Engländer, zuletzt auch die deutschen Dichter.

Nach vereinzelten, meist mißglückten Versuchen während des siebzehnten Jahrhunderts, Anakreon in deutschen Versen nachzuahmen, drang etwa seit 1700 die französische Poesie des leichten Lebensgenusses, die kurz zuvor in England Schule gemacht hatte, auch bei uns ein. Friedrich von Hagedorn wurde ihr erster künstlerisch bedeutender Vertreter, ein anmutiger, zugleich maßvoller und sittlich edler Sänger heiterer Freude. Unmittelbar wirkte auf ihn Anakreon noch kaum recht ein; sein Vorbild unter den antiken Dichtern war vielmehr Horaz, der Odensänger sowohl wie der Satiriker und Verfasser lehrhafter Episteln. Hagedorn war noch kein richtiger Anakreontiker, aber ein Bahnbrecher für die unmittelbar auf ihn folgende Anakreontik in Deutschland, die auch von ihm selbst wie von seinem römischen Lieblingsdichter noch lange die kräftigsten Einflüsse empfing. Die eigentliche deutsche Anakreontik, die unmittelbar von den durch Henricus Stephanus zuerst veröffentlichten griechischen Gedichten abhängig war, nahm erst im Winter 1739/40 zu Halle ihren Ursprung. Ihre ersten echten Erzeugnisse waren die „Scherzhaften Lieder" Gleims (1744—1745), der „Versuch eines Wormsers in Gedichten" von Johann Nikolaus Götz (1745) und die Übersetzung des Anakreon, d. h. der unter seinem Namen gehenden spätgriechischen Gedichte, durch Uz und Götz (1746). Neben den verschiedenen Bändchen, die Gleim in den nächsten Jahren veröffentlichte, folgten 1749 die „Lyrischen Gedichte" von Uz, 1751 Lessings „Kleinigkeiten", jene durch außerordentliche formale Eleganz, diese durch eine gewisse burschikose Frische vor den sonstigen gleichartigen Versuchen ausgezeichnet, jene vornehmlich erotischen Inhalts, diese hauptsächlich dem Lobe des Weins gewidmet. Lessing und Uz wandten sich in ihrer Poesie bald ernsteren Aufgaben zu; neben ihnen griff aber die Anakreontik immer weiter um sich. Weiße,

Cronegk, einzelne der Bremer Beiträger und namentlich viele Dichter von untergeordneter Begabung, Dreyer, Patzke, Ewald, Lieberkühn und andre huldigten ihr. Soweit die deutsche Lyrik nicht in die religiöse Richtung einlenkte, wurde sie fast völlig durch die Anakreontik beherrscht. Immer und immer wieder wurde dabei derselbe, an sich nicht eben bedeutende Inhalt .abgeleiert, nur selten durch ein neues Motiv, eine vorher noch nicht abgebrauchte neckische oder epigrammatische Wendung einigermaßen aufgefrischt. Die bequeme reimlose Versform, die sich mit den griechischen Liedern eingebürgert hatte, erleichterte noch die poetische Arbeit. So schossen denn im Anfang der fünfziger Jahre massenhaft sogenannte Anakreontische Oden von zweifelhaftem Wert auf, und der satirische Abraham Gotthelf Kästner hatte ein Recht, den nach poetischem Ruhme begierigen, aber des künstlerischen Talentes gänzlich ermangelnden Dichterling in der Verlegenheit, daß er kein Haller oder Hagedorn, kein Gellert oder Elias Schlegel werden, nicht mit Klopstock oder Lessing wetteifern könne, ausrufen zu lassen:

„Was Henker soll ich machen,
Daß ich ein Dichter werde?
Gedankenleere Prose
In ungereimten Zeilen,
In Dreiquerfingerzeilen,
Von Mägdchen und von Weine,
Von Weine und von Mägdchen,
Von Trinken und von Küssen,
Von Küssen und von Trinken,
Und wieder Wein und Mägdchen,
Und wieder Kuß und Trinken,
Und lauter Wein und Mägdchen,
Und lauter Kuß und Trinken,
Und nichts als Wein und Mägdchen,
Und nichts als Kuß und Trinken,
Und immer so gekindert,
Will ich halbschlafend schreiben.
Das heißen unsre Zeiten
Anakreontisch dichten."

Trotz solchem Spotte, dem Kästner auch in Prosa wiederholt einen drastischen Ausdruck gab, und trotz der Mißachtung, in welche die ausartende Anakreontik allmählich überhaupt beim deutschen Publikum geriet, erstreckten sich die Wirkungen dieser Dichtungsweise doch über drei volle Jahrzehnte in unserer Litteratur bis hinein in den Beginn der schönsten Blüte unserer Lyrik. Klopstock zwar und seine Schule blieb von den Einflüssen der Anakreontik so gut wie unberührt; so gern er auch in seiner

Jugend genußfreudige Lieder sang und verbreitete, als Dichter fühlte er sich zu ernsteren Aufgaben berufen, und die paar Anakreontischen Motive, die sich gelegentlich in seine Poesie einstahlen, kommen bei der Würdigung derselben kaum in Betracht. Mehr schon ging von der Anakreontik, hauptsächlich allerdings von ihren französischen Vertretern, auf Wieland über, zumal während seiner mittleren, Biberach-Erfurter Periode. Leichte Lebenslust und sinnlichen Genuß predigte damals seine Dichtung, mit anmutigster Heiterkeit liebenswürdig plaudernd und tändelnd. Keine mächtige Leidenschaft entflammte ihn; alles war ein Werk des geistreich spielenden Witzes, der auch das antikisierende Kostüm der Anakreontik bis auf die Amoretten, Zephyre und Grazien nicht verschmähte. Namentlich aber pflegte der Halberstädter Kreis lange mit regstem Eifer die Anakreontische Poesie. Gleim blieb ihr unwandelbar treu; im gleichen Geiste wetteiferten mit ihm seine jungen Freunde, besonders Johann Benjamin Michaelis, Johann Georg Jacobi, Klamer Schmidt. Auch sonst dauerte in unserer Lyrik diese Strömung noch geraume Zeit fort. Neben vielen andern gleichzeitigen Sängern von geringerer Bedeutung war auch der junge Goethe der echte Schüler der deutschen Anakreontiker. Was er als Student in Leipzig und Straßburg, und noch das eine und andere Lied, das er darnach in Frankfurt dichtete, stand unter ihrem Einfluß, glich, äußerlich betrachtet und auf die einzelnen poetischen Motive geprüft, nicht selten genau genug den verliebt schäkernden Versen Weißes und der empfindsamen Zöglinge Gleims. Was aber bei diesen und überhaupt in der früheren Anakreontik meist nur herkömmliches Spiel und konventioneller Tand gewesen war, das wurde bei Goethe bald Ausdruck und Symbol eines echten, warmen, tiefen und innigen und namentlich ganz und gar individuellen Empfindens. In diesem Sinne bedeuteten die Lieder an Friederike den künstlerisch vollendenden Abschluß und ein Gedicht wie „Kleine Blumen, kleine Blätter“ die Krone der gesamten deutschen Anakreontik. —

Ziemlich gleichzeitig mit der Belebung, die das fast ganz in lehrhafter Nüchternheit erstarrte deutsche Empfinden durch die Anakreontik erfuhr, wenn auch der Ausdruck des Gefühls hier oft äußerlich und manieriert blieb, kam noch ein anderer, echterer Lebensgehalt in unsere Dichtung. Die Persönlichkeit und die Thaten Friedrichs des Großen wurden das würdige Thema der deutschen vaterländischen Lyrik, die bis dahin lange Zeit eines bestimmten, preiswerten Zieles nahezu ganz entbehrt hatte, und boten bald unserer gesamten Litteratur neue, mächtige Anregung. Und zum Teil dieselben Dichter, die als Hauptvertreter der Anakreontik gelten konnten, wie Gleim und Lessing, waren auch hervorragende Begründer der preußisch-patriotischen oder vielmehr Fritzischen Poesie in Deutschland.

Friedrich der Große war selbst ein Fremdling in unserer Litteratur. Was er von ihr kannte, gehörte beinahe samt und sonders jener Periode im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an, da die deutsche Sprache und

deutsche Dichtung sich aus dem tiefsten Verfall nur erst kaum mit ganz ungenügenden Kräften zu erheben bemühte, der Periode vor dem Auftreten Hallers und Hagedorns. Kein Wunder, daß sein an den Meisterwerken der antiken und der neueren ausländischen Litteratur gebildeter künstlerischer Geschmack von jenen mißglückten Versuchen seiner Landsleute abgestoßen wurde. Er wandte seine volle Teilnahme der französischen Litteratur zu, die seit fast einem Jahrhundert zur höchsten künstlerischen Entfaltung gelangt war und noch ihre beherrschende Stellung im Geistesleben aller europäischen Völker nicht eingebüßt hatte. Er schrieb und dichtete in französischer Sprache; französische Poeten und Gelehrten bildeten seinen Umgang. Vergeblich waren alle Bemühungen, ihn wieder für deutsche Dichterwerke zu interessieren; des mächtigen Aufschwunges, den unsere Poesie gerade während seiner Regierungszeit nahm, hatte er nicht acht. Nicht lieblos und gleichgültig stand er unserer werdenden Litteratur gegenüber, aber ohne jegliches Verständnis. Er wünschte aus vollem Herzen auch ihr die Reife, die ihn an den Werken des Auslands entzückte; aber er wußte nicht und wollte nicht merken, daß auch die deutsche Dichtung bereits dieser Reife entgegenzublühen begonnen habe. Von den schönwissenschaftlichen Werken, die seit seiner Thronbesteigung in deutscher Sprache erschienen waren, kannte er, von ganz wenigen, unscheinbaren oder geringwertigen Ausnahmen abgesehen, kaum ein einziges. So wurde er der äußern Form dieser Dichtung immer fremder, und als ihm zuletzt wirklich bedeutende Erzeugnisse derselben vorgelegt wurden, fand er auch für sie nicht mehr das Verständnis. Nichts zeigte diese Mischung von bestem Willen und gänzlicher Unkenntnis des Vorhandenen und seines Wertes deutlicher als die seltsamen Urteile über neuere deutsche Dichtungen und die Vorschläge zur Hebung deutscher Sprache und Litteratur, die Friedrich 1780 in seiner vielbesprochenen, mit allerlei Entgegnungen und Widerlegungen bedachten Schrift „De la littérature allemande“ zum besten gab.

Und doch bedeutet die Erscheinung Friedrichs des Großen auch unmittelbar für unsere Litteratur außerordentlich viel. Mit ihm trat in die Reihe der deutschen Fürsten nach geraumer Zeit wieder einmal ein wahrhaft großer Mensch, ein Genie, wie die gesamte politische Geschichte nur äußerst wenige kennt, und zugleich ein Charakter, der in dieser Verbindung mit staatsmännischem, kriegerischem und wissenschaftlich-künstlerischem Genie geradezu einzig in der Weltgeschichte ist. Er brachte den verachteten deutschen Namen wieder zu Ehren bei den Ausländern, er machte deutsche Waffen wieder gefürchtet, er festigte und beförderte in jeder Weise das Volks- und Staatsleben seines Landes. Wie seine Persönlichkeit die Bewunderung aller vom Parteihaß nicht verblendeten Edeldenkenden erntete, so mußten seine Thaten im Frieden und namentlich im Krieg die helle Begeisterung aller patriotischen Herzen entzünden. An sie knüpfte unmittelbar die deutsche Dichtung an; der männlich-starke,

kühn vorwärts dringende Geist, den diese Thaten bekundeten, fing nun auch an, unsere Litteratur zu beseelen. Ebenso kam ihr in erster Linie die geistige Freiheit und wissenschaftliche Bildung zu gute, die Friedrich nach Kräften in seinem Staate förderte und verbreitete. Friedrich wurde das Vorbild und das Ideal der deutschen Dichter; was er auf politischem Gebiete für unser Volk gethan und errungen hatte, das wollten sie nun auch im Reiche des Geistes und der Kunst für uns erobern und sichern. Und wie er mit übermenschlicher Kraft arbeitete, um trotz der ungeheuersten Hindernisse und im Kampf mit Gegnern, die ihn zu erdrücken drohten, ein chimärisch erscheinendes Ziel zu erreichen, so stellten auch sie der deutschen Wissenschaft und Kunst, die in ihrer Entwicklung hinter dem Geistesleben fast aller europäischen Völker zurückgeblieben war, unerhörte Aufgaben, wie sie noch keines dieser Völker gelöst hatte, Aufgaben, die, wie die Thaten des großen Königs, eine über das gewöhnliche Menschenmaß weit hinausgehende Geisteskraft, Ausdauer und Selbstzucht erforderten, wenn die überkühn Strebenden nicht kläglich und lächerlich scheitern sollten. Und es war der wirklich in unserer Litteratur lebende Geist Friedrichs des Großen, der das großartig in ihr Geplante und Begonnene großartig zum Ziele führte und so sie selbst in jähem Aufschwung aus tiefster Niedrigkeit auf eine alle Nachbarlitteraturen überragende Höhe hob.

Dieselben Hallenser Dichter, die durch ihre Versuche in reimlosen Versen der Anakreontik vorarbeiteten, Pyra und Lange, stehen auch an der Spitze der preußisch-patriotischen Dichter, die Friedrich II. besangen. Zuerst noch zaghaft stimmte Gleim während des zweiten schlesischen Feldzugs in ihre Weisen ein. Mit kräftigem Pathos ließ 1749 Klopstock sein dem kämpfenden Könige zujauchzendes Kriegslied ertönen, um später freilich nur noch grollende Verse gegen Friedrich, den Eroberer, Freigeist und litterarischen Nachahmer des Auslands, zu richten. Recht eigentlich Mittelpunkt der deutschen Litteratur wurde Friedrich seit dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Gleichzeitig mit dem großen Könige begann damals Lessing, unter allen deutschen Autoren am meisten von Fritzischem Geist erfüllt, seine die deutsche Kunst befreienden Siege zu erfechten. Die „Litteraturbriefe“ traten ans Licht; zum „Laokoon“ und zur „Dramaturgie“ wurde der Grund gelegt. Mehrere Trauerspiele, die kriegerisches Heldentum und stoischen Todesmut verherrlichen sollten, wurden entworfen und fragmentarisch ausgeführt, der Einakter „Philotas“ vollendet. In „Minna von Barnhelm“ aber entstand, um Goethes Worte zu gebrauchen, „die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von specifisch temporärem Gehalt“, die „wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt“. Neben Lessing stellte sich Gleim mit seinen von volkstümlicher Begeisterung für den Heldenkönig erfüllten preußischen „Grenadierliedern“, die an Weiße und zahlreichen andern, meist geringeren Dichtern eifrige Nachahmer fanden, wie

denn auch aus Gleims späteren patriotischen Gesängen ihre Grundstimmung immer wieder, nur abgeschwächt, hervorklang. Näher an Lessing schloß sich Ewald von Kleist an, der Offizier Friedrichs des Großen, der seinen kriegerischen Mut auf dem Schlachtfelde todesfreudig bewährte, sparsam als Dichter, aber gleich Lessing bestrebt, unsere Litteratur mit nationalem Gehalte zu erfüllen, gleich ihm in seinen letzten, reifsten Dichtungen vom echten Geiste Friedrichs beseelt. Äußerlicher pflegte Ramler den specifisch preußischen Patriotismus, mit dem er als ein deutscher Horaz eine Ode um die andere auf seinen Augustus und dessen Hauptstadt Berlin verfaßte, und mit ihm verkündigten noch zahlreiche Poeten niedrigeren Ranges in Oden, Liedern, Epigrammen und andern Gelegenheitsgedichten mit vollen Backen schwülstig und affektiert und immer mehr oder weniger schablonenhaft das Lob des preußischen Königs. Auch die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach eleganterer Form und populärer Verbreitung strebende wissenschaftliche Prosa in Deutschland, besonders die aufklärerische Litteratur mit moralphilosophischem oder publicistischem Inhalt, ergriff gern die Gelegenheit, in die Verherrlichung Friedrichs einzustimmen. Selbst aus dem Süden Deutschlands, wo man im allgemeinen der norddeutschen patriotischen Begeisterung gleichgültig gegenüberstand, und aus der Schweiz, wo die meisten in republikanischer Voreingenommenheit das Lob eines Königs nicht begreifen und noch weniger billigen wollten, drang die eine und andere laut rühmende Stimme herüber. So war z. B. die Schrift des allerdings in Norddeutschland wirkenden Ulmers Thomas Abbt „Vom Tode fürs Vaterland" durchaus von dem echten preußischen Patriotismus eingegeben, auch wo der Verfasser nicht ausdrücklich mit enthusiastischen Worten seine Bewunderung Friedrichs aussprach. In der Schweiz aber begann der Schwabe Wieland während des siebenjährigen Krieges sein umfangreich angelegtes Epos „Cyrus", das das Ideal eines Regenten und Helden mit Zügen darstellen sollte, die sehr oft der Gestalt und dem Leben des großen preußischen Königs abgelauscht waren. Und auch hier in dieser Fritzischen Litteratur, wie in der Anakreontik, stehen die größten Dichter unserer klassischen Periode am Ende der langen Reihe deutscher Autoren, denen Friedrichs Thaten zum Thema und zur Quelle ihrer poetischen Begeisterung geworden waren. Bald nach dem Tode des alten Königs trug sich Schiller mit dem Gedanken, ihn zum Helden einer epischen Dichtung zu machen, in der sich sein ganzes Jahrhundert abspiegeln sollte; der Plan blieb freilich dann ebenso wie andere epische Entwürfe Schillers aus derselben Zeit unausgeführt. Wenige Jahre darauf zeichnete Herder, der sich verhältnismäßig selten über Friedrich geäußert hatte, in den „Humanitätsbriefen" mit großen Strichen das Bild des Königs, dessen Charakterzüge ihm namentlich aus seinen schriftstellerischen Werken überzeugend und höchste Bewunderung einflößend entgegengetreten war. Goethe endlich hatte sich zwar 1781 zu denen gesellen wollen, die Friedrichs irrige Anschauungen

von dem damaligen Stand unserer Litteratur zurückwiesen; aber nichtsdestoweniger sah er zu der imponierenden Erscheinung des preußischen Königs, dessen Walten er bei einem Besuche Berlins und Potsdams 1778 selbst aus der Nähe kennen gelernt hatte, jederzeit voll inniger Verehrung auf, und er war es, der in „Dichtung und Wahrheit“ die Bedeutung Friedrichs für unsere nationale Litteratur bei aller Kürze am nachdrücklichsten hervorhob. —

In der folgenden Auswahl sind diejenigen bedeutenderen Anakreontiker und preußisch-patriotischen Lyriker vertreten, die nicht schon in anderem Zusammenhang in Kürschners „Deutscher National-Litteratur“ behandelt sind, also Hagedorn, Gleim, Uz, Kleist und Ramler, denen sich bescheiden die preußische Sappho, die zu ihrer Zeit hochgefeierte Karschin, anschließen mag. Wie von ihren zahlreichen Reimereien, so konnte ich auch von Gleims unerschöpflich bis ins späteste Greisenalter hervorquellenden Gedichten nur kärgliche Proben mitteilen. Verhältnismäßig reicher konnte meine Auslese bei Hagedorn, Uz, Kleist und Ramler ausfallen; aber auch da blieb sie immer nur eine Auslese, die sich notgedrungen auf die litterargeschichtlich wichtigsten und künstlerisch besten Leistungen dieser Dichter beschränkt. Ihre weniger hervorragenden Arbeiten wurden gleich dem Leben und Wirken einiger geringerer Poeten, die mit den genannten Autoren im engen Zusammenhang standen, wie Pyra, Lange, Götz, nur kurz in den Einleitungen charakterisiert. Bei diesen Einleitungen wie bei der Behandlung der Texte konnte ich mehrfach vortreffliche Specialuntersuchungen und kritische Ausgaben (besonders von August Sauer, doch auch von Witkowski, Schüddekopf, Petzet und andern) benützen. Über sie vermochte dann freilich meine Arbeit, zumal ich mich immer viel kürzer zu fassen hatte als meine Vorgänger, im einzelnen nur selten mehr hinauszukommen. Doch auch wo ich ohne so gründliche Vorarbeiten etwa eine Richtung in der Poesie Hagedorns oder Gleims halb und halb zum erstenmal litterargeschichtlich etwas genauer zu betrachten versuchte, werden meine Andeutungen, die weiter nichts sein wollen als Andeutungen, eine künftige gründliche Specialuntersuchung keineswegs überflüssig machen.

Leider konnte ich die folgende Auswahl nicht in einem Zuge ununterbrochener Arbeit fertig stellen; ich mußte oft, durch anderweitige Aufgaben in Anspruch genommen, ein halbes Jahr und selbst länger aussetzen, bis ich wieder zu den Anakreontikern und preußisch-patriotischen Lyrikern zurückkehren konnte. So sind, seit ich die Einleitung zu Hagedorn schrieb, bereits über zwei Jahre verstrichen, in denen sich mir der eine oder andere kleine Nachtrag zu diesem längst gedruckten Abschnitte meiner Arbeit darbot. Ich hätte z. B. vielleicht auch auf die Bedeutung der Arien in den Kantaten, Oratorien und überhaupt in der musikalischen Lyrik der Niedersachsen hinweisen sollen, die hauptsächlich durch Brockes' Vermittlung, doch auch unmittelbar auf Hagedorn und durch ihn auf

die Entwicklung der spätern deutschen Lyrik einwirkte. Ferner macht mich Herr Dr. Amad. Schmidt-Temple, der sich mit jenem ganzen Hamburgischen Dichterkreis und seinen Beziehungen zur ausländischen Litteratur genauer beschäftigt, darauf aufmerksam, daß Hagedorn bei seinen erweiternden Umschreibungen Martialscher Sinngedichte ein unmittelbares Vorbild an den französischen Epigrammatikern hatte, deren gleichartige Versuche ihm aus dem auch sonst von ihm benützten „Nouveau recueil des plus belles épigrammes des poëtes français“ bekannt sein mußten.

München, im April 1894.

Franz Muncker.

# Anakreontiker

und

# preußisch-patriotische Lyriker

Erster Teil

## Hagedorn. Gleim

Herausgegeben

von

Franz Muncker

# Friedrich von Hagedorn.

# Einleitung.

Am Eingange zur deutschen Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts steht neben dem Schweizer Albrecht von Haller der Norddeutsche Friedrich von Hagedorn. Im nämlichen Jahre geboren, stellenweise auch unter ähnlichen litterarischen Einflüssen gebildet, haben die beiden gleich mächtig und, im ganzen betrachtet, gleich wohlthätig auf die folgende Entwicklung unserer Poesie eingewirkt; aber wie ihr persönlicher Charakter und der äußere Gang ihres Lebens, so läßt sie auch die ganze Art, Inhalt, Form und Tendenz ihrer Dichtung nahezu als geistige Antipoden erscheinen. Neigte sich Haller zu Schwermut und Ernst, so war heiterer Frohsinn das Grundelement in Hagedorns Natur. Unermüdlicher Arbeit widmete jener, behaglichem Genusse dieser sein Leben. Jener mußte geraume Zeit hart mit der Ungunst seines Geschickes ringen, bis er den Platz sich eroberte, den er für sein ausgebreitetes, stets auf das Höchste gerichtetes Wirken bedurfte; dieser, bescheidener und lässiger im Streben nach Ehre und bürgerlichem Rang, war ein Liebling des Glückes, das ihn mehr als einmal aus drohender Bedrängnis unvermutet rettete und ihm mühelos ein bequemes Dasein nach seinem Wunsche bereitete. In Hallers ungeheurer litterarischen Thätigkeit nahm die Poesie, so Bedeutendes er auch in ihr leistete, nur



A. Graff gem. M. Steinla gest.

Hagedorn

einen kleinen Raum ein, in welchem der hernach fast ausschließlich der Wissenschaft gehörende Verfasser sich namentlich während seiner Jugend gern ergangen hatte; Hagedorns Schriftstellerei war so ziemlich in seinen dichterischen Arbeiten erschöpft, und so verließen ihn diese auch nicht bis in seine letzten Jahre. Auch als Dichter war Haller ernster, Hagedorn vorwiegend heiter. Gedankenreichtum und Tiefsinn zeichnete jenen, Zärtlichkeit des Empfindens diesen aus. Jener berührte auch in seiner Poesie fast immer die höchsten Gipfel des geistigen und sittlichen Lebens; dieser erhob sich selbst, wo er lehrend auftrat, selten über ein bescheidenes Mittelmaß dessen, was der Mensch leisten und erstreben soll. Immer voll Kraft und Pathos, kargte jener mit den Worten, suchte dafür aber, was er sagte, möglichst bedeutend und nachdrücklich auszugestalten, sogar auf die Gefahr hin, bisweilen schwerfällig zu werden; dieser hingegen schätzte Anmut und Zierlichkeit am höchsten, er wurde der erste Meister des liebenswürdigen Geplauders in unserer Litteratur, stets etwas umständlich, aber auch stets amüsant, gefällig und in der sprachlich-metrischen Form von erstaunlichem Reize. Von den folgenden deutschen Dichtern haben die hervorragenderen gemeinsam von Haller und Hagedorn gelernt. Einseitiger galt Hallers Vorbild besonders bei seinen schweizerischen Genossen in der Litteratur und bei vereinzelten, hauptsächlich im Pietismus befangenen norddeutschen Poeten. Hagedorn aber gewann den größten Einfluß auf eine bald durch ganz Deutschland verbreitete Schar heiterer Sänger, die nur in wenigen Fällen gelegentlich auch einmal bei dem Berner Dichter in die Schule gingen, auf die sogenannten Anakreontiker. Ohne daß er unmittelbar zu ihnen zu zählen wäre, kann er deshalb doch füglich an ihre Spitze gestellt und in engem Zusammenhange mit ihnen betrachtet werden.

Friedrich von Hagedorn stammte aus einem alten Adelsgeschlechte, das ursprünglich im Paderbornischen seinen Sitz gehabt haben dürfte, später aber namentlich in dänischen Diensten stand. Sein Vater Hans Stats von Hagedorn (1668—1722) war dänischer Konferenzrat und Resident im niedersächsischen Kreise zu Hamburg, ein im diplomatischen Verkehr geachteter Beamter, zugleich ein litterarisch gebildeter Mann, der eine beträchtliche Anzahl von Büchern, besonders in französischer Sprache, besaß und mit den angesehensten deutschen Dichtern seines Wohnortes, mit Hunold, Feind, Amthor, Wernicke, Richey, wohl auch mit Brockes und König, fleißigen Umgang pflegte. Als ältester Sohn aus seiner Ehe mit Anna Maria geb. Schuhmacher wurde ihm am 23. April 1708 Friedrich von Hagedorn zu Hamburg geboren. In glücklichen und geistig anregenden Verhältnissen verlebte der Knabe neben seinem Bruder Christian Ludwig (1713—1780), dem nachmaligen Kunstschriftsteller, seine Kindheit. Ein Hauslehrer leitete ihre Erziehung, überwacht von dem Vater, der an den frühzeitigen Regungen des dichterischen Talentes in Friedrich seine unverhüllte Freude hatte.

Aber all das änderte sich, als im Dezember 1722 der Konferenzrat

starb. Schon in den letzten Jahren vorher hatten Unglücksfälle, auch eigene Unvorsichtigkeit sein Vermögen empfindlich vermindert; nun befand sich die Witwe mit den zwei Söhnen sogar in einer sehr beschränkten Lage. Gleichwohl versäumte sie nichts, was zur Ausbildung der beiden erforderlich schien. Friedrich kam 1723 in das Hamburger Gymnasium, wo er den Unterricht ausgezeichneter Lehrer genoß, und bezog 1726 als angehender Jurist die Universität Jena. Am 20. April wurde er hier immatrikuliert. Auf seine Berufswissenschaft verwandte er keinen großen Fleiß; dagegen scheint er mit philosophischen und vielleicht auch geschichtlichen Studien sich mehr vertraut gemacht zu haben und trug vor allem Sorge, seine Kenntnis der schönen Litteratur nach Kräften zu erweitern. Auch stellte er seine eigenen Versuche in der deutschen Dichtkunst nicht ein. In einem Briefe an Christian Friedrich Weichmann, den Herausgeber der sechsbändigen Sammlung der „Poesie der Niedersachsen", die auch einige Gaben der Hagedornschen Muse brachte, entschuldigte er sich ausdrücklich wegen seines dichterischen Fleißes; er halte diese Beschäftigung in Nebenstunden für nützlicher, rühmlicher und angenehmer, „als bei dem zeitverderblichen Bierschwelgen ein neues Mitglied der Gesellschaften der Estravaganti oder Spensierati abzugeben". In das wüste Jenenser Studententreiben dürfte sich demnach Hagedorn nicht eben tief eingelassen haben.

Lange blieb er überhaupt nicht an der Universität. Schon im Dezember 1727 befand er sich wieder in Hamburg „gewisser Kopenhagener Umstände" wegen, die ihm Hoffnung auf eine baldige Anstellung in dänischen Diensten erweckt hatten. Allein seine Erwartung erfüllte sich nicht so schnell, wie er gemeint hatte. Er brachte das ganze Jahr 1728 und ein gut Teil des folgenden in seiner Vaterstadt zu, steuerte, wie schon früher einmal, einen Aufsatz zu einer der dortigen moralischen Wochenschriften bei und veranstaltete schüchtern und halb anonym auf das wiederholte Zureden älterer Freunde im April 1729 die erste, aus sechzehn Nummern bestehende Sammlung seiner poetischen Erzeugnisse: „F. von H. Versuch einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden". Erst nach dem Abschluß dieses Büchleins scheint er die Stelle eines Privatsekretärs bei dem Freiherrn von Söhlenthal, dem dänischen Gesandten am englischen Hof, erhalten zu haben; ihm folgte er 1729 nach London. Mit der Zufriedenheit seines Vorgesetzten erwarb er sich hier auch das Wohlwollen derer, mit denen er sonst zu thun hatte. Seine Gewandtheit in der englischen Sprache, in der er schon nach Jahresfrist zwei kleine Schriften für den Druck verfaßte, erregte allgemeines Erstaunen. Ihm selbst sagte der große Zuschnitt des weltstädtischen Lebens augenscheinlich zu; aber die Mutter, die sich mit ihren altbürgerlichen, engen Anschauungen von Ordnung und Sittlichkeit in das freiere, nicht immer ängstlich korrekte Treiben des Jünglings nicht finden konnte, verhehlte bei aller Freude über die vermeintlichen herrlichen Aussichten ihres Friedrich doch auch

ihren Kummer nicht, daß er „noch immer sein Geld schlecht anlege". Bald sollten ihre Klagen noch bittrer werden.

Im Juni 1731 verließ Söhlenthal England. Auf der Rückreise, die er über Brabant und Holland machte, sollte Hagedorn ihn nach seiner ursprünglichen Absicht begleiten. Nachher aber stellte sich heraus, daß in dem Wagen des Gesandten für den Sekretär nicht auch noch Platz war; dieser erhielt daher den Auftrag, geraden Weges zu Schiff von London nach Hamburg zu fahren. Widrige Winde hielten ihn auf, so daß er nach mehreren Wochen daselbst eintraf, als sein Chef bereits von Hamburg weiter zum Könige von Dänemark gereist war. Seine Hoffnung, durch die Vermittlung Söhlenthals, der zum Präsidenten am Obergericht in Schleswig ernannt worden war, die Anwartschaft auf eine Sekretärstelle ebenda zu bekommen, schlug jetzt fehl; er war wieder allein auf sich angewiesen. Ein kleines Einkommen floß ihm in diesen Tagen von einer Vikariatspfründe bei dem hamburgischen Domkapitel und von einem Bergwerkskuxe zu Klausthal zu. Aber das reichte für seine Ansprüche nicht, und die Mutter, die sich armselig einschränkte, um nur die Mittel für das Studium ihres jüngeren Sohnes an der Universität zu Altdorf aufzubringen, konnte ihm nichts geben. So nahm er im Herbst 1731 zu ihrem bittern Jammer — denn ihr Standesbewußtsein sträubte sich heftig dagegen — eine Stelle als Hofmeister bei dem Sohne eines in Hamburg residierenden Gesandten an. Seine Zeit wurde nun zwar dadurch stark in Anspruch genommen; aber die Eltern seines Zöglings begegneten ihm so freundlich und sorgten für ihn so freigebig, daß er zum Trost der Mutter nicht weniger zufrieden war, „als wenn er eine kostliche Charge bei Hofe bediente". Über den Leichtsinn jedoch, mit dem er das mühsam Verdiente „durch dumme Gutheit ohne judicium" wieder verschleuderte, ohne selbst Nutzen davon zu haben, wollte sich die bekümmerte Frau nicht trösten, und was sie sonst von dem ungebundenen Leben ihres Sohnes hörte, das wuchs in ihrer übertreibenden Phantasie übermäßig an und entfremdete sie mehr und mehr von dem trotz aller Unzufriedenheit innig Geliebten. Ohne daß das zerstörte herzliche Verständnis der beiden für einander wieder hergestellt worden wäre, starb Anna Maria von Hagedorn, wie es scheint, plötzlich am 10. Oktober 1732.

Das Jahr darauf wurde ihr Sohn als Sekretär bei dem sogenannten „Englischen Court" in Hamburg, einer alten Handelsgesellschaft, mit dem für jene Zeit ansehnlichen Gehalte von hundert Pfund Sterling angestellt. Das Amt, mit dem überdies die Nutznießung einer bequemen Wohnung verbunden war, lud ihm nicht allzuviel Arbeit auf; er behielt reichliche Muße für den Umgang mit Freunden und für die Pflege der Dichtkunst übrig. Bald darauf heiratete er die Tochter eines in Hamburg lebenden englischen Schneiders, Namens Butler. Sie war weder jung noch schön noch geistreich; aber Hagedorn, den seit seinen Studentenjahren Schulden drückten und trotz seines nunmehrigen guten Einkommens bis an sein Ende weiter drücken

sollten, meinte wenigstens eine reiche Partie zu machen und so mit einem Schlage von aller Geldverlegenheit frei zu werden. Allein diese Voraussetzung erwies sich bald als irrig; dafür gewann er jedoch in seiner Frau eine treue Pflegerin in späteren Krankheiten. Auf die Gestaltung seines ferneren Lebens im höheren Sinne blieb sie ohne Einfluß. Dieses verlief von nun an ohne besondere Zwischenfälle. Seine heitersten Stunden brachte Hagedorn im Verkehr mit gleichgestimmten Freunden zu. So behutsam er in ihrer Wahl war, so durfte er doch die meisten Männer zu ihnen rechnen, die sich in dem damaligen Hamburg durch gesellige Talente und durch Geist auszeichneten. Vor allen andern stand ihm Peter Carpser nahe, als Wundarzt in den weitesten Kreisen hoch gerühmt, aber auch als unterhaltender und anregender Tischgenosse überall geschätzt. Bei ihm oder in dem Dresserschen Kaffeehause fand sich Hagedorn regelmäßig mit seinen Freunden zusammen; hier trafen ihn auch die Fremden am ersten an, die den berühmten Dichter besuchen wollten — und welcher litterarisch höher gebildete Deutsche, der auch nur auf kurze Zeit in Hamburg einkehrte, versäumte das gern? Ein anderer Lieblingsplatz Hagedorns war das Klostergut Harvstehude an der Alster, später ein besuchter Vergnügungsort der Hamburger, damals aber noch ziemlich einsam, so daß der Dichter unter den schattigen Bäumen daselbst manches Lied in seinem Geiste zur Reife bringen konnte. Was dieses behagliche Leben an Genüssen ihm darbot, das kostete Hagedorn unbefangen. Als sorgloser Lebemann ließ er sich die Tafelfreuden sogar nicht selten etwas zu reichlich schmecken. Mit eine Folge solchen Übermaßes waren Anfälle von Podagra, die ihn frühzeitig heimsuchten, und seine letzte Krankheit, die Wassersucht. Was er in der übermütigen Laune des Weines öfters gesagt hatte, ein ehrlicher Mann müsse nur fünfundvierzig Jahre lang leben wollen, das traf beinahe wörtlich bei ihm ein. Er starb am 28. Oktober 1754, von seinen Freunden und von allen Verehrern deutscher Poesie herzlich beklagt, wegen seiner persönlichen und litterarischen Verdienste in deutschen und in französischen Versen überschwänglich besungen. Seine Witwe überlebte ihn um mehrere Jahre.

Die angeborene Liebenswürdigkeit Hagedorns zeigte sich nicht nur in dem heiteren Humor, mit dem er die gesellige Unterhaltung unter Freunden würzte; sie erwies sich noch schöner in seiner Neigung, fremde Vorzüge höher als die eigenen zu schätzen, und in seiner Gleichgültigkeit gegen äußere Vorrechte seines Standes. Dünkel, Einfalt und Bosheit verfolgte er mit bitterem Spotte; sonst erlaubte er sich zwar gern einen harmlosen Scherz, vermied aber jede Art von verletzender Satire. Bedürftigen spendete er reiche Wohlthaten, mehr als seine Mittel es ihm eigentlich gestatteten; so ganz „ohne judicium" aber, wie einst seine Mutter geklagt hatte, übte er diese „Gutheit" doch nicht aus. Höheren Wert verlieh er seinen Spenden vornehmlich durch die Art, wie er sie gab. Er half ohne Säumen, und seine Hilfe erniedrigte den Unterstützten nicht. Die Humanität

und Urbanität seines Wesens erschien hier in einem besonders hellen Lichte. Dankbar erfuhren diese edle Freigebigkeit unter andern der „Bauerssohn“ Gottlieb Fuchs, der sich in Leipzig an die Bremer Beiträger anschloß*), und ein zweiter Dichter, der blinde Christian Friedrich Enderlein, den Fuchs seinem Wohlthäter empfohlen hatte. Hagedorn wollte eben auch in andern das Gefühl nicht unterdrücken, das er für sich selbst am höchsten achtete, das Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit. Von Hofdienst und Schmeichelei wollte er, der aus dem kleinlichen Formenzwang und Rücksichtenkram des deutschen Staats- und Gesellschaftslebens zu den freieren englischen Verhältnissen mit Liebe und Bewunderung aufblickte, nichts wissen. Freiheit galt ihm im bürgerlichen Leben über alles; dieselbe Freiheit wollte er aber auch in wissenschaftlichen und künstlerischen Fragen gewahrt sehen. Er war kein Anhänger einer irgendwie einseitigen Partei, wie er kein Mann des Kampfes, auch nicht des litterarischen Streites, war. Aller Engsinn im Leben wie in der Wissenschaft war ihm zuwider. So strebte er auch bei sich wie bei andern stets über die beschränkte Fakultätsgelehrsamkeit hinaus nach moderner, internationaler Bildung: „Man muß ein Europäer und mehr als das sein, um nicht bloß eine einheimische Vernunft und ein ingenium glebae zu haben.“ Er selbst wollte kein Gelehrter von Beruf heißen, sondern behauptete, als ein Dilettant in den Wissenschaften sich nur mit dem zu befassen, was ihm schön, angenehm und betrachtungswürdig erscheine. Dessen war aber eine große Menge. Namentlich zog ihn alles an, was mit der Litteratur, sei es der antiken oder der modernen, der deutschen oder der fremden, irgend zusammenhing; trug er sich doch noch in seinen letzten Lebensjahren mit dem (ernstlich vorbereiteten, aber nicht ausgeführten) Plane, Briefe über litterarische und kritische Gegenstände zu verfassen. Aber auch der Sinn für Philosophie, der in ihm zu Jena durch die akademischen Fehden über Wolffs Lehre geweckt worden war, blieb stets in ihm lebendig; das Interesse an der Geschichte regte sich, und dazu gesellten sich bald allerlei, ziemlich polyhistorische Kenntnisse. An ein methodisches und systematisches Studium dachte er nur in den seltensten Fällen; meistens zielte seine Absicht nur auf ein eifriges, aber wahllos buntes Lesen ab. Lektüre war ihm hoher Genuß, kräftiger Trost noch auf seinem Sterbebette, und seine ungewöhnliche Gewandtheit in mehreren Sprachen — er las und schrieb das Französische und Englische so leicht wie das Deutsche und war außer den alten Sprachen auch des Italienischen vollkommen mächtig — ermöglichte ihm in den Büchern, die er las, eine beständige Abwechselung. Die neuen Kenntnisse, die ihm aus dieser mannigfaltigen Lektüre erwuchsen, kamen auch dem Dichter zu Gute. Sie nährten und kräftigten sein angeborenes Talent, indem sie seine Phantasie bereicherten, sein Urteil schärften und seinen Geschmack klärten.

*) Vgl. Deutsche Nationallitteratur Band 43, 1, S. XV f.

Von seiner Kindheit an pflegte Hagedorn Poesie und Litteratur; aber erst, als er zum Manne gereift war, rang er sich zur Selbständigkeit und wahren Schönheit auch auf dem Gebiete der Kunst durch. Was er früher veröffentlicht hatte, zeigte ihn abhängig von verschiedenen und nicht immer guten Mustern. Nach gelegentlichen Knabenversuchen, die litterarisch nicht erwähnt zu werden verdienen, trat er in Hamburger Zeitschriften mit satirischen Aufsätzen gegen galante Müßiggänger oder gegen französisch sich spreizende Gecken und mit einer philosophischen Abhandlung über die Natur der Seelenkräfte hervor, Arbeiten, in denen man den Einfluß seiner jüngsten Lektüre deutlich wahrnehmen konnte. Übersetzungsversuche gingen daneben her, kamen aber, wie z. B. die Verdeutschung einer ästhetischen Schrift des Abbé Massieu, nicht zum Drucke. Dann erschien 1729 die erste Sammlung seiner Gedichte, die er noch nach zwanzig und mehr Jahren als eine jugendliche Übereilung bitter bereute und am liebsten aus der Welt geschafft hätte. Sie zeigte den jungen Verfasser noch recht unfertig und vor allem unfrei.

Theoretisch hatte er zwar meistens gesunde Anschauungen von der Aufgabe des Dichters, die er allerlei Vorgängern verdankte und nun selbst in lehrhaften Versen, in Anmerkungen und in der Vorrede seines Buches klar aussprach. Er redete gern von seinem ungezwungenen oder gelungenen Reim und hatte schon jetzt ein deutliches Bewußtsein von der Notwendigkeit der künstlerischen Feile; aber er wußte nicht minder, daß die bloße Formenrichtigkeit nicht ausreiche. Er forderte einen „Zug von oben“, Wahrheit und Natur, fließend-starke und reizend-männliche Darstellung und besonders Wärme der Empfindung und den „erhitzten Mut“, der weit mehr als Fleiß und Kunst ausrichte.

„Was hilft es, Reim und Reim und Wort und Wort verbinden?
Man soll dies, was man setzt, vorhero selbst empfinden.
Was deine Mus' entdeckt, Verwundrung, Liebe, Pein,
Muß nicht durch Kunst verstellt, es muß gefühlet sein.“

Aber praktisch genügte er in seinen Versen diesen hohen Ansprüchen doch noch keineswegs. Was er hier lieferte, war doch noch zum größten Teile kalte Verstandespoesie oder, so weit wirklich Gefühl und Begeisterung dabei thätig war, das Erzeugnis einer ungesunden, oft unwahren Empfindung, weder in der Darstellung stets stark und männlich noch in Sprache und Vers frei von aller Unbeholfenheit.

Er selbst citierte in seiner Sammlung neben andern, mitunter vortrefflichen Dichtern besonders häufig Horaz. Zweifellos kannte er damals den römischen Lyriker auch schon gründlich; Vorbild für seine eigne Poesie war er ihm aber erst in geringem Maße. Auch die andern ausländischen Dichter, die er daselbst nannte, wirkten damals, wenigstens in formaler Hinsicht, kaum unmittelbar auf Hagedorn ein, sondern nur durch Vermittlung ihrer älteren deutschen Nachahmer. Das gilt selbst von Boileau,

mehr noch von Marini. Der junge Hamburger Sänger hatte als Knabe zuerst diejenige deutsche Dichtung kennen gelernt, die das Gepräge der zweiten schlesischen Schule trug, teils geradezu die Lyrik eines Hofmann von Hofmannswaldau, teils Gedichte, in denen ein starker Nachhall dieser Lyrik deutlich zu vernehmen war. In Hamburg wohnten aber neben den Anhängern dieser Schule auch namhafte Gegner derselben, und gerade sie verkehrten freundschaftlich mit Hagedorns Vater, so Wernicke, Brockes und mehrere Vertreter der durch Canitz und die Hofpoeten begründeten verständig-nüchternen Dichtung. Auch ihre und die von ihnen empfohlenen Werke fielen schon dem Knaben Hagedorn in die Hand. So lernte er einzelne selbständigere Geister in der deutschen Litteratur der jüngsten Jahrzehnte, wie Günther, und mit Opitz verschiedene ältere Dichter kennen, die unmittelbar an diesen sich angeschlossen hatten, wie Gryphius und Rachel, den ersten Poeten, der dem jungen Leser wirklich gefiel.

An sie alle lehnt sich abwechselnd seine eigne Dichtung an. Die gelehrte Kunst Opitzens, namentlich so wie sie nach manchen Ausschweifungen durch Canitz und die Hofpoeten wieder hergestellt wurde, waltet auch in Hagedorns ersten Versuchen. Unmittelbar auf Canitz weisen die Satiren in Alexandrinern zurück und bekunden zugleich durch die Allgemeinheit ihrer Charaktere einen gewissen Zusammenhang mit den moralischen Wochenschriften, die gerade damals Deutschland zu überschwemmen begannen. Im Einzelnen verleugnet sich darin aber auch das Studium Rachels nicht, und besonders der Spott auf die Gelegenheitsreimer klingt unverkennbar an Verse aus der achten Satire des älteren holsteinischen Dichters an. Trotz diesem Ausfall auf den schlimmsten Mißstand der damaligen deutschen Poesie hielt jedoch Hagedorn selbst seine Sammlung keineswegs ganz rein von den herkömmlichen Gelegenheitsgedichten; Günther, Besser, König, Pietsch und die andern zeitgenössischen Lyriker dienten ihm dabei als Vorbilder. Günther und die Sänger des leichtgeschürzten Studenten-, Liebes- und Trinkliedes auf der einen, Brockes auf der andern Seite boten ihm ferner die Muster zu seinen Oden, deren heidnische Mythologie er in der Vorrede besonders entschuldigen zu müssen glaubte, und zu seinen beschreibenden Gedichten. Unter den Bewundrern, die sich in Hamburg um Brockes scharten, war Hagedorn einer der eifrigsten; er besorgte zusammen mit Wilkens noch 1738 eine Auswahl aus den fünf ersten Bänden des „Irdischen Vergnügens in Gott". In spätern Jahren, als er sich von diesem Einflusse frei gemacht hatte, parodierte er in ein paar scherzhaften Gedichten nicht ohne Witz die kleinlich beschreibende Manier seines Hamburger Vorgängers. Aber jene spätern Parodien erscheinen stellenweise zahm gegen einzelne Verse der Sammlung von 1729, in denen er Brockes noch im guten Glauben an dessen Vortrefflichkeit nachahmte. So schilderte er z. B. einen Vergnügungsort bei Jena, der das Paradies genannt war:

„Das kleine Paradies, das von des großen Strand
Der Saale rauschendes holzträcht'ges Wasser trennet,
Zerteilet sich in zwo gedoppelte Alleen.
Von einer Seiten werdet ihr
Die prächt'ge Frühlingstracht der nahen Gärten sehen.
Dort locket das Gesicht der Blumenbetten Zier,
Um deren Buchsbaum viel erhabne Bilder stehen;
Hier will der Blüten lauen Duft
Des Zephyrs süßer Hauch, die dünne Luft,
Dem wohlbewirteten Geruch entgegen wehen.
Der Bäume riechbare, dann rege Nahrungskraft,
Der Knospen dünstender erhitzter Saft,
Macht oft des Laubwerks krumme Gänge
Dem schön bereichertem und flücht'gen West zu enge;
So daß er auch aus ihrem Schatten weicht
Und in den nahen Raum des Paradieses schleicht,
Den ihm vertrauten Schatz auch andern mitzuteilen
Als denen, die im Garten sich verweilen."

Und einige Zeilen weiter kramte er sogar geographisches Wissen in Reimen aus:

„Die Saale (welche aus der Schoß
Des fränk'schen Fichtelbergs entspringet,
Und die
Der Elb- und Muldefluß vereinbart in Barby
Zu Rosenberg verschlinget)" u. s. w.

Auf ein noch bedenklicheres Vorbild deutete ein anderes Gedicht des jungen Hagedorn, das „Schreiben der Kleopatra an den Cäsar": die Anlage und Form desselben war vollständig, der Ton der Darstellung wenigstens zum Teil von den „Heldenbriefen" Hofmanns von Hofmannswaldau entlehnt. Den Stoff verdankte Hagedorn dem Lucan, den erst 1695 Veit Ludwig von Seckendorff in reimlosen Alexandrinern verdeutscht hatte. Auch mit diesem wetteiferte der Jüngling, indem er die Rede des Photinus aus dem achten Buch der „Pharsalia" in regelrechten Reimen übersetzte.

Aber wie abhängig Hagedorn hier auch von den verschiedenartigsten Einwirkungen erschien, an vereinzelten Zügen konnte man doch schon etwas von der Eigenart des künftigen Dichters ahnen. Zwar verriet sich der anmutige poetische Erzähler in der Sammlung von 1729 noch in keiner Weise. Aber der Sänger leichter, melodiöser Lieder kündigte sich bereits, wenn auch nur schwach bemerkbar, in einigen Strophen an. Hatte er von Brockes gelernt, liebevoll-genau die äußere Natur beobachten, hatte er an Günther sein dichterisches Feuer entzündet und bei Opitz selbst und

seinen treuen Anhängern sich den Mut geholt, mit antiker Mythologie und anderm gelehrten Schmuck seine Poesie aufzuputzen, so brachte er selbst schon hie und da muntere, graziöse Beweglichkeit in seine Lyrik; wo seine Vorgänger über ein ermüdendes Schildern nicht hinauskamen, da versuchte er wenigstens eine Art von Handlung, einen gewissen Fortschritt der Empfindung oder Betrachtung auszudrücken. Vor allem aber offenbarte sich schon in den Talentproben des jungen Dichters der werdende Didaktiker und Satiriker. Einzelne Themen, die er Zeit seines Lebens gern variierte, klangen bereits hier an; stofflich entlehnte er schon jetzt das eine und andere von Horaz; besonders aber sprach er an gelegentlichen Stellen der Sammlung von 1729 schon diejenige Lebensanschauung, der er im Leben und Dichten unwandelbar treu blieb, bestimmt genug aus. Als Schüler des Horaz pries er „die Größe eines weislich zufriedenen Gemüts“:

„Ein großer Geist, den nie der Schein betrüget,
Der jedes Ding nach seinem Werte mißt,
Ein ruhig's Herz, das in sich selbst vergnüget,
Ein edler Zug, der voller Weisheit ist,
Die scheinen mir mit Recht den höchsten Schätzen
Und allem Gut auf Erden vorzusetzen.

Wo die vereint, da weichen Gram und Schmerzen,
Der Laster Heer flieht eine weise Brust,
Die Unschuld wird ein Gast in solchem Herzen,
Die Tugend selbst gewährt ihm Ruh' und Lust.
Das Glück muß ihm umsonst den Rücken wenden:
Was es vergnügt, kommt nicht aus dessen Händen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wer nicht vorher den Wermut schon geschmecket,
Weiß kaum, wie süß und wohl der Zucker thut;
Der, den noch nicht ein Unfall aufgewecket,
Erkennt nur halb, wie schön sich's sanfte ruht.
Es können selbst die Widerwärtigkeiten
Uns zum Genuß vollkommner Freuden leiten.

— — — — — — — — — — — — —

Du geizest nicht, mein Sinn, nach großen Ehren;
Was uns groß macht, das klopft, mein Herz, in dir.
Kann fremder Schmuck die eigne Größe mehren?
Wer raubt dir die, und wer entzieht dich mir?
Du froneſt nicht dem niederträcht'gen Neide
Und weißt zu wohl, was Menschen unterscheide.“

In der Vorrede seiner Sammlung erklärte Hagedorn als Grund der Herausgabe den „hoffentlich untadelhaften Fürwitz", aus der Aufnahme dieser Proben den Wert seiner dichterischen Versuche zu erkennen. „Wir leben zu einer Zeit, da man keinen Fehler unangemerkt begehen noch die Gesetze der Wahrheit ungestraft verletzen darf." Es läßt sich nicht mehr nachweisen, wie weit die damalige Kritik die hohe Meinung rechtfertigte, die der junge Dichter von ihr hegte. Auf jeden Fall aber urteilte sie nicht mit der Strenge, die Hagedorn bald gegen diese jugendlichen Versuche zeigte. Die meisten von ihnen schob er in reiferen Jahren vollständig beiseite, und nur aus einigen wenigen nahm er Bruchstücke, die er jedoch bis zur Unkenntlichkeit überarbeitete, in spätere Gedichte auf.

Für Hagedorns fernere poetische Entwicklung wurde besonders sein Aufenthalt in England bedeutend, der unmittelbar auf den Abschluß der Sammlung von 1729 folgte. Die englische Litteratur, welche der deutsche Dichter damals vornehmlich kennen lernte, stand selbst unter dem entschiedensten Einflusse des französischen Klassicismus. Verständige Klarheit hatte die ehemaligen Kühnheiten der Phantasie und der Leidenschaft verdrängt; ein epigrammatisch spielender Witz galt unendlich mehr als der tiefe, lebenswahre Humor der altenglischen Dichtung; die derbe Natürlichkeit der älteren, echt nationalen Litteratur war einer äußerlichen Glätte und Eleganz gewichen, hinter der sich aber oft frivole Sinnlichkeit, ja schamlose Gemeinheit nur wenig verbarg. Neben Pope, Prior, Gay, Philips, Ramsay, Addison, Steele, Swift und andern jüngeren Autoren, die sich selbst erst an der während der Restaurationszeit eingebürgerten französischen Kunst gebildet hatten, standen auch noch verschiedne ältere Dichter, die um diese Französisierung des Geschmacks unter Karl II. sich lebhaft bemüht hatten, in hohem Ansehen, so Dryden, Waller, Sedley, Buckingham, Dorset, Rochester, Roscommon und andere, mitunter äußerst leichtfertige Kavaliere des Stuartschen Hofes. Hagedorn las sich eifrig in alle diese Schriftsteller ein, in die älteren wie in die jüngeren, und gab sich den Einwirkungen mehrerer unter ihnen bereitwillig, aber nicht ohne jeden Vorbehalt hin. Doch befestigten sie im allgemeinen ihn nur in der Neigung, die in ihm schon Canitz und die älteren deutschen Dichter, besonders aber seine von Kind auf betriebene unmittelbare Lektüre französischer Autoren erweckt hatten, in der Neigung zu der französischen Poesie aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Sie verdrängten darum vorerst auch jene älteren deutschen Vorbilder keineswegs bei Hagedorn. Die Gedichte, die er in England und gleich nach der Rückkehr von dort schrieb und zum großen Teile in dem Sammelwerke der „Poesie der Niedersachsen" veröffentlichte, unter ihnen nun auch Fabeln und Erzählungen, kurze Lieder und Epigramme, zeigten ihn abhängig von den englischen und französischen Mustern, die er gerade in diesen Jahren zuerst kennen lernte oder aufs neue gründlich studierte; sie zeigten ihn aber vielfach auch noch im Bann eines Canitz, Günther, Brockes, der studentisch rohen

Kneiplyrik, der zweiten schlesischen Schule und der Hofpoeten. Die zierliche Gelenkigkeit der Form, die seine Dichtung später auszeichnete, verriet sich hier nur erst in einzelnen, von der breiten Schwerfälligkeit des Ganzen oft noch stark abstechenden Stellen.

Aber Hagedorn wurde nicht müde, seinen Sinn für Reinheit und Anmut der Form zu schärfen. Dabei wurden die Einwirkungen, die er bisher von seinen unmittelbaren Vorgängern in der deutschen Litteratur empfangen hatte, immer geringer, die der Ausländer gewannen mehr und mehr an Bedeutung. In der formalen Vollkommenheit, die ihm zu erreichen beschieden war, trat er zuerst 1738 mit einer Sammlung kleinerer epischer Gedichte, dem „Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen", vor das deutsche Publikum. Zwölf Jahre darauf, nachdem diese Versuche überall in Deutschland Verbreitung und Nachahmung gefunden hatten, ließ Hagedorn in seinen „Moralischen Gedichten" eine weitere Anzahl von Fabeln und Erzählungen folgen, die sich nach Art und Form von den Stücken der ersten Sammlung wenig unterschieden.

Die Fabeldichtung, die im sechzehnten Jahrhundert in unserer Litteratur eine bedeutende Rolle gespielt hatte, hatte diesen ihren Rang in der durch Opitz begründeten deutschen Renaissancepoesie vollständig eingebüßt. Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts war das Interesse deutscher Leser an ihr wieder etwas gewachsen. Übersetzungen von Fabeln aus Äsop, Phädrus und bald vornehmlich aus La Fontaine, hernach aus La Motte und andern französischen Dichtern traten hervor; freie Nachbildungen und schließlich deutsche Fabeln von selbständiger Erfindung wurden schüchtern gewagt. Der Hang zur Allegorie und zur Satire, den die deutsche Poesie zu jener Zeit überhaupt bekundete, erwies sich auch der Fabel günstig, in der beides anzubringen war. Später leiteten zu ihr noch entschiedener die kleinen Prosaerzählungen hin, die zum Zweck einer moralisierenden Charakteristik häufig in die moralischen Wochenschriften eingerückt wurden. Auch Dichter, die in Hamburg wohnten oder zu dem großen Sammelwerke der „Poesie der Niedersachsen" beisteuerten, versuchten sich als Übersetzer, wie als Originalautoren in der neu gepflegten Kunstgattung, so Hunold, König, Brockes, Mayer, Wilkens, Kohl. Hagedorn kannte ohne Zweifel ihre Fabeln und ließ sich durch sie mit zu seinen eignen Arbeiten auf diesem Gebiete bestimmen. Aber er übertraf sie alle weitaus durch den Geist und durch die Kunst seiner Darstellung, die, obwohl an fremden Mustern gebildet, doch in allem Hauptsächlichen selbständig und eigenartig blieb.

Seine Stoffe nahm er aus den verschiedensten Quellen, die er selbst im Inhaltsverzeichnis und in den Anmerkungen zu seinen Fabeln bereitwillig aufzählte. Ja mehr als einmal nannte er hier eine ganze Reihe von Schriftstellern, die alle denselben Vorwurf behandelt hatten, während ihm doch nur einer oder höchstens ein paar von ihnen als Gewährsmänner dienten. So verzeichnete er antike und moderne Autoren, neben

den eigentlichen Fabeldichtern auch Sammler von Schwänken, Novellen und Anekdoten in der lateinischen, italienischen, französischen, deutschen, englischen Litteratur, Verfasser von Epen, Lustspielen, Epigrammen, einmal auch einen biblischen Chronisten. Er berief sich unter andern auf Äsop, Phädrus, Avianus, Abstemius, auf Homer, Plutarch, Ovid, Gellius, Achilles Tatius, auf Bidpai, Lokman und Saadi, auf Boccaccio, Poppio, Sansovino, Straparola, auf Hugo von Trimberg, Erasmus, Luther, Burkard Waldis, Wohlgemuth, Zincgref, Bodmer und Breitinger, auf Holberg, auf Dryden, Pope, Swift, den Grafen Rochester, die Gräfin Wichelsea, Prior, Gay, den Grafen Dorset, Roger L'Estrange, Fenton, Ramsay, Oldham, auf den „Spectator", endlich auf Du Bellay, Bellegarde, Boursault, Desmarets, La Monnoye, Vergier, Du Cerceau, Du Ruisseau, Catherine Bernard, Launay, Lesage, Rousseau, Fuzelier, Lebrun, Richer, Grécourt, La Motte und besonders La Fontaine. Der letztere diente ihm weitaus in den meisten Fällen als Quelle und noch öfter als Vorbild. Drei seiner „Contes" und einige zwanzig seiner Fabeln bearbeitete Hagedorn. An La Fontaines Stil bildete er seine eigne Darstellungskunst, und selbst wo er aus andern Quellen schöpfte, wie z. B. aus den drastischeren, sarkastisch schärferen Engländern oder aus den naiv-derben und anmutig-schlichten deutschen Fabeldichtern des sechzehnten Jahrhunderts, gestaltete er seine Vorlagen in der ironisch-feinen, graziös plaudernden, alles mit breitester Umständlichkeit zierlich ausmalenden Weise La Fontaines um. Allein darum sank er dem genialen Franzosen selbst gegenüber keineswegs zum Nachahmer herab. An der Erzählungskunst und Vortragsweise La Fontaines lernte er fleißig; aber Form und Art seiner eignen Darstellung unterschied sich doch stets merklich nach sehr bestimmten Grundsätzen von der seines Meisters.

Seine geschichtliche Stellung inmitten einer aus Unnatur und künstlerischer Unbeholfenheit sich langsam aufraffenden Litteratur wies ihm andere Aufgaben zu als dem französischen Fabeldichter, dessen Schöpfungen in die Zeit der höchsten Blüte seiner nationalen Poesie fielen. La Fontaine konnte gegenüber der korrekten Klassicität, die kurz vorher in der französischen Litteratur zur unbestrittenen Herrschaft gelangt war, ohne Gefahr für die Schönheit und Formenreinheit seiner Dichtungen sich manche altertümliche oder unregelmäßige Sprachbildungen und überhaupt Freiheiten im Stil und Inhalt erlauben; Hagedorn durfte die strengsten Regeln der formalen Schönheit nicht um ein Jota verletzen, wenn er nach Kräften dazu beitragen wollte, die deutsche Poesie der noch immer nicht ganz besiegten Geschmacklosigkeit zu entreißen. Klassische Korrektheit des Verses und der Sprache, die Vorzüge also, die La Fontaine in seiner Litteratur bereits vorfand, mußte er der unsrigen erst gewinnen helfen. Das hat er denn auch mit glücklichstem Geschicke gethan. Seine Verse und Reime sind durchweg gewandt und rein, nicht bloß äußerlich sauber, frei von unrichtigen Betonungen, falschen Cäsuren, von Flicksilben oder unschönen

Synkopen, sondern meistens zugleich leicht beweglich, korrekt ohne die Spur eines Zwanges und ohne jede Einförmigkeit. Mannigfaltige, jedoch stets gereimte Versmaße wechseln mit einander, viel bunter als bei La Fontaine: Alexandriner mit oder ohne strophische Gliederung, iambische Verse von verschiedener Länge und willkürlicher Reimstellung (sogenannte vers irréguliers), trochaische Oktonare, endlich liedmäßige Strophen von mancherlei Art. Die gleiche zwanglose Korrektheit erfreut auch noch den modernen Leser an Hagedorns Sprache. Wir begegnen in ihr keinen mundartlichen Ausdrücken, keinen plumpen oder anstößigen Worten, keiner unschön verdrehten Stellung. Nur selten erinnert uns eine passivische oder sonst im Deutschen nicht sehr gewöhnliche Konstruktion, daß Hagedorn mehr französische und englische Bücher als gute Werke in seiner Muttersprache las; hie und da, jedoch wieder nur vereinzelt, sind seine Worte nicht bestimmt genug, mehr Umschreibung als unmittelbarer Ausdruck des Gedankens, und dann auch nicht ganz deutlich. Können solche Wendungen dann und wann an eine Stelle La Fontaines mahnen, deren stilistische Nachbildung dem Deutschen nicht vollkommen geglückt ist, so weicht dieser im Bau seiner Sätze von dem Franzosen meistens ersichtlich ab. La Fontaine liebte, mehr noch in den „Contes“, doch öfters auch in den Fabeln, lange, künstliche Perioden; Hagedorn zog kurze Hauptsätze überall vor. An Schmuck im Einzelnen sparte er so wenig wie jener; vor schwülstiger Häufung der Beiwörter bewahrte ihn gleich jenem sein guter Geschmack. Auf genaue Ausmalung des Details ging er noch mehr aus als La Fontaine. Mit einer Art von wissenschaftlicher Sorgfalt vertiefte er sich in das Studium seines Stoffes mit allen Nebendingen, die dabei in Betracht kommen konnten, und bot zu deren genauer Schilderung selbst viel gelehrtes Wissen auf, das er seiner ausgedehnten Lektüre verdankte, flocht geographische, naturwissenschaftliche, geschichtliche Angaben ein, um die sich La Fontaine und seine übrigen Quellenschriftsteller nicht bekümmert hatten, warf auch sonst gelegentlich einmal eine gelehrte Anspielung dazwischen und prunkte namentlich mit einem für moderne Begriffe oft übermäßigen Gebrauch fachmännischer Ausdrücke. In all diesem verriet sich freilich oft noch die alte, durch Opitz unserer Litteratur aufgedrängte Anschauung, daß die Poesie eine gelehrte Kunst sei; andrerseits aber glaubte Hagedorn sicherlich auch durch diese Fülle von kleinen, genau bestimmten Besonderheiten gegenständlicher, realistischer und charakteristischer in seiner Darstellung zu werden. Aus diesem Grunde malte er namentlich dann alles recht breit aus, wenn es sich um psychologische Motivierung handelte. Da wußte er allerlei fein erdachte Nebenzüge anzumerken, die der französische Dichter gleichgültig übergangen hatte. Erzählte dieser naiv ohne viel Umstände die fertige Thatsache, so strengte Hagedorn seine Reflexion kräftig an, um diese Thatsache auch in allen Phasen ihres Werdens wahrscheinlich, begreiflich und glaublich zu machen. So exponierte er seine Fabeln nahezu mit der Gewissenhaftigkeit, die dem Dramatiker obliegt, während er den von

La Fontaine meisterhaft getroffenen epischen Ton darüber nicht selten verlor. Die einzelnen kleinen Fortschritte in der epischen Handlung zergliederte er lange nicht so umständlich, wie der Franzose dies zum Vorteil seiner Erzählung that. Es läßt sich dafür kaum ein bezeichnenderes Beispiel anführen als die auch schon von andern zum gleichen Zwecke citierte Fabel vom Fuchs und vom Bock. La Fontaine (Buch III, Fabel 5) berichtet hier von den beiden zusammen wandernden Tieren einfach ohne nähere Begründung:

La soif les obligea de descendre en un puits.

Hagedorn motiviert den Durst der Tiere: sie reisen „im schwülen Sommer". Den Brunnen finden sie nicht auf freiem Felde, wohin ihre Wanderung eigentlich geht; sondern

„Ein Abweg führte sie vor eines Pachters Haus;
Da ward für ihren Durst ein Schöpfbrunn angetroffen."

An diesen Nebenumstand hatte La Fontaine gar nicht gedacht. Ebensowenig fiel es ihm ein, daß er den Wunsch des Fuchses, aus dem Brunnen wieder herauszukommen, besonders motivieren müsse. Ihm schien die Erklärung des gesättigten Tieres „Ce n'est pas tout de boire, il faut sortir d'ici", wie billig, zu genügen. Umständlicher begründete Hagedorn:

„Hier trunken beiderseits. Das heiß' ich recht gesoffen,
Hub Reinke bellend an, und zum vollkommnen Schmaus
Fehlt nur ein feister Hahn: der Hühnerstall steht offen;
Wie aber kömmt man hier heraus?"

Das Detail der epischen Handlung aber malte La Fontaine unverhältnismäßig breiter aus:

„Lève tes pieds en haut, et tes cornes aussi;
Mets-les contre le mur: le long de ton échine
Je grimperai premièrement;
Puis sur tes cornes m'élevant,
A l'aide de cette machine
De ce lieu-ci je sortirai,
Après quoi je t'en tirerai."

Hagedorn begnügte sich, seinen Fuchs dafür recht allgemein sagen zu lassen:

„Mein Herr! Darf ich den Anschlag geben,
So stellen Sie den Rücken hin;
Sobald ich aus dem Brunnen bin,
Ist's Ihrem Diener leicht, Sie schuldigst nachzuheben."

Er entwarf weniger klare und anschauliche Bilder von den äußerlichen Vorgängen als La Fontaine; desto mehr suchte er durch erläuternde Worte zu charakterisieren. Besonders ausführlich wurde er, wo sich ihm Gelegenheit bot, idyllische Zustände zu schildern; seine Fabeldichtung bekundete auch hierin, wie in noch einigen Zügen, ihren Zusammenhang mit der Schäferpoesie des vorausgehenden Jahrhunderts. In die idyllische Schilderung aber flocht Hagedorn, bei dem, wie überhaupt bei den gleichzeitigen deutschen Dichtern, die Reflexion bedeutend hervortrat, gern etwas Satire ein. Er stichelte dabei stets ganz allgemein auf Fehler oder Mißstände, die ziemlich zu allen Zeiten und bei allen Kulturvölkern dieselben waren, auf thörichte Geschwätzigkeit, Prahlerei, Verleumdung, gekünstelten Witz, Schwächen der Weiber, Unkeuschheit der Mönche, Verderbnisse des Hoflebens, Prozeßwesen, unverdientes Glück der Erben u. dgl. Seine Satire nannte schon Resewitz im 293. Litteraturbrief „selten scherzend, sondern dreist, ohne doch bitter zu sein". Meistens brachte Hagedorn sie mit gutem Humor vor, der seinem Spotte den verletzenden Stachel nahm. Eine leichte Derbheit, auch bisweilen eine lüsterne Anspielung störte ihn nicht; Natürlichkeiten sagte er hie und da ziemlich unverblümt heraus. Im allgemeinen aber vergaß er in dem letzteren Punkte den feineren Ton einer aristokratisch gebildeten Gesellschaft doch nur selten, und lascive Frivolität war auch nicht gerade seine Sache. Er war immerhin einer der ersten deutschen Dichter, die einen Sinn dafür hatten, daß das physisch Berechtigte nicht immer auch ästhetisch berechtigt sei, sowie daß das an sich Unschöne nicht in die Poesie gehöre. An sittlichem Ernst fehlt es seinen Fabeln keineswegs. Eine specifisch christliche oder gar pietistische Moral ist freilich nirgends bei ihm zu entdecken; allgemeine religiöse Gesinnung aber sprach sich wiederholt in seiner Dichtung aus. Freiheit und Mäßigung galten ihm als Hauptziele seiner Ethik, weniger schon die Wahrheit; doch haßte er die Lüge so heftig, daß er es für etwas unbedingt Erlaubtes, ja Vortreffliches hielt, den Betrüger wieder zu betrügen. Öfters bestand übrigens die Moral seiner Fabeln nur in einer sittlich nicht eben unantastbaren Klugheitsregel oder in einem meist praktischen Rat für gesellige oder litterarische Verhältnisse. Nach dem Vorbilde La Fontaines setzte Hagedorn diese Moral in der Regel an den Schluß der Erzählung; aber gleich diesem Vorgänger, nur nicht so langatmig wie er, leitete er seine Fabeln gern durch eine mehr lyrisch gehaltene Vorrede ein. Gerade hier jedoch, am Anfang und Ende seiner Gedichte, strebte er nach möglichster Selbständigkeit gegenüber dem Franzosen. Er bildete nicht nur die Moral desselben inhaltlich mehrfach um, sondern verwandelte auch, was bei jenem bloße lehrhafte Betrachtung war, oft in eine fast dramatisch bewegte Rede und Gegenrede. In den Einleitungen, die nicht selten als Widmungen dienten, setzte er verschiedenen Freunden ein Denkmal seiner Zuneigung. Auch in der eigentlichen Erzählung selbst gebrauchte er die mannigfaltigsten Vortragskünste früherer Fabeldichter, bereitete das eine Mal ein Ge-

schichtchen lange vor, teilte ein ander Mal sogleich ohne jeglichen Umschweif den Kern der Sache mit, bediente sich jetzt der einfachsten epischen Form, zog dann wieder die dialogische Darstellung vor, bemühte sich bald um eine epigrammatisch knappe Fassung, bald unterbrach er den Gang der Handlung durch allerlei subjektive Zwischenbemerkungen. Manches suchte er anziehender zu machen, indem er es in die damalige Gegenwart verlegte; auch entlehnte er mitunter Züge aus dem Hamburger Leben oder benützte für seine Naturschilderungen Gegenden bei Hamburg, die ihm lieb geworden waren. Hie und da wußte er sogar Fabeln, denen die Franzosen nur Esprit, nur Geist oder Witz gegeben hatten, in seiner Neugestaltung außer volkstümlicher Anmut auch gemütliche Wärme zu verleihen.

So wenig wie seine Vorgänger im Ausland und wie seine gleichzeitigen und späteren Nebenbuhler in der deutschen Litteratur (nicht einmal Lessing ganz ausgenommen) beschränkte er sich auf die Tierfabel. Nahezu ebenso oft führte er Menschen und selbst allegorische Wesen als handelnde Personen auf. Den Unterschied zwischen der Fabel und der poetischen Erzählung, den La Fontaine noch in den meisten Fällen gewahrt hatte, verwischte er äußerlich vollständig und in der Art der künstlerischen Behandlung auch so ziemlich. Ja, einzelne Gedichte scheinen gleichsam nur durch einen Irrtum in seine Fabelsammlung geraten zu sein; sie enthalten (wie z. B. „Wein und Liebe") zwar didaktische und satirische Elemente, aber statt in epischer durchaus in lyrischer Form.

Die (erst 1750 erschienenen) Fabeln des zweiten Buchs zeigen keine merkliche Einwirkung neuer Muster auf Hagedorn. Vielmehr führte er in ihnen seine alten Grundsätze, die ihm 1738 einen so bedeutenden Erfolg verschafft hatten, nur mit noch größerer stilistischer Gewandtheit durch. Die Fabeln Gellerts, seines glücklichsten Nachfolgers, lobte er zwar öffentlich unumwunden, ahmte sie aber nicht nach. Ja, fast scheint es, als ob er in einen gewissen Gegensatz zu dem jüngeren Dichter treten wollte, indem er gelegentlich einen von diesem bereits behandelten Stoff noch einmal und zwar anders bearbeitete (vgl. „Der grüne Esel"). Die Genauigkeit in der Schilderung des Details trieb er in einzelnen Fabeln jetzt beinahe noch weiter als in der ersten Sammlung. Auch spielte er jetzt etwas häufiger unmittelbar auf neuere Ereignisse der politischen Geschichte und der Litteratur an. Die satirische Gesinnung des Dichters trat mehrmals sehr stark hervor, und einige Male zeugte seine Darstellung sogar von einer unzweifelhaft misanthropischen Stimmung.

Hagedorns Fabeln gewannen bald den mächtigsten Einfluß auf die deutsche Epik. Ihren formalen Vorzügen mußten selbst Theoretiker, welche die Aufgabe des Fabeldichters anders als er auffaßten, wie z. B. Breitinger, vollen Beifall spenden, und Poeten, die sich zuerst gleichzeitig mit Hagedorn, aber nach Grundsätzen, die von den seinigen sehr verschieden waren, in der Abfassung von Fabeln versucht hatten, wie Triller und der

phantasiereichere Stoppe, bemühten sich, als sie nach wenigen Jahren neue Proben in dieser Dichtungsart veröffentlichten, von seinem feineren Geschmacke, seiner anmutigen Sprache und seinem zierlich-leichten Versbau zu lernen. Abhängiger noch war von ihm der Verfasser des „Deutschen Äsop", Johann Georg Bock, ferner Gellert, Giseke, Adolf Schlegel, Lichtwer, Lessing in seinen gereimten Fabeln und neben zahlreichen andern erzählenden Dichtern schließlich besonders Wieland.

Vier Jahre, nachdem Hagedorn seinen ersten großen Triumph in der epischen Poesie gefeiert hatte, begann er, mit kleinen Sammlungen lyrischer Gesänge herauszurücken, um hier einen nicht geringeren und eben so nachhaltigen Eindruck zu erzielen wie dort. 1742 gab er (mit Musik von Görner) zu Hamburg eine mehrfach aufgelegte „Sammlung neuer Oden und Lieder" heraus, von der er 1744 einen zweiten und 1752 einen dritten Teil folgen ließ. Eine von verschiedenen weniger gelungenen Versuchen gesäuberte, sonst aber vermehrte Ausgabe ohne Melodien veröffentlichte er 1747 und wieder 1754 zu Hamburg unter dem Titel „Oden und Lieder in fünf Büchern".

Wieder, wie vorher bei den Fabeln, mußte die staunenswerte Reinheit und zierliche Mannigfaltigkeit der Form die deutschen Leser sofort gewinnen. Was Anmut und Leichtigkeit der Sprache betrifft, so standen die Lieder noch höher als die Fabeln: die Korrektheit des Ausdrucks erschien jetzt ziemlich durchweg zwanglos. Die gleiche Gewandtheit offenbarte sich im Versbau. Die verschiedenen Strophen, die Hagedorn in seiner Lyrik anwandte, bald in längeren, bald in kürzeren Jamben oder Trochäen, dann und wann auch in Versen mit doppelten Senkungen zwischen den betonten Silben, waren alle gut gelungen, die meisten nicht ohne einen gewissen volkstümlichen Reiz und für eine einfache musikalische Komposition recht bequem. Zur Unterstützung der gesanglichen Wirkung bediente sich Hagedorn gern des Refrains, der bei ihm bald eine oder zwei Zeilen, bald aber auch mehr als das Doppelte umfaßte. Den Reim meisterte er wie kein deutscher Dichter seit langer Zeit. Zwar erschwerte er sich die Aufgabe nicht durch die ängstlichste Strenge in der Gleichheit der reimenden Vokale; dafür aber konnte er nicht selten auch drei Verse zierlich durch den nämlichen Reim binden. Seine Formengewandtheit zeigte sich besonders in der Pflege des Trioletts, der einzigen künstlicheren Strophenart, in der er sich öfters versuchte. Gelegentlich bildete er sogar einmal ein dreistrophiges Gedicht aus lauter Trioletten („Die Empfindung des Frühlings"). Die sonst üblichen romanischen Kunststrophen fanden sich bei ihm nicht, nicht einmal das Sonett, das doch bis vor kurzem nicht leicht ein deutscher Dichter ganz beiseite hatte liegen lassen. Aber schon hatte sich neben andern Niedersachsen Hunold und noch entschiedener der Leipziger Geschmacksdiktator Gottsched gegen den „gezwungenen Schellenklang" des Sonetts erklärt, das einst so beliebte „Klinggedichte" war in der That überall in Deutschland so gut wie ausgestorben, und Hagedorn gab selbst

italienische Sonette, deren Inhalt er nachahmte, in andern Formen wieder. Mehr sagten ihm von den romanischen metrischen Gebilden die sogenannten vers irréguliers zu, Jamben von ungleicher Länge und mit freierer Reimstellung. Sie verteidigte er am Schlusse seines Vorberichts zu den „Oden und Liedern", wollte ihre Herkunft, verführt durch französische Gelehrte wie Sanadon, bis zu den saturninischen Versen der altrömischen Poesie hinaufleiten und bekannte zugleich, daß er selbst jene freieren Verse nicht ungern aus der französischen Dichtung in die deutsche herüberpflanzen würde.

Auch die höheren Vorzüge der inneren Form entzückten an den Oden und Liedern nicht weniger als an den Fabeln. Hagedorn wußte für jeden Ton, den er anschlug, den rechten Vers und das rechte Wort zu treffen, und er verstand es, dem nicht eben reichen Inhalt seiner Lyrik durch den buntesten Wechsel der Töne beständig ein neues Interesse zu verleihen. Er sprach sein Empfinden unmittelbar rein lyrisch aus oder kleidete es in reflektierende Betrachtung oder in didaktische Ermahnung ein oder entwickelte es halb episch an einer in ihren Hauptmomenten kurz skizzierten Geschichte oder auch halb dramatisch an einem energisch fortschreitenden Dialoge. Er sprach in eigner Person oder dichtete aus fremden Rollen heraus oder sang Chorlieder. Er drückte einfach und wahr sein Denken und Fühlen aus oder verschleierte es unter Ironie und Satire. Und auch hier wieder war er reich an Abwechselung. Bald fein stichelnd, bald derb spottend ließ er seine Satire walten. Manchmal führte er, wie das in den moralischen Wochenschriften Sitte war, allgemeine Typen der verschiedenen Stände und Menschenklassen der Reihe nach auf, um sie alle mit der Geißel desselben Tadels zu treffen. Ein ander Mal trug er, ironisch gestimmt, eine schwankhafte Geschichte voll Übertreibungen oder Unmöglichkeiten im Bänkelsängertone vor. Namentlich fühlte er sich oft parodistisch aufgelegt. In einigen Gedichten nahm er regelmäßig in der zweiten Hälfte der Strophe das in der ersten Hälfte Gesagte spöttisch zurück oder ergänzte das in den ersten Zeilen der Strophe tragisch Begonnene wider alles Erwarten mit burlesker Komik. Hier gesellte sich zu dem satirischen Elemente, nicht minder scharf hervortretend, ein epigrammatisches. In andern Gedichten ging die Parodie schon beinahe in die Travestie über, und in so ferne steht das launige „Leichencarmen" Hagedorns an der Spitze einer langen Reihe von satirisch-humoristischen Gedichten, die, soweit sie überhaupt künstlerische Bedeutung hatten, bis auf die neueste Zeit von dem dort angeschlagenen Tone in der Hauptsache nur wenig abwichen.

Meistens herrschte die Reflexion in dieser Lyrik; Lieder im Sinne unserer späteren, durch das Studium der Volkspoesie neubelebten Dichtung waren darin nur spärlich vorhanden. Auch hatten die Gesänge, die Hagedorn als Oden bezeichnete, nur wenig von der glühenden Begeisterung und der kühn emporfliegenden Phantasie, die ein paar Jahre später in

Klopstocks Oden zur Bewunderung zwang. Selbst in dem großen Gedichte auf den Wein, das die Sammlung schloß, lähmte den dithyrambischen Schwung, den einzelne Strophen nicht ohne Glück versuchten, immer wieder eine allzu schwerfällige nüchterne Reflexion. Was dieser letzteren ein solches Übergewicht in Hagedorns Lyrik gab, das lag weniger an den Stoffen, die der Hamburger Sänger mit Vorliebe behandelte, als an den litterarischen Mustern, denen er sich mehr oder minder eng anschloß.

Den Inhalt seiner Lyrik bildete zum größten Teile die Freude des Lebensgenusses, der Preis des Weins und der Liebe und zwar jener stark sinnlich gearteten Liebe, die den Genuß als höchstes, ja einziges Ziel kennt und kaum warten kann, bis sie dieses Ziel erreicht, die auch höchstens nur aus kluger Verstellung spröde thut, um noch mehr zu reizen und dauernder zu fesseln, also jener nämlichen Liebe, wie sie gelegentlich seine Fabeln und Erzählungen und lasciver La Fontaines „Contes“ schilderten. Für Hagedorn bilden Wein und Liebe selten Gegensätze; genießend wendet er sich vom Becher zum Liebchen, vom Liebchen zum Becher. Ernstere, höher gestimmte und wehmütige oder schmerzlich-sehnsüchtige Töne haben in dieser heitern Genussespoesie kaum einen Platz. Wohl aber wird der Scherz manchmal derb, auch frivol und lüstern. Mit einer gewissen, freilich nicht sehr großen Naivetät verbindet sich eine solche Derbheit noch hie und da im bäuerlichen Schäferlied, wie Hagedorn es pflegte. Sein lebhafter Natursinn konnte sich begreiflicherweise am wenigsten in seiner Lyrik verleugnen. So besang er mit Lust die ländlichen Umgebungen Hamburgs und die Sitten des Landvolks daselbst, pries überhaupt das Leben in der freien Gotteswelt hoch, selbst das Leben der sonst von der Kultur meist befehdeten Stämme, wie der Zigeuner. Aber er that dies mit freierem, wahrerem Empfinden als die meisten Dichter, die vor ihm in Deutschland sich zu den Bauern herabgelassen hatten. Er gab den konventionell verschnörkelten Aufputz der renaissancemäßigen Hirtenpoesie auf und suchte auch in diese Gattung die einfache Natur wieder einzuführen. Dabei sparte er bisweilen (z. B. im „Verliebten Bauer“), um recht volksmäßig zu sein, mit bauernmäßig plumpen Ausdrücken und sinnlich kecken Andeutungen nicht. Aber auch, ohne daß der ländliche Charakter eines Gedichtes eine derartige Pseudorealistik entschuldigte, erlaubte er sich manche Lüsternheit. Nackte oder halb entblößte Busen und ähnliche körperliche Reize spielen in seiner Lyrik eine bedenklich große Rolle; gelegentlich demonstriert er auch an dem allmählichen Wachsen der weiblichen Brust Strophe für Strophe das nach und nach reifende Verständnis des Mädchens für die Liebe („Phryne“). Und das alles geschieht durchaus nicht naiv; vielmehr merkt man an solchen Versen stets gar deutlich die Freude des Sängers, daß er Reize, die füglich verborgen bleiben sollten, unverhüllt sehen durfte oder wenigstens unverschleiert schildern darf. Doch verwahrt er sich ausdrücklich gegen etwaige Schlüsse von dieser Freiheit des dichterischen Wortes auf sein eignes Leben. In der Ode „An die heutigen

Enkratiten" will er um keinen Preis das, was edle Seelen Wollust nennen, mit schnöden Lüsten vermischt wissen.

Zu altdeutsch trinken, taumelnd küssen,
Ist höchstens nur der Wenden Lust:
Wie Kluge zu genießen wissen,
Verbleibt dem Pöbel unbewußt,
Dem Pöbel, der in Gift verkehret,
Was unserm Leben Stärkung bringt,
Und der die Becher wirklich leeret,
Wovon der Dichter doch nur singt.

— — — — — — — — — — —

Der Unterschied in Witz und Tugend
Ist größer als man denken kann.
Es zeigt die Sprache muntrer Jugend
Nicht stets der Jugend Fehler an.
Petrarken, der in Versen herzet,
War Laura keine Lesbia;
Voiture, der so feurig scherzet,
Trank Wasser, wie ein Seneca.

In der That entlehnte Hagedorn den Stoff seiner Lyrik auch nur selten unmittelbar seinem eignen Leben; doch lagen wirkliche Begebenheiten ebensowohl wie erdichtete seinen Liedern hie und da zu Grunde. Manche Anregung verdankte er auch hier seiner ausgedehnten Lektüre. Den Ton seiner lyrischen Versuche jedoch bestimmten in hervorragendem Maße die deutschen und besonders die ausländischen Dichter, die er selbst laut als die besten Muster in dieser Gattung der Poesie rühmte.

In dem zuerst 1744 veröffentlichten, 1747 und 1754 mit geringen Veränderungen wieder abgedruckten Vorberichte, der von Hagedorns merkwürdig ausgebreiteter Kenntnis der Lyrik bei den verschiedensten Völkern, selbst, so weit dies damals möglich war, der Lieder wilder Völker Rechenschaft gab, pries er als Meister in der vermutlich ältesten und ihm selbst vertrautesten Art der Ode, welche „juvenum curas et libera vina" besinge, die „freien Briten", d. h. die Engländer des unmittelbar vorhergehenden Zeitalters, doch nicht mehr die der Gegenwart, und vor allem die Franzosen. Von deutschen Lyrikern nannte er mit Lob Opitz, Fleming, Gryphius, Pietsch, König, Besser, Mencke, den „feuerreichen" Günther, Schoch, Schirmer, Finkelthaus und mehrere „zum Teil noch lebende Dichter", welche diese zuletzt erwähnten Verfasser öfters „gewiß weit übertroffen" hätten. Von ihnen und andern deutschen Poeten des siebzehnten sowie des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts entlehnte Hagedorn auch noch für seine „Oden und Lieder" einige Züge, die in die einstige galante Lyrik zurückreichten, und nicht minder einzelne Motive, die der

noch älteren volksmäßigen Liederlitteratur angehörten. Manches satirische und manches fast grobianisch klingende Wort, aber auch manche wollüstige, den Genuß der Sinnenreize fordernde Rede stammte daher; auch für seinen Versbau hatte Hagedorn hier das eine und andere gelernt. Aber in die richtige Schule hatte doch auch den Lyriker Hagedorn erst sein Aufenthalt in England geführt. Philipp Sidney, den Herzog von Buckingham, den Grafen Dorset, Sedley, den „zärtlichen" Waller und die „zärtlichere" Aphra Behn, ferner Ambrosius Philips, Tickell, Prior, Gay und Mallet, endlich den Schotten Allan Ramsay bezeichnete er später im Vorbericht seiner Sammlung als die besten britischen Liederdichter. In London hatte er außer ihnen noch verschiedene andere Sänger leichter Lieder in englischer Sprache kennen lernen und bei ihnen manche Eigenschaft angetroffen, die seinem eignen menschlichen Wesen und künstlerischen Streben entsprach, die unverwüstliche Genußfreudigkeit, die sinnlich-heitere Auffassung des Lebens, aber verbunden mit sanfter Zärtlichkeit und in anmutigen, gebildeten und doch volkstümlich-einfachen und verständlichen Formen ausgedrückt. Im Großen und Ganzen aber waren diese englischen Dichter, wenigstens diejenigen, deren Eindrücken sich Hagedorn vornehmlich hingab, selbst wieder nur gelehrige Schüler der französischen „Poésie légère", und so wurden bald die besten Meister der letzteren, Chaulieu, La Fare, Chapelle, Lebrun, Laynez, nebst ihren poetischen Anhängern und Nachfolgern die besonderen Lieblinge unseres deutschen Sängers. Namentlich fühlte er sich mit Chaulieu und La Fare einig im Preis der ländlichen Natur und der einfachen Freuden, welche dem Dichter in ihr erblühen; die Hauptmotive seiner Lyrik, Liebe und Wein, fand er bereits bei ihnen als ebenso wichtige Faktoren ihrer Poesie. Für sie wie für ihn galt die Weisheit, die Jean Baptiste Rousseau aus der Einsicht in die Unsicherheit und Vergänglichkeit des Irdischen gewann:

Vivons pour l'instant où nous sommes,
Et non pour l'instant à venir.

Einzelne Verse bildete Hagedorn ihnen selten geradezu nach; aber er lernte ihnen den leichten, muntern Ton ihres Gesanges ab, der gelegentlich auch schon an eine harmlos humoristische Parodie anklang. Aber auch Sammelwerke von französischen Liedern oder Sinngedichten, ja sogar theoretische, mit Beispielen geschmückte Schriften über Kunst und Litteratur regten Hagedorns poetischen Eifer wiederholt an. Einer solchen Sammlung entlehnte er z. B. das reizende Triolett Ranchins vom 1. Mai, „le roi des triolets", wie es Menage mit berechtigtem Entzücken nannte. Außer einzelnen metrischen Formen verdankte Hagedorn seinen französischen Mustern namentlich die zierliche Leichtigkeit der Sprache, überhaupt die graziöse Beweglichkeit der ganzen Darstellung, daneben freilich auch einiges, was von dem Renaissancekostüm den Franzosen und ihren Nachahmern in Deutschland wie in England noch anhing, so die antiken oder antikisierenden

Namen Kleon, Eumolp, Damis, Damon, Polydor, Melander, Elpin, Krispin, Nikander, Doris, Dorine, Cephise, Chloe, Chloris, Iris, Phyllis, Flavia, Silvia u. s. w., auch das eine oder andere Motiv der arkadischen Schäferpoesie. Die mehr äußerliche Auffassung der Liebe bei diesen französischen Dichtern, welche das Erwachen und Wachsen des leidenschaftlichen Empfindens fast ausschließlich von körperlichen Reizen abhängig machten und unter Liebe oft nicht viel mehr als sinnliches Wohlgefallen und sinnliches Verlangen zu verstehen schienen, suchte Hagedorn in mehreren Fällen — nicht immer — zu vertiefen. Die „allzu epigrammatischen und sinnreichen Einfälle des spielenden Witzes" in den französischen Liedern verwarf er zwar im Vorbericht zu seinen lyrischen Versuchen als dem Charakter der Oden und der Lieder widersprechend; aber auch er hatte doch allzu viel Freude am Witz und begegnete in der einheimischen wie in der fremden Lyrik neuerer Zeit fast überall dem Bestreben, dem sogenannten Liede einen durch Witz überraschenden Abschluß, eine epigrammatische Pointe zu geben. So entzog er sich selbst der allgemeinen Sitte nur selten, und gleich den chansons seiner französischen Meister standen auch seine Gedichte, besonders die kürzeren, oft auf dem schmalen Grenzrain zwischen Lied und Epigramm.

Neben den Franzosen und Engländern wollte Hagedorn die Italiener im leichten Liede nicht recht gelten lassen. Doch entnahm er auch ihrer Lyrik einiges, bildete insbesondere je ein Sonett von Girolamo Gigli und von Giambattista Felice Zappi in breiteren Formen frei nach und lernte im allgemeinen an den italienischen Dichtern, in denen er tüchtig belesen war, weichen Wohllaut der Rede. Wie weit er sonst für seine Lyrik bei modernen Völkern in die Lehre gegangen ist, wie viel er z. B. vom altdeutschen Minnesang unmittelbar gekannt und als Dichter studiert hat, ist schwer festzustellen. Bodmer teilte ihm schon 1745 brieflich einige Lieder der Manessischen Handschrift mit; andere Proben mittelalterlicher Poesie lernte er teils aus den Ausgaben der Schweizer, teils wohl auch aus den Arbeiten des ihm befreundeten Stadtvogts Renner in Bremen kennen. Aber es scheint nicht, als ob er durch die ihm gewiß sehr unklaren Flexionsformen des Mittelhochdeutschen tief in den Sinn der alten Dichtungen eingedrungen sei; sonst würde er kaum 1747 mit stolzer Freude an den Züricher Freund berichtet haben, daß er aus dem Annoliede das Wort „Holdin"*), das er ohne Zweifel mißverstanden hatte, in die moderne poetische Sprache gerettet habe.

Viel gründlicher hatte er sich jedenfalls mit den antiken Lyrikern vertraut gemacht. Und die beiden unter ihnen, die von seinen englischen und französischen Mustern am meisten übersetzt und nachgeahmt worden waren, galten auch ihm hauptsächlich als Vorbilder, Horaz und Anakreon.

*) sinin holdin, dat. plur., Vers 471 und 872 in Bodmers und Breitingers Ausgabe der Gedichte von Opitz.

Schon in der ersten Sammlung seiner Gedichte von 1729 hatte er den Freund des Mäcenas vor allen andern Sängern oft und mit steter Bewunderung genannt; jetzt erwies er sich nicht nur als einen eifrigen Verkündiger des von Horaz empfohlenen maßvoll-heiteren Lebensgenusses, sondern übertrug auch gleich seinen französischen Vorgängern einige Oden des römischen Sängers unmittelbar in seine Muttersprache. Eigentliche Übersetzungen lieferte er hier ebensowenig wie bei den Sonetten von Gigli und Zappi, sondern vielmehr freie Paraphrasen in gereimten Strophen (einmal auch in vers irréguliers), die die wirksame Kürze des lateinischen Wortlautes überall durch geschwätzige Breite abschwächen. Sie sind noch freier und weitschweifiger geraten als die späteren Übersetzungen Wielands, denen sie in gewissem Sinn als Vorbild gedient haben dürften. Knapper faßte sich Hagedorn nur in zwei Nachbildungen des „Donec gratus eram tibi" (Hor. od. III, 9). In der einen („Zemes und Zulima") blieb er, abgesehen von den Eigennamen, inhaltlich seinem Originale ziemlich treu; in der andern („Die Aussöhnung") parodierte er den leicht gestillten Hader des liebenden Paares durch einen ebenso schnell beschwichtigten Zank zwischen zwei eitlen, schlechten Poeten. Unmittelbar als Nachahmer Anakreons versuchte sich Hagedorn nicht; aber wie er in den Stoffen seiner Lyrik vielfach mit dem griechischen Sänger des Weins und der Liebe zusammentraf, so pries er auch diesen selbst und seine Weisheit mehrmals geradezu, und mittelbar empfing er durch französische und englische Nacheiferer sicherlich schon frühzeitig seinen Einfluß Reimlose Anakreontische Verse bildete er erst, nachdem unter andern Gleim und handschriftlich auch schon Uz und Götz als direkte Zöglinge des Sängers von Teos vorausgegangen waren. Im unzweifelhaften Anschluß an Gleim nahm er in diese wenigen reimlosen Gedichte den ganzen Apparat der Anakreontischen Poesie auf, wie er ziemlich unverändert einige Jahrzehnte sich in der deutschen Lyrik erhielt: Myrten und Rosen, bekränzte tanzende Mädchen, schön wie die Grazien, mit halb entblößtem Busen, leichte Zephyre, Gott Amor im Gespräch mit dem träumenden Dichter, den die schönste der drei Tänzerinnen lächelnd weckt. Auch mit gewissen tändelnden Wort- und Redeformen der Anakreontiker konnte sich Hagedorn befreunden; nur die „unanständigen Freiheiten wider die Religion", die er in einigen Liedern junger Dichter der Sinnenlust antraf, griff er in Versen wie in Prosa (in einem Brief an Gleim) an.

Der Einfluß der Oden und Lieder Hagedorns erstreckte sich auf die gesamte deutsche Lyrik seit etwa 1745. Die Bremer Beiträger und alle, die zu dem weiten Kreise Gleims und der Anakreontiker gehörten, sahen in ihm den Neubegründer des deutschen Liedes; selbst Klopstock und seine strengsten Anhänger hielten sich von seiner Einwirkung auf ihre Poesie nicht ganz und gar frei, und Lessing verleugnete in seiner Lyrik die Schule des Hamburger Sängers von Wein und Liebe nirgends. Noch in Goethes Jugenddichtungen waren die letzten unmittelbaren Spuren

derselben unverkennbar wahrzunehmen. Mittelbar reichte ihr Einfluß noch weiter bis tief in die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts.

Dieselbe maßvolle Gesinnung genußfreudiger Heiterkeit, die Hagedorns Oden und Lieder durchzieht, waltet, nur ernster vorgetragen und mehr wissenschaftlich begründet, in seinen sogenannten „Moralischen Gedichten". Sie erschienen zuerst der Reihe nach in Einzeldrucken oder auch in Zeitschriften, dann gesammelt zu Hamburg 1750 (zusammen mit dem zweiten Buch der Fabeln) und in zweiter, vermehrter Ausgabe 1753. Unter allen Dichtungen Hagedorns waren sie vielleicht am meisten schon in seinen jugendlichen Versuchen von 1729 vorgebildet; auch rettete der Verfasser selbst aus dieser später verworfenen Sammlung noch verhältnismäßig die meisten Verse — aber auch diese völlig umgemodelt — in die „Moralischen Gedichte" hinüber. Lehre und Satire vereinigte sich in ihnen; sie gaben nicht minder Zeugnis von dem ausgebreiteten Wissen als von dem scharfen Beobachtungstalente des Autors. Beinahe ohne Unterlaß flocht Hagedorn in die lehrhaft-moralische Darstellung, die ihm Hauptzweck zu sein schien, Beispiele aus dem täglichen Leben wie aus der Litteratur, Citate, Anspielungen auf allerlei geschichtliche Personen und Begebenheiten ein, die eine erstaunliche Realienkenntnis auf den verschiedensten Gebieten, besonders aber im klassischen Altertum, an den Tag legten. Dabei verlor er sich gelegentlich in die abgelegensten Winkel, deren Untersuchung dem Dichter als solchem möglichst ferne lag. So verglich er z. B. in dem Gedichte „Die Freundschaft" einen trägen, schwerfällig-bequemen und darum niemals thätig sich erprobenden Freund mit einer Fliege, „die nicht zum Flug sich regt, obgleich ihr die Natur die Flügel beigelegt", und setzte dazu eine lange, mit gelehrten Citaten aus Valisnieri, Réaumur, Gould und andern Naturforschern vollgepfropfte Anmerkung über derartige Fliegen, die als Würmer in der Hirnschale kranker Schafe gefunden werden, über gewisse Schmetterlinge, welche ihre großen, schönen Flügel niemals gebrauchen, über Ameisenfliegen, denen endlich die Flügelchen abfallen. Daß solche wissenschaftliche Anspielungen auf die Dauer nicht ermüdeten, dafür sorgte die gefällige, leichte Art, wie sie, gleich Einfällen, die sich ungesucht im angeregten Gespräch einstellen, in den Vortrag des Dichters eingewoben waren, außerdem aber auch oft die Satire, mit der dieser ganze Vortrag gewürzt war. Wieder schilderte Hagedorn allgemeine satirische Typen, ohne bestimmte Modelle aus dem gleichzeitigen Leben zu benützen; aber er that es formal feiner als alle seine Vorgänger und Nebenbuhler in der Poesie oder in der Litteratur der moralischen Wochenschriften, ja, hie und da sogar feiner, als es ihm selbst in früheren Versuchen (z. B. in den Fabeln) gelungen war.

Sein wichtigstes Vorbild, dem er diese satirischen Schilderungen ebenso wie die gelehrten Abschweifungen und Anspielungen ablernte, war Horaz, sein Liebling unter allen alten und neuern Dichtern. Zwar hatte sich

der einstige Einfluß des Freiherrn v. Canitz auf seine Poesie auch jetzt noch nicht ganz verloren, und mehr noch als dieser war das Studium Boileaus und der englischen satirisch-didaktischen Autoren, besonders Popes, endlich auch die Lektüre der Gedichte Hallers in den Versen Hagedorns zu spüren. Aber alle diese Muster, am meisten unter ihnen Boileau und Pope, wiesen über sich selbst zurück auf den römischen Lyriker und Satiriker, dessen poetische Gedanken sie mehrmals nur in zeitgemäßer Weise umformten. Gleich ihnen und noch mehr als sie borgte Hagedorn von Horaz. Er konnte dies auch leichter als sie ohne Gefahr für die Selbständigkeit seines künstlerischen Charakters thun, weil er nach seinem ganzen sittlichen Charakter, in der Führung seines Lebens und in seinen geistigen Anschauungen sich als eine dem Horaz innig verwandte Natur erwies.

Seine philosophischen Grundsätze waren im allgemeinen dieselben wie die des römischen Dichters. Auch ihm galt das „Nil admirari“ als eines der höchsten Weisheitsgesetze. Das wahrste Glück fand auch er in einem zufriedenen und gesetzten Geiste. Freiheit und maßvollen Lebensgenuß pries er am höchsten; neben dem „Himmelskind“ Freiheit wünschte er sich nur noch ein unverfälschtes Herz, ein immer heitres Haupt, das weder Stolz und Wahn umneble noch entmutigende und entkräftende Trauer verdüstere, und einen schönen Tod. Weisheit definierte er als „die Wissenschaft, in sich beglückt zu sein“. Gleichgültig gegen äußere Ehre, Standeswürde, verschwenderischen Reichtum, verlangte er von dem, der wahrhaft glücklich sein wolle, innere Größe, strenge Pflichterfüllung und im übrigen ruhige Ergebung in das, was Gott und das Schicksal verhängt. Die Quelle aller Tugend sah er in „treuer Menschenliebe“; aus dem praktischen Wirken zum Besten der Mitmenschen entsprang nach seiner Auffassung vor allem die echte Befriedigung des Herzens. Ausführlich sprachen dies schon die Anfangsverse eines seiner frühesten Lehrgedichte „Die Glückseligkeit“ von 1743 aus:

Es ist das wahre Glück an keinen Stand gebunden:
Das Mittel zum Genuß der schnellen Lebensstunden,
Das, was allein mit Recht beneidenswürdig heißt,
Ist die Zufriedenheit und ein gesetzter Geist.
Der ist des Weisen Teil. Die Nerven und die Stärke
Des männlichen Gemüts sind nicht des Zufalls Werke.
Nicht Erbrecht noch Geburt, das Herz macht groß und klein:
Ein Kaiser könnte Sklav', ein Sklave Kaiser sein,
Und nur ein Ungefähr giebt, zu der Zeiten Schande,
Dem Nero Cäsars Thron, dem Epiktet die Bande.
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Was ist die Weisheit denn, die wenigen gemein?
Sie ist die Wissenschaft, in sich beglückt zu sein.

Was aber ist das Glück? Was alle Thoren meiden:
Der Zustand wahrer Lust und dauerhafter Freuden;
Empfindung, Kenntnis, Wahl der Vollenkommenheit,
Ein Wandel ohne Reu' und stete Fertigkeit,
Nach den natürlichen und wesentlichen Pflichten
Die freien Handlungen auf einen Zweck zu richten.
Ist nicht des Weisen Herz ein wahres Heiligtum,
Des höchsten Guten Bild, der Sitz von seinem Ruhm?
Den falschen Eigennutz unordentlicher Triebe
Verbannt aus seiner Brust die treue Menschenliebe.
Es quellen nur aus ihr der tugendhafte Mut,
Der Freunde nie verläßt und Feinden Gutes thut,
Den Frieden liebt und wirkt, der Zwietracht Wildheit zähmet
Und nur durch neue Huld Undankbare beschämet;
Der Wünsche Mäßigung, wann nichts dem Wunsch entgeht;
Die Unerschrockenheit, wann alles widersteht;
Der immer gleiche Sinn, den Fälle nicht zerrütten;
Wahrhaftigkeit im Mund und Wahrheit in den Sitten;
Die Neigung, die uns lehrt, an Aller Wohlfahrt baun,
Nicht bloß auf unsre Zeit und auf uns selber schaun,
Mit eigenem Verlust der Nachwelt Glück erwerben
Und für das Vaterland aus eigner Willkür sterben.
In diesem Vorzug liegt, was man nie g'nug verehrt,
Der Seele Majestät, der Menschen echter Wert:
Denn Wollust, Reichtum, Macht, was Tausende begehren,
Das pfleget die Natur auch Tieren zu gewähren.

Auch den Wert der Wissenschaft suchte Hagedorn hauptsächlich in ihrem praktischen Nutzen für das Leben. Nur wenn sie ihre Völker beglücken, hielt er Fürsten für bewundernswert und nur um ihre größere Macht, andre zu beglücken, wollte er sie beneidet wissen. Als das Meisterstück der Tugend aber erkannte er die wahre Freundschaft, deren Lob bei ihm Hand in Hand ging mit dem schärfsten Tadel einer nur erheuchelten Zuneigung, der Schmeichelei, überhaupt der Lüge. Was Hagedorn so lehrte, war schon in vielen Stücken jenes reine Menschentum, wonach unsere gesamte Litteratur in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts strebte. Er war einer der ersten, welche die Tugend nicht mehr als starre Pflicht auffaßten, sondern das Gute und das Schöne identifizierten. So forderte er, indem er Tugend und Weisheit empfahl, zugleich, daß jeder der Künstler seines Lebens sei.

Im Einzelnen wurde Hagedorns philosophische Anschauung vermutlich durch die englischen und schottischen Moralphilosophen mit bestimmt; im Großen und Ganzen war jedoch in ihr nur die Lebensweisheit des alten Horaz erneuert. Hagedorn selbst aber machte aus der Nachahmung seines

römischen Lieblings nirgends ein Hehl. Offen entlehnte er ihm allgemeine Gedanken und bestimmte Citate, sogar einzelne Bilder und Worte; überall suchte er ihm vornehmlich den liebenswürdig-gewandten Ton einer geistreichen Unterhaltung nachzubilden, die ohne die pedantische Schwerfälligkeit trockener logischer Beweise anmutig belehrt. Beträchtliche Abschnitte seiner „Moralischen Gedichte" wurden durch seine eignen Anmerkungen geradezu als freie Übersetzungen oder modernisierende Bearbeitungen Horazischer Stellen gekennzeichnet. Ja die ganze Satire „Der Schwätzer" war nur eine dem Sinne nach genaue Nachdichtung der neunten Satire des Horaz, so daß (nach dem Muster Popes) alles, was in dem lateinischen Original von dem alten Rom gesagt war, auf Verhältnisse, die dem modernen Bearbeiter nahe lagen, also auf Hamburger Personen und Zustände aus Hagedorns Zeit übertragen wurde. Anders verfuhr Hagedorn in zwei religiösen Gedichten, von denen das eine den Geist und die Sprache der Psalmen zeigte, so wie diese in der an die altbiblische Poesie sich anlehnenden Hymnendichtung der neuern Engländer erschienen, während das andere eine Paraphrase des „Universal prayer" von Pope war. Ebenso wie bei den Verdeutschungen von Oden des Horaz erweiterte der Übersetzer hier seine Vorlage beständig durch eingeschobene Appositionen, Relativsätze und andere Mittel des Periodenbaus, durch die sich Seitenbemerkungen anbringen lassen. So gab er z. B. „in this dark estate" wieder durch „in diesem dunklen Stande meiner Sinnen und Gedanken", und für

„If I am wrong, oh teach my heart,
To find that better way"

setzte er in seinen allerdings zur Breite verlockenden langgedehnten Trochäen:

Irr' ich als ein Kind des Irrtums, ach, so bringe mich zum Pfade,
Wo die Füße seltner straucheln und dein Licht die Bahn erhellt!

Die äußere Form der Sprache und des Verses zeichnet sich auch in den „Moralischen Gedichten" wieder durch die bei Hagedorn gewöhnlichen Vorzüge zierlicher Korrektheit aus. Doch macht sich der größere Gedankenreichtum dieser halbphilosophischen Gedichte auch in ihrer Sprache bemerkbar, und der Ausdruck im einzelnen, meistens knapp und bestimmt, erfordert nicht selten ein kurzes Besinnen, wenn alle seine Beziehungen klar werden sollen. An leichtem Fluß und einfacher Verständlichkeit der Rede stehen die „Moralischen Gedichte" den Oden und Liedern sowohl wie den Fabeln nach. Am meisten häufen sich die Unklarheiten des Ausdrucks in dem letzten, für Hagedorns Verhältnis zu seinem römischen Vorbild, aber auch für seinen eignen menschlich-künstlerischen Charakter bezeichnenden Gedichte, „Horaz" überschrieben. Während Hagedorn in seinen übrigen didaktischen Versuchen, soweit er nicht größere iambische

Strophen bildet, sich durchaus der herkömmlichen, paarweise gereimten Alexandriner — und zwar mit dem bei ihm zu erwartenden metrisch-rhythmischen Geschicke — bedient, ist dieses letzte seiner Lehrgedichte nach der Weise der Engländer aus Drydens und Popes Schule in gereimten fünffüßigen Jamben abgefaßt. Dadurch war aber der Dichter genötigt, sich durchweg Zeile für Zeile um ein paar Silben kürzer auszudrücken — eine Aufgabe, die er nicht immer ohne einigen Zwang der Darstellung, besonders ohne kleine Undeutlichkeiten in der Wortstellung, zu lösen vermochte. Dazu kam gerade in diesem Gedichte die Überladung der Darstellung mit Anspielungen aller Art, welche dasselbe nur für hochgebildete oder vielmehr für gelehrte Leser zu einer genußreichen Lektüre machte.

Zuletzt unter allen poetischen Versuchen Hagedorns, erst 1753 in der zweiten Ausgabe der „Moralischen Gedichte", traten seine „Epigrammatischen Gedichte" gesammelt ans Licht. Im allgemeinen gehörten sie auch ihrem Inhalte nach zu den „Moralischen Gedichten", deren sittliche und philosophische Grundsätze sie vielfach wiederholten, indem sie dieselben nicht selten ergänzten und auf einen besonderen Fall anwandten. Wohl die Hälfte der Epigramme Hagedorns diente jedoch litterarischen Zwecken. Hier sprach er seine Ansichten über wichtigere Fragen der Poesie, der Schriftstellerei überhaupt, seine Urteile über hervorragende Männer der alten und der neueren, der deutschen und der ausländischen Litteratur aus. An Scharfsinn und Kraft des Ausdrucks fehlte es seinen Epigrammen nie; sie waren alle witzig in dem Sinne, den das vorige Jahrhundert mit diesem Worte verband. Aber dabei waltete in ihnen meistens ein lehrhafter Ernst des Gedankens, der sich auch in der Form nicht verleugnete: es waren oft Sittensprüche, die nach Inhalt und Ton bis zu einem gewissen Grade dem gleichen, was wir seit Goethe zahme Xenien zu nennen gewöhnt sind. Stachlichte Epigramme mit satirischer Tendenz, bisweilen sogar gegen bestimmte Hamburger Persönlichkeiten gerichtet, hat zwar Hagedorn in großer Anzahl verfaßt; aber nur einen kleinen Teil von ihnen ließ er zum Drucke zu. Die andern schienen ihm zu sehr nur ein Spiel der augenblicklichen Laune, der sie ihr Dasein verdankten, zu individuell geartet zu sein, zu wenig allgemein gültigen sittlich-künstlerischen Wert zu besitzen. Auch diejenigen unter den wirklichen Stachelversen, die er in seine Sammlung aufnahm, schnitten mit ihrem Tadel selten recht fest und tief ein. Hagedorn selbst verteidigte in einer langen Anmerkung mit dem Hinweis auf zahlreiche frühere Epigrammatiker diejenigen stachellosen Sinngedichte, welche, statt aus witzigen Einfällen, aus herzlichen Empfindungen fließen. Manche seiner Epigramme waren in der That Spruchgedichte ohne jede Pointe, kurze Charakteristiken allgemeiner moralischer Art, welche sich fast wie Ausschnitte aus einem größeren Lehrgedicht oder wie gereimte Übertragungen eines Abschnittes aus einer moralischen Wochenschrift ausnahmen (z. B. „Der Jüngling", „Der Mann",

„Der Alte“). Meistens aber entbehrten auch jene zahmen Sinngedichte ohne verletzenden Stachel einer gewissen Pointe nicht; Hagedorn war an die letztere schon von seinen Liedern her, die er ja dem Inhalte nach von den Epigrammen nicht unterscheiden zu sollen glaubte, allzu sehr gewöhnt.

Auch für seine Sinngedichte nahm er die Stoffe öfters unmittelbar von seinen Vorgängern in antiker und moderner Poesie herüber, wie das in der Epigrammenlitteratur von jeher Sitte war. Besonders gern wählte er die kleinen Meisterstücke Martials zur Grundlage seiner eignen Versuche; aber auch an neulateinische, an italienische, französische und namentlich englische Dichter (Prior, Cobb, Pope und andere) knüpfte er an. Selten übersetzte er geradezu; öfter behielt er nur den Grundgedanken aus der fremden Vorlage bei und verfuhr ganz selbständig in der Ausführung desselben, zählte etwa, wo Martial von materiellen Schätzen sprach, statt ihrer mehr geistige, künstlerische oder litterarische Kostbarkeiten auf („An Hyperbolus“), drängte einmal gleich ein paar, dem Sinne nach ähnliche Epigramme des Römers oder der Engländer in ein einziges zusammen oder erweiterte ein ander Mal zwei kurze Zeilen Martials zu einem im Einzelnen ganz originellen Gedichte von zehn Versen („An Melint“). Vor allem suchte er den Inhalt seiner Nachbildungen stets in die moderne Sphäre zu rücken und auf deutsche Verhältnisse zu übertragen. Wenn es z. B. bei Martial (epigr. I, 89) hieß:

„Garris in aurem semper omnibus, Cinna,
Garris et illud, teste quod licet turba.
Rides in aurem, quereris, arguis, ploras,
Cantas in aurem, judicas, taces, clamas,
Adeoque penitus sedit hic tibi morbus,
Ut saepe in aurem, Cinna, Caesarem laudes.“

so setzte Hagedorn dafür, indem er zugleich die Pointe etwas verschob:

Der Geheimnisvolle.

Der Zischler Ältester, Bisbill,
Lehrt heimlich, was er lehren will,
Und spricht mit allen im Vertrauen.
Noch gestern hat er, recht erstaunt,
Mir, unter uns, ins Ohr geraunt:
„Der Preußen König weiß zu siegen und zu bauen.“
Der Nachricht gab ich gern Gehör
Und sagt' ihm: „Unter uns! Der König weiß noch mehr.“

Übrigens kam dem Dichter auch bei seinen Epigrammen seine große Belesenheit in allerlei Litteratur zu Gute. Er verdankte zuweilen auch

Historikern oder philologischen Sammelschriftstellern, die unter anderm Anekdoten, Bonmots u. dgl. aufzeichneten, bald geradezu den Stoff eines Sinngedichts, bald wenigstens eine wichtige Anregung, und die auch hier allerorten verstreuten Anspielungen auf die nächsten wie auf die entlegensten Dinge waren zum großen Teil auf das Studium geschichtlicher, mitunter aber auch auf die Kenntnis naturwissenschaftlicher Werke zurückzuführen. Formal dürfte Hagedorn, abgesehen von Martial, besonders von den Engländern aus der Schule Drydens und Popes gelernt haben, die sich beinahe alle auch in Epigrammen oder in „Epitaphs“ versucht hatten. Ganz ohne Einfluß blieb auch Wernicke, der deutsche Meister des Sinngedichts, dessen Lob schon der Knabe Hagedorn im Hause seines Vaters vernommen hatte, auf seine Epigrammendichtung nicht; aber auch Hagedorn vermochte seinen nächsten deutschen Vorgänger, wie er selbst erkannte, nur „an Sprach' und Wohllaut“, nicht in den specifischen innern Vorzügen des Epigramms zu übertreffen.

Auf die folgende Generation übten seine Sinngedichte keinen ersichtlichen Einfluß aus. Gleichzeitig mit seiner Sammlung erschien die erste Ausgabe der Sinngedichte Lessings in dessen „Schriften“ von 1753; Kästners Epigramme, zum Teil schon früher veröffentlicht, traten 1755 gesammelt ans Licht: neben diesen beiden Dichtern, die gerade im Epigramm ihm unbedingt überlegen waren, konnte Hagedorn seinen Versuchen in dieser Gattung keine nachhaltige Bedeutung gewinnen. Tiefer ging der Eindruck der „Moralischen Gedichte“; aber wie Hagedorn selbst als didaktisch-satirischer Poet nicht ganz unabhängig von Haller geblieben war, so gaben sich seine Schüler auf diesem Gebiete zumeist auch noch den Einwirkungen seines Schweizer Zeit- und Ruhmesgenossen hin. In dieser Weise wurden namentlich die moralischen Dichtungen der Bremer Beiträger von Hagedorn und Haller gemeinsam angeregt.

Kein zweiter Dichter der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde so wie Hagedorn von allen litterarischen Parteien in Deutschland gleichmäßig geachtet und gepriesen; erst wieder sein Schüler Gellert erfreute sich des nämlichen Loses. Da Hagedorn, der sich bescheiden den kleinsten unter den Kunstrichtern nannte, aus Friedfertigkeit, wohl auch aus Bequemlichkeit und Behutsamkeit sich für keine der streitenden litterarischen Parteien erklärte, erklärte sich auch keine derselben gegen ihn. Innerlich mußte er sich ja in vielen Stücken mehr zu Bodmer und Breitinger als zu Gottsched hingezogen fühlen; aber er vergaß über den Verdiensten der ersteren niemals die des letzteren und verurteilte die erbitterte Fehde, welche die Schweizer sowohl wie die Leipziger führten, bei beiden in gleichem Grade. Er selbst blieb immer dem Reim getreu und ließ sich durch das Beispiel Gleims nur vorübergehend zu einigen Versuchen in reimlosen Jamben verlocken; aber „seiner Toleranz nach“ ließ er auch den deutschen Hexameter gelten, obwohl er ein ironisches Lächeln nicht unterdrückte, daß nunmehr alles, was in Deutschland dichte, sich

dieses Verses bediene, und daß insbesondere die Schweiz fast schon so viele Gedichte in Hexametern aufweisen könne, als sie Kräuter habe. So stand er mit Bodmer ebenso wie mit Gottsched in freundschaftlichem Briefwechsel, die Bremer Beiträger sahen in ihm ihren Gönner und Berater, Gleim, Uz und ihre Genossen ihren unmittelbaren Vorgänger, Lessing sprach mit unbedingter Anerkennung von ihm in seinen Recensionen, Wieland pries ihn und die Lebensweisheit, die er lehrte, in den Dichtungen seiner ersten Periode, und Klopstock stimmte in dithyrambischer Begeisterung sein „Evan, Evoe Hagedorn" an, den schönsten Hymnus, der dem Hamburger Sänger in unserer Poesie gewidmet wurde, zugleich die edelste Apologie seiner genußfreudigen Dichtung:

Zu Wein und Liedern wähnen die Thoren dich
Allein geschaffen. Denn den Unwissenden
Hat, was das Herz der Edlen hebet,
Stets sich in dämmernder Fern' verloren!

Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
Mehr Harmonien als ein unsterblich Lied!
In unsokratischem Jahrhundert
Bist du für wenige Freund' ein Muster!

Eine Gesamtausgabe der poetischen Werke Hagedorns erschien erst nach seinem Tode zu Hamburg 1757 in drei Teilen und wurde bis zum Ende des Jahrhunderts mehrmals wieder aufgelegt und nachgedruckt. Aber der Verleger erfüllte dabei nur den ausdrücklichen Willen des Dichters, der eine solche Ausgabe selbst noch vorbereitet und seine Gedichte zu diesem Zweck sorgfältig durchgesehen, im Einzelnen verbessert und hie und da vermehrt hatte. Die Feile hielt Hagedorn überhaupt bei seinem ganzen künstlerischen Schaffen hoch, und ihr verdankte er hauptsächlich jene Korrektheit und Eleganz, die stets an seinen Arbeiten gerühmt wurde. Er feilte fleißig an seinen Gedichten, bevor er sie in die Druckerei sandte, und zog auch von den bereits gedruckten seine Hand nicht ab. Über Verse, die einer Änderung zu bedürfen schienen, beriet er sich mündlich und schriftlich mit seinen Freunden und nahm selbst von jüngeren Lesern, die zu ihm als zu ihrem Lehrer emporblickten, wie von Elias Schlegel, kritische Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge dankbar auf. Der von ihm endgültig festgesetzte Text blieb im allgemeinen unverletzt auch in der letzten Hamburger Ausgabe, die Johann Joachim Eschenburg 1800 in fünf Teilen veranstaltete. Besonderen Dank verdiente der Herausgeber durch seine Mitteilung von — freilich spärlichen — Bruchstücken aus Jugendgedichten, die Hagedorn von der Sammlung seiner Werke ausgeschlossen hatte, mehr noch durch die beträchtlichen Auszüge aus dem Briefwechsel des Dichters mit seinem Bruder, mit Weichmann, Bodmer,

Ebert, Gärtner, Gellert, Rabener, Giseke, Elias Schlegel, Fuchs, Enderlein, Gleim, Lange und Jerusalem, die er im letzten Bande der Ausgabe abdruckte, und durch die kurze, aber im Einzelnen schätzbare Biographie und Charakteristik Hagedorns im vierten Bande. Vor ihm hatte namentlich, durch den Bruder des Dichters unterstützt, Christian Heinrich Schmid im zweiten Teil seiner „Biographie der Dichter“ (Leipzig 1770, S. 359—411) eine für jene Zeit recht tüchtige Lebensbeschreibung Hagedorns geliefert, die er mit einigen Kürzungen und sonstigen geringen Änderungen im ersten Bande seines „Nekrologs oder Nachrichten von dem Leben und den Schriften der vornehmsten verstorbenen deutschen Dichter“ (Berlin 1785, S. 278—321) wiederholte. Von Eschenburg und Schmid ganz abhängig war der Aufsatz im „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten“ von Karl Heinrich Jördens (Leipzig 1806—1811, Bd. II, S. 286—303 und Bd. VI, S. 253—255). Viel selbständiger und im Einzelnen genauer ist der in bibliographischer Hinsicht vortreffliche Artikel von Hans Schröder im dritten Bande des „Lexikons der hamburgischen Schriftsteller“ (Hamburg 1857, S. 53—64), der sich bereits auf die litterargeschichtlich tüchtige Darstellung Karl Schmitts im ersten Bande des „Jahrbuchs für deutsche Litteraturgeschichte“ von August Henneberger (Meiningen 1855, S. 62—110) berufen konnte. Neuerdings hat Hermann Schuster eine keineswegs erschöpfende Abhandlung „Friedrich v. Hagedorn und seine Bedeutung für die deutsche Litteratur“ (Leipzig 1882) veröffentlicht. Gründlicher und reicher an Ergebnissen sind neuere Arbeiten über einzelne Seiten der poetischen Thätigkeit Hagedorns. Die erste Sammlung seiner Gedichte von 1729 gab August Sauer mit einer kurzen, guten Vorrede 1883 zu Heilbronn vortrefflich heraus (in Bernhard Seufferts Neudrucken deutscher Litteraturdenkmale des achtzehnten Jahrhunderts, Nr. 10). Den „Fabeln und Erzählungen“ widmete Wolrad Eigenbrodt ein trotz manchen Lücken und Ungenauigkeiten sehr gutes Buch „Hagedorn und die Erzählung in Reimversen“ (Berlin 1884), das Bernhard Seuffert im „Anzeiger für deutsches Altertum“, Bd. XII, S. 68—97 vielfach ergänzte und berichtigte. Die Änderungen, die sich Ramler an Hagedorns Fabeln (wie schon vorher an seinen Liedern) unbefugtermaßen erlaubte, untersuchte eingehend, aber von einem nicht unanfechtbaren Standpunkt aus Albert Pick in Ludwig Herrigs „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“, Bd. LXXIII, S. 241—272. Die lyrischen Gedichte Hagedorns betrachtete zuerst Adalbert Schroeter, dann Georg Witkowski in einem größeren geschichtlichen Zusammenhange, aus dem sich für ihre Schätzung im Ganzen wie im Einzelnen manches Neue ergab, jener in der Dissertation „Der Entwickelungsgang der deutschen Lyrik in der ersten Hälfte das achtzehnten Jahrhunderts“ (Wolmirstedt 1879), dieser in der Schrift „Die Vorläufer der Anakreontischen Dichtung in Deutschland und Friedrich von Hagedorn“ (Leipzig 1889). Die philologisch genaueste Übersicht der einzelnen Veröffentlichungen Hagedorns bietet Karl

Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen" in der zweiten, von Edmund Goetze fortgeführten Auflage (Bd. IV, Abteil. 1, S. 15—18, Dresden 1891). Hier und besonders im „Lexikon der hamburgischen Schriftsteller" finden sich auch die bisher gedruckten Briefe von und an Hagedorn verzeichnet; dazu kommen namentlich noch ein paar Briefe, die Theodor Wilhelm Danzel in seinem Buche „Gottsched und seine Zeit" (Leipzig 1848) mitteilte. Manchen beachtenswerten Aufschluß über Hagedorns Jugend brachten die von Berthold Litzmann aus dem Nachlaß des Dichters herausgegebenen „Briefe von Anna Maria v. Hagedorn an ihren jüngeren Sohn Christian Ludwig 1731—1732" (Hamburg und Leipzig 1885). Aber alle diese, obschon zum Teil vorzüglichen Arbeiten machen eine größere, auf streng wissenschaftlicher Forschung beruhende Monographie über Hagedorn noch keineswegs überflüssig, ebenso wie sie das Verlangen nach einer kritisch-historischen Ausgabe seiner sämtlichen Gedichte nicht verringern können.

Natürlich soll auch diese Einleitung hier, die unter den neueren Schriften besonders dem Buche Eigenbrodts manches verdankt, und ebenso die folgende Auswahl von Gedichten Hagedorns den eben beklagten Mangel nicht ersetzen. Meine Ausgabe konnte bei dem knapp bemessenen Raume nur eine Auswahl, wenn schon, wie ich hoffe, eine nicht allzu dürftige Auswahl, aus den Sammlungen des gereiften Dichters auf Grund des endgültig von ihm festgesetzten Textes von 1757 bringen; auf Proben aus den Jugendgedichten und auf Mitteilung von Lesarten mußte ich im allgemeinen verzichten und mich begnügen, nur des Beispiels halber dann und wann eine Kleinigkeit der Art zu verzeichnen. So sind alle Abweichungen der ersten Ausgabe (von 1738) von dem endgültigen Texte bei folgenden Fabeln und Erzählungen angeführt: „Der Fuchs und der Bock", „Der Wolf und das Pferd", „Johann der Seifensieder", „Adelheid und Henrich, erste Erzählung". Nach reiflichem Besinnen entschloß ich mich auch, die mehr oder minder gelehrten Anmerkungen, mit denen Hagedorn seit der Sammlung von 1729 alle Ausgaben seiner Gedichte ausstattete und die schon Eschenburg hie und da beschränkte, ganz wegzulassen, wo ich sie nicht (oder Teile derselben) unmittelbar zur sachlichen Erklärung bedurfte. Hagedorn zwar ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seine Anmerkungen kräftig zu verteidigen, und gab noch der zweiten Ausgabe seiner „Moralischen Gedichte" 1753 hauptsächlich zu diesem Behufe das ausführliche „Schreiben an einen Freund" bei. Da ich aber vor der Wahl stand, entweder diese Anmerkungen zum größten Teil zu streichen oder die Anzahl der in meine Ausgabe aufzunehmenden Gedichte selbst beträchtlich zu verringern, so durfte ich nicht zweifeln, daß das erstere vorzuziehen sei, um so mehr, als ich alles für die Erkenntnis des Textes wirklich Wertvolle aus den Anmerkungen zu erhalten bestrebt war. Mußten ja doch auch Hagedorns Vorreden aus dem gleichen Grunde wegfallen. Um übrigens an einigen Beispielen zu zeigen, welche reiche Belesenheit

und selbst nicht zu verachtende Gelehrsamkeit Hagedorn unter dem Text seiner Dichtungen zu entfalten pflegte, teile ich bei der Fabel „Der Hase und das Rebhuhn" und bei dem letzten der „Moralischen Gedichte", dem Lobgesang auf Horaz, ausnahmsweise alle Anmerkungen (von denen viele hier schwer zu entbehren wären) vollzählig mit. Sämtliche von Hagedorn unmittelbar herübergenommene Anmerkungen sind zum Unterschiede von denen, die ich beifügte, mit H. bezeichnet.

München, im April 1892.

Franz Muncker.

# Fabeln und Erzählungen.

# Erstes Buch.

## 1. Das delphische Orakel und der Gottlose.

Ein Schüler des Diagoras,
Ein Bösewicht, der wenig glaubte
Und seinem frechen Götterhaß
Die größte Frevelthat erlaubte,
Ging einstens, aus verruchtem Sinn,
Nach Delphos zum Orakel hin,
Mit atheistischem Vergnügen
Den Gott der Dichtkunst zu betrügen.

„O Phöbus," sprach er, „dein Verstand
Erforschet die geheimsten Dinge.
Hier halt' ich etwas in der Hand,
Das ich für dich zum Opfer bringe.
Du Sohn Latonens, gieb Bericht:
Ist es am Leben? oder nicht?
Du weißt, es dient zu deiner Ehre,
Daß ich von dir die Wahrheit höre."

Er dachte: Giebt man zum Bescheid:
Dein Vogel ist nicht mehr am Leben,
So will ich schon zu rechter Zeit
Ihm Flug und Freiheit wiedergeben.
Und wenn der schöne Leirer glaubt,
Der Atem sei ihm nicht geraubt,
So soll, auch dann ihn zu berücken,
Ein Druck den Vogel gleich ersticken.

Das delphische Orakel und der Gottlose. S. Aesopi fab. nr. 16. La Fontaine, fab. 79 und Sir Roger l'Estrange's fables (London 1694), Nr. 86. H. — 1. Diagoras von Melos, der Atheist genannt, Dichter und skeptischer Philosoph, als Verächter der Mysterien 415 v. Chr. von den Athenern geächtet.

Apollo übte nur Geduld,
Aus Mitleid mit der kühnen Schwäche,
Und sprach: „Versuchst du meine Huld?
Du bist kaum wert, daß ich mich räche.
Zeuch deinen Sperling, o du Thor,
Lebendig oder tot hervor.
Die Götter lassen sich nicht äffen:
Ich kann von ferne sehn und treffen.“

---

## 2. Der Fuchs und der Bock.

Einst reiste Meister Fuchs zu einem seiner Schwäger,
Im schwülen Sommer, über Feld;
Es hatte sich zu ihm der Ziegenbock gesellt,
Der dumm und sicher war, wie viele Hörnerträger.

Ein Abweg führte sie vor eines Pachters Haus;
Da ward für ihren Durst ein Schöpfbrunn angetroffen.
Hier trunken beiderseits. „Das heiß' ich recht gesoffen!“
Hub Reinke bellend an, „und zum vollkommnen Schmaus
Fehlt nur ein feister Hahn: der Hühnerstall steht offen;
Wie aber kömmt man hier heraus?
Mein Herr, darf ich den Anschlag geben,
So stellen Sie den Rücken hin;
Sobald ich aus dem Brunnen bin,
Ist's Ihrem Diener leicht, Sie schuldigst nachzuheben.“ —
„Ha!“ meckerte der Bock, „nichts kann gescheidter sein.
Bei meinem Bart! mir fiel der Streich nicht ein.
Die klugen Köpfe sollen leben!“

Hierauf bequemt er sich und dienet ihm zur Brücke;
Allein der Fuchs läßt seinen Freund zurücke
Und sagt: „Voritzt entschuld'ge mich:
Mein Schwager wartet schon; sonst wollt' ich bei dir bleiben.
Dort jene Ziege guckt auf dich;
Sie wird dir unterdes die Zeit recht wohl vertreiben.“

Der Fuchs und der Bock. S. Aesopi fab. n. 5 und 285 p. m. 88. 312; den Phaedrus lib. IV. fab. 8; Burkard Waldis in dem ganz neu gemachten und in Reimen gefaßten Esopus, im 2. Bd. Blatt 161, Fabel 17; und La Fontaine fab. 47. H. — 23. Gevatter! sie wird dir die Zeit u. s. w. (Ausgabe von 1738)

Der Falsche rennt davon und läßt mit scheelem Blick
Dem armen Bock nur diesen Trost zurück:
So bald wirst du dich nicht des Rettens unterfangen,
Bevor du selbst der Not entgangen.
Du murrest? Fasse dich; der Mensch ist deiner Art:
Oft steckt sein Wissen nur im Bart.

---

### 3. Der Wolf und das Pferd.

Ein matter Wolf voll Nahrungssorgen
Betrat an einem Frühlingsmorgen
Der fetten Anger feuchtes Grün.
Da sah er mit erwünschten Freuden
Ein wohlbefleischtes Füllen weiden,
Das seinem Hunger reizend schien.

Er hatte große Lust zur Beute;
Nur daß er jeden Gegner scheute,
Der stärker war als Lamm und Schaf.
Drum sollt' es ihm durch List gelingen,
Den jungen Streiter zu bezwingen,
Der an Gewalt ihn übertraf.

Er nähert sich dem stolzen Pferde:
Er schwört, daß auf der ganzen Erde
Kein Wurzelmann ihm ähnlich sei.
„Erhabner Houyhnhnm," spricht er weiter:
„Ich kenne Stauden, Pflanzen, Kräuter,
Von hier bis in die Tartarei.

„Ich kann den Kranken Hilf' erteilen,
Spat, Kropf, Geschwulst und alles heilen,
Dem andrer Helfer Rat gebricht.

Der Wolf und das Pferd. S. La Fontaine fab. 90 und die Fabel vom Pferde und Löwen in den Fables d'Esope par Bellegarde n. 36, p. 152. 153. H. — 1—3 lautete 1738:

An einem schönen Frühlingsmorgen
Betrat ein Wolf voll Nahrungssorgen
Der fetten Anger keimend Grün.

— 6. seinem Hunger, seinen Zähnen (1738). — 16. Houyhnhnm, Name einer überaus edlen Pferdeart in „Gullivers Reisen" von Swift.

Mir müssen Krampf und Würmer weichen;
Den Koller weiß ich wegzuscheuchen;
Und was versteh' ich sonsten nicht!

„Itzt bin ich darum hier erschienen,
Mit meiner Wissenschaft zu dienen,
Wenn Ihnen diese raten kann.
Sie gehn zu frei, zu rasch im Felde:
Dies zeigt, daß ich die Wahrheit melde,
Uns Ärzten nicht viel Gutes an.

„Dürft' ich, weil Sie zu sehr sich regen.
Ein Band um Ihre Schenkel legen,
Gewiß, Sie sollten Wunder sehn.
Ich fordre nichts für Kur und Mühe,
Weil ich den Geiz vor allem fliehe;
Die Heilung soll umsonst geschehn."

Das Füllen dankt ihm und versetzet:
„Ich habe mich am Huf verletzet
Und spüre dort die schwerste Pein.
Herr Doktor, kommt, beseht den Schaden;
Könnt Ihr der Schmerzen mich entladen?" —
„Nichts," spricht der Wolf, „wird leichter sein."

Er will auch keine Zeit verlieren
Und stellt, den Anschlag auszuführen,
Sich unverzüglich hinter's Pferd.
Das will, aus gleichgeschwinden Pflichten,
Ihm zum voraus den Lohn entrichten;
Ein Arzt ist seines Lohnes wert.

Der Houyhnhnm sucht ihn klug zu machen,
Schlägt aus, zerquetscht des Wolfes Rachen
Und wiehert ihm die Worte zu:
„Nichts giebt ein größeres Vergnügen,
Als den Betrüger zu betrügen;
Freund, das beweisen ich und du."

### 4. Der Wolf und der Hund.

Ein abgezehrter Wolf, ein Bild der Dürftigkeit,
Sah einen feisten Hund bei Nacht umherspazieren.
Sein Wanst gefiel ihm sehr; drum hielt er's für gescheit,
Bei diesem Fremden sich manierlich aufzuführen.
Er schien, vor großer Lust, ganz außer sich zu sein,
Gesellschaft solcher Art im Felde vorzufinden,
Und sprach: „Wann wird auch mich ein kleines Glück erfreun?
Und ach! wie könnte mich ein guter Rat verbinden!
An Gönnern fehlt es nur; die Zeiten sind nicht gut.
Kein Blutsfreund ladet uns mit andern lieben Gästen.
Wir kämpfen um den Fraß, wann, mit vergnügtem Mut,
Die Herren Hunde sich in vollen Küchen mästen."

Melamp erwiedert drauf: „Freund, wir beklagen dich;
Wir glauben's, dort im Wald ist oft nicht viel zu fressen.
Doch willst du mit mir gehn, so wirst du, so wie ich,
Nach Wunsch verpfleget sein und aller Not vergessen.
Mich liebet Herr und Frau; mein Amt fällt gar nicht schwer.
Ich hüte Haus und Hof und halte nächtlich Wache.
Auch du scheinst mir geschickt zur Hut und Gegenwehr;
Und mehr bedarf es nicht, daß man dich glücklich mache."
Der Wolf umhalset ihn, und als er hurtig trabt,
Der Stelle vorzustehn, die man ihm angetragen,
Sieht er des Hundes Hals enthaart und abgeschabt
Und wird aus Fürwitz kühn, ihn desfalls zu befragen.

„Mich dünkt," versetzt sein Freund, „mir fällt die Ursach ein:
Des Tages legt man mich mit Schmeicheln an die Kette,
Aus Furcht, ich möchte sonst falsch oder beißig sein,
Dafern ein Held, wie ich, stets seinen Willen hätte.
Was aber schadet dies? Ich liege warm und still;
Mein Herr besuchet mich; der Knecht bringt Trank und Speise."
Der Wolf, der weiter nicht den Hund begleiten will,
Sucht seinen Rückweg bald und dankt ihm für die Reise.

Der Wolf und der Hund. S. den Phaedrus lib. III. fab. 7., den Hugo von Trimberg im Renner, Blatt 39b, den L'Estrange, p. 196, und The works of Mr. John Oldham, vol. II, p. 128. H.

„Nein,“ ruft er; „auf der Welt ist nichts der Freiheit gleich.
Sollt' ich mir einen Stand, den sie nicht schmückt, erwählen?
Dem Weisen gilt sie mehr als Thron und Königreich:
Wenn ihm die Freiheit fehlt, so wird ihm alles fehlen.“

---

### 5. Der kranke Hirsch und die Wölfe.

Ein Hirsch, der sich nicht wohl befand,
Blieb lange Zeit daheim, die Ballen auszuheilen,
Und jeder Freund kam angerannt,
Ihm Trost und Beirat mitzuteilen.

Gesellschaft pfleget zu erfreun;
Drum stellten sich am zwölften Tage
Zween Wölfe voller Mitleid ein,
Und jeder kam mit dieser Frage:
„Wie mag es mit dem Kranken sein,
Den ich gewiß recht sehr beklage?
Hat man auf ihn gehörig acht?
Ist's gut, so eng ihn einzusperren?
Wie stund's mit ihm die vor'ge Nacht?“
Das Hirschkalb sagte mit Bedacht:
„Viel besser, als ihr's wünscht, ihr Herren.“

---

### 6. Der Fuchs ohne Schwanz.

Reinike verwirrte sich
In die ihm gelegten Stricke,
Und, wiewohl er selbst entwich,
Ließ er doch den Schwanz zurücke.

Um nicht lächerlich zu sein,
Predigt' er den Füchsen ein,
Auch den ihren abzulegen.
Seine Hörer zu bewegen,

Der kranke Hirsch und die Wölfe. S. Abstem. fab. 64. H.
Der Fuchs ohne Schwanz. S. Aesopi fab. n. 7. Burkard Waldis, Blatt 168, Buch 3, Fab. 41. La Fontaine, F. 87 und L'Estrange, Nr. 69. H.

Sprach er, als ein Cicero:
„Erstlich will's der Wohlstand so,
Um sich zierlicher zu regen:
Denn man trabt damit zu schwer
Und zu unbequem einher.
Zweitens macht ein Schweif zu kenntlich.
Drittens hält er in dem Lauf
Oft den schnellsten Brandfuchs auf.
Viertens riecht er vielen schändlich.“ —

„Stumpfer Redner, schweige du,“
Rief ein alter Fuchs ihm zu;
„Was du lehrest, wird verlachet.
Nur der Neid ist, was dich quält,
Der den Vorzug, der ihm fehlt,
Andern gern zuwider machet.“

---

### 7. Der Hase und viele Freunde.

Wo soll man echte Freundschaft finden?
Das Lockwort klingt doch gar zu fein
Und kann, die Herzen zu verbinden,
Der Anlaß schönster Hoffnung sein.
Man pflegt den milden Stein der Weisen
Uns als ein Wunder anzupreisen.
Man lehrt, er mache mehr als reich:
Fürwahr, ihm ist die Freundschaft gleich.

Ein jeder, der in diesen Jahren
Mir ohne Lachen widerspricht,
Ist glücklich, falls er nicht erfahren,
Wie oft man Treu' und Glauben bricht.
Wird er den Vorzug nur erwerben,
In diesem süßen Wahn zu sterben,
So soll einst seines Grabes Stein
Der Welt ein seltnes Denkmal sein.

Der Hase und viele Freunde. S. die 50. Fabel des Mr. Gay, in der Auflage von 1733 p. 190—194. H.

Ein Häschen von beliebten Sitten,
Ein kleines Tier von schneller Kunst,
Erhielt durch Schmeicheln und durch Bitten
Verschiedner Tiere Lob und Gunst.
Die Hasen hatten ja vorzeiten
Weit mehr als itzo zu bedeuten;
Als keiner unsern Stutzern glich,
Da war auch keiner lächerlich.

Er wandte sich zu allen Freunden,
Um ihren Beitritt zu erflehn,
Den Hunden, seinen ärgsten Feinden,
Zu steuren oder zu entgehn.
Man sprach: „Dein Leben zu erhalten
Soll unser Eifer nie erkalten;
Der deinem Balg ein Härchen krümmt,
Dem ist von uns der Tod bestimmt."

Der muntre Hänsel ist zufrieden
Und schätzt sich großen Hansen gleich.
Die Sicherheit, die ihm beschieden,
Vertauscht er um kein Königreich.
Ihn will so mancher Beistand schützen;
Was darf er nun in Ängsten sitzen?
Nein, unter vieler Starken Hut
Fehlt es auch Hasen nicht an Mut.

Er lebet ohne Not und Sorgen,
So unverzagt als ungestört,
Weil sich mit jedem schönen Morgen,
Mit jedem Tau sein Frühstück mehrt.
Sein rascher Lauf verläßt die Wälder,
Durchstreicht die Triften und die Felder,
Wo in beglückter Sicherheit
Ihn Gras und Laub und Frucht erfreut.

Wie oft vergällt erwünschte Stunden
Verhaßter Stunden Ungemach!
Ein Jäger eilt mit schlauen Hunden
Der Spur des armen Hänsels nach.

Hier ist kein Freund, ihm itzt zu raten:
Er fährt, er läuft durch Busch und Saaten,
Er drückt sich oft, so gut er kann;
Doch alle Hunde schlagen an.

Er rennt und setzt durch Forst und Stege;
Sein Absprung aber hilft ihm nicht.
Doch endlich kömmt auf einem Wege
Sein Freund, das Pferd, ihm zu Gesicht.
Er sagt: „Dies tolle Hetzenreuten
Scheint meinen Tod mir anzudeuten.
Doch nimmt mich nur dein Rücken auf,
So spürt kein Stöber meinen Lauf.“

Das Pferd versetzt: „Mein Herr, ich sehe
Des Unfalls Größe noch nicht ein.
So mancher Freund ist in der Nähe,
Und jeder wird behilflich sein
Die Treu' erleichtert Müh' und Bürde;
Sie wissen, wie ich dienen würde:
So aber wohnt nicht weit von hier
Ein ungleich stärkrer Freund, der Stier.“

Er eilt durch Heide, Busch und Hecken
Und fleht den Stier um Rettung an.
Der spricht: „Ich will nur frei entdecken,
Warum ich dir nicht helfen kann.
Du kennest meiner Freundschaft Triebe;
Jedoch die Freundschaft weicht der Liebe.
Dort läßt sich meine Schöne sehn.
Du mußt zu jener Ziege gehn.“

Die Ziege hört des Hasen Klagen
Mit angenommner Traurigkeit
Und hält, ihm alles abzuschlagen,
Sich zu der Ausflucht schon bereit.
Sie meckert: „Dich itzt aufzunehmen,
Wird jenes Schaf sich bald bequemen.
Dir ist ja seine Gutheit kund.
Mir, leider! ist der Rücken wund.“

Der Arme flieht mit bangen Schritten,
Sucht und erreicht das ferne Schaf,
Das, unbewegt bei seinen Bitten,
An Furcht den Flüchtling übertraf.
Es klagt: „Vor Feinden dich zu schützen,
Wird meine Schwäche wenig nützen.
Ich zittre ja so sehr als du;
Doch eile jenem Füllen zu.“

Das sprach: „Wenn wir itzt Beistand hätten,
So trotzt' ich gerne die Gewalt.
Ich bin zu jung, dich zu erretten,
Und mein Herr Vater ist zu alt.
Ich sehe schon die Hunde kommen:
Nur frischen Mut und Lauf genommen!
Doch, wenn dein Tod uns trennen soll,
Geliebter Hänsel, fahre wohl!“

---

### 8. Der Affe und der Delphin.

Den Mutterwitz bringt jeder auf die Welt.
Der Schulwitz wird durch Bücher uns gegeben;
Der eitle Mensch, dem Schein und Wahn gefällt,
Sucht überdies dem dritten nachzustreben.
Das ist der Witz, den man, galant zu leben,
Auf Reisen sucht, nur in der Fremd' erhält,
Wo, ehe man den letztern ausgespüret,
Manch Mutterkind die ersten oft verlieret. —

„Und dennoch ist's ein Ruhm (ich leiste die Gewähr),
Mit Vorwitz, Gold und Stolz sich auf den Weg zu machen.
Man holt von Städten, Leuten, Sachen
Zum wenigsten die Namen her.
Ist dieses nicht genug? wer darf noch mehr verlangen?
Wer alles wissen will, der gehe selbst dahin,
Wo ich bereits gewesen bin;
Da kann er Unterricht empfangen.“ —

Der Affe und der Delphin. S. Aesopi fab. n. 88, und La Fontaine, F. 68. H.

Ganz recht! du bist schon hier; dir droht nicht die Gefahr,
Die jenem Affen tödlich war.

Der ging zu Schiffe, von Athen
Nach Lacedämon hin zu reisen,
Den Schönen dort, die ihn noch nicht gesehn,
Sein liebliches Gesicht zu weisen.

Die Fahrt fing glücklich an, bei hellem Sonnenschein.
Die Luft floß, wie das Meer, gelind und spiegelrein.
Drum singt der Steuermann, den noch kein Unfall störet,
Und lenkt das Schiff mit Lust; man jauchzet überall.
Die allgemeine Ruh', der öftre Freudenschall
Reizt meinen Passagier, der bald den Scherz vermehret,
Die Zähne bleckt, erzählt, wo er herumgeschweift,
Und es beim Zeus beschwört, ein Liedchen hüpfend pfeift,
Das er beim Chier Wein von Phrynis selbst gehöret.

Der Wind verbleibt geneigt. Man sieht zur rechten Hand,
In einem fernen Blau, Trözens berühmten Strand
Und Argos' breiten Busen liegen.
Der Thetis weibischen und schnellen Unbestand
Scheint Eurus webend einzuwiegen.

Bald aber schwärzet sich die heitre Himmelsluft;
Es reißt sich Boreas aus seiner tiefsten Kluft
In Wirbeln brausend los und türmt auf Wellen Wellen.
Das Schiffvolk sieht erstaunt die wilden Fluten schwellen
Und zieht die Segel ein; doch fehlt ihm Zeit und Licht.
Der Sturm verfolgt das Schiff: es krachet, splittert, bricht.

So wird die Hoffnung bald betrogen!
Die in erwünschter Sicherheit
Der guten Reise sich erfreut,
Sind itzt ein Spiel empörter Wogen;

Ein jeder ringt mit Furcht und Wellen,
Und jedem sinket Hand und Mut.
Doch plötzlich legt sich Wind und Flut;
Die Luft fängt an, sich aufzuhellen.

31. Phrynis aus Mytilene, berühmter Musiker des fünften Jahrhunderts v. Chr.

Als nun die Stille zugenommen,
Da kömmt, vielleicht von ungefähr,
Ein spielendes Delphinenheer
Zu aller Trost herbeigeschwommen.

Dies Tier pflegt Menschen gern zu dienen.
Selbst Plinius erzählt es so.
An welchem Ort? Ich weiß nicht wo;
In dem Kapitel von Delphinen.

Der Affe naht sich mit Entzücken.
Da nimmt ein solcher Menschenfreund,
Dem er ein Mensch, wie andre, scheint,
Ihn unverzüglich auf den Rücken.

Er freuet sich der stolzen Bürde.
Sein Reuter ziert sich auch so schön,
Daß, wer ihn nicht zu scharf besehn,
Ihn für Arion halten würde.

Der junge Herr wird fortgetragen,
Bis endlich sein Erretter ruht
Und höflich diese Frage thut,
Wie ihn der Sturm hieher verschlagen.

„Sie sind ja von Athen gekommen?“ —
„Ja freilich komm' ich von Athen.
Mon Cher, da bin ich angesehn;
Hat Er noch nichts von mir vernommen?“ —

„Hat Ihnen diese Stadt gefallen?“ —
„Er fragt? wem steht Athen nicht an?
Mein Vetter, der berühmte Mann,
Ist Archon dort und gilt bei allen.

„Mon Cher, wie werden die Verwandten
Um meine Rettung fröhlich sein!
Wie wird sich mein Papa erfreun,
Ma Soeur, mon Frère, nebst den Tanten!“ —

„So ist auch, doch kaum braucht's der Frage,
Piräus Ihnen wohl bekannt?" —
„O der? Piräus hat Verstand;
Wir sahen uns fast alle Tage."

Das hieß nun recht die Klugheit zeigen!
Kein Meister hat das Schloß erdacht,
Das rohe Mäuler sprachlos macht.
O wüßten Affen doch zu schweigen!

Er wird erkannt, und muß ertrinken.
Man wirft ihn in das Meer und spricht:
„Delphinen retten Affen nicht;
Fort! du magst schwimmen, oder sinken!"

### 9. Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant
Und verscharrt' ihn in den Sand.

„Möchte doch, mich zu erfreun,"
Sprach es, „dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!"

Unglücksel'ger Überfluß,
Wo der nötigste Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß!

### 10. Die Henne und der Smaragd.

Des Glückes häm'scher Eigensinn
Wirft viele Schätze dieser Erden
Unwürdigen Besitzern hin,
Durch Reichtum lächerlich zu werden.

Das Hühnchen und der Diamant. S. den Phädrus, lib. III, fab. 61, Luther im 6. Teile der Jenischen Werke, Blatt 287, und den La Fontaine, F. 20. H.

Wo findet beides sich zugleich:
Geld und Verstand zu edlen Thaten?
Vielleicht im tausendjähr'gen Reich,
In Wahrheit nicht in unsern Staaten.

Aus eines Bischofs Schatz verlor sich ein Smaragd,
In dem ein helles Grün mit reinen Farben spielte,
Den, wegen strahlenreicher Pracht,
Ein jeder, der ihn sah, für unvergleichlich hielte.

Dies Kleinod fand ein weiblich Tier,
Das von dem leichten Volk, so sich in Federn kleidet,
Des Kammes kronengleiche Zier,
Die Wachsamkeit (die Phyllis nie beneidet)
Und treue Dummheit unterscheidet;
Das blinde Gütigkeit von guten Männern borgt,
Und Junge fremder Art, als seine Zucht, versorgt.

Was that die Henne hier? Sie fand.
Sie fand; und Finden ist die Kunst von vielen Erben.
Doch beider Fund wird übel angewandt:
Denn jene scharrt den Stein in Sand,
Und diesen kann ihr Gut kein wahres Glück erwerben.

*

„Die Fabel von dem Huhn und von dem Diamant
War mir und dir und Tausenden bekannt." —
Mein Freund, den Einwurf kannst du sparen.
Sie war bekannt vor tausend Jahren:
Ihr ändert nur mein Reim die äußere Gestalt;
Und keine Wahrheit wird zu alt.

---

19. Anserinis et anatinis ovis incubat gallina. Vid. Vanierii Praedium rusticum, L. XII. p. m. 238. Siehe aber auch, was von einer Ente mit Hühnerfüßen und Spornen, die aus einer von einem Hahn getretenen Ente entstand, vom sel. Reinbeck, in den philosophischen Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele (Berlin 1739), § CXXXII, S. 266 gemeldet wird. H.

## 11. Der Marder, der Fuchs und der Wolf.

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt' ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn

*

Mein Leser, diese drei bewähren,
Wie oft die Größern sich vom Blut der Kleinern nähren.

---

## 12. Die Bärenhaut.

Zwei Helden, die der Douze=Strand
Von Jugend auf, in frühen Wechselchören,
Nach tapfern Flüchen singen hören,
Verließen, um die Zahl der Reisenden zu mehren,
Ihr liederreiches Vaterland.

Mehr Lust als Fähigkeit zu ungemeinen Werken,
Die Not und etwas Eigensinn
Trieb sie zuletzt nach Polen hin,
Die Mißvergnügten zu verstärken.

Gesang und Geld und Mut nahm bald und merklich ab,
Als diesen sonst galanten Leuten
Ein Kürschner Tisch und Stube gab,
Vielleicht aus Hoffnung beff'rer Zeiten.

Zu diesem sagten sie: „Ein großer Wüterich,
Ein ungeheurer Bär läßt sich im Walde sehen;
Euch soll, an Zahlungs Statt, die Haut zu Dienste stehen.
Herr Wirt, das Fell ist schön, der Anschlag ritterlich.
Wir sähen auch nicht gern, um unsers Landes Ehre,
Daß ein Gascogner schuldig wäre.
Die Bestie wird Euch und uns erfreun.

Der Marder, der Fuchs und der Wolf. S. Les fables de Mr. Le Brun, liv. IV, fab. 26, p. 251. H.

Die Bärenhaut. S. den Fl. Avianus, F. 9. La Fontaine, F. 102. Fables d'Esope par Mr. de Bellegarde, n. 91, p. 249, und L'Estrange, Nr. 89, p. 176. 177. H. Diese Fabel diente in vielen Stücken der poetischen Erzählung Lessings „Der Wunsch zu sterben" zum Vorbilde. — 1. La Douze, ein Fluß in Gascogne, der sich bei Roquefort mit dem Midur vereinigt.

Beim Element! wir wollen uns ergötzen;
Den Bären soll gewiß kein Teufel besser hetzen."
Der Kürschner lächelt zwar, doch geht er alles ein;
Sie aber säumen nicht, den Streich ins Werk zu setzen.
Der Kühnheit Ungeduld verdoppelt ihren Lauf;
Der Wald wird schnell erreicht; ihr Gegner zeigt sich wieder.
Sogleich trifft Furcht und Frost der beiden Jäger Glieder.
Der eine springt verzagt den nächsten Baum hinauf;
Den andern wirft Gefahr und Angst und Klugheit nieder.
Er streckt sich starrend aus, hält seinen Atem an
Und stellt sich mausetot, so gut er immer kann;
Denn, was er sonst gehört, ist ihm noch unvergessen,
Daß Bären selten Tote fressen.

Das Tier betrachtet ihn, beriecht ihn, kehrt ihn um,
Und läßt sich durch den Schein betrügen.
„Pfui!" brummt es, „welch ein Aas! Wir Bären sind nicht dumm;
Uns muß was Frischeres vergnügen."
Er geht hierauf zurück. Der Held verläßt den Baum
Und eilt dem Freunde zu. „Ich sehe dich am Leben,"
Ruft er bewundernd aus, „und dennoch glaub' ich's kaum.
Kein kleiner Heiliger hat dir itzt Schutz gegeben.
Allein wie hält es nun mit unsers Feindes Haut?
Er war, wie ich mit Schrecken sahe,
Hier deinen Ohren ziemlich nahe;
Was hat er dir doch anvertraut?"

„Nicht viel," versetzt sein Freund; „doch glaub' ich diesem Scythen:
Er gab mir insgeheim den Rat,
Die Haut nicht eher feil zu bieten,
Als bis man schon den Bären hat."

---

## 13. Der Berg und der Poet.

Ihr Götter, rettet! Menschen flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreißen
Und wird itzt, eh' man sich's versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeißen.

Der Berg und der Poet. S. die Ausleger des Horaz von der Dichtkunst, V. 139, Anonymi fab. Aesopi n. 25, und La Fontaine, F. 92. H.

Er brüllt, er kracht, und Thal und Feld
Sind durch gerechte Furcht entstellt.
Was kann dem nahen Unfall wehren?
Es wird ein Wunderwerk geschehn:
Er muß mit Städten trächtig stehn
Und bald ein neues Rom gebären.

Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt:
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht; warum? er reimt,
Und will itzt den Homer beschämen.
So setzt sich Pythons Priesterin
Halb rasend auf den Dreifuß hin
Und spürt in Hirn und Busen Wehen.
Was ist der stolzen Feder Frucht?
Was wirkt des Dichters Wirbelsucht?
Zum mind'sten, glaub' ich, Odysseen!

Allein, gebt acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonett, dort eine Maus.

## 14. Der Eremit und das Glück.

Es lebt ein Eremit, der, eitlem Zwange feind,
Die Kunst der schlauen Wollust lernet,
Die keine Mühe kennt, vom Ekel weit entfernet,
Nach dem Genusse schöner scheint.

Verzeiht es mir, erhabne Musensöhne,
Für die schon unsre Pflicht den Lorbeerkranz bestellt;
Mein Held ist kein gelehrter Held,
Und er besaß auf dieser Welt
Nichts als ein Buch, ein Glas und eine Schöne.
Doch diese drei, ihn zu erfreun,
Sind, wie man sagt, nur selten ungelesen,
Unangefüllt und ungeküßt gewesen.

Der Eremit und das Glück. S. Les contes du sieur Vergier (Paris 1727), tom. I, p. 45. Diese Erzählung wird in den Amusements littéraires des Herrn de la Barre de Beaumarchais, t. I, p. 287 dem Abt de Grécour, Verfasser des Philotanus, zugeschrieben. H.

Er lebet. Wie gar viel schließt dieses Wort nicht ein!
Ihr Weisen, saget mir, heißt leben mehr als sein?

Ihn hält ein Schieferdach vor Neid und Hohn verstecket.
Einst, als er unbesorgt bei seiner Phyllis saß,
Und so die Welt, wie ihn die Welt, vergaß,
Ward er um Mitternacht durch einen Lärm geschrecket.
Man klopft an seine Thür. Er horcht. Wer ist's? Das Glück.
„Macht auf! ich bin es selbst." — „Ihr selbst?" — „Wer darf es wagen,
Wer ist so groß, nur einen Augenblick
Dem Glück, und was ihm folgt, die Einkehr abzuschlagen?
Ihr zögert? macht uns auf!" Der Eremite spricht:
„Geht weiter, Freund, ich kenn' Euch nicht,
Die Herberg' ist zu klein, zu schlecht, Euch zu empfangen." —

„Ruhm, Ehre, Hoheit sind bei mir,"
Erwiderte das Glück; „sie kommen itzt zu dir." —
„Das ist mir wahrlich leid; es ist kein Platz allhier." —
„Bewirte doch zum mind'sten das Verlangen." —

„Auch dieses wird," versetzt der Biedermann,
„Hier diese Nacht kein Lager kriegen;
Man trifft ein einzig Bett hier an,
Und das gehöret dem Vergnügen."

## 15. Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang, mit unbesorgtem Sinn,
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen:
Und wann er aß, so mußt' er singen;

Johann, der Seifensieder. S. die so bekannte Erzählung vom Schuhflicker beim Burkard Waldis in der 87. Fabel des 4. Buches, Bl. 334, den La Fontaine, F. 143, und was von dem lustigen Blondeau in den Contes et nouvelles de Bonaventure de Periers, tom. I, nouv. 21, p. 221 angeführet wird. S. auch des Herrn Le Sage Diable boiteux, t. I, c. 8. H. — 1738 lautet die Überschrift: Johannes, der Seifensieder. — 1—2 lautet in der Ausgabe von 1738:

Johannes war ein Seifensieder;
Der wußte viele schöne Lieder.

Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht; und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht; man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er anfangs schwach;
Er las nichts als den Almanach,
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
Oft singend, öft'rer lesend, ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich:
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß
Und seiner Wechsel oft vergaß.

Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!"

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen

Und spricht: „Mein lustiger Johann!
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein jeder Eure Ware:
Sagt, wieviel bringt sie Euch im Jahre?“ —

„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vorteil sei.
So rechn' ich nicht; ein Tag bescheret,
Was der, so auf ihn kömmt, verzehret.
Dies folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Dreihundertfünfundsechzig mal.“ —

„Ganz recht; doch könnt Ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?“ —

„Mein Herr, Ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's dann fällt! Mich zwingt zur Klage
Nichts als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle rot gefärbt,
Der hatte wohl, wie Ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifensieder.“

Dies schien den Reichen zu erfreun.
„Hans,“ spricht er, „du sollst glücklich sein.
Jtzt bist du nur ein schlechter Prahler.
Da hast du bare funfzig Thaler;
Nur unterlasse den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang.“

Er dankt und schleicht mit scheuchem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude
Und seiner Augen neue Weide.

Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,

Den Band' und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß
Und wedelnd bei dem Kessel saß;
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichtum paart
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh',
Den vollen Beutel wieder zu
Und spricht: „Herr, lehrt mich bess're Sachen
Als, statt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer Euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden.
Ich tausche nicht mit Euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder."

---

Vers 99 lautete 1738: Dem stellet er, aus Lust zur Ruh',

## 16. Apollo ein Hirte.

Cynthius Admeti vaccas pavisse Pheraeas
Fertur, et in parva delituisse casa.
Quod Phoebum decuit, quem non decet?
*Ovid.* de arte amandi, l. II. v. 239.

Mein Herz gleicht den zufriednen Herzen,
Die Lieb' und freier Mut belebt,
Die gern in sichrer Ruhe scherzen,
Wann rauschend Glück den Stolz erhebt.
Die Ehre gönn' ich größern Leuten
Und wünsche mir auf dieser Welt
Nur den Genuß der Zärtlichkeiten,
Die Neid und Argwohn nicht vergällt.

Was liebenswürdig ist, zu lieben,
Hat uns die paarende Natur
Mit unserm Blut ins Herz geschrieben,
Und das entfällt dem Alter nur.
Erfinder weiser Schwermutsgründe,
Wenn man bei eurem Klügeln lacht,
So rechnet's der Natur zur Sünde,
Daß sie die Lust so reizend macht.

Verdruß und Tadel zu verhüten,
Will ich mich unbemerkt erfreun;
Nicht viel gehorchen noch gebieten,
Kein Sklav' und auch kein König sein;
Nicht bloß mit Schein und Farben prangen,
Die nur der Pöbel trefflich heißt;
Kurz, wenig fürchten und verlangen,
Dies ganz allein rührt meinen Geist.

Als einsten Phöbus von dem Himmel
Gezwungen seinen Abschied nahm,
Und aus der Oberwelt Getümmel
Zu seinem Freund Admetus kam,
Da wählt' er sich ein freies Leben,
Den angenehmen Schäferstand,
Den Sicherheit und Fried' umgeben,
Der Neid und Herrschsucht nie gekannt.

Hier konnt' er, zwischen Wald und Flüssen,
Der Ruhe Herz und Lieder weihn.
Er konnte dichten, lachen, küssen:
Bedarf man mehr, vergnügt zu sein?
Der Gott vergaß bei muntren Chören,
Wann ihm ein holder Mund gefiel,
Die stolze Harmonie der Sphären,
Doch nicht sein sanftes Saitenspiel.

Die besten Lämmer auf den Feldern,
Die süß'ste Milch, den schönsten Strauß,
Die erste Frucht aus nahen Wäldern
Las man für diesen Fremdling aus.
Man fodert ihn zu allen Reihen;
Kein Tanz schien artiger geziert,
Als den er nach den Feldschalmeien
Mit einer Hirtin aufgeführt.

Oft ward im Busch, bei ihren Schafen,
Ein müdes Kind von ihm entdeckt
Und, wann sie lächelnd eingeschlafen,
Von ihm bewacht, von ihm geweckt.
Oft wollten, um ihn zu gewinnen,
Ihm andre froh entgegengehn,
Dann schalkhaft seiner Hand entrinnen,
Dann wieder ihm zur Seite stehn.

Er hörte manche Hirtin sagen:
Dem Phöbus sei zu viel geschehn,
Und Göttern etwas abzuschlagen,
Sei auch an keiner Daphne schön;
Aus Eigensinn zum Baume werden,
Wann treue Sehnsucht uns erschleicht,
Das sei die schlimmste Wahl auf Erden,
Der keine sonst an Thorheit gleicht.

Dem Phöbus gab ein neu Ergötzen,
Was man zu ihm vom Phöbus sprach,
Das er mit schmeichelhaften Sätzen
Von Scherz und Regung unterbrach.

Man merkte sich die Götterlehre,
Ein jeder liebte, ward geliebt,
Und fand, daß nichts die Lust vermehre,
Die Eintracht, Lenz und Dichtkunst giebt.

So flohen ihn Gefahr und Sorgen,
Und so entzückte seine Brust
Ein frischer Scherz mit jedem Morgen,
Mit jedem Abend neue Lust.
Er dachte bei den Wasserfällen:
Den Nektar, Götter, lass' ich euch.
Was ist im Himmel diesen Quellen,
Was dieser Phyllis Busen gleich?

Der bärt'ge Zeus ersah die Freude
Und des vergnügten Flüchtlings Glück;
Und er berief, aus bitterm Neide,
Ihn zeitig von der Welt zurück.
Dies lehrt uns, daß die frohe Stille,
Die Jugend, Witz und Kuß vereint,
Das Herz mit solcher Lust erfülle,
Die Götter selbst zu reizen scheint.

---

## 17. Die Küsse.

Als sich aus Eigennutz Elisse
Dem muntern Korydon ergab,
Nahm sie für einen ihrer Küsse
Ihm anfangs dreißig Schäfchen ab.

Am andern Tag erschien die Stunde,
Daß er den Tausch viel besser traf.
Sein Mund gewann von ihrem Munde
Schon dreißig Küsse für ein Schaf.

Die Küsse. Nach dem Inhalt und der Versart eines Gedichts im Nouveau recueil des chansons, t. II, p. 304. Im Nouveau recueil des épigrammatistes français, par Mr. B. L. M. wird solches T. II, p. 26 dem Ferrand zugeschrieben; aber in den Nouveaux amusements du coeur et de l'esprit (à la Haye 1739), t. IV, 12me brochure, p. 138 unter dem Titel Les lendemains dem Riviere du Fresny beigelegt. H.

Der dritte Tag war zu beneiden:
Da gab die milde Schäferin
Um einen neuen Kuß mit Freuden
Ihm alle Schafe wieder hin.

Allein am vierten ging's betrübter,
Indem sie Herd' und Hund verhieß
Für einen Kuß, den ihr Geliebter
Umsonst an Doris überließ.

---

## 18. Der Blumenkranz.

Juvatque novos decerpere flores.
*Lucretius.* l. I, 927.

Dort, wo die Alster sich in engen Ufern krümmt
Und rauschend ihren Lauf durch Busch und Wiesen nimmt,
Wo deutsche Treue sich beim deutschen Handschlag findet,
Des Landmanns froher Fleiß für sich die Garben bindet
Und alte Freiheit noch den angeerbten Hut
Frisch in die Augen drückt und unbefehdet ruht,
Da ist ein kühler Ort, dem keine Schönheit fehlet,
Den Amor hundertmal der Eifersucht verhehlet
Und dem allein entdeckt, der ihn zum Führer wählet.

Der Zephyr folgt mit Lust den kurzen Wellen nach,
Die hier in grüne Tiefen fallen;
Die Schäfer nennen's einen Bach,
Wir Dichter fließende Krystallen.
Ein dick Gesträuch umschränkt die innre Spur,
Wohin oft Wunsch und Sehnsucht leiten;
Auf diesen Platz lockt uns die Liebe nur
Und ihre Mutter, die Natur.

Hier saß Mathild'. Es eilet ihr zur Seiten
Ein kleiner Schwarm verbuhlter Fröhlichkeiten:

10. milde, freigebige.
Der Blumenkranz. S. die Contes et nouvelles du sieur Vergier, t. I, p. 158. H.

Der schlaue Scherz, die süße Schmeichelei,
Die Hoffnung selbst, und Reinhold kömmt herbei,
Der sie so oft besingt, so unverstellt verehret
Und in der Einsamkeit sie bloß aus Liebe störet.

Auf seinen Wangen ist zu schaun,
Anstatt der Jugend Milch, ein lebhaft, männlich Braun.
Den Augen fehlt kein Geist, noch Ehrfurcht den Geberden.
Er hat, was man gebraucht, nie sehr gehaßt zu werden.

Dies ist des Reinholds Bild, der seiner Schönen Hand
Voll auserles'ner Blumen fand,
Woraus sie einen Kranz zu knüpfen angefangen,
Den unerkauften Schmuck, mit dem nur Hirten prangen.

Allein sobald sie hier den muntern Freund erblickt,
Will ihr die Arbeit nicht, so wie zuvor, gelingen.
Fast jeder Stengel wird durch ihr Versehn zerknickt,
Und Reinhold wird versandt, ihr frische herzubringen.
Er thut es, doch umsonst, und siehet mit Verdruß
Die Blumen, die er reicht, so wie die ersten, brechen.
„Dies," spricht er, „ist zu viel! Ich will durch öftern Kuß
Die Unvorsichtigkeit bei jeder Blume rächen."
Sie lächelt und schweigt still, fängt auch von neuem an.
Wiewohl, wer kann vorher des Schicksals Tücke wissen?
Da ihr auch der Versuch noch minder glücken kann,
So wird der ganze Kranz, voll Ungeduld, zerrissen;
Und Reinhold giebt nunmehr gerechter Strenge Raum.
Wem wird im Küssen nicht die Rache süßer schmecken?
Er nähert sich, sie seufzt: er straft, sie murret kaum.
Hier schließt sich Busch und Wald, sie hilfreich zu verstecken.

Man glaubt, sie thaten dies, was einst Äneas that,
Als Dido und der Held in einer Höhle waren.
Was aber thaten die? Wer das zu fragen hat
Der ist nicht wert, es zu erfahren.

---

## 19. Liebe und Gegenliebe.

„Vom schweren Dienst der Eitelkeit,
Von teuren Freunden voller Neid,
Den Henkern unsrer Lebenszeit,
Eil' ich den Freuden und der Ruh'
An deinem vollen Busen zu.
Laß itzt mein Herz von dir erlernen,
Die Sorgen scherzend zu entfernen.
Zum ird'schen Himmel wünscht es sich
Nur dies dein Schlafgemach und dich.
Der Gott der Liebe schließ' uns ein;
Sonst komme niemand! Er allein
Soll Pförtner, Zeug' und Hüter sein.

„Ich seh' den unzufriednen Haufen
Nach Höfen und Palästen laufen,
Wo Gold und Schmelz und helle Pracht
Gefahr und Knechtschaft schimmernd macht.

„Doch will auch ich von deinen Knieen
Zu solchem Sitz der Ehrfurcht fliehen,
Und wünsch' ich mir ein höher Glück
Als dieses Lächeln, diesen Blick:
So folge Qual und Ungemach
Dem Meineid zur Bestrafung nach,
Und, daß der Fluch vollkommen sei,
Seh' ich mich groß, dich ungetreu!"

So zeigt mit Schwüren und mit Küssen
Leander, wie man heftig liebt,
Dem, als bezaubert hingerissen,
Die Schöne dies zur Antwort giebt:

„Was kann mich auf der Welt betrüben,
Willst du, mein Schatz, mich ewig lieben?
Du, dessen Huld mich stolz gemacht,
Mein Wunsch bei Tag und Traum bei Nacht.
O würde, wie ich dir geneigt,
Durch mehr als Weibermut bezeugt!

Liebe und Gegenliebe. S. Prior's poems, vol. I, p. 97. H.

Mich schrecket nichts; denn, dir zu gut,
Vergießt Elmira gern ihr Blut,
Wenn ihre Grabschrift nur erzählt,
Daß sie den Tod für dich erwählt.

„Hofft meine Sehnsucht nicht vergebens,
Du Trost und Kleinod meines Lebens,
So trennt den Bund der Zärtlichkeit
Kein steigend Glück, kein stürzend Leid.

„Und sollten Schätze, Reich und Kronen
Den Wechsel tausendfach belohnen,
So heiß' ich, aus getreuem Sinn,
Weit lieber deine Buhlerin
Als eine große Königin.

„Wieviel ist mir an dir verliehn!
Wird mein Verlangen nicht zu kühn,
So müssen sich noch unsre Schatten,
Mit wiederholter Eintracht, gatten.

„Ihr Götter, scheint's euch selbst nicht schön,
Zwo Seelen so vereint zu sehn?"

Sie seufzt und reicht zum Unterpfand
Die weiße, weiche, warme Hand.
Ist dieses Paar nicht zu beneiden?
Doch, dauren auch der Menschen Freuden?
Nachdem er sich noch was verweilt
Und ihr den Abschiedskuß erteilt,
Eilt er von seiner Herrscherin
Den Augenblick zur Hofstatt hin,

35. zu gut, zuliebe. — 47. Deum testem invoco, si me Augustus universo praesidens mundo matrimonii honore dignaretur totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo praesidendum, carius mihi et dignius videretur Tua dici meretrix quam illius Imperatrix. *Heloissa* in epist. I. ad *Abaelardum.* p. 50. (edit. Ricardi Rawlinson, London 1718.)

Should at my feet the world's great master fall,
Himself, his throne, his world, I'd scorn them all:
Not *Caesar's* empress would I deign to prove;
No, make me mistress to the man I love;
If there be yet another name, more free,
More fond than mistress, make me that to thee.

*Pope.*

Sie aber auch den Augenblick
In ihres Kleons Arm zurück,
Der damals, als Leander kam,
Zum Winkel seine Zuflucht nahm.

*

O schönes Beispiel gleicher Triebe!
O wahres Muster heut'ger Liebe!

---

## 20. Philemon und Baucis.

Praesentes namque ante domos invisere castas
Saepius et sese mortali ostendere coetu
Coelicolae, nondum spreta pietate, solebant.
*Catull.* de nuptiis Pelei et Thetid. v. 384

Poeten wissen tausend Sachen,
Die in dem groben Teil der Welt
Der Wahn und Aberwitz belachen
Und Einfalt für unmöglich hält.
Wir singen: Boreas muß schweigen;
Der Wald erstaunt; es horcht das Meer;
Und wenn wir uns recht wild erzeigen,
So kömmt der Mond gehorsam her.

Wer untersteht sich, uns zu schimpfen,
Als der nicht Midas' Strafe weiß?
Wer macht aus Schiffen schöne Nymphen,
Aus Daphnens Haar ein Lorbeerreis,
Aus Byblis' Zähren eine Quelle,
Aus Jupiter Europens Stier?
Wer führt den Orpheus in die Hölle?
Wer hat es sonst gethan als wir?

Daß Götter zu den Menschen kommen,
Wie Phrygien längst wahr befand,

Philemon und Baucis. S. Ovid. metam. l. VIII. v. 618—725. Dryden's fables, p. 182—192. La Fontaine, F. 283. Swift im Baucis und Philemon. Die Works of the earls of Rochester etc. t. II, p. 105, und die 1731 gedruckten Miscellanies, vol. III, p. 132—140. H. — 13. Byblis, in ihren Bruder Kaunus verliebt, nach Ovid. met. IX, 663 in eine Quelle verwandelt, als sie über den Verlust des entflohenen Geliebten untröstlich weinte.

Beschwuren sonst die alten Frommen
Und ist nur Dichtern recht bekannt.
Wie zärtlich sie der Welt gewogen,
Lehrt aus Philemons güldner Zeit
Ovidius, der nie gelogen,
Und Swift, der Ruhm der Geistlichkeit.

Weil von der Unterwelt zu den gestirnten Höhen
Die Boten selten richtig gehen,
Fiel zweenen weisen Göttern ein,
Als Wanderer, um nicht erkannt zu sein,
Den Erdkreis selber zu besehen.
Kurz: es gesellte sich, aus großer Menschenliebe,
Zum Donnergott der Gott der Diebe.

Der schlaue Jupiter entging durch diese Flucht
Der alten Juno Eifersucht,
Die ihm den Nektar längst vergällte
Und, was er als ein Stier und Schwan
Und in der Jugend sonst gethan,
Ihm täglich unter Augen stellte.
Dem Vater folgt Merkur mit kindlich=frohem Mut,
Doch ohne Federhut.

Sie hatten bald, was man die Welt genannt,
Das narrenvolle Rund bis dahin durchgerannt,
Wohin vielleicht nicht ich noch du, mein Leser, kommen,
Bis an Mäanders fernen Strand.
Als Licht und Tag nun abgenommen,
Erblickten sie, zu ihrer linken Hand,
Ein hohes Schloß, das Üppigkeit und Pracht
Dem Übermut zum Sitz gemacht.
Hier wohnt und schwelgt ein trotziger Dynast,
Des armen Landes reiche Last,
Der Liebling eines Herrn, dem oft=geschätzte Horden
In treuer Blöße zinsbar worden.

25. **Unterwelt**, hier so viel als Erdenwelt im Gegensatz zu den überirdischen Höhen des Himmels. —
39. Jupiter huc, specie mortali, cumque parente
Venit Atlantiades positis caducifer alis. *Ovid.* H.

Bei diesem suchten itzt die Götter kurze Rast.
Sie stellten sich, nach wahrer Pilger Weise,
Vom Mangel ausgezehrt, ermüdet von der Reise,
Und flehten sehr um Streu und Speise.
Vergebens flehten sie; man wies sie höhnisch ab;
Und als Merkur sich gar ins Schloß begab,
So fand auch er, je mehr er bat:
Nichts sei vermess'ner, stolzer, kühner
Als kleiner Herren kleine Diener,
So oft man ihrer nötig hat.

Sie eilen schnell in manches Reichen Haus,
Allein viel schneller noch heraus.
Noch etwas wird versucht: sie klopfen an die Hütte,
Die einsam in dem Thale steht.
Hier wiederholt Merkur die Bitte,
Und hier nur wird er nicht verschmäht.

Hier lebet, ohne Mißvergnügen,
Und durch die Heilungskraft der Zeit
Von allen Regungen der Eifersucht befreit,
Ein unbeerbt, zugleich veraltend Paar,
Dem, durch des Schicksals seltnes Fügen,
Der langen Ehe Joch nicht unerträglich war.

Der Mann, Philemon, geht und nötigt sie herein,
Führt beide vor den Herd, heißt beide fröhlich sein,
Ruft das geliebte Weib, und Baucis kömmt auf Krücken.
Sie grüßet jeden Gast mit treuem Händedrücken,
Das endlich Jupiter, der wohl zu leben wußte,
Durch einen Kuß vergelten mußte.
So ist's, durch einen Kuß; jedoch nur auf die Wangen,
Nicht mit dem Nachdruck und Verlangen,
Womit er oft an Ledens Mund gehangen;
Und gleichwohl flößt in ihre Brust
Der träge Kuß recht jugendliche Lust.
Sie stoppelt Scheit und Stroh schon hurtiger zusammen.

85. Inde foco tepidum cinerem dimovit et ignes
Suscitat hesternos foliisque et cortice sicco
Nutrit et ad flammas anima producit anili. *Ovid.* H.

Ein Bündel Reiser wird auf dürren Kien gelegt,
Und, als sie Asch' und Kohlen aufgeregt,
Facht, bläst und hustet sie den ganzen Stoß zu Flammen.
Hierauf wird warme Milch, nebst Feld- und Gartenfrüchten,
In irdnen Schüsseln aufgetischt,
Bei ungleich größrer Lust, als wo das Splitterrichten
Die teuren Bissen würzt, wo Fluch und Wein sich mischt,
Der Scheelsucht Auge glüht, der Bosheit Zunge zischt.

Die Fremden besser zu erfreuen,
Umsteckt der milde Wirt den Tisch mit dichten Maien,
Sucht seinen Witz hervor, der, nach des Landmanns Art,
Mit Worten spielt und kein Gelächter spart,
Und schwatzt vom Ackerbau, vom Wiesewachs, von Saaten,
Wie heuer recht nach Wunsch des Nachbars Korn geraten.
Frau Baucis aber lehrt der Witt'rung Eigenschaft,
Der Seuchen Art, der Kräuter Kraft,
Und sagt den neuen Tischgenossen,
Wie viele Jahr' in ihrer Eh' verflossen,
Wie dieses Dach von Schilf und den geschwärzten Herd
Ihr langer Fleiß erbaut und noch kein Fluch beschwert;
Was sie besitzen, was noch fehlt,
Das alles wird itzt her erzählt;
Auch wie sie neulich erst was Herrliches geerbet:
Und was? Ein Trinkgeschirr, das noch nicht abgenützt,
Woran Silen, der sich auf Keltern stützt,
Und mit Satyren zecht, aus Buchenholz geschnitzt:
Auf dessen Deckel sei Philemon eingekerbet.
Sie fodert's, und er bringt's, voll Most,
Zum süßen Schluß der Abendkost.

Das frische Naß wird treulich eingesogen;
Doch füllet sich von selbst der Becher wieder an.
Die Alte sieht's bestürzt, es stutzt der Biedermann,
Der weder Freund noch Feind in seinem Trunk betrogen.
Nachdem er ihn von neuem ausgebracht,
Hat er auf jeden Gast nunmehr gedoppelt acht,
Bis Jupiter sich kenntlich macht.

Er sagt: „Wir sprechen nicht als Spötter;
Vernehmt die Wahrheit: wir sind Götter.
Herr Wirt, Frau Wirtin, glaubt es nur:
Ich bin der Zeus, er ist Merkur.
Ihr zweifelt? Können Götter lügen?
Wißt, ich kann donnern, er kann fliegen."

Philemon schielt ihn an. Ein Strahl vom innern Licht
Erheitert seinen Blick: er glaubt, und klügelt nicht.
Ein heil'ger Schauer fährt durch Baucis' kalte Glieder.
Sie sehn im Gast den Gott und fallen vor ihm nieder
„Ihr Götter," sagt der Greis, „wie gütig nehmt ihr an,
Was euch die Dürftigkeit wohlmeinend reichen kann.
Es ist kein Sterblicher an Glück uns gleich zu nennen:
O hätten wir nach Wunsch euch itzt bewirten können!
Doch aller Überfluß im schönsten Speisesaal
Ist mangelhaft und schlecht zu einem Göttermahl.
Wo solche Gäste selbst die Tafel schmücken wollen,
Muß Erde, Meer und Luft die besten Schüsseln zollen."

Es tagt, und Majens Sohn führt das entzückte Paar
Den hohen Berg hinan, der in der Nähe war.
Hier spricht der Donnergott: „Der Bosheit Lauf zu hemmen,
Soll der Mäanderfluß die Frevler überschwemmen."
Er winkt; der Strom gehorcht. Man sieht das Schloß, das Land,
Wo sich kein liebreich Aug' auf fremde Not gewandt,
Von Wind und Flut bestürmt, mit Schrecken untergehen.
Philemons Wohnung bleibt auf einer Insel stehen;
Doch nicht als Hütte mehr. Was Schilf, was irden war,
Wird Marmor oder Gold; ihr Tischchen zum Altar;
Die Kann' ein Opferkelch; die Pfosten werden Säulen;
Und, mehr Bequemlichkeit dem Tempel zu erteilen,

127. You have to night beneath your roof
A pair of gods: (nay never wonder)
This youth can fly and I can thunder,
I'm *Jupiter* and he *Mercurius*.

*Prior* in seiner Erzählung The ladle. H.

Ihr Bett ein Kirchensitz, der noch, nach alter Kraft,
Die Hörer gähnen lehrt und oft den Schlaf verschafft.

Dies große Wunderwerk erweckt den treuen beiden
Verwirrung, stumme Lust und ehrfurchtreiche Freuden,
Erstaunen, Dankbarkeit und neue Zuversicht,
Bis unser Phrygier das Schweigen unterbricht:
„Ach möchte Jupiter mich Armen würdig finden,
In diesem neuen Bau die Opfer anzuzünden,
Des Lebens Überrest als Priester ihm zu weihn!
O sollt' ihm diese Hand den ersten Weihrauch streun!"

Der Gott erhöret ihn und will ihm auch vergönnen,
Nebst ihr noch einen Wunsch ohn' Anstand thun zu können.
„Falls," ruft Philemon aus, „ein Flehen dir gefällt,
Das itzt die Liebe wagt, die uns zuerst gesellt,
Wird mir und Baucis einst der Tod zugleich erscheinen,
Und keines je von uns des andern Grab beweinen!"
Der Wunsch der Zärtlichkeit, der Wünsche Widerspiel,
Die oft der Eh'stand heckt, erreicht sein edles Ziel.
Der Götter Gunst verspricht's. Ein Donner läßt sich hören;
Der Blitz zerteilt die Luft; Zeus eilt durch alle Sphären.

Hievon verbreitet sich der bald erscholl'ne Ruhm,
Und jedermann besucht das neue Heiligtum;
Zum Teil, Philemon selbst um alles zu befragen;
Zum Teil, aus frommer Pflicht ihm Gaben anzutragen,
Die er, voll vom Beruf, den ihm sein Glück bestimmt,
Mit priesterlicher Hand oft abweist, öfter nimmt.

An einem Feiertag, als er im Vorhof gehet
Und Reisenden erzählt, woher der Bau entstehet,

152 f.
A bedstead of the antique mode
Compact of timber many a load,
Such as our ancestors did use,
Was metamorphos'd into pews;
Which still their ancient nature keep,
By lodging folks dispos'd to sleep. *Swift.* H.

158 ff.
Consilium superis aperit commune Philemon:
Esse sacerdotes delubraque vestra tueri
Poscimus; et quoniam concordes egimus annos,
Auferat hora duos eadem, nec conjugis unquam
Busta meae videam neu sim tumulandus ab illa.
*Ovid.* H.

Verwandelt sich sein Haupt; zu Blättern wird das Haar;
Den Leib deckt Rind' und Moos; und Baucis wird's gewahr,
Und suchet, doch umsonst, ihm ihre Hand zu reichen.
Sie wird zum Lindenbaum, so wie ihr Mann zur Eichen.
Der wohlerfüllte Wunsch ist ihrer Treue Lohn,
Und jeder Vater zeigt die Bäume seinem Sohn.
Man siehet ihre Zweig' am allerschönsten grünen
Und vielen Liebenden mit holdem Schatten dienen.
Der Ruf legt ihnen bald die Zauberwirkung bei:
Hier reizte Laub und Gras zur süßen Buhlerei.
Man sagt gar, daß allhier auch spröde Schäferinnen
Das Schmeicheln und zuletzt den Schmeichler liebgewinnen;
Daß manche, deren Stolz den Hirten widerstand,
Zum erstenmal ihr Herz hier voller Mitleid fand;
Daß einer Phyllis Kuß den Lykas hier beglücket,
Und er sie drauf gelehrt, was noch weit mehr entzücket.
Der nächste Lenz verriet die ihm erzeigte Huld;
Der Baum, der arme Baum, nicht Phyllis, trug die Schuld.
Die Mutter hätte bald Philemon nebst der Frauen,
Wenn Zeus sie nicht beschützt, erbärmlich abgehauen.

---

## Zweites Buch.

### 21. Jupiter, die Tiere und der Mensch.

Als Jupiter der unbewohnten Erde
Die Menschen und die Tiere schuf,
Bestimmt' er jeglichem den künftigen Beruf,
Des Lebens Art und Zeit und Arbeit und Beschwerde.

Zum Esel sagte Zeus: „Dein Schicksal legt dir Last
Und harte Knechtschaft auf; nur Disteln, keine Mast.
Das ist dein Los. Wohlan! so dien', und lebe
So viele Jahr', als ich dem Monat Tage gebe."
Der Esel Erstling schreit: „Zu viel legst du mir bei.
Wie? dreißig Jahre! Zeus! ach nimm mir zwanzig Jahre!
Sonst quäl' ich mich zu lang: es graun mir schon die Haare."
Der große Zeus erhört sein flehendes Geschrei.

Zum Hunde spricht er: „Wache fleißig!
Hüt' eifrig Trift und Haus! Du überkamst von mir
Mut, Treue, Fertigkeit, und du erreichst dafür
An edlen Jahren fünfunddreißig." —
„Das Wächteramt ist schwer: ich bitte, Herr, von dir,
Die Dauer meiner Pflicht aus Mitleid einzuschränken
Und fünfundzwanzig mir zu schenken."
Die Gunst gewähret ihm der Gott.

Zum Affen sagt er drauf: „Du Halbmensch, deine Mienen,
Dein ganzes Wesen kann zu nichts als Kurzweil dienen.
Sei nackt, gefesselt, arm, der Kinder Lust und Spott

Jupiter, die Tiere und der Mensch. S. die erste Fabel des Delaunay. H.

Und der Bedienten Spiel, auf sechs Olympiaden." —
„Sechs!" spricht der Aff', „o gieb mir doch aus Gnaden
Nur vier. Die sind genug. Nur lächerlich zu sein,
Bedarf ich wenig Zeit." Zeus räumt die Zeit ihm ein.

Es nähert sich der Mensch. Zeus spricht: „Du, meine Freude,
Du zierst mein neues Weltgebäude.
Du bist mein Meisterstück. Es sei die Erde dein!
Für dich sei sie so schön, so fruchtbar, so voll Schätze.
Versäume nicht, dich zu erfreun,
Weil ich zum Leben dir nur dreißig Sommer setze."
Fast wie beim ersten Blitz, beim ersten Donnerschlag,
Erschrak der Mensch und sagt: „O Zeus, dein Schöpfungstag
Bereichert mich mit deinen besten Gaben;
Doch, soll mein Dasein nur so wenig Jahre haben?
Das ist bejammernswert. Dafern ich wählen mag,
So wähl' ich mir zu meinem längern Leben,
Was Esel, Hund und Aff' an ihrem aufgegeben." —
„Es sei!" spricht Jupiter; „doch dies bleibt festgestellt:
Dein längres Alter soll, nach jenen dreißig Jahren,
Auch jedes Tieres Stand erfahren,
Dem ich die Zeit erließ, die itzt der Mensch erhält."

*

Ganz unveränderlich ist dieser Götterschluß.
Nur unsre Jugend ist der Sitz der Fröhlichkeiten.
Wir spielen dreißig Jahr', ohn' Ernst und Überdruß,
Wir kennen nicht den Zwang der strengern Folgezeiten,
Und unser Leben ist Genuß.
Uns wollte Jupiter nur dieses Alter geben.
Ach hätte doch dies Flehen nichts erreicht
Und uns kein Wahn verführt, nach fernerm Ziel zu streben!
Kaum, daß der Menschen Lenz, die Zeit der Lust, verstreicht,
So überladen uns mit ungewohnten Bürden
Der Haus- und Ehestand, Geschäfte, Pflichten, Würden,
Bis daß der Tiere Herr dem trägsten Lasttier gleicht.
Der Funfzigjährige besitzt nur seine Güter,
Vermeidet den Gebrauch, entbehret, was er hat,
Häuft, rechnet, zählt, verschließt, scheut Diebstahl und Verrat,
Ist schlaflos, wie sein Hund, auch ein so scharfer Hüter.

Der ganz verlähmte Greis, der kümmerlich sich regt,
Sitzt, wie der Halbmensch, an der Kette;
Noch glücklich, wenn er nicht auch dessen Schicksal hätte,
Daß Kind und Knecht und Magd ihn zu belachen pflegt.

---

## 22. Ulysses und seine Gefährten.

Ulysses und der Rest der ihm getreuen Scharen,
Die, vielen Helden gleich, nur selten glücklich waren,
Verließen kaum der Lästrygoner Land,
Als ihr Verhängnis sie zu einer Insel führte,
Wo Circe königlich regierte,
Die mit Medeens Kunst Medeens Reiz verband.

Im Thal steht ihr Palast. Gekrümmt zu ihren Füßen,
Läßt sich ihr Löwe dort von ihrem Arm umschließen.
Ihr Wolf verlernt die würgende Gewalt.
Vier Töchter der Natur, der Wälder und der Quellen
Und der ins Meer verströmten Wellen,
Bedienen Circen stets in jenem Aufenthalt.

Der Nymphen Göttin singt. Die frohen Haine hallen,
Da Zephyrs Hauch und Scherz in ihren Haaren wallen,
Die uns Homer, der Haare Kenner, preist.
Sie labt Ulyssens Volk: es zecht mit sicherm Mute,
Bis plötzlich ihre Zauberrute
Dies Volk zu Tieren schlägt und ihre Kraft beweist.

Eurylochus entrinnt und sagt, daß diese Thoren
Der Sängerin gefolgt und alle sich verloren.
Ulyß macht sich, sie zu entdecken, auf.
Da soll ihm nun Merkur ein Kraut verehret haben;
Itzt aber schenkt er reichre Gaben:
Der güldne Wucher ist sein heut'ger Lebenslauf.

Ulysses und seine Gefährten. S. das 10. Buch der Odyssee, die 214. Fabel des La Fontaine, und das kleine Lustspiel Les animaux raisonnables im 3. Bande des Nouveau théatre de la Foire. H. — 22. ein Kraut: Moly. Siehe Angeli Mariae Riccii Dissertationes Homericas (Florent. 1740.) t. III. dissert. LIV. p. 120. sqq. H.

Doch war es nicht dies Kraut, das damals ihn beschützte,
Noch sein entblößtes Schwert, womit er drohend blitzte,
Als er nunmehr vor Circens Augen kam.
Es war die Männlichkeit in seinen Heldenblicken
Und ihre Sehnsucht, ihr Entzücken,
Was ihr die Kraft und Lust, ihn zu verwandeln, nahm.

Er sah, und konnte das nicht ohne Zähren sehen,
Er sah, die er gesucht, als Tiere vor sich stehen,
Doch unerkannt bei ihrer Wiederkunft.
„Ach!“ ruft Ulysses aus, „ach Circe! laß dich rühren
Und gieb, aus Mitleid, diesen Tieren
Die vorige Gestalt, die Sprache, die Vernunft.“

Göttinnen dürfen stets ihr ganzes Herz erklären.
„Aus Mitleid,“ sagt sie ihm, „werd' ich dir nichts gewähren;
Aus Liebe nur geh' ich dein Bitten ein.
Ich will es, daß sie dir als Menschen folgen sollen;
Doch frage sie, ob sie auch wollen.
Dein Löwe kömmt hieher; laß ihn den ersten sein.“

Ulysses redt ihn an: „Mein Wächter, mein Getreuer,
Es endigt heute sich dein seltnes Abenteuer.
Sobald du willst, bist du ein Mensch, wie wir.“
Der Löwe, der sogleich aus wildem Eifer schnaubte,
Spricht, da er noch zu brüllen glaubte:
„So thöricht bin ich nicht; die Menschheit gönn' ich dir

„Ich bleibe, was ich bin. Nur so erweck' ich Grauen,
Durch meiner Zähne Raub und durch den Sieg der Klauen.
Mir kömmt kein Feind unüberwindlich nah.
Sonst war ich dein Soldat: ein Kriegsknecht gilt nur wenig.
In jenem Walde bin ich König:
Den reizt kein Bürgerstand in deinem Ithaka.“

Nun wird der Bär befragt: „Willst du zum Menschen werden?
Du warst der schönste Kerl an Bildung und Geberden:
Nun sieht man fast nichts häßlicher als dich.“ —
„Ich häßlich?“ brummt der Bär; „nein! schön, nach Art der Bären.
Das könnte dir mein Schatz erklären:
Die liebt den Honig selbst nicht halb so sehr als mich.

„Woher bist du so klug? Was macht, daß von Gestalt
Dir jene widrig sind und die dein Lob erhalten?
Nur Vorurteil, Gewohnheit, Eigensinn.
Gefall' ich dir denn nicht, so meide dies Gehege,
So packe dich aus meinem Wege.
Mit Lust geh' ich zu Holz und bleibe, was ich bin."

Ulysses spricht zum Wolf: „Wieviel ist dir entrissen!
Die Hoffnung und das Recht, die Schäferin zu küssen,
Die nun das Schaf, das du verschlingst, beweint.
Die Herden fliehen dich; sonst schütztest du die Herden:
Doch, was du warst, das kannst du werden.
Wohlan! Sei wiederum ein Mensch und Menschenfreund."

Ihn hört der Wolf und sagt: „Wo giebt es Menschenfreunde?
Die Menschen selber sind der Menschen ärgste Feinde,
Und einer ist dem andern Wolf und Bär.
Die Kunst, zu gleicher Zeit zu schmeicheln und zu hassen,
Will ich euch Menschen überlassen:
Seit ich vom Hofe bin, fällt mir die Falschheit schwer.

„Das Schaf, das ich, aus Trieb und aus Beruf, gefressen,
Das hättest du wohl selbst, doch zierlicher, gegessen.
Herr, mein Geschmack ist hier dem deinen gleich.
Soll ich, als Wolf, als Mensch, ja Räubereien treiben,
So will ich stets ein Wolf verbleiben.
Dann bin ich glücklicher; die Reue trifft nur euch."

Laertens Sohn erforscht die übrigen Gefährten,
Und die erklären sich, wie jene sich erklärten.
Sie sind mit Lust den Tieren zugesellt.
Stand, Ruhm, Unsterblichkeit reizt sie zu keinem Neide.
Der freie Wald ist aller Freude.
Nichts weiser ist der Mensch: er wählt, was ihm gefällt.

Und was gefällt uns denn? Kann Wahrheit uns vergnügen?
O nein! wir sind geneigt, uns selber zu betrügen.
Empfindungen weicht unsrer Schlüsse Kraft.
Vergnüget uns ein Recht, das aller Wohlfahrt stützet?
Solang es unsrer Absicht nützet.
Was unser Thun bestimmt, ist Wahn und Leidenschaft.

## 23. Der verteidigte Schwan.

Man tadelt einen Schwan, der Wasservögel König;
Da nimmt sich seines Ruhms ein schlauer Vogel an.
„Hört," singt er, „wie ich euch gleich widerlegen kann:

Wahr ist es, dieser Schwan fliegt wenig;
Doch er verfliegt sich nicht. Er taumelt, wann er geht;
Allein er schwimmt mit Majestät.
Jung war er weder weiß noch schön noch stark zu nennen;
Itzt muß man ihn dafür erkennen.
Sein Ernst ist gar zu stumm; allein er denket nach:
Denn eh' er stirbt, wird seine Stimme wach.
Den Gänsen mag er freilich gleichen;
Doch wird er keinen Gänsen weichen.
Zwar fischt der Fresser sich manch niedliches Gericht;
Doch wißt ihr, uns verschlingt er nicht."

*

Ein Dienst von solcher Art beleidigt.
Horaz, ach hätte man dich jüngst nicht so verteidigt!

---

## 24. Die Gans und der Wolf.

„Wir Gänse retteten das Kapitolium,"
Sprach eine Gans, und schwimmt: „bloß dieses kann bezeugen,
Die Unerschrockenheit sei auch den Gänsen eigen."
Am Ufer prahlt' ein Wolf: „Den großen Romulum
Säugt' einer Wölfin Brust. Nichts gleicht, zu allen Zeiten
Der guten Wölfe Zärtlichkeiten." —
„Ja!" schnattert jene drauf; „wenn doch das Manntier nur
Einst unsre Tugenden erriete!
Ja! die beseelende Natur
Gab Gänsen Mut und Wölfen Güte."

Der verteidigte Schwan. 16. jüngst: Im Jahre 1749. H. (1749 erschien zu Cassel eine „Ungebundene Übersetzung der Gedichte des Horaz nebst den nötigen Anmerkungen und vorgängiger Lebensbeschreibung dieses Schriftstellers", 2 Teile, deren Verfasser Justizrat Frd. Groschuff zu Schleiz war. Ob Hagedorn auf dieses Buch hier anspielt, kann ich, da dasselbe mir nicht vorliegt, nicht feststellen.)

Die Gans und der Wolf. 7. Manntier: Der Mensch. Das Wort Manntier ist aus dem Froschmäuseler (s. den ersten Teil im fünften, und den zweiten im zehnten Kapitel) und kann, wie mich dünkt, in der Fabelsprache der Tiere seine Stelle behaupten. H.

Ein Habicht zeigt sich ihr, der Feind voll schneller List:
Gleich schreit die Täucherin, und Hals und Fuß wird rege.
Der Wolf entdeckt ein armes Kind am Wege,
Das er beschleicht und ohn' Erbarmen frißt.

*

Wie viele rühmen sich der Tugenden und Gaben,
Die sie doch nicht erhalten haben!

---

## 25. Der Kondor und die Staren.

Mit Recht verhalten sich die Herren kleiner Staaten
So wie die großen Potentaten;
Doch sind die Klügsten jederzeit
Mit Recht auch eingedenk, in Worten und in Thaten,
Der unvollkomm'nen Ähnlichkeit.

Es rüstete, vor vielen Jahren,
Der große Kondor sich zum Krieg,
Und er versammlete der edlen Vögel Scharen,
Die fürchterlich, gewohnt zum Sieg,
Und dieses Hauptes würdig waren.
Zugleich erschien ein Schwarm von Staren
Und rief, einmütig im Geschrei:
„Wir stimmen diesem Kriege bei,
Um, wie der Kondor, zu verfahren."

So waffnete sich auch Germanien zu Siegen,
Und, um das Haus Bourbon beglückter zu bekriegen,
Geht Bund und Reichstag an: der Feldzug wird beliebt.
Als jeder Stand nun seine Stimme giebt,
Verheißen Österreichs Gesandte
Ein Heer von dreißigtausend Mann.
Ein bischöflicher hört es an,
Und als der Aufruf nun auch ihn zum Stimmen nannte,
Hat er es sich gemerkt; denn er votiert sogleich:
„In omnibus wie Österreich."

---

Der Kondor und die Staren. 7. Kondor, der stärkste und fürchterlichste Vogel — 21. S. Keyßlers Reisen, im zweiten Teile, S. 1262 der ersten Ausgabe. H.

### 26. Die Eulen.

Der Uhu, der Kauz und zwo Eulen
Beklagten erbärmlich ihr Leid:
„Wir singen; doch heißt es, wir heulen:
So grausam belügt uns der Neid.
Wir hören der Nachtigall Proben
Und weichen an Stimme nicht ihr.
Wir selber, wir müssen uns loben;
Es lobt uns ja keiner als wir.“

---

### 27. Das Reh und der Hund.

Ein zartes Reh, das gar zu sicher ruht,
Erhascht ein Hund, der keinen Dickicht scheute.
Er beißt es an, leckt das vergoss'ne Blut
Und küßt zugleich die angenehme Beute.
Da seufzt das Wild: „Welch Mitleid rühret dich?
Du kömmst als Feind und raubest mir das Leben,
Und mir willst du doch solche Küsse geben,
Als wäre dir kein Freund so lieb als ich?
Ich bitte sehr, hör' auf mit deinen Bissen;
Wo nicht, verschone mich mit Küssen.“

---

### 28. Der Hase und das Rebhuhn.

Ein Has' und Rebhuhn fanden beide
Im Vorholz, Feld und Busch Fraß, Sicherheit und Freude;
Und jener saß ganz ruhig im Getreide,
Als Söllmann und die Jagd rasch ins Gehege drang,
Hochlautend ihn zum öftern Wiedergang

Das Reh und der Hund. S. die Fabel vom Hasen und Hunde, in Alsops Fabular. Aesop. delectu (Oxon. 1698), f. 170, p. 100. H.

Der Hase und das Rebhuhn. S. die 99. Fabel des La Fontaine. H. — 4. Söllmann, Gesellmann und Waldgesell sind bei uns eben so gebräuchliche Hundenamen, als bei den Franzosen Brifaut, Miraut und Rustaut, die in dieser 99. Fabel des La Fontaine vorkommen. H. — 5. Die Jagdhunde werden in den üblichen Weidsprüchen hochlautend genannt. S. Döbels Jägerpractica im 3. Teile, S. 155. 156. H. —

Und fürchterlich zum Absprung zwang.
Zu oft ist manche Lust benachbart mit dem Leide.
Sie rahmen ihn herum: er läuft, und ach! wie schnell!
Doch seine Fährte kennt der treue Waldgesell.
Im Lager drückt er sich: noch hofft er zu entwischen;
Allein der Weidmann weiß die Stöber anzufrischen:
Der Flüchtling wird erreicht, so sehr er sich verbirgt,
Und, weil der Retter fehlt, indem er schreit, erwürgt.

Das Rebhuhn saß und sprach: „Der Thor pflag sich zu preisen;
Wie prahlend rühmt' er mir der Läufte Vorzug an!
Nun stirbt er lächerlich und muß auch mir beweisen,
Zehn Hasen können nicht, was ein Strick Hunde kann."
Es höhnt': allein, wie lang? Es schoß aus ferner Höhe
Ein Habicht auf das Huhn herab;
Und, daß man oft den Spott sogleich bestrafet sehe,
Bekräftigte der Stoß, den er dem Spötter gab.

*

Auf ein gewisses Glück kann niemand Rechnung machen,
Und nichts ist thörichter, als solche zu belachen,
Die ihr Verhängnis drückt. Rührt dich nicht andrer Leid,
Feind, so verdienest du barmherz'ger Henker Neid.
Die wären glücklicher, so oft sie Menschen quälen,
Besäßen sie dein Herz, dem Lieb' und Mitleid fehlen.

---

5 f. Döbel im 1. Teile S. 30. „So oft der Hase sein Lager hat und sich setzen will, so thut er einen Wiedergang, wohl 20, 30 und mehr Schritte, wieder auf seine Fährte zurücke, und sodann auf einmal den Absprung." H. — 8. Der Hase wird von Hunden gerahmet, so ihm die Hunde zu nahe kommen, aber doch fehl greifen und er sich herumwendet. Döbel, ibid. S. 31. H. — 13. Der Hund, der gewöhnet worden, den Hasen hergetragen zu bringen, wird vom Döbel, I. T. S. 116 Ritter genannt. Es soll aber Retter heißen, und der von Hohberg nennt gleichfalls diese Windspiele Schirmer oder Retter (im andern Teile, B. XII, S. 694). Schon die Alten haben solche Hunde gehabt:

Non sibi, sed domino venatur vertagus acer,
Illaesum leporem qui tibi dente feret.

*Mart.* l. XIV. epigr. 200. H.

— 17. Zwei oder drei zusammengehetzte Hunde, an der Leine, werden ein Strick Hunde geheißen. Döbel, ibid. S. 115. H.

## 29. Äsopus und der Mutwillige.

Äsop bewies zu seiner Zeit
Die schwerste Kunst in unsern Tagen,
Die Kunst, die Narren zu ertragen,
Die Zunft, die immer sich verneut.
Ein Bube, den nichts fröhlich machte,
Als was er für recht neckisch hielt,
Warf einen Stein auf ihn und lachte,
Daß er so meisterlich gezielt.

Der Weise sprach: „Wer so viel kann,
Der muß auch baren Dank erlangen.
Du wirst von Reichen mehr empfangen,
Von mir nimm diesen Stater an.
Dort seh' ich einen Kaufmann gehen,
Des reichen Chremes stolzen Sohn:
An dem laß deine Künste sehen,
Von dem erwarte deinen Lohn."

Ihm folgt der Thor mit schneller Hand.
Er wirft, er trifft, er wird ergriffen
Und, von dem Pöbel ausgepfiffen,
Dem Kerkermeister zugesandt.
Ob er dafür ans Kreuz gekommen,
Wie Phädrus schreibt, das weiß ich nicht.
Dies wissen ich und viele Frommen:
Ein Narr ist auch ein Bösewicht.

## 30. Der grüne Esel.

Es schöpft ein Fabulist aus alten Wunderzeiten,
Giebt, lenkt und hemmt Erdichtungen den Lauf.
Erzähler halten sich bei neuern Seltenheiten,
Sogar, wie Wolgemuth, beim grünen Esel, auf.

Äsopus und der Mutwillige. S. den Phädrus in der 5. Fabel des 3. Buchs, und die 235. des La Fontaine. H.

Der grüne Esel. 4. Hulderikus Wolgemuth, im Neuen und vollkommenen Esopus, F. 271 nach der 80. Fabel des Abstemius. Diese Erzählung findet sich auch, obwohl mit andern Umständen, in den schönen Fabeln und Erzählungen des Herrn Prof. Gellert, die jederzeit den Beifall aller Kenner verdienen und erhalten werden. H.

Äsopus selbst lehrt oft aus Kleinigkeiten.
Es wollte sich ein nicht zu junges Weib,
Von weisen neunundvierzig Jahren,
Aus innerem Beruf zum holden Zeitvertreib
Mit einem frischen Stutzer paaren
Und ihrer Nachbarin, die ungemein erfahren
Und klug war, wie Ulyß, den Vorsatz offenbaren.
„Sagt," spricht sie, „sagt mir doch: gefällt Leander Euch?
Ist er nicht meinem Mann, dem sel'gen Manne gleich?
Nur freundlicher als er? Einander zu erbauen,
Soll uns der Oberpfarrherr trauen:
Doch, wenn wir uns aus keuscher Liebe frein,
Werd' ich, sagt, werd' ich nicht ein rechtes Märchen sein?
Romanenschreiber, Liederdichter,
Und die gemeinern Splitterrichter,
Und ach! die Weiber selbst, die Weiber muß ich scheun." —
„Freit!" lehrt die Nachbarin. „Laßt jeden schreiben, sagen,
Ja singen, wenn er singen kann.
Es sei ein Märchen von acht Tagen!
Am neunten hebt gewiß sich schon ein neues an.
Das soll mein Esel demonstrieren.
Den färb' ich Euch so grün als meinen Papagei.
Dann soll er durch die Stadt spazieren,
Damit er allen sichtbar sei,
Und alle wird das große Wunder rühren"
Das träge Tier wird auf den Markt gebracht;
Der Pöbel läuft herzu, bewundert, gafft und lacht.
„Wie?" ruft man. „Können Esel grünen?
Das hätt' ich nimmermehr gedacht. . . . .
O kommt doch, seht! . . . Sollt' aber diese Tracht
Nicht mehr für edle Pferde dienen?
Doch alles ist recht schön, wie die Natur es macht . . . .
Was? die Natur? Es ist ein Werk der Kunst. . . . .
Der Kunst? o nein, Gevatter, nein, mit Gunst!
Er ist das, was er ist, und kömmt uns aus dem Lande
Der grünen Esel her. Ich weiß nicht, wie es heißt:
Doch, wenn Er mir das Gegenteil beweist,
So gleicht im Kirchspiel Ihm kein Doktor an Verstande" —
„Der Herr hat recht;" so sprach ein Bader, der gereist

Und ein Gelehrter war. „Ich habe wider Hoffen
In Capo Verde selbst dergleichen angetroffen.
Als Füllen sind sie gelb und blau,
Hernachmals grün. Ich kenne sie genau.
Dort hielt ich anfangs auch den Mund erstaunend offen;
Allein weit mehr, als ich in Chymia
Gar einen grünen Löwen sah." —
„Ach!" seufzt ein Weib, das gerne prophezeite,
„Das Unglückstier! beschaut es nur, ihr Leute!
Mir hat vor kurzer Zeit von grünem Vieh geträumt,
Und, leider! dieser Traum war gar nicht ungereimt,
Denn, seht! er ist erfüllt. Ein Unglück droht den Ländern,
Wo Tiere so die Farben ändern.
Nicht wahr? Hier ließen sich schneeweiße Mäuse sehn,
Wir sahen bald hernach die besten Kühe schwinden.
Seitdem sich um Paris die Purpurkatzen finden,
Soll auch die Falschheit dort recht sehr im Schwange gehn:
Kein Wunder, daß daher Haß, Krieg und Mord entstehn."

Sechs Tage zeigt er sich den Haupt- und Nebengassen,
Und kein Rhinoceros reizt mehr die Neubegier.
Bald aber wird auch er so aus der Acht gelassen
Als das gemeinste Müllertier.

---

## 31. Drei Taube.

Es haben oft zugleich der Leser und der Dichter
Und auch der Kritikus kein zuverlässig Ohr.
So lud vor einen tauben Richter
Ein Tauber einen Tauben vor.
Der Kläger sagt': „Auf meinem Felde
Hat er dem Wilde nachgehetzt."
Beklagter: „Nein; von seinem Gelde
War längst das Dritteil abgesetzt."

59. Purpurkatzen: Chats des Chartreux. H.
Drei Taube. S. ein Sinngedicht des Pelisson im Recueil de poësies diverses, par La Fontaine, t. II, p. 331. H.

Der Richter sprach: „Das Recht der Ehen
Bleibt heilig, alt und allgemein.
Es soll die Heirat vor sich gehen,
Und ich will bei der Hochzeit sein!"

---

## 32. Turpill.

Turpill, der reiche Filz, gab einmal, doch im Traum,
Ein königliches Mahl und hatte funfzig Gäste.
Aus Cypern war der Wein bei diesem Freudenfeste.
Der Schüsseln Menge fand nicht auf der Tafel Raum.
Zugleich sieht er sich selbst im besten Stutzerkleide.
Wie krümmt und quälet sich der ächzende Turpill!
Ihn wecken Geiz und Angst. Gleich schwört er tausend Eide,
Daß er, solang' er lebt, nicht wieder träumen will.

---

## 33. Abdallah.

Abdallah, Hassans Sohn, der vor dem Großvezier,
Wie vor dem Mahomet, sich bis zur Erde krümmte,
Fleht um ein reiches Amt, das der dem Seraskier,
Dem Pascha Bajazet, freundvetterlich bestimmte.
Ihn hört der Großvezier und sagt geschwinde: „Nein."
Er dankt. „Wie? Dein Gesuch wird gänzlich abgeschlagen!"
Abdallah kniet und spricht: „Die Huld ist ungemein,
Daß ich nicht harren darf, da Sie mir's gleich versagen."

12. Vgl. auch das Epigramm des Nikarch in der Übersetzung von Thomas Morus:

Lis agitur, surdusque reus, surdus fuit actor:
  Ipse tamen judex surdus utroque magis.
Pro aedibus hic petit aes quinto jam mense peracto:
  Ille refert: Tota nocte mihi acta mola est.
Aspicit hoc judex, et: Quid contenditis? inquit;
  Annon utrique est mater? utrique alite!

Turpill. S. ein Sinngedicht des Le Brun in B. L. M. nouveau recueil des épigrammatistes français, tom. II, p. 76. H.

Abdallah. Conf. Erasmi Roterod. colloquia (Ulmae 1712), in convivio fabuloso, p. 427. H. — 8. Nihil aeque amarum quam diu pendere. Aequiore quidam animo ferunt praecidi spem suam quam trahi. Plerisque autem hoc vitium est ambitione prava differendi promissa, ne minor sit rogantium turba. Quales regiae

## 34. Adelheid und Henrich, oder die neue Eva und der neue Adam.

### Erste Erzählung.

„Nichts schmeckt so schön als das gestohl'ne Brot.
Ein Sprichwort sagt's, das ich nicht falsch befinde.
Man prüfe sich! Liegt etwan im Verbot
Die stärkste Kraft, die Würze roher Sünde?
Es wird kein Trank gleichgültig angesehn,
Wenn uns der Arzt ihn ernstlich untersaget:
Und mancher wird was Strafbares begehn,
Nur weil sein Mut ein groß Verbrechen waget.
Zwar nenn' ich nicht der Eva Vorwitz schön;
Doch gleiche Lust verleitet ihre Kinder.
Wie manche wird die erste Mutter schmähn,
Und fehlte doch in gleichem Fall nicht minder!"

So sprach ein Mann, als, aus vermeinter Pflicht,
Sein junges Weib in strengem Zorn entbrannte
Und Evens Fall und blinde Zuversicht
Voll Spötterei, ich weiß nicht wie benannte.
„Wie sollt' ich doch," so fing sie nochmals an,
„Aus Lüsternheit, am Apfel mich zu laben,
Nicht mich allein, auch einen lieben Mann
In solche Not, wie sie, gestürzet haben?
Gewiß, mich deucht, man fängt uns nicht so bald;
Wer würde wohl itzt einer Schlange trauen?
Ach schade doch! die schlüpfrige Gestalt
Erweckt allein den Ekel blöder Frauen.
Nein, auf mein Wort! die Äpfel aller Welt
Sind ohne Kraft, dein Evchen zu verführen.
Was hat die Frucht, das uns so sehr gefällt?
Ist sie so süß, und muß man sie probieren?"

potentiae ministri sunt, quos delectat superbiae suae longum spectaculum: minusque se judicant posse, nisi diu multumque singulis, quid possint, ostenderint. Nihil confestim, nihil semel faciunt. Injuriae illorum praecipites, lenta beneficia sunt. *Seneca*, lib. II. de beneficiis c. V. H.

Adelheid und Henrich. Erste Erzählung. 1737. Aus den Poësies diverses des P. du Cerceau, p. 180—191. H. Diese erste Erzählung stand unter dem Titel „Die neue Eva" schon in der Ausgabe von 1738. Ebenda verweist Hagedorn auch auf die mittelalterliche Erzählung von Heinrich von Fulda bei Cäsarius von Heisterbach, Illustrium miraculorum et historiarum memorabilium lib. IV, cap. 76.

„Süß oder nicht!“ erwidert ihr Gemahl,
„Der Apfelbaum ist nicht ihr Fall gewesen:
Nur das Geheiß, das Even anbefahl,
Von diesem Baum die Frucht nicht abzulesen.
Sollt' ich von dir, nur etwas nicht zu thun,
Das gar nicht schön, ja widrig scheint, verlangen,
Mein kluges Weib, du würdest weder ruhn
Noch fröhlich sein, bis du dich auch vergangen.“ —
„Wer? ich? mein Herr!“ — „Ja, freilich, eben du.
Besinne dich: sonst wag' ich eine Wette.“ —
„Gesagt, gethan.“ — Die Frau setzt hurtig zu,
Als ob ihr Geld sich schon verdoppelt hätte.

„Beschäme denn die Even unsrer Zeit;
Die Probe soll nichts Schweres in sich fassen.
Was heute dir dein Henrich hart verbeut,
Das hast du stets freiwillig unterlassen.
Wem ist nicht hier der Entenpfuhl bekannt,
Die dir wie mir so sehr verhaßte Lache,
Wovon du sonst die Augen abgewandt?
Ich glaube nicht, daß die dich lüstern mache.
Nur diesen Pfuhl verwehrt dir mein Gebot:
Gehst du ins Bad, wie sonst, dich abzukühlen,
So hüte dich, in seinem Schlamm und Kot
Von morgen an mit bloßem Fuß zu wühlen.
Ich sehe schon, das gehst du lächelnd ein;
Ich wollte nicht von dir zu viel begehren:
Doch soll auch dies dir bald erlaubet sein;
Denn mein Geheiß soll nur vier Wochen währen.“ —

„Vier Wochen nur? Wie kurz ist diese Zeit!
Wer meidet nicht von selbst die garst'ge Pfütze?
Fürwahr! mein Mann ist heute nicht gescheit
Und weiß noch nicht, daß ich Verstand besitze.
Ich nehme mir schon Kleid und Kopfputz aus;
Die Wette wird mir mehr als dieses bringen.
Mir soll gewiß der nächste Hochzeitschmaus
Der Damen Neid, der Männer Lob erzwingen.“

43. Henrich: Heinrich (1738; ebenso V. 120).

So schmeichelt sich das tugendhafte Weib.
Sie muß den Sumpf, wie sonst, vorübergehen;
Da wird der Sumpf nur seitwärts angesehen:
Dient auch ein Sumpf zur Lust, zum Zeitvertreib?
Doch bleibt sie bald bei dieser Pfütze stehen.
Sie ist damit zum erstenmal vergnügt;
Den dritten Tag spaziert sie auf und nieder;
Am vierten scheint, was dort von Moder liegt,
Der Adelheid viel weniger zuwider.
Bald reizet sie sogar das trübe Grün;
Sie fängt fast an, die Enten zu beneiden,
Und deren Trieb, dem Entrich nachzuziehn,
Begeistert sie mit nie gespürten Freuden.

Des Menschen Herz wird stets ein Rätsel sein;
Groß ist sein Mut, noch größer seine Schwäche.
Ich schließe hier mit Recht die Weiber ein,
Zum mind'sten halb, wenn ich von Menschen spreche.

Begier und Wunsch nimmt stündlich bei ihr zu.
Der kleine Zwang wird nur zu früh zur Strafe.
Der Vorwitz wächst; er bringt sie aus der Ruh'
Und stört sie oft des Nachts im ersten Schlafe.
Noch geht ein Tag, ein ganzer Tag vorbei,
In stummer Furcht, den Unmut anzuzeigen,
Bis Hannchen forscht. Die Zofe war getreu:
Sie sind allein; und wer kann ewig schweigen?
Sie hatte sonst ihr alles anvertraut.
Itzt, da sie ihr die Wette vorerzählet,
Lacht ungescheut das Mädchen überlaut,
Daß ihre Frau nur dieses ihr verhehlet.
Sie spricht hierauf: „Sie zögern weiter nicht
Und baden sich am ersten schönen Morgen.
Ein solcher Leib, ein herrschendes Gesicht
Läßt Häßlichen die Knechtschaft kleiner Sorgen.
In Spanien geht dieser Fußzwang an:
Doch wenn ich recht, nach meiner Einfalt, schließe,

73. Ihr allbereits viel weniger zuwider (1738). — 81. mindsten: minsten (1738). — 84. er raubt ihr alle Ruh (1738) — 94. Und spricht hierauf: Madame zögern nicht (1738).

So denk' ich dies: Dem Weib ist hier ein Mann
Des Leibes Herr, doch nicht ein Herr der Füße.
Erweisen Sie ein echtes Frauenherz!
Ein hoher Geist ist selten zu geduldig.
Was andre schreckt, ist ihm ein bloßer Scherz;
Sie sind der Welt ein großes Beispiel schuldig."

Der Morgen kömmt; die Schöne geht aufs Feld,
Bemerkt den Pfuhl, doch anfangs nur von weiten,
Weil Furcht und Geiz den Fuß zurücke hält,
Will gleich die Lust ihn hier ins Wasser leiten.
Sie kömmt zuletzt an den bemoosten Rand
Und hatte nur ihr Hannchen mitgenommen.
Die hält sie auf und zeigt ihr mit der Hand
Der Enten Zug, die schwimmend näher kommen;
Wie diese taucht; wie jene schnatternd ruht;
Wie im Morast die gelben Schnäbel spielen;
Und dieses macht der Dame neuen Mut,
Von solchem Scherz den seltnen Reiz zu fühlen.
Sie sagt: „Wohlan! den Spaß verstatt' ich mir;
Ich will dennoch die Wette nicht verlieren.
Ich darf den Sumpf, stünd' auch mein Henrich hier,
Zum wenigsten mit einer Zeh' berühren.
Das will ich thun, und zwar den Augenblick:
Der tröste mich für die versäumten Tage!
Doch zeuch mich ja zu rechter Zeit zurück,
Dafern ich mich vergess' und weiter wage."
Der Anschlag wird behutsam ausgeführt;
Nichts will sie sonst als den Pantoffel netzen,
Und dreimal nur. Die Reue, die sie spürt,
Heißt sie den Fuß von selbst aufs Trockne setzen.

„Ei nun! verflucht!" hebt Hannchen an und lacht,
„Hat Ihnen doch kein Priester das befohlen.
Was ist es denn, das Sie so schüchtern macht?
Der Henker mag dergleichen Wetten holen.

106. die Schöne: die Dame (1738). — 111. nur: nun (1738). — 116. der Dame: der Frauen (1738). — 123. Denn weißt du nicht, heut' ist's am sechsten Tage? (1738.) — 126. behutsam: recht sinnreich (1738). — 127. Und sie will nichts als (1738).

Sie setzen frei die netten Füßchen drein,
Und gönnen nur dem Rechten erst die Ehre;
Doch soll es nicht hiemit gemeinet sein,
Als ob nicht auch ihr Linker artig wäre."

Das junge Weib folgt diesem Schlangenrat.
Pantoffel, Band und Strumpf wird abgeleget.
Der schönste Fuß, der je die Welt betrat,
Der einen Leib, der seiner wert ist, träget,
Entblößet sich und rennet durch den Kot,
Vertiefet sich und plätschert in der Lache
Und wühlt und forscht, ob Vorwitz und Verbot
Den Ekel selbst zur Lust und Freude mache.

Der Mann, der ihr von ferne zugesehn,
Den weder sie noch ihre Zof' entdecket,
Wischt itzt hervor und eilt, ihr nachzugehn,
Da sein Gemahl noch in dem Pfuhle stecket.
Sie springt heraus; er aber hält sie an
Und spricht: „Mein Schatz, ach schone deiner Füße!
Vergieb es mir, wenn ich mich nicht besann,
Daß hier der Schlamm nur gar zu reizend fließe.
Entfliehe nicht; die Lache schenk' ich dir:
Fahr' immer fort, sie deiner Lust zu weihen.
Nur bitt' ich dich, mein Kind, gelobe mir,
Der Even Schuld großmütig zu verzeihen."

## 35. Der Falke.

Wem ist dein Ruhm, dein Vorzug unbekannt,
Hetrurien, der Künstler Vaterland,
Wo die Natur, das Auge zu entzücken,
Recht sinnreich ist, Berg, Thal und Busch zu schmücken,

154 f. Erröte nicht: die Lust vergönn' ich dir;
Du darfst hinfort die Wetten nicht mehr scheuen (1738).
— 157. Eine zweite und dritte Erzählung, erst 1717 gedichtet, stellen die Niederlage des Mannes aus Schwäche gegen sein Weib dar.

Der Falke. S. den Decamerone des Boccaz, giorn. V, nov. 9, die Cento novelle di Francesco Sansovino (Venet. 1566), giorn. V, nov. 3, den Faucon im La Fontaine, und Le faucon et les oies de Boccace, im Lustspiel des Mr. de la Drevetière, sieur de Lile, im Nouveau théatre italien, t V. H.

Und Wahl und Kunst, durch edelmüt'gen Fleiß,
Der Schöpferin klug nachzuahmen weiß?
Der Arno sah hier sonst an seinem Schilfe
Den Pan voll Mut und Nymphen ohne Hilfe,
Und noch erblickt sein reizendes Revier
Der Schönen Schar und Lieb' und Lust mit ihr.

Dort, in Florenz, verehrte man vorzeiten
Ein schönes Weib voll Stolz und Trefflichkeiten.
Es war nur sie dem Wunder aller Welt,
Der Venus gleich, die Cosmus aufgestellt.
Sie war es nur, die aller Sehnsucht übte,
Geliebet ward und keinen wieder liebte;
Frau Silvia, für die so manche Nacht
Der Stutzer Volk geseufzet und gewacht
Und, schlief es ja, mehr als ihr Ehegatte
Zum langen Traum nur sie gewünschet hatte.

An Zärtlichkeit und an Verehrung glich
Kein einziger dem edlen Friederich.
Nicht nur sein Gut, er hätte selbst sein Leben
Um einen Kuß bezaubert hingegeben.
Er wußte wohl, das Geld erkauft den Sieg
Unzweifelhaft, sowohl in Lieb' als Krieg,
Sprengt Schlösser auf, kann Wall und Burg ersteigen,
Wiegt Wächter ein, macht Knecht und Mägde schweigen
Und wiederum, schnell wie das Spiel sich dreht,
Den Knecht, die Magd verführerisch beredt.
Nichts lockt so sehr von allem, was wir kennen;
Nichts auf der Welt ist freundlicher zu nennen.
Avidien, dir lacht in der Natur
Nichts als das Geld: sonst alles lächelt nur.
Nichts gleicht, für dich, an Liebreiz und an Freude
Dem Sonnen-Erzt, der besten Augenweide.
Doch Friederich war kein Avidien:
Nur Silvia war ihm auf Erden schön.

14. Großherzog Cosmo brachte die mediceische Venus von Rom nach Florenz. — 33. — — — — Avidienus,
Cui Canis ex vero ductum cognomen adhaeret etc.
*Hor.* Sat. II. 2. H.

Er hielte sich glückselig im Verschwenden,
Für Silvien auch alles aufzuwenden.
Allein umsonst, wieviel er auch erfand;
Ein trockner Kuß auf Handschuh oder Hand,
Ein kurzer Dank, womit sie ihn beehrte,
Der ihren Stolz durch Pracht und Knechtschaft mehrte,
Ein karges Lob, ein seltner Seitenblick,
Das war sein Lohn, das war sein ganzes Glück.

So ward er arm, weit früher, als er dachte,
Weil er noch stets aus Hufen Barschaft machte.
Dies Rittergut und jenes Marquisat
Versilberten noch immer seinen Staat;
Doch nur ein Jahr. Anselmo, sein Verwalter,
Ist insgeheim sein jüdischer Erhalter,
Kauft einen Hof: bar, doch für halbes Geld,
Zu diesem Hof ein großes Ackerfeld,
Zu diesem Feld ein Vorwerk und die Pflege,
Die Fischerei, die Jagd, und das Gehege,
Und weil Pandolf, ein Wechsler, Vorschuß thut,
Zum vorigen das Schloß, das Rittergut,
Der Erbschaft Kern. Sein Herr läßt sich betriegen
Und jedes Gut in fremde Hände fliegen.
Die Lieb' ist schlau; allein sie rechnet schlecht,
Und gegen sich ist sie oft ungerecht,
Sie sammlet nicht. Die milde Kunst zu lieben
Gleicht nie der Kunst, die Xenophon beschrieben.

Dem Friederich verblieb nur dreierlei:
Ein Pferd, ein Falk und eine Meierei.
Sonst hatt' er nichts als taube, falsche Freunde.
Die Freunde gieb, o Himmel, meinem Feinde!
Doch, Himmel, nein! so hab' ich nie gehaßt,
Und diesen Fluch hat nicht mein Herz verfaßt.
Kein einziger war willig, ihm zu dienen.
Sie ließen ihn, als einen Baum, vergrünen,
Der Schatten gab, dem man noch helfen kann:
Ihm half man nicht, ihn sah man nicht mehr an.

64. Die Haushaltungskunst. H.

Ein Tischfreund sprach: „Er ist recht zu beklagen;“
Der andre: „Ja! das wollt' ich eben sagen.“
Der dritte schwieg, und jeglicher vergaß,
Was er zuvor allein in ihm besaß,
Der, wenn er nur der Freunde Mangel wußte,
Voll Ungeduld, ihn hilfreich heben mußte,
Der jeder Kunst, der Tonkunst, Poesie
Und Malerei, weit mehr als Lob verlieh
Und Silvien, zum Vorteil vieler Leute,
Turniere, Ball und Lustbarkeiten weihte
Wie hätten sonst Stand, Jugend, Aufwand, Pracht
Ihm in Florenz die Schönen hold gemacht!
Sie gönnten nicht der Silvien ihr Glücke.
Der Wink zur Lust, die Sprache schlauer Blicke,
Der Seufzer Ruf, der schmeichelhafte Scherz
Verfolgten ihn und buhlten um sein Herz.
Doch ward sein Herz von keinem Reiz bemeistert;
Es ward allein von Silvien begeistert.
Was er gedacht, empfand und hört' und sah
Und sprach und schrieb, ward alles Silvia.
In diesem Wahn und eingenomm'nen Sinnen
Sah er sein Gut wie lockern Schnee zerrinnen,
Der sternend glänzt, das Auge blendend rührt,
Doch allgemach in Tropfen sich verliert.
So mußt' er bald der schönen Marquisaten,
Die er besaß, bei neuer Not entraten,
Und, weil die Reih' auch bald die Grafschaft traf,
So floh die nach; nun war er nicht mehr Graf.
Wie kränkt' ihn das! Die Wollust stolzer Ohren,
Des Namens Schmuck, der Titel ging verloren.

In Frankreich ist Marquis von hohem Ton,
In Welschland Graf und anderswo Baron.
So heißt man gern: auch lernet diese Namen
Manch Bürgerkind auf Reisen nachzuahmen;
Daher ihm auch die Wirtin und der Wirt
Gehorsamst dient und, sich zum Vorteil, irrt.

Der Silvia Gemahl und Herr und Hüter
Hatt' um Florenz viel angestammte Güter,

War reich und groß; und Friedrichs Göttin nahm
Nichts von ihm an, wenn er zu opfern kam.
Es war ihr Herz zu edel, zu erhaben.
Sie duldete den Geber, nicht die Gaben,
Und stellt' ihm nur den steten Aufwand frei,
Den öftern Ball, die öftre Mummerei,
Das Ritterspiel, das rauschende Gepränge,
Der Ehrenmahl' und Freudenfeste Menge,
Womit er ihr Geburts- und Namenstag
Und manchen mehr stolz zu verschönern pflag.
Doch auch kein Kuß vergnügte seine Triebe.
Er ist und bleibt ein Märtyrer der Liebe.
Die Hoffnung selbst versüßt nicht sein Bemühn.
Er muß nunmehr die Meierei beziehn.
Er muß die Stadt, den Sitz gewohnter Freuden,
Er muß auch sie, die er vergöttert, meiden.
Betrübter Trost, daß ihn ein Dach versteckt,
Ein Dach von Rohr, das halb sein Haus bedeckt,
Das wüste Haus, wo in der Mauer Ritzen
Ein Marder wirft und Kauz und Eule sitzen
Und Licht und Tag, grausamer als die Nacht,
An jeder Wand nur Elend sichtbar macht!

Hier wohnt er nun; beschämt, daß seine Treue
Sein Unglück ist; doch immer ohne Reue.
Er klagt nur sich, nur sein Verhängnis an,
Daß Silvia ihn nimmer lieb gewann.
Er klaget nur, daß er so stolz gewesen,
Zur Schönen sich die Schönste zu erlesen.
Er hatte hier, im öden Aufenthalt,
Ein greises Weib von widriger Gestalt,
Von trägem Dienst, voll Husten, Gicht und Jammer:
Die Küche glich der leeren Speisekammer.
Im alten Stall stund traurig und allein
Ein gutes Pferd, doch nicht von Knochen fein,
Und unterm Dach saß einsam auf der Stange
Sein edler Falk. Dem war im Hühnerfange
Kein andrer gleich. Mit dem ritt er ins Land
Und opferte dem Gram, den er empfand,

Manch Rebhuhn auf, als ob es büßen sollte,
Daß Silvia ihn nicht erhören wollte.
So lebte hier der gute Friederich
Durch eigne Schuld verlassen, kümmerlich
Und stets verliebt. Der Unmut, der ihn plagte,
Stieg mit zu Pferd und trieb ihn, wann er jagte.
Sein zärtlich Herz war seine größte Qual.

Indessen starb der Silvia Gemahl,
Und hinterließ nur einen Sohn zum Erben,
Ein schwaches Kind, und, sollte der versterben,
So hatt' er sie im Testament bedacht
Und diesem Sohn zur Erbin sie gemacht.
Sie wollte nun, geruhiger zu leben,
Sich auf das Land und in ein Schloß begeben
(Von Friedrichs Hof lag es fünfhundert Schritt)
Und nahm dahin den kleinen Junker mit.
Dort wird er krank. Was sie erleiden müssen,
Da Arzt und Tod ihr ihren Herrn entrissen,
Traf nicht so sehr ihr eheliches Herz
Als dieses Weh und ihres Söhnchens Schmerz.
Den ganzen Tag sitzt sie vor seinem Bette
Und forscht und fragt, was er doch gerne hätte,
Ob dies? ob das? Was ihrem Kleinen fehlt?
Was er zur Lust, was er zur Speise wählt?
Sie will sich gern nach seinem Sinn bequemen.
Er weigert sich, was sie ihm giebt, zu nehmen.
Er weist es ab, schreit, lärmt, ist nimmer still.
Nur jener Falk ist, was er haben will.
Sonst will er nichts. Seitdem man ihm erzählet,
Daß dieser Falk noch nie den Raub verfehlet,
Daß er so scharf von Aug' und Klauen sei,
Sonst lustig, zahm, nicht falsch, nicht menschenscheu,
Seit solcher Zeit war es einmal geschehen,
Daß er ihn selbst und seinen Herrn gesehen,
Der dieses Kind an seinen Busen drückt
Und einen Kuß durch ihn der Mutter schickt.
Den Falken nun, den will er und sonst keinen.
Sonst ruht er nicht: sonst kann er nichts als weinen.

Die Mutter seufzt. Sie wußte freilich wohl,
Wie sehr man oft den Kindern fugen soll.
Doch kann sie sich, ja darf sie sich entschließen,
Den Friederich um etwas zu begrüßen,
Das ihn vielleicht oft vor dem Hunger schützt,
Das Einzige, das er zur Jagd besitzt,
Das Einzige, was ihm das Glück gelassen?
„Hat er nicht recht, nunmehro mich zu hassen?
Erwies ich ihm, als er sich mir geweiht,
Nur mich verehrt, die mind'ste Dankbarkeit?
Wie kann ich nun ihm unter Augen gehen?
Wie, unbeschämt, um seinen Falken flehen?
Ich, deren Stolz ihn in sein Elend stürzt,
Ihn, dessen Not gewiß sein Leben kürzt!
Doch kann mein Sohn nicht sterben und nicht leben.
Ich soll, ich muß ihm diesen Falken geben.
Wie quält er sich! Er schlummert keine Nacht,
Als bis man ihm zum Falken Hoffnung macht.
Es sei gewagt! mein Freund läßt sich erbitten:
Ich kenne ja sein Herz und seine Sitten."

Am nächsten Tag, als nur der Morgen scheint,
Eilt sie zum Hof und sucht den treuen Freund
Und findet ihn in seinem kleinen Garten.
Er war bemüht, die Sprößlinge zu warten.
Sie geht zu ihm, unangemeld't, hinein.
Bald sieht er sie. „Wie kann es möglich sein,"
Spricht er entzückt, „daß ich dich hier verehre?
Ich glaub' es kaum, da ich dich seh' und höre.
So bin ich dir doch heute nicht verhaßt!" —
„O nein, mein Herr! zu dir komm' ich als Gast." —
„Als Gast? zu mir? Erblicke mit Erbarmen
Den Liebenden, den Flüchtling und den Armen,
Und höhn' ihn nicht. Was hat dich hergebracht?
Denn dein Besuch war mir nicht zugedacht." —
„Mein Freund, du irrst. Das will ich dir beweisen.
Ich bleibe hier und kam, mit dir zu speisen." —
„Was hätt' ich wohl! An allem leid' ich Not.

190. fugen (fügen), gewähren, nachgeben (ähnlich mhd. vuogen, vüegen).

Was tisch' ich auf?" — „Wie? Hast du denn kein Brot?"
Versetzte sie. Gleich geht er aufzusuchen,
Ob noch vielleicht ein guter Honigkuchen,
Ob frisches Speck, ein unverächtlich Ei,
Ob etwas sonst zum Mahl vorhanden sei.
Da flieget ihm sein schöner Falk entgegen,
Sein treuer Falk. Ohn' alles Überlegen
Erwürgt er ihn, rupft ihm die Federn aus
Und hackt ihn klein und eilt und läuft durchs Haus.
Selbst ist der Mann: er selbst will alles holen.
Doch wird der Tisch der Alten anbefohlen.
Ihr Herz verwünscht den plötzlichen Besuch;
Doch langt sie bald das Tisch- und Tellertuch,
Mit Wahl, hervor, setzt in das Zimmer Maien,
Pflückt Quendel ab, die Tafel zu bestreuen,
Holt Rosmarin; dem wird der Majoran,
Die Ringelblum' und mehr hinzugethan.
Man sitzt, man ißt; und, um ihn zu verbinden,
Scheint Silvia hier alles schön zu finden.
Noch kein Gericht hat ihr so gut geschmeckt.
Warum sie kam, wird ihm nach Tisch entdeckt.

„Vergönnst du mir, mich dir zu offenbaren?
Wo fang' ich an? Wie weiß ich fortzufahren?
Ich fordre dir, mit Unrecht, alles ab,
Was noch bisher dir Trost und Freude gab.
Doch könntest du die Mutterliebe kennen,
Du würdest mich beklagenswürdig nennen.
Erbarme dich! Ach Freund, betrachte nur
Die Regungen der Pflicht und der Natur.
Mein Sohn ist krank; ihn nagt ein innrer Kummer,
Der seltsam ist, und raubt ihm Kraft und Schlummer:
Denn dieser Sohn, mein einzig Kind, erstirbt,
Falls nicht mein Flehn den Falken ihm erwirbt:
So heftig ist sein einziges Begehren.
Du seufzest schon; ach glaube meinen Zähren.
Ach hätte mir mein langer Widerstand,
Mein spröder Stolz nicht ganz dein Herz entwandt!
Dein edles Herz! Doch wolltest du ermessen. . ."

„Der Falk ist hin: du hast davon gegessen,"
Spricht Friederich; und seine Herrscherin
Fragt ihn bestürzt: „Was hör' ich? Ist er hin?"
Der Arme sagt: „Ach hätt' ich dir, mein Leben,
(Vergieb dies Wort) dafür mein Herz gegeben!
Zum Unglück nur treibt mich mein Schicksal an:
Ich soll nichts thun, das dich gewinnen kann,
Dich, Silvia. Dir etwas vorzusetzen,
War dein Geheiß und ward mir zum Ergötzen.
Ich suchte nach: ich sah den Boden leer,
Und auch mein Falk fand kaum noch Ätzung mehr.
Ihn würgt' ich ab, gleichgültig, ohne Reue:
Ihn opfert' ich der Schönheit und der Treue.
Wie? seufzest du? Ist etwas uns zu wert,
Wenn die erscheint, die unsre Brust verehrt?
Doch hör' itzt auf, die deinige zu quälen.
Es soll dir nicht an einem Falken fehlen.
Ich schaff' ihn dir von starkem Mut und Flug."

Die Witwe sagt: „O nein; es ist genug!
Du giebst mir itzt das größte Liebeszeichen,
Mein bester Freund! Es mag mein Sohn erbleichen,
Der Himmel mag ihn länger mir verleihn,
So dank' ich dir. Kehr' oftmals bei uns ein.
Versprich es doch: versprich es, bald zu kommen.
Du wirst gewiß erkenntlich aufgenommen."
Sie reicht ihm selbst die Rechte lächelnd dar,
Die weiße Hand, die sonst so furchtsam war.
Nun darf er sich mit tausend Küssen rächen.
Sein Mund verstummt, und seine Thränen sprechen.

Der kranke Sohn folgt bald dem Vater nach.
Der zweite Tag fand ihn geschröpft und schwach,
Der dritte tot; und über sein Erblassen
Will Silvia sich gar nicht trösten lassen.
Allein der Bund der Liebe mit der Zeit
Ist viel zu stark für ihre Traurigkeit.

Nicht bloß aus Dank; auch weil ihr Herz ihn wählet,
Wird Friederich mit Silvien vermählet.

# Oden und Lieder.

## 1. An die Dichtkunst.

Gespielin meiner Nebenstunden,
Bei der ein Teil der Zeit verschwunden,
Die mir, nicht andern, zugehört:
O Dichtkunst, die das Leben lindert!
Wie manchen Gram hast du vermindert,
Wie manche Fröhlichkeit vermehrt!

Die Kraft, der Helden Trefflichkeiten
Mit tapfern Worten auszubreiten,
Verdankt Homer und Maro dir.
Die Fähigkeit, von hohen Dingen
Den Ewigkeiten vorzusingen,
Verliehst du ihnen und nicht mir.

Die Lust, vom Wahn mich zu entfernen,
Und deinem Flaccus abzulernen,
Wie man durch echten Witz gefällt;
Die Lust, den Alten nachzustreben,
Ist mir im Zorn von dir gegeben,
Wenn nicht mein Wunsch das Ziel erhält.

Zu eitel ist das Lob der Freunde:
Uns drohen in der Nachwelt Feinde,
Die finden unsre Größe klein.
Den itzt an Liedern reichen Zeiten
Empfehl' ich diese Kleinigkeiten:
Sie wollen nicht unsterblich sein.

---

An die Dichtkunst. Vgl. dazu ein meistens dem La Fare zugeschriebenes Madrigal sur ses vers („Présents de la seule nature, amusements de mon loisir" etc.).

## 2. Telephus,

nach der neunzehnten Ode des Horaz im dritten Buche.

Du bist gelehrt, mein Telephus!
Du weißt und du erzählst, wie manches Jahr verstrichen
Vom fast vergess'nen Inachus
Bis auf des Kodrus Zeit, der, nach des Schicksals Schluß,
Beherzt fürs Vaterland verblichen;
Du kennst den Stamm des Äakus;
Von ihm nennt niemand uns geschwinder
Die Kinder und die Kindeskinder;
Um Trojens Göttersitz, um den Skamanderfluß
Kennst du die Fliehenden, du kennst die Überwinder:
O hochgelehrter Telephus!

Hingegen hast du mir die Preise
Der Chierweine nie gemeld't,
Auch nie den Ort der nächsten Schmäuse;
Nicht, wo, noch wann man mir ein warmes Bad bestellt,
Wenn ein Peligner Frost die Glieder überfällt.

Gieb, Schenke, gieb vom Saft der Reben!
Dem Neumond und der Mitternacht
Sei dieser Weihtrunk ausgebracht.
Gieb noch den dritten Kelch: Es soll Muräna leben,
Den sein Verdienst zum Augur macht!

Aus jenen Bechern wählt, die euch die besten dünken.
Drei= oder neunmal müßt ihr trinken.
Der Dichter muß begeistert sein.
Er weiß, es sind der Musen neun.
Bald wird er dem Bedienten winken,
Der füll' ihm von dem Dichterwein
In den Pokal neun Stutzer ein.
Die Huldgöttin, zu der sich zum Vergnügen

3. Inachos, alter Argiverkönig. — 6. Aiakos, Vater des Telamon und Peleus, Großvater des Aias, Teukros, Achilleus. — 16. Peligner, die Nachbarn der Samniten, Bewohner rauher Gebirgsgegenden.

Die beiden nackten Schwestern fügen,
Pflegt Zanklust und Verdruß zu scheun,
Und sie erlaubt von solchen Zügen
Nicht mehr als drei, euch andre zu erfreun.

O daß der Ernst die Flucht erwähle!
Mir lob' ich Lust und Raserei.
Wie? Stimmt kein Spiel dem Jubel bei?
Auf! daß die Flöte der Cybele
Sich itzt mit neuem Hauch beseele!
Auf! auf! daß Leier und Schalmei
Die Töne wohlgepaart vermähle,
Nicht unsern Freuden länger fehle,
Nicht stumm der Wände Zierat sei!
Man sollte sich der Hände schämen,
Die langsam sich zur Lust bequemen;
Wie hass' ich ihre Zauderei!
Streut Rosen aus; lärmt durch die Chöre,
Daß unser tobendes Geschrei
Des dürren Lykus Neid vermehre!
Daß unsre Nachbarin, voll Scheu
Vor dieses Alten Schmeichelei,
Auf unser wildes Jauchzen höre!

Du bist, mein Telephus, an vollen Locken reich,
Dem heitern Abendstern macht dich dein Anblick gleich,
Und Chloe, die dir reift, lockt dich zu zarten Trieben.
Erkenne, wie beglückt du bist,
Da meine Glycera nicht so gefällig ist,
Das Feuer kennt und nährt, das mich schon lange frißt,
Und doch nicht eilet, mich zu lieben.

### 3. Der Tag der Freude.

Ergebet euch mit freiem Herzen
Der jugendlichen Fröhlichkeit:
Verschiebet nicht das süße Scherzen,
Ihr Freunde, bis ihr älter seid.

Der Tag der Freude. Nach dem Inhaltsverzeichnis der „Oden und Lieder“ 1740 entstanden.

Euch lockt die Regung holder Triebe;
Dies soll ein Tag der Wollust sein:
Auf! ladet hier den Gott der Liebe,
Auf! ladet hier die Freuden ein.

Umkränzt mit Rosen eure Scheitel,
(Noch stehen euch die Rosen gut)
Und nennet kein Vergnügen eitel,
Dem Wein und Liebe Vorschub thut.
Was kann das Totenreich gestatten?
Nein! lebend muß man fröhlich sein.
Dort herzen wir nur kalte Schatten;
Dort trinkt man Wasser und nicht Wein.

Seht! Phyllis kommt: o neues Glücke!
Auf! Liebe, zeige deine Kunst,
Bereich're hier die schönsten Blicke
Mit Sehnsucht und mit Gegengunst.
O Phyllis! glaube meiner Lehre:
Kein Herz muß unempfindlich sein.
Die Sprödigkeit bringt etwas Ehre;
Doch kann die Liebe mehr erfreun.

Die Macht gereizter Zärtlichkeiten,
Der Liebe schmeichelnde Gewalt,
Die werden doch dein Herz erbeuten;
Und du ergiebst dich nicht zu bald.
Wir wollen heute dir vor allen
Die Lieder und die Wünsche weihn.
O könnten Küsse dir gefallen
Und deiner Lippen würdig sein!

Der Wein, den ich dir überreiche,
Ist nicht vom herben Alter schwer.
Doch, daß ich dich mit ihm vergleiche,
Sei jung und feurig, so wie er.
So kann man dich vollkommen nennen:
So darf die Jugend uns erfreun,
Und ich der Liebe selbst bekennen:
Auf Phyllis' Küsse schmeckt der Wein.

### 4. Der Lauf der Welt.

Unzählig ist der Schmeichler Haufen,
Die jeden Großen überlaufen,
Solang' er sich erhält.
Doch gleitet er von seinen Höhen,
So kann er bald sich einsam sehen.
Das ist der Lauf der Welt.

Ein Dürftiger sucht seine Freunde:
Doch alle meiden ihn als Feinde;
Allein er erbet Geld.
Sogleich erscheinen zehn Bekannten
Und zehn entbehrliche Verwandten.
Das ist der Lauf der Welt.

Ein Schulfuchs hofft mit dürren Gründen
Den Beifall aller Welt zu finden;
Allein er wird geprellt.
Mein Mädchen macht oft falsche Schlüsse;
Doch überzeugt sie mich durch Küsse.
Das ist der Lauf der Welt.

Ein freies Weib von zwanzig Jahren
Ist zwar in Vielen unerfahren;
Doch, was sie sagt, gefällt;
Gebt ihr noch zwanzig Jahre drüber,
So hört man ihre Tochter lieber.
Das ist der Lauf der Welt.

Leander stimmet süße Töne
Und singt und seufzet seiner Schöne,
Bis ihr das Ohr fast gellt.
Allein, eh er recht ausgesungen,
Hat schon ein andrer sie bezwungen.
Das ist der Lauf der Welt.

Stax sucht am Montag Doris' Küsse;
Am Dingstag findt er Hindernisse;
Am Mittwoch siegt der Held.

Am Donnerstag vergehn die Triebe;
Am Freitag sucht er neue Liebe.
Das ist der Lauf der Welt.

Cephise schwört, sie will ihr Leben
Der stillen Einsamkeit ergeben,
Und höhnt, was sich gesellt.
Drauf will sie sich durch Heirat adeln
Und spricht zu allen, die sie tadeln:
Das ist der Lauf der Welt.

Ein Mädchen voller Weisheitsgründe
Hält jeden Kuß für eine Sünde,
Bis ihr ein Freund gefällt.
Hat dieser sie dann überwunden,
So sagt sie selbst in frohen Stunden:
Das ist der Lauf der Welt.

Wenn junge Witwen traurig scheinen
Und in dem Mann sich selbst beweinen,
So ist es unverstellt.
Doch keine sieht den Trauerschleier
Mit größrer Lust als einen Freier;
Das ist der Lauf der Welt.

---

### 5. Die verliebte Verzweiflung.

Gewiß, der ist beklagenswert,
Den seine Göttin nicht erhört,
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß fast immer schlaflos sein
Und weinen, girren, winseln, schrein,
Sich martern und dann sterben.

„Grausame Laura!“ rief Pedrill,
„Grausame! die mein Unglück will,
Für dich muß ich noch heut' erblassen.“
Stracks rennet er in vollem Lauf
Bis an des Hauses Dach hinauf
Und guckt dort in die Gassen.

Bald, als er Essen sah und roch,
Befragt' er sich: „Wie! leb' ich noch?"
Und zog ein Messer aus der Scheiden.
„O Liebe!" sagt' er, „deiner Wut
Weih' ich den Mordstahl und mein Blut:"
Und fing an Brot zu schneiden.

Nach glücklich eingenomm'nem Mahl
Erwägt er seine Liebesqual
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flasche Wein
Und läßt, des Giftes voll zu sein,
Sich noch die zweite reichen.

Hernach verflucht er sein Geschick
Und holet Schemel, Nagel, Strick
Und schwört, nun soll die That geschehen.
Doch, ach! was kann betrübter sein?
Der Strick ist schwach, der Nagel klein,
Der Schemel will nicht stehen.

Er wählt noch eine Todesart
Und denkt: „Wer sich erstickt, der spart
Und darf für Gift und Strick nicht sorgen."
Drauf gähnt er, seufzet, eilt zur Ruh',
Kriecht in sein Bett und deckt sich zu
Und schläft bis an den Morgen.

---

### 6. An eine Schläferin.

Erwache, schöne Schläferin,
Falls dieser Kuß nicht zu bestrafen:
Doch wenn ich dir zu zärtlich bin,
Schlaf' oder scheine mir zu schlafen.

Die Unschuld, die nur halb erwacht,
Wenn Lieb' und Wollust sie erregen,
Hat öfters manchen Traum vollbracht,
Den Spröde sich zu wünschen pflegen.

Was du empfindest, ist ein Traum;
Doch kann ein Traum so schön betrügen?
Giebst du der Liebe selbst nicht Raum,
So laß dich dann ihr Bild vergnügen.

### 7. An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen!
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen;
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter toter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Mut,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude!
Die Vernunft.
Flieh' auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

### 8. Der Wein.

Aus den Reben
Fleußt das Leben;
Das ist offenbar.
Ihr, der Trauben Kenner!
Weingelehrte Männer!
Macht dies Sprichwort wahr.

Niemals glühten
Rechabiten,
Edler Most, von dir!
Aber, Weinerfinder,
Noah, deine Kinder
Zechten so wie wir.

Überzogen
Regenbogen
Gleich das Firmament:
So ward deiner Freude
Mehr als Augenweide,
Ihr ward Wein gegönnt.

Deinentwegen
Kam der Segen,
Wuchs der erste Wein.
Nach den Wasserfluten
Konnte nichts den Guten
Größern Trost verleihn.

### 9. Mezendore.

Herr Nikolaus Klimm erfand
Mehr Länder als ich Reime,
Sogar ein unterirdisch Land
Vernünft'ger Tier' und Bäume.

Der Wein. 1728 entstanden. — 8. Rechabiten, nach Jeremias Kap. 35 die Nachkommen Rechabs, die dem Gebot ihres Ahnherrn gemäß keinen Wein tranken, keine Weinberge pflanzten, keinen Samen säten, kein Haus besaßen, sondern in Zelten auf den Feldern wohnten.

Mezendore. 1. S. des unterirdischen Kaisers und Küsters an der Kreuzkirche zu Bergen, Nikolai Klimms, unterirdische Reisen, S. 262. 263. 264 (von Holberg, 1741). H.

Die Ober- und die Unterwelt
Bewunderten den großen Held.
Er pranget im Register
Der Kaiser und der Küster.

Des Landes Name klinget fein
Und schmeichelt recht dem Ohre.
Es heißet, (was kann schöner sein?)
Es heißet Mezendore.
Hier hat das tierische Geschlecht
Und jeder Baum das Bürgerrecht,
Wenn er, wie sich's gehöret,
Die Obrigkeit verehret.

Der Löwe bleibet allemal
Monarch des ganzen Staates.
Die Elefanten trifft die Wahl
Zu Gliedern seines Rates.
Ein luftiger Chamäleon
Trägt stets das Kanzleramt davon,
Und was er angefangen,
Vollführen Füchs' und Schlangen.

Die Ritterschaft bestehet hier
Aus Straußen und aus Pfauen.
Das Öchslein und das andre Tier
Läßt sich als Bürger schauen.
Das Schaf, der Hamster und das Schwein
Sind Bauern oder könnten's sein.
Die sich dem Lehramt weihen,
Sind trockne Papageien.

Das Kriegesheer trotzt auf die Treu
Geübter Tigerscharen;
Das leichte Hirschvolk dient dabei
Statt streifender Husaren.
Die Flotten führt das Wasserpferd;
Der Raubfisch mit dem scharfen Schwert,

12. Mezendore: es ist zweifelhaft, welche Bedeutung Hagedorn mit dem Namen des utopischen Landes verband; vielleicht las er darin eine Anspielung auf mets en d'or oder maison d'or.

Den Säuger oft begleiten,
Hilft ihrer Seemacht streiten.

Die Kammer nährt aus weiser Huld
Zehn hochbetraute Bären,
Den Anlauf jeder alten Schuld
Gebiet'risch abzuwehren.
Der Habicht nimmt die Steuren ein;
Den Dohlen muß der Reiche leihn;
Zu Pächtern setzt man Raben
Von ungemeinen Gaben.

Das Richteramt wird hier bestellt
Durch menschengleiche Bäume.
Die Birke straft die junge Welt,
Der Lorbeer schlechte Reime;
Und weil hier Frost und Nüchternheit
Nur gar zu oft den Dichtern dräut,
So heißen sie die Reben
Sich und den Vers beleben.

Die Gänse schnattern vor Gericht
Lautschallende Rezesse,
Damit der Kauz, als Schreiber, nicht
Den kleinsten Satz vergesse.
Allein vor niederm Ding und Recht
Erscheinen Elster, Star und Specht;
Die zanken sich und schreien
Auf Kosten der Parteien.

Allhier sind die Grammatici
Streitbare Ziegenböcke;
Die dünken sich kein schlechtes Vieh,
Das zeigt ihr stolz' Geblöcke;
Ihr hocherfahrner langer Bart
Hegt auch kein Haar gemeiner Art,
Und ihre Hörner siegen
In scharfen Wörterkriegen.

39. Der Säuger oder der Hemmefisch ist die Echeneis oder die Remora der Alten. H. — 58. Rezeß, Vergleich oder Vertrag, besonders ein solcher, worin einer von einer Forderung, die er erhoben hatte, zurücktritt; dann Urkunde über Teilung einer Erbschaft unter mehrere Erben. — 61. Ding, Volksversammlung, Gericht.

Der Unterthanen Unterschied
In Tieren, Bäumen, Pflanzen
Ist, weil der Staat nach Würden blüht,
Einstimmig in dem Ganzen.
Was hier ein Amt zu führen hat,
Dient sich und auch vielleicht dem Staat;
Der scheint bekanntern Reichen
Hierinnen fast zu gleichen.

## 10. An den verlornen Schlaf.

Wo bist du hin, du Tröster in Beschwerde,
Mein goldner Schlaf?
An dem ich sonst die Größesten der Erde
Weit übertraf.
Du hast mich oft an Wassern und in Büschen
Sanft übereilt,
Und konntest mich mit beſſ'rer Rast erfrischen,
Als mir voritzt der weiche Pfühl erteilt.

Allein bedeckt vom himmlischen Gewölbe,
Schlief ich dann ein.
Die stolze Thems', die Saal' und Hamburgs Elbe
Kann Zeugin sein.
Dort hab' ich oft, in längstvergrünten Jahren,
Mich hingelegt
Und hoffnungsreich, in Sorgen unerfahren,
Der freien Ruh' um ihren Strand gepflegt.

Wie säuselten die Lüfte so gelinde
Zu jener Ruh'!
Wie spielten mir die Wellen und die Winde
Den Schlummer zu!
Mich störte nicht der Ehrsucht reger Kummer,
Der vielen droht;
Ich war, vertieft im angenehmsten Schlummer,
Für alle Welt, nur nicht für Phyllis, tot.

Sie eilte dort, in jugendlichen Träumen,
Mir immer nach;
Bald in der Flur, bald unter hohen Bäumen,
Bald an den Bach;
Oft stolz im Putz, oft leicht im Schäferkleide,
Mit offner Brust,
Stets lächelnd hold im Überfluß der Freude,
Schön von Gestalt, noch schöner durch die Lust.

Mein alter Freund, mein Schlaf, erscheine wieder!
Wie wünsch' ich dich!
Du Sohn der Nacht, o breite dein Gefieder
Auch über mich!
Verlaß dafür den Wuchrer, ihn zu strafen,
Den Trug ergötzt:
Hingegen laß den wachen Kodrus schlafen,
Der immer reimt und immer übersetzt.

## 11. Chloris.

In jenem zarten Alter,
Als ich mit meinem Schäfchen
Mich noch zu messen pflegte
Und älter war, doch kleiner,
Als mein getreues Schäfchen,
Da folgt' ich schon der Chloris,
Wie mir mein treues Schäfchen.
Auch schon in jenen Zeiten
War sie in meinen Augen
Mehr als ein sterblich Mädchen,
Und ist noch eine Göttin,
Und mir die schönste Göttin,
Die jemals sichtbar worden.
Einst sagt' ich ihr: „Ich liebe;
Ich liebe dich, o Chloris."
Dies war des Herzens Sprache,

Chloris. Eine freie Nachbildung folgenden Sonettes von G. B. Zappi:
In quell' età ch' io misurar solea
Me col mio capro, e'l capro era maggiore,
Amava io Clori, che insin da quell' ore
Maraviglia e non donna a me parea.

Dies sagten meine Seufzer;
Die kindisch blöde Zunge
Ließ Herz und Seufzer reden
Und fand sich keine Worte.
Doch mich verstand die Schöne
Und schenkte mir ein Mäulchen,
Ein unvergeßlich Mäulchen.
Und sprach zu mir: „Du Kleiner,
Du kennst noch nicht die Liebe.“
Seitdem entbrannte Chloris,
Jedoch für andre Schäfer.
Seitdem fing mancher Schäfer
Aus Chloris' Augen Feuer.
Seitdem kam ich ins Alter,
In dem wir Menschen lieben,
Wie unsre Väter liebten.
Es reiften meine Jahre,
Es gab mir jeder Frühling
Mehr Zärtlichkeit und Wünsche.

Noch itzt verehr' ich Chloris;
Mir aber ist sie spröde
Und wünscht nicht zu erfahren,
Ob ich die Liebe kenne;
Und jener süßen Stunde
Und ihres kleinen Schäfers
Und ihres holden Kusses
Vergißt die stolze Schöne.
Nur ich kann ihrer Lippen,
Die sie mir lächelnd reichte,
Nur ich kann ihres Kusses
Und ihrer nicht vergessen.

---

Un dì le dissi: „Io t' amo", e 'l disse il core.
Poichè tanto la lingua non sapea;
Ed ella un bacio diemmi, e mi dicea:
„Pargoletto, ah non sai che cosa è amore!"
Ella d' altri s' accese, altri di lei;
Io poi giunsi all' età ch' uom s' innamora,
L' età degl' infelici affanni miei.
Clori or mi sprezza; io l' amo sin d' allora.
Non si ricorda del mio amor costei:
Io mi ricordo di quel bacio ancora.

## 12. Der Traum.

Ich schlief in einem Garten,
Den Ros' und Myrte zierten,
In dem drei holde Schönen
Den halbentblößten Busen
Mit frischen Blumen krönten,
Die jede singend pflückte.
Bald gaukelten die Spiele
Des Stifters leichter Träume
Mir um die Augenlider,
Und mich versetzten Morpheus
Und Phantasus, sein Bruder,
Ans Ufer von Cythere.
Der bunte Frühling färbte
Die Blumen dieser Insel;
Der leichte Zephyr küßte
Die Pflanzen dieser Insel;
Und sein Gefolge wiegte
Die Wipfel dieser Insel.
Wie manches Feld von Rosen,
Wie mancher Busch von Myrten
War hier der Venus heilig!
Der Göttin sanfter Freuden,
Der Freuden voller Liebe,
Der Liebe voller Jugend.
Ich sah die Huldgöttinnen,
Geführt vom West und Frühling,
Gefolgt von Zärtlichkeiten,
Mit Rosen sich umkränzen,
Sich Mund und Hände reichen
Und ohne Gürtel tanzen
Und bei den Tänzen lachen.
Hier fand ich auch den Amor,
Der seine Flügel sonnte,
Die ihm vom Tau befeuchtet
Und so betröpfelt waren,
Als da er seinen Dichter
Anakreon besuchte.

Er wollte von mir wissen,
Wer von den holden Dreien
Bei mir den Vorzug hätte,
Als mich von jenen Schönen,
Die sich die Blumen pflückten,
Die Schönste lächelnd weckte.

### 13. Die Empfindung des Frühlings.

Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!
Sei stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur.
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!

Du Stille voller Freuden!
Du Reizung süßer Lust!
Wie bist du zu beneiden,
Du Stille voller Freuden!
Du mehrest in uns beiden
Die Sehnsucht treuer Brust.
Du Stille voller Freuden!
Du Reizung süßer Lust!

Ihr schnellen Augenblicke,
Macht euch des Frühlings wert!
Daß euch ein Kuß beglücke,
Ihr schnellen Augenblicke!
Daß uns der Kuß entzücke,
Den uns die Liebe lehrt.
Ihr schnellen Augenblicke!
Macht euch des Frühlings wert!

## 14. Das Kind.

Als mich die Mama
Hänschen küssen sah,
Strafte sie mich ab.
Doch sie lachte ja,
Als ihr der Papa
Heut' ein Mäulchen gab.

Warum lehrt sie mich:
„Mädchen! mach's wie ich!
Sieh' was andre sind!"
Nun ich solches thu',
Schmält sie noch dazu:
Ach ich armes Kind!

Schwestern! sagt mir's fein:
Ist mir, weil ich klein,
Noch kein Kuß vergönnt?
Seht! ich wachse schon,
Seit des Nachbars Sohn
Mich sein Schätzchen nennt.

## 15. Die Alte.

Zu meiner Zeit
Bestand noch Recht und Billigkeit.
Da wurden auch aus Kindern Leute;
Da wurden auch aus Jungfern Bräute:
Doch alles mit Bescheidenheit.
Es ward kein Liebling zum Verräter,
Und unsre Jungfern freiten später:
Sie reizten nicht der Mütter Neid.
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Befliß man sich der Heimlichkeit.
Genoß der Jüngling ein Vergnügen,
So war er dankbar und verschwiegen:

Und itzt entdeckt er's ungescheut.
Die Regung mütterlicher Triebe,
Der Fürwitz und der Geist der Liebe
Fährt oftmals schon ins Flügelkleid.
O schlimme Zeit!

Zu meiner Zeit
Ward Pflicht und Ordnung nicht entweiht.
Der Mann ward, wie es sich gebühret,
Von einer lieben Frau regieret,
Trotz seiner stolzen Männlichkeit!
Die Fromme herrschte nur gelinder!
Uns blieb der Hut und ihm die Kinder.
Das war die Mode weit und breit.
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
War noch in Ehen Einigkeit.
Itzt darf der Mann uns fast gebieten,
Uns widersprechen und uns hüten,
Wo man mit Freunden sich erfreut.
Mit dieser Neuerung im Lande,
Mit diesem Fluch im Ehestande
Hat ein Komet uns längst bedräut.
O schlimme Zeit!

---

### 16. Der verliebte Bauer.

Rühmt mir des Schulzens Tochter nicht;
Nein, sagt nur, sie ist reich.
Im ganzen Dorf ist kein Gesicht
Der flinken Hanne gleich.
Das Mensch gefällt, auch ungeputzt,
(Ich sag' es ohne Scheu)
Trotz mancher, die in Flittern stutzt,
Sie sei auch wer sie sei.

25. Hut, als Zeichen der Herrschaft.
Der verliebte Bauer. 5. Mensch, Mädchen.

Wie frei und weiß ist ihre Stirn',
Und rot und frisch ihr Mund!
Wie glatt der Haarzopf meiner Dirn',
Und ihre Brust wie rund!
Ihr Aug' ist schwarz wie reifer Schlee;
Schier komm' ich auf den Wahn,
Wann ich ihr lang' ins Auge seh',
Sie hat mir's angethan.

Ihr wißt, wie wir im Rosenmond
Die Maien hier gepflanzt:
Da ward der Füße nicht geschont,
Da hat sich's g'nug getanzt.
Des Schaffers Tenne knarrte recht,
Wir schäkerten uns satt,
Der Hüfner Heinz und Hans, der Knecht,
Und Hartwig aus der Stadt.

Den Vorreihn, Nachbarn, ließ man ihr:
Flugs rief sie mich herbei.
Beim Element! wie flogen wir
Nach Kilians Schalmei.
Wann Hanne nur in Schaukeln schwebt,
Wie mutig steigt ihr Schwung!
Und wenn sie sich im Tanzen hebt,
Wie schön ist jeder Sprung!

Allein beim Kehraus glitschte sie;
Doch ich ergriff sie stracks,
Und dafür sah ich auch ein Knie,
Das war so weiß als Wachs.
Des Pfarrers Muthe schimpft' aus Neid
Und zwackte mich gar an.
Ich sprach: „Mensch, laßt mich ungeheit,"
Und kneipt' den Leiermann.

Mein Liebchen ging mit mir ins Feld:
Ich half ihr über'n Zaun.
Da hab' ich mich nicht mehr verstellt,
Sie war bei guter Laun'.

Wir lagerten uns drauf ins Gras,
Wie Nachbarskinder thun;
Doch ich empfand ich weiß nicht was,
Das ließ mich gar nicht ruhn.

G'nug, daß sie mich ihr Büschen hieß;
Mir Hand und Guschel reicht'
Und mir ein saftig Schmätzchen ließ,
Dem auch der Most nicht gleicht.
Ihr schmutzelt? Denket, was ihr wollt.
Glaubt, daß sie euch nur neckt,
Und daß ihr nicht erfahren sollt,
Was Hannens Mieder deckt.

Die Edelfrau ist zart und fein;
Mein Mensch ist wohl so schön.
Sollt' ich nur ihr Leibeigner sein,
Den Dienst wollt' ich versehn.
Ihr, die ihr gern was Neues wißt,
Das euch die Ohren kraut,
Hört, was ihr alle wissen müßt:
Sie ist schon meine Braut.

Der Herr Magister merkt schon was;
Bring' ich den Decem hin,
So fragt er mich ohn' Unterlaß,
Ob ich verplembert bin?
Und wann sie in die Kirche tritt,
So singt er, glaubt es mir,
Noch weniger als sonsten mit,
Und schielt und gafft nach ihr.

Die Hochzeit soll auch bald geschehn,
Noch vor der Erntezeit.
Da sollt ihr manchen Luftsprung sehn,
Der Leib und Seel' erfreut.
Die ganze Dorfschaft komme mir,
Sie soll willkommen sein;
Und ich versprech' euch Kirmißbier
Und guten Firnewein.

---

49. Büschen, mundartl. für Bübchen. — 66. Decem, der Zehnte, Abgabe für den Geistlichen.

## 17. Zemes und Zulima.

Zemes.

Als noch dein Mund um meine Lippen scherzte,
Als nur mein Arm den weißen Hals umfing,
Da schien es mir, wann ich dich zärtlich herzte,
Daß mich an Glück kein Sofi überging.

Zulima.

Eh Zulima (du solltest noch erröten!)
In deiner Wahl zuletzt Aminen wich,
Da hielte sie die Tochter des Propheten,
Fatimen selbst, nicht halb so groß als sich.

Zemes.

Nun fesselt mich die Schönste der Cirkassen,
Amine nur, ihr Lied und Saitenspiel,
Und ohne Furcht möcht' ich für sie erblassen,
Entfernt mein Tod nur ihrer Tage Ziel.

Zulima.

Ich wußte längst mir Selim zu erwerben,
Des Achmets Sohn, den schönsten Musulmann;
Mit tausend Lust will ich auch zweimal sterben,
Wenn ihm mein Tod das Leben fristen kann.

Zemes.

Wie? wenn die Lieb' uns wiederum verbände,
Wenn ich, den Bund auf ewig einzugehn,
In Zulima das Glück, die Reizung fände,
Die ich in dir, Amine, sonst gesehn?

Zulima.

Mir strahlt kein Stern so schön als Selims Blicke,
Und du bist wild, so wie das schwarze Meer;
Und doch ist mir, wenn ich nur dich beglücke,
Das Leben süß und auch der Tod nicht schwer.

---

Zemes und Zulima. Nach Horaz (od. III, 9). Ähnliche Nachbildungen dieser Ode auch bei einzelnen englischen Dichtern (z. B. Somervile) und bei Günther (Kürschners Deutsche Nat.-Litt. Bd. 38, S. 150). — 4. Sofis, die Angehörigen einer persischen Dynastie (1505—1737). — 9. Cirkassen, gewöhnlich Cirkassierinnen oder Tscherkessinnen genannt, am Kaukasus wohnhaft; durch ihre Schönheit berühmt.

## 18. Die Schönheit.

Wie lieblich ist des heitern Himmels Wonne,
Der reine Mond, der hellen Sterne Heer,
Aurorens Licht, der Glanz der güldnen Sonne!
Und doch ergötzt ein schön Gesicht weit mehr.
Der Tropfen Kraft, die Wald und Feld verjüngen,
Belebt sie kaum wie uns ein froher Kuß,
Und nimmer kann ein Vogel süßer singen
Als uns ein Mund, den man verehren muß.

Eleonor'! auf deren zarten Wangen
Der Jugend Blüt' in frischen Rosen lacht,
Und Zärtlichkeit, Bewund'rung und Verlangen
Dir, und nur dir, so zeitig eigen macht;
Ob Psyche gleich die Liebe selbst regierte,
Als sie, mit Recht, des Gottes Göttin hieß,
So glaub' ich doch, daß ihn nichts Schöners rührte,
Als die Natur in deiner Bildung wies.

Dein Auge spielt und deine Locken fliegen
Sanft, wie die Luft im Strahl der Sonne wallt;
Gefälligkeit und Anmut und Vergnügen
Sind ungetrennt von deinem Aufenthalt.
Dir huldigen die Herzen muntrer Jugend;
Das Alter selbst beneidet deinen Witz.
Es wird in dir der angenehmsten Tugend,
Und nirgend sonst, der angenehmste Sitz.

Man schmeichelt mir, daß, in zufried'nen Stunden,
Eleonor' auch meine Lieder singt,
Und manches Wort, das viele nicht empfunden,
Durch ihre Stimm' in aller Herzen dringt.
Gewähre mir, den Dichter zu beglücken,
Der edler nichts als deinen Beifall fand,
Nur einen Blick von deinen schönen Blicken,
Nur einen Kuß auf deine weiße Hand.

Die Schönheit. 1744 gedichtet.

## 19. An die Liebe.

Tochter der Natur,
Holde Liebe!
Uns vergnügen nur
Deine Triebe.
Gunst und Gegengunst
Geben allen
Die beglückte Kunst
Zu gefallen.

## 20. Der Wunsch.

Du holder Gott der süß'sten Lust auf Erden,
Der schönsten Göttin schöner Sohn!
Komm, lehre mich die Kunst, geliebt zu werden;
Die leichte Kunst zu lieben weiß ich schon.

Komm' ebenfalls und bilde Phyllis' Lachen,
Cythere! gieb ihr Unterricht;
Denn Phyllis weiß die Kunst, verliebt zu machen;
Die leichte Kunst zu lieben weiß sie nicht.

## 21. Der erste Mai.

Der erste Tag im Monat Mai
Ist mir der glücklichste von allen.
Dich sah ich und gestand dir frei,
Den ersten Tag im Monat Mai,

Der erste Mai. 1732. Dieses Triolett ist durch ein französisches veranlasset worden, welches den Ranchin zum Verfasser hat:

Le premier jour du mois de Mai
Fut le plus beau jour de ma vie.
Le beau dessein que je formai
Le premier jour du mois de Mai!
Je vous vis et je vous aimai.
Si ce dessein vous plut, Silvie,
Le premier jour du mois de Mai
Fut le plus beau jour de ma vie.

S. Nouveau recueil des épigrammatistes français, par Mr. B. L. M. tome II. p. 128. Menage nennet es un triolet si joli qu'on peut l'appeler le roi des triolets, in den Menagian. t. II. p. 350. H.

Daß dir mein Herz ergeben sei.
Wenn mein Geständnis dir gefallen,
So ist der erste Tag im Mai
Für mich der glücklichste von allen.

## 22. Die Jugend.

Sollt' auch ich durch Gram und Leid
Meinen Leib verzehren
Und des Lebens Fröhlichkeit,
Weil ich leb', entbehren?
Freunde, nein! es stehet fest,
Meiner Jugend Überrest
Soll mir Lust gewähren.

Quellen tausendfacher Lust:
Jugend! Schönheit! Liebe!
Ihr erweckt in meiner Brust
Schmeichelhafte Triebe.
Kein Genuß ergrübelt sich;
Ich weiß g'nug, indem ich mich
Im Empfinden übe.

Hab' ich doch, wie Phyllis küßt,
Heute noch erfahren,
Phyllis, die so reizend ist
Und von achtzehn Jahren,
Freundlich, sinnreich, schlau zur Lust,
Weiß von Stirne, Hals und Brust,
Schwarz von Aug' und Haaren.

Wer mein Thun zu meistern denkt,
Predigt tauben Ohren.
Schmähen hat mich nie gekränkt:
Wo ist der geboren,
Welcher allen wohlgefällt?
Und woraus besteht die Welt?
Mehrenteils aus Thoren.

Die Jugend. 1730 gedichtet.

Wer den Wert der Freiheit kennt,
Nimmt aus ihr die Lehre,
Daß, was die Natur vergönnt,
Unser Wohl vermehre.
Rückt das Ende nun heran,
O so wird ein freier Mann
Andrer Welten Ehre!

---

## 23. Der Zorn eines Verliebten.

Aus Priors Gedichten.

Brief und Wink verhießen mir
Schon um Zwei die liebste Schöne;
Doch der Zeiger ging auf Vier,
Und mir fehlte noch Klimene.

So Geduld als Zeit verstrich,
Und ich schwur, den Trug zu rächen;
Aber endlich wies sie sich,
Endlich hielt sie ihr Versprechen.

„Wie so schön," sagt' ich aus Hohn,
„Hast du alles wahrgenommen!
Nur zwo Stunden wart' ich schon:
Konntest du nicht später kommen?

„Eines Frauenzimmers Uhr
Braucht nicht Ziffer, braucht nicht Räder:
Schmückt sie Kett' und Siegel nur,
Was bedarf sie dann der Feder?"

Der Zorn eines Verliebten. Priors Gedicht lautet:

As Cloë came into the room th' other day,
I peevish began: „Where so long could you stay?
In your life-time you never regarded your hour:
You promis'd at two, and (pray look, child) 't is four.
A lady's watch needs neither figures nor wheels:
'T is enough that 't is loaded with bawbles and seals.
A temper so heedless no mortal can bear."
Thus far I went on with a resolute air.
„Lord bless thee," said she; „let a body but speak!
Here's an ugly hard rose fall'n into my neck.

Da mein Eifer Raum gewann,
Wollt' ich sie noch schärfer lehren;
Doch: „Was lärmst du?" hub sie an;
„Wird man mich denn auch nicht hören?

„Ach! was hab' ich itzt vor Schmerz
Von der Rosenknosp' erlitten,
Die mir, recht bis an das Herz,
Von der Brust hinabgeglitten!

„O wie drückt mich's! Himmel wie!
Hier, hier in der linken Seite.
Sieh' nur selbst! mir glaubst du nie;
Doch was glaubt ihr klugen Leute!"

Sie entblößte Hals und Brust,
Mir der Knospe Druck zu zeigen:
Plötzlich hieß der Sitz der Lust
Mich und die Verweise schweigen.

---

## 24. Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Star.

Wie munter sind Schäfer und Herde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist itzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

It has hurt me and vext me to such a degree —
See here; for you never believe me; pray see,
On the left side my breast what a mark it has made!"
So saying, her bosom she careless display'd.
That seat of delight I with wonder survey'd,
And forgot ev'ry word I design'd to have said.

Wie gleichet doch Zephyr der Floren!
Sie haben sich weislich erkoren,
Sie wählen den Wechsel zur Pflicht.
Er flattert um Sprossen und Garben,
Sie liebet unzählige Farben,
Und Eifersucht trennet sie nicht.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Wie buhlerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich scherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schalmeien,
Ihr stampfenden Tänzer! hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese
In hurtiger Wendung empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Mut?

### 25. Die Schule.

Durch tiefe Seufzer blöder Lust
Erklärte Damis alle Triebe
Seiner Liebe;
Doch rührt' er nicht der Schönen Brust.
Es konnt' ihm durch sein Gold ja glücken;
Doch spart' er dieses und verlor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

„Ach liebte meine Phyllis mich!"
Seufzt Damon, seine Zärtlichkeiten
Anzudeuten.
Und Phyllis sagt: „Erkläre dich!"
Allein bei ihren süßen Blicken
Bringt Damon weiter nichts hervor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

„Am Abend weid' ich bei dem Bach:
Mein Polydor!" scherzt Adelheide;
„Wo ich weide,
Da rat' ich, schleiche mir nicht nach."
Sie nicht so sträflich zu berücken,
Verspricht und hält ihr Polydor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Ein Schwindel, aber nur zum Spaß,
Befiel Dorinen, als ihr Lehrer
Und Verehrer,
Der steife Kleon, bei ihr saß.
Unwissend selbst sie zu erquicken,
Rief er die Mutter schnell hervor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

32. Bis hieher ist dieses eine freie Nachahmung der Couplets, welche Marivaux seiner École des mères hinzugefüget hat, die im vierten Bande des Nouveau théatre français befindlich ist. H.

Melander, den die Schreibsucht quält,
Glaubt, weil der Reim ihm treu verbleibet,
Daß er schreibet
Und daß ihm keine Muse fehlt.
Auch er kann den Apoll entzücken;
Auch er singt mit in seinem Chor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Ein Witzling liest den Arouet
Und rät ihm, Worte, Reime, Zeilen
Mehr zu feilen,
Vor allen in dem „Mahomet".
Wie übt er sich an Meisterstücken!
Wie steigt sein leichter Ruhm empor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Ein Neuling, der verrufen darf,
Was Lehrer, die entscheiden können,
Wahrheit nennen,
Glaubt nichts, als was sein Wahn entwarf.
Sein Wahn wird einst die Welt beglücken;
Nun denkt sie edler als zuvor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Ein Arzt, der sich zum Doktor prahlt,
Verläßt Paris, um Deutschlands Kreisen
Sich zu weisen,
Wagt, martert, würgt und wird bezahlt.
Nur er, den tausend Künste schmücken,
Stellt sichtbar den Galenus vor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

## 26. Der Morgen.

Uns lockt die Morgenröte
In Busch und Wald,
Wo schon der Hirten Flöte
Ins Land erschallt.
Die Lerche steigt und schwirret,
Von Lust erregt;
Die Taube lacht und girret,
Die Wachtel schlägt.

Die Hügel und die Weide
Stehn aufgehellt,
Und Fruchtbarkeit und Freude
Beblümt das Feld.
Der Schmelz der grünen Flächen
Glänzt voller Pracht,
Und von den klaren Bächen
Entweicht die Nacht.

Der Hügel weiße Bürde,
Der Schafe Zucht,
Drängt sich aus Stall und Hürde
Mit froher Flucht.
Seht, wie der Mann der Herde
Den Morgen fühlt
Und auf der frischen Erde
Den Buhler spielt!

Der Jäger macht schon rege
Und hetzt das Reh
Durch blutbetriefte Wege,
Durch Busch und Klee.
Sein Hifthorn giebt das Zeichen;
Man eilt herbei:
Gleich schallt aus allen Sträuchen
Das Jagdgeschrei.

Doch Phyllis' Herz erbebet
Bei dieser Lust;
Nur Zärtlichkeit belebet
Die sanfte Brust.

Laß uns die Thäler suchen,
  Geliebtes Kind,
Wo wir von Berg und Buchen
  Umschlossen sind!

Erkenne dich im Bilde
  Von jener Flur!
Sei stets, wie dies Gefilde,
  Schön durch Natur,
Erwünschter als der Morgen,
  Hold wie sein Strahl,
Sei frei von Stolz und Sorgen
  Wie dieses Thal!

---

## 27. Die Nacht.

Willkommen, angenehme Nacht!
Verhüll' in deine Schatten
Die Freuden, die sich gatten,
Und blende, blende den Verdacht!
Wann treue Liebe küssen macht,
So wird der Kuß der Liebe,
So werden ihre Triebe
Beglückter durch die stille Nacht.

Der schöne Mund, den man verehrt,
Bestrafet, zürnt gelinder,
Wird zärtlich, küßt geschwinder,
Wann nichts die sichern Küsse stört.
Ja, ja! die Nacht ist vorzugswert:
Sie dient und ist verschwiegen
Und liefert dem Vergnügen
Den süßen Mund, den man verehrt.

Der Tag hat, als ein falscher Freund,
Zu oft der Welt erzählet,
Was ihr die Nacht verhehlet,
Die Liebende nach Wunsch vereint.

Die Nacht. 1731 entstanden.

Du bist der Sorg' und Unruh' feind
Und gönnest sie dem Tage
Und widerlegst die Sage,
Du, holde Nacht, seist niemands Freund.

Oft schränkt der strenge Tag uns ein;
Doch hält in schweren Stunden
Uns mancher Tag gebunden,
So weiß die Nacht uns zu befrei'n.
Das Glück, vertraut und froh zu sein,
Das Glück zufried'ner Herzen,
Die in der Stille scherzen,
Räumt uns der Tag nur selten ein.

O Nacht, da nur der Scherz sich regt,
Da keine Neider lauschen
Und nur die Küsse rauschen,
Wie sinnreich wirst du angelegt!
Wie wird der Liebesgott verpflegt,
Wann selbst die Huldgöttinnen
Auf sein Vergnügen sinnen
Und nichts als Lust und Scherz sich regt.

---

## 28. An den Schlaf.

Gott der Träume! Freund der Nacht!
Stifter sanfter Freuden!
Der den Schäfer glücklich macht,
Wann ihn Fürsten neiden!
Holder Morpheus! säume nicht,
Wann die Ruhe mir gebricht,
Aug' und Herz zu weiden.

Wann ein Eh'mann voll Verdacht
Seine Gattin quälet
Und aus Eifersucht bei Nacht
Ihre Seufzer zählet,

An den Schlaf. 1731 entstanden.

Mach' im Schlaf sein Unglück wahr,
Zeig' ihm träumend die Gefahr,
Die ihm wachend fehlet!

Nimm auch itzt, was dir gehört;
Nur erlaub' ein Flehen!
Warte, bis mein Glas geleert!
Wohl! es ist geschehen!
Komm' nunmehr, o komme bald!
Eil' und laß mich die Gestalt
Meiner Phyllis sehen!

---

## 29. Die Alster.

Beförd'rer vieler Lustbarkeiten,
Du angenehmer Alsterfluß!
Du mehrest Hamburgs Seltenheiten
Und ihren fröhlichen Genuß.
Dir schallen zur Ehre,
Du spielende Flut!
Die singenden Chöre,
Der jauchzende Mut.

Der Elbe Schiffahrt macht uns reicher;
Die Alster lehrt gesellig sein!
Durch jene füllen sich die Speicher;
Auf dieser schmeckt der fremde Wein.
In treibenden Nachen
Schifft Eintracht und Lust,
Und Freiheit und Lachen
Erleichtern die Brust.

Das Ufer ziert ein Gang von Linden,
In dem wir holde Schönen sehn,
Die dort, wann Tag und Hitze schwinden,
Entzückend auf- und niedergehn.

Die Alster. Alster, Nebenfluß der Elbe, der bei Hamburg dicht vor seiner Mündung einen See bildet.

Kaum haben vorzeiten
Die Nymphen der Jagd
Dianen zur Seiten
So reizend gelacht.

O siehst du jemals ohn' Ergötzen,
Hammonia, des Walles Pracht,
Wann ihn die blauen Wellen netzen
Und jeder Frühling schöner macht?
Wann jenes Gestade,
Das Flora geschmückt,
So manche Najade
Gefällig erblickt?

Ertönt, ihr scherzenden Gesänge,
Aus unserm Lustschiff um den Strand!
Den steifen Ernst, das Wortgepränge
Verweist die Alster auf das Land.
Du leeres Gewäsche,
Dem Menschenwitz fehlt!
O fahr' in die Frösche;
Nur uns nicht gequält!

Hier lärmt in Nächten voll Vergnügen
Der Pauken Schlag, des Waldhorns Schall;
Hier wirkt bei Wein und süßen Zügen
Die rege Freiheit überall.
Nichts lebet gebunden,
Was Freundschaft hier paart.
O glückliche Stunden!
O liebliche Fahrt!

26. Hammonia, lateinischer Name Hamburgs.

# Anhang.

## 30. Versuch einer Nachahmung.

An einem hellen kalten Tage vom winderfüllten rauhen Märzen
Lag oder saß ich in dem Bette, gottlob zwar mit gesundem Herzen,
Doch aber mit gekränkter Nase, die kurz vorher durch einen Fall
Zehn Tropfen warmes Bluts vermißte, wobei ich, als ein Hannibal,
Mit einem Auge nur zu sehen mir die Entschließung fassen mußte,
Indem Johann, mein Kammerdiener, das andre mir dicht überall
Mit Händen, jede fünfbefingert, gemächlich zu verhüllen wußte,
Nur durch ein braunes, seidnes Schnupftuch, das er mir um die Stirne band,
Noch eh' ich ihn aus meinem Hause zu guten Freunden hingesandt.
Weil nun in meines Schorsteins Höhle die Winde recht tyrannisch rasen
Und Eurus nebst dem Boreas in wilden Wechselchören blasen,
So hatt' ich freilich diesen Trost, daß dies mir keinen Rauch gebar,
Insonderheit da in dem Ofen für dieses Mal kein Feuer war.
Weil aber auch der starren Kälte steif und erschütternd Gliederjoch
Den halb erfrornen Liscow band, der sonsten als ein Archiloch
Vom heißen Feuer der Satire selbst auf den Manzel Funken sprüht,
So ward gar zeitig mein Bedienter um etwas brennbar Holz bemüht.
Er lachte, ging aus meinem Zimmer, lief nach dem Boden, kam zurück
Mit einem holzbeschwerten Arme, mit dem er auch im Augenblick
Bald mit dem rechten, bald dem linken, den Raum des weiten Ofens füllte
Und durch ein zischend flammend Feuer die Wut der vor'gen Kälte stillte.
So zischte nun und wiederzischte des Holzes wunderswürd'ger Klotz
Und bot mit rechtem Schlangeneifer den Flammen und den Winden Trotz.

Versuch einer Nachahmung. Parodie der Manier Brockes'. — 15 f. Christian Ludwig Liscow, mit Hagedorn persönlich befreundet, ließ 1735 seine satirischen Anmerkungen über den Abriß eines neuen Rechts der Natur von dem theologisierenden Juristen Ernst Johann Friedrich Manzel, Professor zu Rostock, erscheinen. Vgl. Kürschners Deutsche Nat.-Litt. Bd. 44, Abteil. II, S. 12. — Archiloch, altgriechischer Lyriker, berühmt durch seine iambischen Spottverse.

Es schien bald drohend, bald erbärmlich, bald langsam und auch bald geschwind,
Zu brummen wie ein Sauertopf, zu heulen wie ein weinend Kind,
Zu wiehern wie Darius' Hengst, zu knarren wie die Karren pflegen,
Zu tönen und zu wrekkekkexen wie Frösche nach entstandnem Regen.
Allda nun dacht' ich bei mir selbst, nach meiner Weise zu gedenken:
Kann, wie man sieht, ein irdisch Feuer den Hölzern Ton und Stimme schenken,
Wie sollte nicht die Glut der Andacht den Herzen, die von Holz und Stein,
In unsers Lebens Elendsofen der Seufzer heißer Ursprung sein?

# Moralische Gedichte.

## 1. Der Weise.

Ein Midas trotzt auf den Besitz der Schätze,
Um die der Geiz nach fernen Ufern reist.
Prüft auch der Thor der Wahrheit ew'ge Sätze,
Des Weisen Glück, den echten Heldengeist,
Den Schatz, an dem kein Diebesfinger klebet,
Nach dem allein der Reichen Neid nicht strebet?

Ein Weiser lebt, obgleich nicht krumme Griffe
Ihm Geld und Trost in Schränk' und Kasten ziehn,
Beschweret gleich sein wuchernd Gut nicht Schiffe,
Die zum Gewinn mit schnellen Segeln fliehn.
Er darf sich groß, er darf sich glücklich preisen;
Kein fremder Fluch versalzet seine Speisen.

Er schläft mit Lust, wo andrer Sorgen wachen,
Wann Boreas um Dach und Fenster heult,
Und dann vielleicht der Wellen schwarzer Rachen
Den Frachten droht und Mast und Kiel ereilt,
So oft der Herr der Wasser und der Erden
Die Krämer beugt, daß sie nicht Fürsten werden.

Was Recht und Fleiß und Zeit und Glück ihm geben,
Verwaltet er mit milder Dankbarkeit,
Und meidet den, der den Genuß vom Leben,
Der jeden Tag nur dem Gewerbe weiht,
Und jüdisch lacht, so oft er sieht und höret,
Wie die Vernunft Geschmack und Wahrheit ehret.

Der Weise. 1741 zuerst in einem Einzeldruck erschienen, dann ohne Wissen des Dichters in Schwabes „Belustigungen des Verstandes und Witzes" abgedruckt und endlich mit seiner Erlaubnis und einem Kommentar (wohl von Breitinger) in die sogenannten Züricher Streitschriften aufgenommen.

Wie edel ist die Neigung echter Britten!
Ihr Überfluß bereichert den Verstand.
Der Handlung Frucht, und was ihr Mut erstritten,
Wird, unbereut, Verdiensten zugewandt;
Gunst krönt den Fleiß, den Macht und Freiheit schützen:
Die Reichsten sind der Wissenschaften Stützen.

O Freiheit! dort, nur dort ist deine Wonne,
Der Städte Schmuck, der Segen jeder Flur,
Stark wie das Meer, erquickend wie die Sonne,
Schön wie das Licht und reich wie die Natur.
Halbglücklich sind die Sklaven, die dich nennen,
Doch weiter nicht als nach dem Namen kennen!

Wer heißt oft groß? Der schnell nach Ehren klettert,
Den Kühnheit hebt, die Höhe schwindlicht macht.
Doch wer ist groß? Der Fürsten nicht vergöttert
Und edler denkt, als mancher Fürst gedacht,
Der Wahrheit sucht, dich, treue Wahrheit, findet
Und seinen Wert auf Witz und Tugend gründet.

Ein solcher kennt die Eitelkeit der Würden,
In die das Glück zu selten Kluge steckt.
Ihn rühret nicht der Aufputz hoher Bürden;
Ihm strahlt kein Stern, der kleine Herzen deckt.
Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band und ruht auf keinem Orden.

Wann machte sich das Lob der Tugend eigen?
Wann war es nicht des Glückes Folgemagd?
Wie oft beschämt der, dem die Schmeichler schweigen,
Den, dem ihr Schwarm viel Süßes vorgesagt?
Wie oft ist der der Welt im Zorn gegeben,
Den Klerisei und Hof und Land erheben?

Die Einfalt lobt, was vieler Stimmen loben,
Die Menschenfurcht, was sie nicht stürzen kann.
Germanicus wird billig hoch erhoben;
Doch betet Rom auch seinen Buben an:

27. Handlung, Handel. — 58. sein Bube, Germanicus' Sohn Caligula.

Domitian, Roms schändlicher Berater,
Heißt, wie August, des Vaterlandes Vater.

Wie mancher wird aus Eigennutz besungen,
Mit Lob betäubt, den jede That entehrt!
Des Frevlers Ruhm ertönt auf feigen Zungen,
Bis ihm das Glück den falschen Rücken kehrt.
Ahitophel, und solcher Räte hundert,
Sogar ein Süß, ward, eh' er hing, bewundert:

Die Schmeichelei legt ihre sanften Bande,
Ihr glattes Joch nur eitlen Seelen an.
Unedler Ruhm und unverdiente Schande,
O waget euch an keinen Biedermann!
Führt im Triumph die Blöden, die nichts wissen
Und, was sie sind, vom Pöbel lernen müssen!

Ruhm, Ehre, Lob (wie wir den Beifall nennen,
Den alle Welt Verdiensten schuldig ist),
Euch kann uns nur die Weisheit zuerkennen,
Die unsern Wert nicht nach dem Ansehn mißt.
Ihr Ernst verscheucht die Künste kleiner Meister;
Ihr Geist ist stark und geht durch alle Geister.

Ihr Preis, ihr Wert wird nicht vom Glück entschieden;
An ihr verliert der Zufall seine Kraft.
Sie kennet sich, und ihren innern Frieden
Zerrüttet nicht die Macht der Leidenschaft.
Was? darf man noch die niedren Größen preisen?
Kein Stand ist groß als nur der Stand des Weisen.

Er weiß, sein Gott kennt, wählt und wirkt das Beste:
Das einzusehn, ist seine Lust und Pflicht,
Und bebte gleich der Welten Bau und Feste,
So zaget er bei ihrem Einfall nicht.
Er stirbt getrost: er segnet seine Zeiten
Und heiliget sein Teil der Ewigkeiten.

65. Ahitophel, Ratgeber Davids, ging zu Absalom über, erhängte sich, als dieser seinen Rat mißachtete. — 66. Der Jude Joseph Süß Oppenheimer, geheimer Finanzrat des Herzogs Karl Alexander von Württemberg-Stuttgart, nach dessen Tod er jedoch am 4. Februar 1738 in einem Käfig an einem eisernen Galgen aufgehangen wurde. — 87 f. Vgl. Horat. od. III, 3, 7—8.

## 2. Der Schwätzer.

Nach dem Horaz.

Jüngst, da ich mich, wie sonst, den Grillen überlasse,
Gerat' ich ungefähr in die Mariengasse.
Ein Fremder, den ich nur dem Namen nach gekannt,
Läuft plötzlich auf mich zu, ergreift mich bei der Hand,
Und spricht: „Wie gehts? Mon Cher!" — „Noch ziemlich, wie Sie sehen;
Von Ihnen hoff' ich auch erwünschtes Wohlergehen."
Er folgt mir Schritt vor Schritt und klebt mir lächelnd an.
„Ist etwas," frag' ich ihn, „womit ich dienen kann?"
Er danket und versetzt: „Sie werden mich schon kennen,
Und Ihre Freundschaft mir, als einem Dichter gönnen." —
„Mein Herr, Sie sollen mir um desto werter sein."
Ich eil', ich stehe still, von ihm mich zu befrein,
Und raun', ich weiß nicht was, dem Diener in die Ohren;
Doch hier ist alle Müh' und alle Kunst verloren.
Mir bricht der Angstschweiß aus. O wie beneidenswert,
Gedenk' ich, ist der Thor, der Thoren gerne hört!
Indessen strömt sein Mund von rauschendem Geschwätze;
Er lobt die schöne Stadt und nennt mir alle Plätze,
Die Brücken, jedes Thor, die Märkte, Wall und Wacht,
Und lehrt mich, wie der Lenz die Gärten lustig macht.
Ich schweig', er fähret fort: „Ist man so still? Ich finde
Daß die Begleitung Sie nicht sonderlich verbinde;
Allein ich schlendre mit, und Sie erlauben mir
Für diesmal kühn zu sein. Doch wohin gehen wir?" —
„Bemühen Sie sich nicht: ich kann mich nicht verweilen
Und muß zu einem Freund, den Sie nicht kennen, eilen.
Er wohnet weit von hier, die Alster ganz vorbei,
Noch hinter Böckelmanns bekannten Gärtnerei." —
„Ich habe nichts zu thun; was heißen tausend Schritte?
Im Gehen, glauben Sie's, bin ich ein rechter Britte"
Mich krümm' ich wie ein Pferd, das bei zu schwerer Last
Kopf, Maul und Ohren hängt und seinen Treiber haßt.
Er räuspert sich und spricht: „Wahr ist's, sich selbst zu rühmen,

Der Schwätzer. Zuerst 1744 in einem Einzeldruck erschienen. Vgl. Hor. sat. I, 9. — 28. Böckelmann, richtiger Böckmann, Besitzer eines großen Gartens am Gänsemarkt in Hamburg.

So sehr man sich auch kennt, das will sich nicht geziemen;
Doch prüfen Sie mich nur: ich wette, daß Ihr Freund,
Mit dem ein jedes Jahr Sie zärtlicher vereint,
Ich wette: Wilkens selbst und Müller, den Sie lieben,
Und Carpser und Borgeest, die sollen Ihren Trieben
Nie so gefällig sein. Mich übt der Dichtkunst Flor.
Neun Musen stell' ich mir so wie neun Kegel vor.
Man wirft und trifft doch Holz: es sei viel oder wenig.
Die Ecken schlägt man um, verfehlt man gleich den König
Man ziele, dichte nur und mische sich ins Spiel.
Werd' ich nicht episch groß und bin ich kein Virgil,
Wohlan, so reim' ich schnell von tausend andern Dingen:
Mit einer Muse muß mir doch der Streich gelingen,
Erreich' ich alle nicht. Ich tanze wie Duval:
Das sah man auf dem Baum bei dem Freimäurerball.
Finazzi singet gut: doch ich kann besser singen."

Nunmehr gewann ich Zeit, ein Wörtchen anzubringen:
„Hat keine Mutter nicht, kein Vetter, kein Geschlecht,
An Ihrem Wohlsein Teil, an Ihren Stunden Recht?
Sollt ihrer keiner nicht Ihr Dasein nötig haben?" —
„Wir sprechen uns nicht mehr, denn alle sind begraben."
O die sind wohl daran! Nun trifft die Reihe mich,
Betäubte Märtyrer! Verfolge! Morde! Sprich!
Denn ach! die Stunde kömmt, die ich so lange scheute,
Die mir das alte Weib in Borstel prophezeite,
Als ich ein Knabe war und sie mit dürrer Hand
Den Lostopf schüttelte, griff, mein Verhängnis fand
Und mir den Ausspruch gab: „Es wird ihn, merkt es eben!
Kein Arzt, kein Alchymist, kein Fahnenschmied vergeben:
Ihn fällt kein Rauferschwert, auch Seitenweh und Gicht,
Das träge Podagra, die Schwindsucht thut es nicht.
Die größeste Gefahr wird er von Schwätzern leiden,
Und wird er alt und klug, so muß er Redner meiden."

37. Dr. M. A. Wilkens, mit dem Hagedorn 1738 den Auszug aus den Gedichten von Brockes herausgab. — Johann Samuel Müller, Rektor des Johanneums in Hamburg. — 38. Peter Carpser, berühmter Arzt in Hamburg. — Borgeest, Legationsrat und Postmeister bei der braunschweigischen und holsteinischen Post in Hamburg. — 58. Borstel, ein Dorf in der Grafschaft Pinneberg, unweit Kummerfeld, vier Meilen von Hamburg.

Wir waren, recht um zehn, wo man die Kirche schaut,
Die, Magdalene, dir Graf Adolf aufgebaut.
Da sollte nun mein Freund, mit Akten und Gebühren,
Selbst vor dem Richter stehn und sonst sein Recht verlieren.
„Weil ich auf diese Zeit itzt vorgeladen bin,
So," spricht er, „gehn Sie doch mit mir zum Prätor hin,
Und hören, wie ich dort" . . „Ist das mir zuzumuten?
Kann ich Ihr Beistand sein? Versteh' ich die Statuten?
Und bin ich nicht versagt?" — „Nun werd' ich zweifelvoll,
Ob ich Sie, oder nicht mein Recht, verlassen soll?" —
„Mich, mich, mein Herr." — „O nein!" Er rennt mir vor; ich schleiche,
Als im Triumph geführt, weil ich dem Stärkern weiche.

Geduld! Was hab' ich nun für Fragen auszustehn?
„Wie finden Sie den Brocks, Hammoniens Mäcen?" —
„Ich find' und ehr' in ihm den Weisen unsrer Zeiten;
Allein er wird daher kein Freund von allen Leuten.
Er wählet, die er liebt, ist sinnreich ohne Tand,
Leutselig ohne Falsch, noch edler als sein Stand,
Und ihn vergnügen nur die Würden, die er schmücket,
Wenn er sein Vaterland und das Verdienst beglücket." —
„Empfehlen Sie ihm den!" (Hier zeigt der Thor auf sich.)
„Ihr Mitgehilf', Ihr Rat, Ihr Hinterhalt werd' ich.
Ich sterbe, falls Sie mir die zweite Rolle geben,
Wenn wir nicht jeden dort bald aus dem Sattel heben." —
„Sie irren ungemein in Ihrer Klügelei.
Vor andern ist sein Haus von solchen Ränken frei.
Der Liebling des Merkur, den Fleiß und Glück erhöhet,
Der Doktor, der sogar den Lykophron verstehet,
Verdrängen keinen nicht, der einem Brocks gefällt,
Der jeden nach Verdienst den Freunden zugesellt." —
„Das ist was Seltsames. Sie scherzen." — „Was ich sage,
Bestätiget gewiß die Wahrheit alle Tage." —
„Ja, nun verehr' ich erst den weitberühmten Mann,
Und kurz, ich ruhe nicht, bis ich ihn sprechen kann." —

80. Brockes (Brooks auszusprechen) gewährte Künstlern und Kennern der Künste stets die liebenswürdigste Aufnahme. — 94. Lykophron, griechischer Grammatiker und Dichter in Alexandria, um 280 v. Chr., von dem ein an schwer zu verstehenden Versen reiches, schon im Altertum wiederholt kommentiertes Gedicht „Kassandra" oder „Alexandra" erhalten ist.

„Ihn sprechen fällt nicht schwer, wenn Sie es nur verlangen:
Ein so gescheiter Kopf wird immer wohl empfangen.
Und sollt' er anfangs auch nicht mehr als höflich sein,
So räumen Sie ihm Zeit, Sie g'nug zu kennen, ein.
Vielleicht verbirgt er sich im Reden und im Schweigen,
Sein hulderfülltes Herz nicht gar zu früh zu zeigen." —
„Mir fehlt es nicht an Witz, wann ich geschäftig bin.
Sprech' ich ihn heute nicht, so geh' ich morgen hin,
Und übermorgen auch. Die Sache recht zu lenken,
Will ich den Diener selbst mit einem Vers beschenken.
Ich gebe gar zu gern. Er merkt mir schon den Tag,
Da er mich melden darf, und auch den Zeigerschlag.
Begegnet mir der Herr, so eil' ich ihm zur Seiten;
Ich will vom Rathaus ihn bis an sein Haus begleiten,
Oft gegenwärtig sein: kraft eines Unterrichts,
Den jener Weidmann gab: Jagt; sonsten fangt ihr nichts."

So sprach, doch nein! so schrie der unerschöpfte Schwätzer,
Als nun mein Liscow kam (der Bruder von dem Ketzer,
Den noch Germanicus vielleicht dereinst bekehrt):
Der kannte meinen Mann und seinen ganzen Wert.
Wir bleiben also stehn. Indem wir uns befragen:
Woher itzt und wohin? und uns die Antwort sagen,
Zupf' ich ihn bei dem Arm, durch ihn mich frei zu sehn;
Doch der verstockte Schalk lacht und will nichts verstehn.
Ich wink' ihm, recht im Zorn, weil alle Winke fehlen.
„Wie? wollten Sie mir nicht was insgeheim erzählen?" —
„Ja: etwas Wichtiges; allein zur andern Zeit,
Denn heute wird von mir der Nisan nicht entweiht.
Das auserwählte Volk aus Abrahams Geschlechte

119. Germanicus: Dr. David Otto Wahrendorf († 1772 als Generalsuperintendent zu Harburg), vermutlicher Verfasser der gegen Liscow gerichteten, maßvollen Streitschrift: „Die Übereinstimmung vernünftiger und geoffenbarter Gründe, in den Lehren von dem Stande der Unschuld und dem Verluste desselben, erwiesen von Germanico a Sancta Fide. Hamburg 1741." — 128. In dem Kirchenjahre der Jüden ist Nisan der erste Monat. An dessen vierzehntem Tage mußte das Pascha gefeiert und das Osterlamm geschlachtet werden. Man weiß nicht, in welcher Absicht Horaz (von dem man hier nicht ganz abgehen wollen) in dieser Satire eben die curtos Iudaeos angebracht hat, da sein Freund keine jüdische Feste anführen dürfen und weit scheinbarere Entschuldigungen zur Ausflucht finden mögen. Von einem Römer konnte hier fast nichts vorgewandt werden, das seltsamer gewesen wäre, und dieser antwortet dem Horaz so lächerlich, entweder in ganz offenbarem Scherze, oder vielleicht um dem ihm schon bekannten fürwitzigen Begleiter desselben etwas recht Seltsames zum weitern Nachgrübeln oder Geschwätze aufzugeben. Doch dieses müßte von den Kennern der Alten beleuchtet werden. H.

Verzehrt sein Osterlamm und freut sich seiner Rechte.“ —
„Die Skrupel solcher Art, mein Herr, verschonen mich.“ —
„Doch mir und Tausenden sind Skrupel fürchterlich.
Verhöhnen Sie so sehr der Jüden Glaubenszeichen,
Die, dem Gewissen nach, so vielen Christen gleichen?
Entschuldigen Sie mich: ich sprech' ein andermal.“

O schwarzer Unglückstag, was bringst du mir für Qual!
Der Unbarmherzige, der Spötter, geht und fliehet,
Obgleich er über mir das große Messer siehet,
Mit dem der Prahler ficht. Allein, wer zeigt sich dort?
Sein Gegner kömmt und schreit: „Wohin, Nichtswürd'ger? Fort!“
Und sagt im Scherz zu mir: „Dürft' ich Sie zeugen lassen?“ —
„Ja! müßt' auch Ihre Hand mein Ohr, auf römisch, fassen.“
Er schleppt ihn vor Gericht: man lärmt, man ruft und schilt:
Und alles läuft herbei, zu sehen, wem es gilt.
So hat mich dem Verdruß, den ich erdulden müssen,
Der Gott, den Käuflin kennt, Apollo selbst entrissen.

---

## 3. Horaz.

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Wir gehn aufs Land. Die Tage sind schon heiter;
So wie anitzt die Furcht der blinden Nacht
Ein heller Mond uns minder nächtlich macht.
Es herrscht das Licht, und alle Lüfte geben
Der frohen Welt das eigentliche Leben.
Die rechte Lust kömmt mit der Frühlingszeit.
Natur und Mensch sind voll Gefälligkeit.
Ihr unerkauft- und unerfochtnen Freuden!
Sucht keine Pracht: die Pracht muß euch beneiden.
Des Daseins Trost, das Recht vergnügt zu sein,
Der Kenner Glück macht Lenz und Witz gemein.

146. M. Käuflin, ehemaliger Professor in Kiel, von Geburt ein Württemberger, † zu Hamburg 1751, gab hier eine lateinische politische Zeitung, die „Commentarii Hamburgenses“, heraus, in deren erstem Stück er den Apoll um Beistand anrief.
Horaz. Zuerst 1751 in einem Einzeldruck erschienen, 1753 manchfach erweitert.

Ja, auch der Witz! Die Einfalt kann nicht sehen;
Ihr lachen nicht die Thäler und die Höhen.
Sie hört auch grob, und in der Melodie
Der Nachtigall erschallt kein Ton für sie.
Wie schmeichelhaft und mit verjüngten Flügeln
Der Zephyr kühlt; wie auf begrasten Hügeln
Die Anmut grünt; wie Pflanze, Staud' und Baum
Sich edler färbt: das alles merkt sie kaum.
Sie suchet nur die Schatten wie die Herden,
Wann schwüle Tag' ihr unerträglich werden.

Wer denkt und schreibt, zumal der Dichter Chor,
Zieht Busch und Wald den schönsten Städten vor.
Wie läßt sich dort, wenn wir noch das erwägen,
Der Freund der Stadt, dein Fuscus, widerlegen!
Hat nicht Tarent dir oft den Scherz gewährt,
Den du in Rom, selbst beim Mäcen, entbehrt?
Ein lautrer Fluß, der Auen und Gefilde
Befruchtend ziert, ward deiner Kunst zum Bilde,
Die, stark und rein, ihr Feld erfrischt und schmückt
Und Sprach' und Witz bereichert und beglückt.
Du sahest oft an hoffnungsvollen Bäumen,
Um Rind' und Stamm, das Moos zu häufig keimen
Und dachtest dann vielleicht an ein Gedicht
Und ließest ihm den fremden Anwachs nicht,
Den Überfluß, den wir nicht dulden sollen,
So ungern auch die Wörter weichen wollen.

„Mein Meierhof!“ so mäßig wünschtest du,
„Wann seh' ich dich, in Stunden freier Ruh,

24. Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes.
*Horat.* lib. II. ep. II. 77. H.

— 26. v. L. I. ep. X. ad Fuscum Aristium. H. — 28. Horaz nennet den Mäcen scherzhaft, *jocosum* L. V. carm. III. 20. conf. I. H. *Meibomii* Maecen. cap. V. p. 38. H. — 32.

At qui legitimum cupiet fecisse poëma,
— — — — — — — —
Vehemens et liquidus puroque simillimus amni
Fundet opes Latiumque beabit divite lingua.
L. II. ep. II. 109. 120. 121. H.

— 38. Audebit, quaecunque parum splendoris habebunt
Et sine pondere erunt et honore indigna ferentur,
Verba movere loco, quamvis invita recedant, etc.
Ibid v. 111.
— — — ambitiosa recidet
Ornamenta. A. P. v. 447. H.

Beim Schlaf am Bach, aus Büchern kluger Alten
Vergessenheit der Mühe zu erhalten,
Der öftern Last, die in der Stadt mich drückt
Und meine Lust in enger Luft erstickt?
Wann werd' ich mich in jenen kühlen Gründen,
An jenem Quell verneuert wieder finden?"

Arell, der Filz, des Wuchers blasser Knecht,
Zieht auf das Land, vergnügt sich; aber schlecht.
So wie ein Sklav, den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht als geht, wann wir sie von ihm nehmen.

Was sichtbar ist, sei nur dem Pöbel schön!
Die Geisterwelt entzücket den Menen.
Wie Demokrit, vertieft er sich in Träume,
Sitzt in dem Wald und sucht im Walde Bäume.

Nasidien, der Komus unsrer Zeit,
Rollt durch das Thor in stolzer Herrlichkeit,
Erreicht sein Gut, mit neunundzwanzig Gästen,
Wie in der Stadt, sich stundenlang zu mästen.

Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.
Der Blüten Duft, der Blumen Reiz zu fühlen?
Nein; ungestört und vorteilhaft zu spielen.

46. O rus, quando ego te aspiciam? quandoque licebit
Nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae?
L. II. sat. VI. 60.

Illud iners quidem, jucundum tamen, nihil agere, nihil esse. *Plin.* L. VIII. ep. IV.

— — prope rivum somnus in herba.
*Hor.* L. I. ep. XIV. 34.

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus.
L. II. sat. VI.

— — mihi me reddentis agelli. L. I. ep. XIV. H.

— 47. — — nam, si quis laudat Arelli
Sollicitas ignarus opes, etc. L. II. sat. VI. 78. H.

— 52. — — foecunda in gente Meneni. L. II. sat. III. 287. H.

— 53. Miramur, si Democriti pecus edit agellos
Cultaque, dum peregre est animus sine corpore velox.
L. I. ep. XII. 12. H.

— 55. Nasidienus Rufus, von Horaz (sat. II, 8) als reicher Schlemmer, dem es aber an feiner Sitte mangelt, verspottet. — Komus, Gott des Zech- und Freudengelages.

Hephästion verläßt die Majestät,
Besucht sein Lehn, wo er das Schloß erhöht,
Guckt in sein Feld; das Feld ergötzt ihn wenig.
Allein warum? Dort sieht er keinen König.

Du bist es wert, der Landlust Freund zu sein.
Horaz, mit dir hab' ich den Trieb gemein.
Uneingedenk der Stadt und ihrer Sorgen,
Empfind' ich hier die Freiheit und den Morgen.
Wir bleiben hier, nun uns kein Schwätzer trennt,
Und Harvstehud' ist heute mein Tarent.

Oft grenzt die Lust, unwissend, an dem Leide;
Doch nicht allhier, doch nicht an jener Weide,
An diesem Fluß. Wohin mein Blick sich kehrt,
Ist alles schön, ist alles sehenswert.
Verleiht der Glanz der unumwölkten Sonne
Auch Felsen Reiz und rauhen Bergen Wonne,
Wie sehr entzückt uns ihre holde Pracht,
Wann sie, wie itzt, das Schöne schöner macht,
Wann, da sie sich den fetten Äckern zeiget,
Der Hufner singt und auch sein Vieh nicht schweiget!

Es war vorlängst der schattenreiche Wald,
Der Auen Schmelz der Weisen Aufenthalt.
Wo wohnt so gern die Feindin banger Schranken,
Die Einsamkeit, die Mutter der Gedanken,
Wann der Verstand, weil ihn kein Amt bezirkt,
Uneingesperrt und ungefesselt wirkt?
Wo Muße lehrt, wo Lust und Einfall reifen,
Verführt uns nichts, voll Unruh' auszuschweifen.
Hier störet uns nicht der Geschäfte Ruf;
Hier lernet man, wie schön die Allmacht schuf;
Hier wird man froh von Wahn und Zwang entbunden,
Herr seiner Zeit und König seiner Stunden.

Ein Thor eilt stets auf neue Wirbel los:
Ein Weiser ist, auch in der Stille, groß.

82. Hufner, Hüfner, Besitzer einer Hufe, mhd. huober oder huobener. — 95. Hier erkläret mich niemand besser als Montagne, *L. III. Ch. X*, *de ménager sa volonté*, und

Ein Thor bedarf der Ämter und Geschäfte:
Der Wanduhr gleich, giebt das Gewicht ihm Kräfte:
Sonst kaum bemerkt, von eignen Trieben leer,
Blieb' er ein Thor; durch Würden wird er mehr.

Wie sehnt Servil sich nach Berufsbeschwerden,
Beträchtlicher und hochbestallt zu werden!

Was schützt das Zeug, das Battus täglich spricht?
Sein neues Amt, sein altklug Amtsgesicht,
Sein Heldenton, sein Recht zu höhern Stellen,
Des Scheinglücks Stolz und dieses Stolzes Schellen.

Ja, Gelasin! dein Herz ist falsch und klein,
Und nur dein Stand zwingt dich, ein Mann zu sein.
So stellt der Krieg die Feinde seiner Hitze,
Die Friedlichsten, recht an des Heeres Spitze,
Und manchem wird das Ruder anvertraut,
Dem, viel zu früh, vor Wind und Wellen graut.

Vor Tausenden war Celsus zu beneiden:
Er hatte g'nug zur Wohlfahrt und zu Freuden,
Nur nicht Verstand; und dieses Los allein
Hat er noch itzt mit Tausenden gemein:
Itzt, da der Hof den Titelknecht erhandelt
Und seine Ruh' in Müh' und Rang verwandelt,
Ihm den Genuß zur Eitelkeit und Pracht
Und seinen Schlaf zum kurzen Schlummer macht,
Ja, wann er sich zum milden Regen dränget,
Ihn mit dem Tau der Hoffnung nur besprenget.
O Sklavengeist, der sich mit Stolz verstrickt,
Heiß' endlich groß! sonst warst du fast beglückt.

Glück und Genuß sind in dem Mittelstande
Zu klein dem Neid und viel zu groß der Schande
Und krönen den, der, dienstfrei und vergnügt,
Der Väter Feld mit eignen Rindern pflügt,

es dienen zu lebendigen Beweisen alle in gleichem Maße unfähige und unruhige Personen, die nichts sein würden, wenn sie nicht geschäftig wären. H. — 127. v. L. V. carm. II. H.

Nicht leiht noch borgt nach Art der ersten Sitten
Der Hirtenwelt, die keinen Wucher litten,
Den nicht zur Schlacht die Kriegstrompete weckt,
Den keine Wut erzürnter Meere schreckt.
Er hört den Zank nicht vor Gerichten bellen,
Er naht sich nie der Großen stolzen Schwellen.
Durch ihn vermählt, in einem trocknen Raum,
Die Rebe sich dem hohen Pappelbaum.
Er pfropft, er pflanzt, er freut sich seiner Triften.
Kein schnöder Wunsch wird seine Ruh' vergiften.
Wie unschuldvoll ist, was ihn fröhlich macht!
Der Schafe Schur, der Vogelfang, die Jagd,
Die Taubenzucht, die Wartung seiner Bienen,
Das frische Bad, der stille Schlaf im Grünen.
An Kriegsgerät besitzt er nur ein Zelt,
In welchem er mit Freunden Tafel hält.
Sein Vieh, sein Land, sein Garten giebt Gerichte,
Die Milch, den Fisch, den Braten und die Früchte,
Sein Weinberg Wein, den kein Verkäufer mischt
Und ihm sein Knecht im nahen Bach erfrischt,
Im Teich, im Strom, wo Schlei' und Karpe springen,
Forell' und Schmerl' durch Sand und Kiesel dringen,
Der Frösche Feind, der Krebs, geharnischt laicht
Und, ganz vertieft, die bärt'ge Barbe streicht,
Und was er sonst bald mit beglückten Händen
Zu angeln pflegt, bald in der Netze Wänden
Gefangen führt, bald, wie den fetten Aal,
In Reusen lockt zum frohen Mittagsmahl.
So kann er leicht auch der Murän' entbehren:
Ein Crassus nur betrauert sie mit Zähren.
Er findet auch sein Birkhuhn ungemein,

158. Fuit autem (Sergius Orata) aetate L. Crassi, qui quam gravis et serius habitus sit, etiam Cicero docet. Is tamen Crassus vir censorius (nam cum Cn. Domitio censor fuit) cum supra ceteros disertus haberetur essetque inter clarissimos cives princeps, tamen muraenam in piscina domus suae mortuam atratus tanquam filiam luxit. Neque id obscurum fuit, quippe collega Domitius in senatu hoc ei quasi deforme crimen objecit; neque id confiteri Crassus erubuit, sed ultro etiam, si Dis placet, gloriatus est censor, piam affectuosamque rem fecisse se jactitans. *Macrobius*, Saturnal. L. III. cap. XV. Siehe auch die Übersetzung der allgemeinen Welthistorie, im 11. Teile, S. 232, § 216. H.

Erstickt es gleich nicht in Falerner Wein.
Den, der beschwitzt von seinem Jagdgaul steiget,
Reizt Hausmannskost, und was sein Kohlfeld zeuget.
Dort schmeckt dir Brot, wie sonst kein Kuchen that;
Denn alles schmeckt, wo man Bewegung hat.

Die, auf dem Land, an trägen Sitzen kleben,
Sind lächerlich in ihrem Pflanzenleben.
Insekten sind lebendiger als sie.

So faul und schwach sind meine Dichter nie.
Dort schleicht Tibull durch die gesunden Haine:
Hier schaufelst du durch Schollen und durch Steine.
Dein Nachbar gafft und sieht mit Lächeln an,
Wie ein Poet so bäurisch graben kann.

Da flehst du nicht, dein Gütchen zu vermehren:
„O möchte mir der nächste Fleck gehören!
Es würde dann mein Acker schnurgleich sein.
O räumtest du, Merkur, mir dieses ein!
O könnt' auch ich durch Herkuls Gunst und Fügen,
Wie jener Knecht, mir einen Schatz erpflügen!
(Der Kerl war schlau; als er den Geldtopf fand,
Erkauft' er sich das herrschaftliche Land.)

160. Si vespertinus subito te oppresserit hospes,
Ne gallina malum responset dura palato,
Doctus eris vivam musto mersare Falerno.
Hoc teneram faciet. Catius (*Horat.* lib. II. sat. IV. 17). H.

— 162. — — leporem sectatus equove
Lassus ab indomito. Lib. II. sat. II. 9.
Quum labor extuderit fastidia, siccus, inanis,
Sperne cibum vilem v. 14.
— — Tu pulmentaria quaere
Sudando. v. 20. H.

— 163. Pane egeo jam mellitis potiore placentis. Lib. I. ep. X. 11.
Rure meo possum quidvis perferre patique etc.
Lib. I. ep. XV. 17. H.

— 169. — tacitum silvas inter reptare salubres.
Lib. I. ep. IV. 4. H.

— 172. Rident vicini glebas et saxa moventem.
Lib. II. ep. XIV. 39. H.

— 180. Si veneror stultus nihil horum: O si angulus ille
Proximus accedat, qui nunc denormat agellum!
O si urnam argenti sors quae mihi monstret (ut illi,
Thesauro invento qui mercenarius agrum
Illum ipsum mercatus aravit, dives amico
Hercule!) Lib. II. sat. VI. 8—12. H.

Ein mäßig Feld, daran ein Garten schließet,
Ein steter Quell, der nah' am Hause fließet,
Ein klein Gehölz war meiner Wünsche Zug.
Der Himmel gab's: ich habe mehr als g'nug.
Nun fleh' ich nur, durch würdiges Verwalten
Mir den Genuß des Glückes zu erhalten.
Hat noch kein Griff der Unersättlichkeit
Dies dein Geschenk vergrößert und entweiht,
Lass' ich es nie, durch sträfliches Beginnen,
Durch eigne Schuld, vermindern und zerrinnen,
Bin ich vergnügt und dankbar für mein Glück:
So zieh' von mir nie deinen Schutz zurück,
So gieb Gedeihn; laß Äcker, Weid' und Herden,
Den Witz nur nicht, sonst alles feister werden!"

181. Hier ist aus dem vorausgehenden „Da flehst du nicht" zu ergänzen: „Du flehst vielmehr". — 190.

> Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus,
> Hortus ubi et tecto vicinus jugis aquae fons
> Et paulum silvae super his foret. Auctius atque
> Dii melius fecere. Bene est. Nihil amplius oro.
> Maja nate, nisi ut propria haec mihi munera faxis:
> Si neque majorem feci ratione mala rem
> Nec sum facturus vitio culpave minorem.
>
> L. II. sat. VI. 1—7. H.

— 193.

> — si, quod adest, gratum juvat: hac prece te oro,
> Pingue pecus domino facias et cetera praeter
> Ingenium. v. 12—14.

Man weiß, und es ist insonderheit vom Baxter bemerkt worden, wie gewöhnlich dem Horaz war, mit Dilogien zu spielen: als Lib. I. sat. VII. 35. cur non hunc *Regem* jugulas, welche Baxter in seiner ersten Ausgabe Dilogiam pestiferam nennet, Lib. II. sat. I. 82. *mala* carmina, Lib. I. ep. XIX. 28. *mascula* Sappho. Hier ist gar von dreien Dingen die Rede, auf welche alle das *pingue* sich beziehet. Man wird im Deutschen schwerlich ein Wort finden, das, wenn es, wie in dieser Stelle, zugleich den Äckern, den Herden und dem Verstande zugeeignet wird, von den beiden erstern eine gute und von dem letztern eine schlechte Beschaffenheit hinlänglich zu erkennen giebt. Wollte man aber den Gedanken des Horaz auf eine in unserer Sprache mögliche Weise ausdrücken, so würden nach dem Erachten eines Freundes, dessen Geschmack nicht geringer ist als seine Gelehrsamkeit vielleicht diese zwo Zeilen dazu dienen können:

> Mach alles feist: laß Garten, Feld und Herden
> Nur nicht den Witz des Herrn böotisch werden!
>
> oder:
>
> Nur nicht den Herrn im Witz böotisch werden.

Das Land (Böotien) ist zum Teil bergicht, insbesondere das eigentliche Aonien: das übrige ist niedrig und eben und hat an vortrefflicher Weide einen Überfluß; die Luft daselbst aber ist so dick und neblicht, daß es Horaz (Epist. l. II. ep. I. v. 244) für die Veranlassung gehalten, daß die Einwohner berühmte Büffel (famous dunces) gewesen. Die allgemeine Welthistorie, im fünften Teile, S. 55. v. Erasmi etc. Adagia: (Francof. 1670.) *Boeotica sus* p. 670. conf. p. 401. 402. H.

Du bist vergnügt, und war dein Vater gleich
Nicht aus dem Rat, nicht angesehn, nicht reich,
Kein Edelmann vom pontischen Gestade,
Kein Flavius, den des Lucullus Gnade,
Als Mithridat ihm kümmerlich entkam,
Am Leben ließ und mit nach Welschland nahm;
So lässest du dich nie den Vorwurf quälen
Und würdest dir nur ihn zum Vater wählen.
Als seinem Sohn ist vieles dir vergönnt.
Nun bringet dich ein Maultier nach Tarent.
Den Mantelsack schnürst du ihm auf den Rücken,
So wund ihn auch sein Herr und Bündel drücken.
Der Aufzug ist für Edle viel zu schlecht,
Doch deinem Stand und deinem Sinn gerecht.
Dir ist der Staat, auf deinen kleinen Reisen,
Gleichgültiger als Seneca, dem Weisen,

196. Nunc ad me redeo libertino patre natum,
Quem rodunt omnes libertino patre natum.
L. I. sat. VI. 45.

— pater — — macro pauper agello. v. 71.

Non ego me claro natum patre, non ego circum
Me Satureiano vectari rura caballo,
Sed quod eram, narro. v. 58. H.

— 200. „Patrem habuit Horatius Flavium Flaccum, *ex generosa in Ponto stirpe* oriundum. Is Flavius in Mithridatis exercitu honestis stipendiis militabat, quo tempore rex Mithridates cum omnibus copiis fusus fugatusque est a L. Lucullo apud Cabirae civitatem A. U. C. 681, captusque est cum plerisque dignitate conspicuis (quippe quibus solis parcendum praedixerat Lucullus, quum reliquos mactari captivos juberet) et Romam aliquanto post perductus a quaestore Venusino inter servitia emtus est. Verum quum quaestor ex eleganti cultu egregiaque servi sui institutione suspicatus esset magno eundem apud suos esse genere idque tandem verum esse comperisset, liberum eundem esse jussit ipsique paulo post filiam, quam habebat unicam, elocavit.“ *Du-Hamel.* Sanadon, der diese Stelle anführet, setzet hinzu: Si l'on demande à ce commentateur la preuve d'une si rare découverte, il n'en produit point d'autre que l'ode *O navis, referent*, où il prétend que Flavius Flaccus appelle figurément son fils *Pontica pinus, silvae filia nobilis.* H.

— 202. — — nam si natura juberet
A certis annis aevum remeare peractum
Atque alios legere ad fastum quoscunque parentes,
Optaret sibi quisque: meis contentus honestos
Fascibus ac sellis nollem mihi sumere.
L. I. sat. VI. 92—96. H.

— 206 — — nunc mihi curto
Ire licet mulo vel, si libet, usque Tarentum,
Mantica cui lumbos onere ulceret atque eques armos. v. 104. H.

— 210. Interim hoc me iter docuit, quam multa haberemus supervacua et quam facile judicio possemus deponere, quae si quando necessitas abstulit, non sentimus ablata. .... Vehiculum, in quod impositus sum, rusticum est. Mulae vivere se ambulando testantur, mulio excalceatus, non propter aestatem. Vix a me obtineo, ut hoc vehiculum velim videri meum. Durat adhuc perversa recti

Und auch daheim, bei deinem irdnen Krug,
Sind Kichern, Lauch und Plinzen dir genug.

Doch bist du Wirt an deinem Freudenfeste,
So wählst du dir erkannte, gleiche Gäste,
Nur wenige, nur die sich gerne sehn.
O möchte doch Biber die Kunst verstehn!
Durch diese Kunst verbrüdern sich die Herzen:
Kein falscher Freund verrät von unsern Scherzen
Wort oder Ton. Was man beim Weine spricht,
Muß heilig sein und dient für Klätscher nicht.
Soll einem Mahl nur Zwang und Ekel fehlen,
So muß Torquat zum Schaffer dich erwählen.
Bei dir, wo nichts die Nase runzlicht macht,
Verlängert ihr, beredt, die Sommernacht:
Wo Reinlichkeit den Tisch bestellt und decket,
Kein Schmutz, kein Staub den Spiegelglanz verstecket,
Der Tischgeschirr und Trinkgefäße schmückt,
In welchen man sich, ungesucht, erblickt:
Wo Treu' und Lust, ihr Bündnis recht zu schließen,
Falerner Wein in kleine Becher gießen.

verecundia. Quoties in aliquem comitatum lautiorem incidimus, invitus erubesco: quod argumentum est ista, quae probo, quae laudo, nondum habere certam fidem et immobilem. Qui sordido vehiculo erubescit, pretioso gloriatur. Parum adhuc profeci: nondum audeo frugalitatem palam ferre: etiam nunc curo opiniones viatorum. *Seneca*, epist. LXXXVII H.

212. — — inde domum me
Ad porri et ciceris refero laganique catinum etc.
L. I. sat. VI. 114. H.

— 213. Haec ego procurare et idoneus imperor et non
Invitus, ne turpe toral, ne sordida mappa
Corruget nares, ne non et cantharus et lanx
Ostendat tibi te, ne fidos inter amicos
Sit qui dicta foras eliminet: ut coeat par
Iungaturque pari.
L. I. ep. V. ad Torquatum, v. 21—26.

— — impune licebit
Aestivam sermone benigno tendere noctem.
L. I. ep. V. v. 10. H.

— 230. Vina bibes iterum Tauro diffusa palustres
Inter Minturnas Sinuessanumque Petrinum. v. 4. 5.

Diese Weine wuchsen in einer Gegend, die zwischen Sinuessa, der äußersten Stadt im alten Latio, jenseits des Grenzflusses Liris, der Stadt Minturn und dem Vico Patrino gelegen war, welche beide (und also auch ihre Weinberge) zum Agro Falerno gehörten. S. Cellarii Notit. orb. ant. (Lips. 1732) t. I. pag. 662. 663. H.

So sehr, Horaz, es dir Vergnügen bringt,
Wenn Phyllis dir den schwarzen Gram versingt,
Und doch dein Ruf, ein Lob, daß du gefallen,
Dir reizender als alle Lieder schallen:
So giebt und nährt nur die Zufriedenheit
Dein schönstes Glück, das täglich dich erfreut,
Der Freiheit Frucht, die nur den Weisen rühret,
Der herrschen kann und würdig sich regieret.
Was in der Welt ist von so hohem Wert,
Als Freiheit ist, die jede Lust vermehrt?

Und ist nicht sie dem Golde vorzuziehen?
Wer knechtisch lebt, dem Mangel zu entfliehen,
Entbehret stets, im Kleinen, den Genuß.
Wer immer wünscht und folglich fürchten muß,
Heißt dir nie frei. Wird dich die Habsucht nagen,
So hat Arist Erlaubnis, dir's zu sagen:
Dein Auftrag will's. Es nimmt ein weiser Mann,
Der Lehren giebt, noch lieber Lehren an.
Jedoch kein Geiz darf deine Lust beschweren:
Dir ist es leicht, ihn männlich abzuwehren.
Den Wert des Glücks, das dir dein fruchtbar Feld,
Dein Wald, dein Bach, ohn' andrer Neid, erhält,

232. Condisce modos, amanda
Voce quos reddas: minuentur atrae
Carmine curae. L. IV. carm. XI. ad Phyllidem. H.

— 234. — famae, quae carmine gratior aurem
Occupet humanam. L. II. sat. II. 94. H.

— 238. Quisnam igitur liber? Sapiens, sibi qui imperiosus: etc.
L. II. sat. VII. 83.
Animum rege, qui, nisi paret,
Imperat: hunc frenis, hunc tu compesce catena.
L. I. ep. II. 62. H.

— 243. — qui pauperiem veritus potiore metallis
Libertate caret .... atque
Serviet aeternum, quia parvo nesciet uti.
L. I. ep. X. 39. H

— 245. — qui cupiet, metuet quoque porro;
Qui metuens vivet, liber mihi non erit unquam.
L. I. ep. XVI. 65. (conf. ep. VI.) H.

— 247. Laetus sorte tua vives sapienter, Aristi,
Nec me dimittes incastigatum, ubi plura
Cogere, quam satis est, ac non cessare videbor.
L. I. ep. X. 44. H.

Kann kein Regent, kein König großer Staaten,
Kein Held im Sieg und kein August erraten.

Du bist vergnügt; dich liebet dein Mäcen.
Wer weiß, wie er, die Menschen einzusehn?
Wer wählt so wohl? Dein Herz bleibt ihm ergeben,
Und solchen Freund willst du nicht überleben.
Allein, so sehr der Großen Beispiel rührt,
Und ihr Geschmack oft Klügere verführt,
So durftest du dir treu und ähnlich bleiben
Und nicht mit ihm zu unnatürlich schreiben.

Der ist beglückt, der sein darf, was er ist,
Der Bahn und Ziel nach eignen Augen mißt,
Nie sklavisch folgt, oft selbst die Wege weiset,
Ununtersucht nichts tadelt und nichts preiset
Und, wenn sein Witz zum Dichter ihn bestimmt,
Natur und Zeit zu seinen Führern nimmt.

254. Purae rivus aquae silvaque jugerum
Paucorum et segetis certa fides meae
Fulgentem imperio fertilis Africae
Fallit sorte beatior. L. III. carm. XVI. 29—32. H.

— 256. — quia non, ut forsit honorem
Jure mihi invideat quivis, ita te quoque amicum,
Praesertim cautum dignos assumere, prava
Ambitione procul. L. I. sat. VI. 49.
— paucorum hominum et mentis bene sanae.
L. I. sat. IX. 44. H.

— 258. v. L. II. carm. XVII. „Considering the manner in which Horace lived with Maecenas, and the freedom with which he writes, even when he is complimenting him: what he says to him in an ode, written when that minister was extremely ill, looks, I think, a little too serious to be nothing but a poetical rhodomontade. (Hor. lib II, ode 17, v. 12. Cur me querelis exanimas tuis? . . . Carpere iter comites parati.) After so solemn a profession of Horace, that he would follow Maecenas soon, if he should die first, it seems at least a little odd, that Horace's death should follow his so soon, as it is said to have done . . They both died in the end of the year 746 U. C. according to Père Sanadon; and according to the old life of Horace, attributed to Suetonius, Maecenas speaks most affectionately of him in his last will, Horace dies about three weeks after him and orders that his remains should be buried close by Maecenas's." Polymetis, or an inquiry concerning the agreement between the works of the Roman poets and the remains of the ancient artists etc. by the rev. Mr. Spence (Lond. 1747 f.), p. 22 in der zweiundzwanzigsten Anmerkung. Ich will scharfsichtigen Lesern empfehlen, die Mutmaßung des gelehrten Engelländers zu untersuchen; „for," sagt er, „there is some room to conjecture, that he (Horace) hastened himself out of this world to accompany his great friend in the next." H. — 262. v. *Meibomii* Maecenat. cap. XXIII. p. 141. H. — 263.
Rarement un esprit ose être ce qu'il est.
*Boileau*, épitre IX. 74. H.

Du bist vergnügt und lehrest das Vergnügen,
Wie Dichter thun, die Geiz und Gram besiegen:
Denn ein Poet, den auch sein Herz erhebt,
Beklagt das Volk, das nur nach Schätzen strebt.
Der Welt zur Lust, zum Dienst und Unterrichte,
Sinnt er auf nichts als ewige Gedichte.
Er macht sich nicht durch Ränke, Zwist, Vergleich,
Als Mitgenoss', auch nicht als Vormund, reich;
Beruft ihn nicht Nasidien zu Schmäusen,
So weiß er auch wie dein Ofell zu speisen;
Und ficht er nicht Achillisch in der Schlacht,
So ist er doch auf andrer Wohl bedacht.
Denn ist es wahr, daß man durch Kleinigkeiten
Dem Großen hilft (und wer wird dies bestreiten?),
So bildet er der Kindheit zarten Mund
Und macht ihr früh der Sprache Wohllaut kund,
Gewöhnt das Ohr, der Wörter Wahl zu lernen,
Im Ausdruck sich vom Pöbel zu entfernen;
Dann giebt er auch dem Herzen die Gestalt,
Durch treuen Rat, durch freundliche Gewalt.
Die Rauhigkeit der Sitten, die verwildern,
Den Neid, den Zorn weiß seine Kunst zu mildern.
Ein Dichter lehrt das menschliche Geschlecht
Der Tugend Reiz und ihrer Thaten Recht.
Ein Dichter stellt für Zeiten, die entstehen,
Exempel dar, den Mustern nachzugehen,
Erleichtert oft des Armen Last und Hohn
Und mäßiget des Kranken Klageton.

271. Vatis avarus
Non temere est animus: versus amat, hoc studet unum:
— — — — — — — — —
Non fraudem socio puerove incogitat ullam
Pupillo: vivit siliquis et pane secundo:
Militiae quanquam piger ac malus, utilis urbi.
L. II. ep. I. 120. H.
— 277. v. L. II. sat. VIII. H. — 278. v. L. II. sat. II. H. — 296.
Si das hoc, parvis quoque rebus magna juvari,
Os tenerum pueri balbumque poëta figurat,
Torquet ab obscoenis jam nunc sermonibus aurem,
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Asperitatis et invidiae corrector et irae,
Recte facta refert, orientia tempora notis
Instruit exemplis, inopem solatur et aegrum.
L. II. ep. I. v. 125—131. H.

Die den Homer, wie du, mit Einsicht lesen,
Sehn, daß schon er ein Menschenfreund gewesen.

Du bist es auch, und selbst Petrarch gestand,
Wie sehr er sich durch dich veredelt fand.
Dein weiser Rat lehrt Vorurteile hassen,
Erhellt den Witz und macht das Herz gelassen.
Zufriedenheit besänftigt unsern Mut,
Und sie allein nennt jede Fügung gut.
Selbst im Palast, wie in beschilften Häusern,
Ist keine Zeit ihr golden oder eisern.

Du bist daher, in Rom und in Athen,
Ein Aristipp und nicht ein Diogen.
Den Größesten, den Schönsten zu gefallen,
Die Gabe schenkt das karge Glück nicht allen.

298. v. L. I. ep. II. H. — 299. „*Franciscus Petrarcha*, sui seculi vir doctissimus, dicere solitus est, se ex nullo poëta Latino evasisse meliorem quam ex *Horatio:* quod dictum *Lazarum Bonamicum* audivi mirifice praedicantem.“ *Georg. Fabricius* in Praefat. Horatii, Francofurti apud heredes Andreae Wecheli editi 1600. H. — 307. Vorzügliche Eigenschaften müssen, schon in Athen, den etwa dreiundzwanzigjährigen Horaz gefällig gemacht haben, weil dort der strenge und philosophische Brutus den jungen Venusiner, quem tenues decuere comae nitidique capilli, so lieb gewann, daß er ihn, obwohl nicht mit der glücklichsten Wahl, den würdigsten Obristen seiner Legionen an die Seite stellte. S. *Masson* in vita Horatii, p. 45. H. — 308. Er selbst erkläret

— cur sit Aristippi potior sententia. L. I. ep. XVII.

Omnis Aristippum decuit color et status et res,
Tentantem majora, fere praesentibus aequum. 22. 23.

Nunc in Aristippi furtim praecepta relabor
Et mihi res, non me rebus submittere conor.
L. I. ep. I. 18. 19.

Zwo Schriften machen dieses verständlicher: Aristippus philosophus Socraticus, die in Halle 1719, und Forresters Polite philosopher, die in Edinburg 1734 herausgekommen ist. S. Bibliothèque Britannique, tom. V. p. 206—215. H. — 309. den Größesten:

Principibus placuisse viris non ultima laus est.
L. I. ep. XVII. 35.

— — Quicquid sum ego, quamvis
Infra Lucili censum ingeniumque, tamen me
Cum magnis vixisse invita fatebitur usque
Invidia. L. II. sat. I. 74.

Me primis urbis belli placuisse domique.
L. I. ep. XX. 23. H.

— 309. den Schönsten:

Quem scis immunem Cinarae placuisse rapaci.
L. I. ep. XIV. 33. conf. L. IV. carm. XIII. 21.

Ipsum me melior cum peteret Venus,
Grata detinuit compede Myrtale
Libertina etc. L. I. carm. XXXIII. 13.

Die Liebeshändel des Horaz will ich dem Verfasser der Amours d'Horace (à Cologne 1728) zu entdecken und aufzuzeichnen überlassen. Dieses Buch gereichet weder ihm noch dem Dichter zur Ehre; hingegen verdienet eines seiner nachherigen Werke mehr Beifall. H.

Wie deren Ruhm die Ewigkeit gewinnt,
Die Weisen hold und Dichtern günstig sind,
So wird nicht der zum Thron der Ehre dringen,
Den Weise scheun und Dichter nie besingen.

Doch was sie mehr als aller Beifall ehrt,
Mein Freund Horaz, das ist ihr eigner Wert:
Mit eignem Wert, als einem Schirm, umgeben,
Heißt jeder Tag dich, sonder Aufschub, leben.

Wann werd' ich einst, in unbelauschter Ruh',
Nicht so berühmt, nur so vergnügt wie du?

---

318. Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse: „Vixi."
Lib. III. carm. XXIX. 41.

— — — mea
Virtute me involvo probamque
Pauperiem sine dote quaero.
v. 54. H.

# Epigrammatische Gedichte.

## 1. Witz und Tugend.

One *moral* or a mere *well-natur'd* deed
Can all desert in sciences exceed.
*Buckingham.*

Wie schön ist nicht Homer, der Dichter aller Zeiten,
Wie reizend, wie gelehrt, wie reich an Trefflichkeiten!
Doch auch nur eine That rechtschaffner Menschenhuld,
Der wahren Mäßigung, der Großmut, der Geduld,
Verschwiegne Tugenden, die wir mit Kenntnis üben,
Sind noch einmal so schön, als was Homer geschrieben.

## 2. An Hypsäus.

Man muß nicht allezeit was Hocherhabnes sagen:
Der allgemeine Witz ist nicht der Hoheit Freund.
Des Weltlichts vollen Glanz kann mancher nicht ertragen,
Der seinen Schimmer liebt, wann er in Wassern scheint.
Nicht jeder Wahrheit Bild kann helle Farben leiden,
Die reizt, wenn um ihr Licht ein zarter Schatten spielt.
Uns brennt der Sonne Glut auf unbepflanzten Heiden,
Die uns zur Anmut strahlt, wenn sie ein Lustwald kühlt.

## 3. Flaminius Vacca.

Wer ist, was Vacca war, ein Meister, welcher allen
Durch Werke seiner Kunst und nie sich selbst gefallen?

An Hypsäus. 3 ff. Vgl. Goethe, Faust, II. Tl., Fausts ersten Monolog, besonders V. 103 ff.: „So bleibe denn die Sonne mir im Rücken! Der Wassersturz 2c."

Flaminius Vacca. In der berühmten Rotonda zu Rom stehet unter dem marmornen Kopfe Flaminii Vaccae, welchen er selbst verfertiget hat: D. O. M. FLAMINIO. VACCAE. SCULPTORI. ROMANO. QUI. IN. OPERIBUS. QUAE. FECIT. NUNQUAM. SIBI. SATISFECIT. H.

### 4. Über das Bildnis des Herrn Professor Bodmers,
Mitgliedes des großen Rats zu Zürich.

1752.

In dieser Bildung herrscht der schöpferische Geist,
Der neuen Witz und Mut im „Noah" uns beweist.
Sein Auge lebt und denkt und weissagt Meisterstücke.
Wie reizt mich's, daß ich hier auch einen Freund erblicke,
Der mich so lange liebt und daher fast vergißt,
Daß meine Dichterei dem Reim noch dienstbar ist!

---

### 5. Wernicke.

Wer hat nachdenklicher den scharfen Witz erreicht
Und früher aufgehört, durch Wortspiel' uns zu äffen?
An Sprach' und Wohllaut ist er leicht,
An Geist sehr schwer zu übertreffen.

---

### 6. Wider den Horaz.

Wahr ist es, auch Horaz folgt andrer Weisen Spur,
Entlehnet vom Chrysipp und borgt vom Epikur:
Alcäus, Archiloch sind dieses Schülers Meister
Und Pindar und Homer, das Muster großer Geister.
Man sagt: Er denket wahr; man sagt, daß er ergötzt;
Was sagst denn du, Pantil? Du sagst: Er übersetzt!

---

### 7. An Melint.

Du willst, ich soll itzt mit Cecil,
Dem feinen Mann, Bekanntschaft machen.
Du rühmest ihn: er spricht nicht viel,
Hält Ordnung in den kleinsten Sachen,

Über das Bildnis Bodmers. 2. „Noah", Epos von Bodmer in Hexametern nach Klopstocks Muster, 1752 in zwölf Gesängen erschienen.
An Melint. S. *Mart.* L. XII. ep. XXX

Siccus, sobrius est Aper; quid ad me?
Servum sic ego laudo, non amicum. H.

Liebt Häuslichkeit und flieht das Spiel.
Er sagt recht höflich, was er meint;
Er wird nicht, durch den Umgang, kühner;
Wie sehr ist er dem Weine feind! . . .
Melint, so lob' ich einen Diener,
So lob' ich niemals einen Freund.

### 8. Helena und Menelaus.

Zum Menelaus kam die Helena zurück,
Und sprach, mit Recht beschämt und mit bethräntem Blick:
„Es ward dir zwar mein Leib, die ird'sche Last, entrissen;
Doch, wie der Himmel weiß, blieb meine Seele dein."
Er sprach: „Ich glaub' es gern; hingegen magst du wissen:
Was du mir ließest, scheint dein schlechtstes Teil zu sein."

### 9. Auf gewisse Ausleger der Alten.

Beklagt des Grüblers trocknen Fleiß,
Der in der Alten besten Werken
Nur eine Lesart zu bemerken,
Nur Wörter auszusichten weiß.
Ihr Geist, Geschmack und Unterricht
Befruchtet seine Seele nicht,
Sie mag sich noch so weise dünken:
Und nützt der klügern Welt sein Buch,
So gleicht er denen, die, zum Fluch,
Den Wein zwar keltern, doch nicht trinken

Helena und Menelaus. Nach Luigi Alamanni:

Tornata a Menelao l' ingiusta Elena,
Dicea, di pianto e di vergogna piena:
„Ben fù rapita esta terrena salma:
Ma sempre, il cielo il sà, restò tua l' alma."
Ed egli: „Io il credo ben; ma a non celarte,
Mi lasciasti di te la peggior parte."

### 10. Phax.

Phax ist nur klein und, was den Witz betrifft,
Scharf, kurz und neu, im Beifall und im Zanken,
An Worten karg, verschwendrisch in Gedanken:
Der ganze Phax gleicht einer Überschrift.

---

### 11. In einer schweren, oft schmerzhaften Krankheit.

1751.

Mein Auge füllt sich leicht mit freundschaftlichen Zähren;
Itzt flößet mir die Dauer eigner Pein
Die Thräne der Betrübnis ein.
Die Weisheit wird sie nicht verwehren:
Es ist erlaubt, sein eigner Freund zu sein.

---

### 12. Trostgründe.

Mein Sophron, nichts geschieht vergebens.
Uns witziget, uns übt die Widerwärtigkeit
Im Prüfungsstande dieses Lebens.
Die Seele siegt nicht ohne Streit.
Wenn wir auch nicht den Sieg erwerben,
So hat dennoch das Unglück seinen Wert,
Weil es die größte Kunst uns lehrt,
Die Glücklichen so schwere Kunst zu sterben.

---

### 13. La Fontaine.

Äsop und Gabrias und Phädrus und Horaz,
Ein Ariost, Macchiavell, Boccaz,
Dein Rabelais, und die du oft verhehlest,
Erzählten dir, was du erzählest.

Phax. 4. Überschrift = Sinngedicht.
La Fontaine. 1. Gabrias: unter diesem Namen waren mehrere Fabeln des Babrios in lateinischer Übersetzung bekannt, bevor das griechische Original aufgefunden wurde.

Du schreibest gut genug; man gönnet dir ein Thal
„An dem gebirgigen Pindus, Apollons witzduftenden Höhen!"
Allein du wirst auch dort weit unter Dourché stehen:
Denn der ist ein Original.

---

### 14. An Celsius,

einen jungen Anakreontischen Dichter.

Erheb' und zeige dich dem deutschen Vaterlande!
Doch, sollen itzt noch Kuß und Wein
Der Inhalt deiner Töne sein,
So singe beider Lob nicht zu der Sitten Schande!
Wie dir Anakreon gefällt,
So heiße stets der klugen Welt
Ein Weiser, wie er hieß, in jeglichem Verstande!
Auch folg' einst einem Rat, der weder eilt noch irrt,
Sei nicht der Grille gleich, die bis zum Tode schwirrt!

---

### 15. La Motte.

Der Houdart, den ich mir zum Muster nie erlesen,
Ist nicht so groß, auch nicht so klein gewesen,

6. Vermutlich ein in ironischer Absicht angeführter Hexameter aus einem Gedichte Bodmers. — 7. Dourché ist der unvergleichliche Verfasser der Vérités en petits contes, die er für den damals vierjährigen Prinzen Ludwig von Lothringen, der im Jahre 1711 verstorben ist, aus ehrlicher Absicht erfunden, gereimt und zu Nancy 1708 herausgegeben hat. H.

La Motte. 1. Es ist mir dieses, in Ansehung meiner ersten Fabeln und Erzählungen, aus einem kleinen Irrtum beigemessen worden, wie aus eines so beliebten als angesehenen Freundes (des Freih. v. Bielefeld) zur Ehre der deutschen Nation herausgegebenen Progrès des Allemands etc. (Amsterd. 1752) p. 235. 249. ersichtlich ist. Schon aus der kleinen Vorrede meines Versuches erhellte, daß ich mir den La Motte, welchen ich aus Erzählungen noch nicht kenne, auch nicht in Fabeln zum Muster gewählet hatte. Das schülerhafte Nachschlagen ist die Beschäftigung der Wenigsten. Sonst könnten viele sich bald überzeugen, daß ich in dem Verzeichnisse unter dem Inhalt zum öftern Schriftsteller nenne, bloßerdings, weil auch sie diese oder jene Erzählung ausgearbeitet haben: sogar einen Hugo von Trimberg und Burkard Waldis. Dieses Verzeichnis hat veranlasset, daß man auch da Nachahmungen gefunden, wo keine sind.

Horaz wird immer für mich Schönheiten haben, die nicht veralten, und wer möchte nicht so schreiben wie er? Ich möchte auch so nachahmen wie Horaz und Boileau. Alle sehr gute Muster werden meine Lehrer. Diese sind anfangs Wegweiser und endlich glaubwürdige Zeugen, daß auch wir auf dem rechten Wege sind. Es ist aber voritzt die Rede nur von meinen Fabeln und Erzählungen. Ich glaube, es sei ein Erzähler nicht weniger befugt, auch die allerbekannteste Fabel von neuem und nach seinem Geschmacke einzukleiden, als irgend Rollin, Crevier, Hooke, aus wirklichen, bereits so oft vorgetragenen Begebenheiten noch eine römische Geschichte zu verfertigen. Es ist schwer, ein Livius, und nicht leicht, ein Phädrus zu sein; aber nichts ist erlaubter. Man mag ein Historikus oder ein

Als Fontenell' und Rousseau ihn gemacht.
Sein Tadel wird noch itzt von vielen nachgeschrieben,
Die bloß die Kunst des Mitbejahens üben
Und lachen, wenn ein andrer lacht.
Was Houdart ist, hat Voltair' uns gezeiget;
Ihr kleinen Unterrichter, schweiget.

---

### 16. Hilar an Narciß.

O stelle dich, Narciß, doch morgen bei mir ein!
Mein großer Spiegel soll für dich zu Hause sein.

---

### 17. Wohlthaten.

Wer übertrifft den, der sich mild erzeigt?
Der seltne Freund, der es zugleich verschweigt.

---

### 18. Alcest und Philint.

Alcest.

Ein wahrer Freund sagt alles frei,
Er haßt die stumme Heuchelei. . .

Philint.

Ganz recht! die lieb' ich nicht;
Doch auch ein kluger Freund gefällt,
Der uns nicht immer vor der Welt
Entscheidend widerspricht.

---

Fabulist werden wollen, so ist, zweitens, unwidersprechlich, daß die Vollkommenheiten der Kunst zu erzählen von uns weder zu entdecken noch zu erreichen stehen, wenn wir nicht den Alten, jenen ersten Schülern der Natur, auch diese Kunst sorgfältig ablernen. H.

3. S. des berühmten Fontenelle Discours prononcé dans l'Académie française à la reception de Mr. l'évêque de Luçon, insonderheit die vom Herrn Prof. Ayrer in der Dissertation de comparatione eruditionis antiquae et recentioris, sect. III. §. 1. p. 342. daraus angeführte Stelle, und Lettres de *Rousseau*, t. II. p. 244. u. f. H. — 7. S. das neunundzwanzigste Hauptstück der Zeiten Ludwigs des Vierzehnten und die in diesem beliebten Buche befindlichen Nachrichten von französischen Schriftstellern, II. T. 210. 420. H

### 19. Hofmann von Hofmannswaldau.

Zum Dichter machten dich die Lieb' und die Natur.
O wärst du dieser stets, wie Opitz, treu gewesen!
Du würdest noch mit Ruhm gelesen:
Itzt kennt man deinen Schwulst und deine Fehler nur.
Hat sonst dein Reiz auch Lehrer oft verführet,
So wirst du itzt von Schülern kaum berühret.
Allein wie viele sind von denen, die dich schmähn,
Zu metaphysisch schwach, wie du sich zu vergehn!

---

### 20. Goldoni.

Von vielen, die sich itzt Thalien zugesellen,
Kennt keiner, so wie er, was bessert und gefällt.
Der Schauplatz und die heut'ge Welt
Sind seiner Fabeln stete Quellen.
Wie lehrreich rühren uns durch ihn
Bettina und ihr Pasqualin!
Die Kleinigkeiten selbst, die nur zu spielen scheinen,
Auch die sieht man von ihm empfindlich angebracht;
Und wer nicht beim Goldoni lacht,
Der kann beim Holberg weinen.

---

### 21. An Hyperbolus.

Du sagst uns güldne Berge zu
Und leistest nichts und darfst dies Geben nennen:
So wirst du heute mir vergönnen,
Freigebiger zu sein als du.
Ich schenke dir so mancher Wahrheit wegen,
Ich schenke dir, Hyperbolus,
In deinen Bücherschatz den ganzen Livius,
In deinen Waffensaal des großen Rolands Degen,
Zehn Stück ins Kabinett von Rubens' freier Hand,
Ein echtes Phönixnest, die Beute ferner Reisen,

Goldoni. 6. Vgl. die Komödien La putta onorata und La buona moglie — 8. empfindlich, Empfindung erweckend, rührend.
An Hyperbolus. S. *Martial.* Lib. X. epigr. XVI. H.

Für dein Gemahl Pitts großen Diamant,
Für deinen ersten Sohn den Wasserstein der Weisen,
Und alles, was du sonst, dich zu bereichern, liebst:
Herr, das empfange, wie du giebst.

## 22. Der Jüngling.

Nun wird der junge Herr von seinem Mentor frei.
Wie froh ist ihm die Welt und die Natur wie neu!
Nun sucht er Luft und Lust, schweift aus, flucht allem Zwange;
Verschwendet hoffnungsreich, ist zornig, doch nicht lange,
Oft scherzhaft, selten klug, voll Sprünge wie sein Gaul,
Auf Tanz und Jagd erhitzt, zu kühler Arbeit faul,
Nur Chloris unterthan, die ihn so schön regieret,
Bis ihren Augen ihn Serpinens Wink entführet,
Dem ihn Elisa raubt. Sein Herz wird übereilt,
Das seine Weichlichkeit mit zwanzig Freunden teilt.
Er wählt unüberlegt, bleibt keiner Wahl ergeben
Und denkt kaum an den Tod und lebt nur, um zu leben.

## 23. Montaigne.

Montaigne, Günstling der Natur,
Es sollte dich nur der, den Witz und Freiheit adeln,
Weil er dir rühmlich gleicht, erheben oder tadeln:
Dem sei ein Sokrates; wo nicht, ein Epikur!
Du bist, zu aller Lust, in dem, was du geschrieben,
Nachlässig schön und lehrreich zweifelhaft,
Unwissend voller Wissenschaft;
Auch der dich meistert, muß dich lieben.
Und heißt wohl der mit Recht gelehrt,
Dem nicht dein Buch Geschmack und Kenntnis mehrt?

11. Thomas Pitt, Gouverneur von ..l..dras (1653—1726), Besitzer des großen, nach ihm benannten Diamants.

Montaigne. Michel Montaigne (1533—1592), geistreich-skeptischer Prosaiker, berühmt durch seine „Essais“ (1580).

### 24. Die Poeten und ihre Verächter.

Der Erzpoet, der unaufhörlich dichtet,
Der Kritikus, der unablässig richtet,
Sind nicht ein Paar, das mir gefällt.
Doch was ist der, den kein Geschmack beglücket,
Kein Opitz rührt und Haller nicht entzücket?
Ein ungleich schlechtrer Held.

### 25. Gastereien.

Die Wissenschaft, ein Gastmahl anzustellen,
Wo zwanzig sich, als wie durchs Los, gesellen,
Geliebte Stadt, die war dir längst bekannt;
Allein die Kunst, drei, die von gleichen Sitten
Und Herzen sind, auf ein Gericht zu bitten,
Die fremde Kunst wird Reichen nie genannt.
Der einen kann es nicht an Schmeichlern fehlen;
Die andre wird mit Sorgfalt Freunde wählen.
O stolzes Geld, ach hättest du Verstand!

### 26. Die Schriftsteller.

Was giebt dem, was man schreibt, der Dauer Sicherheit?
Nicht Ordnung noch Geschmack, nicht Fleiß noch Gründlichkeit.
Nicht immer ist es g'nug, der Welt durch Wahrheit nützen,
Nicht g'nug, der Alten Geist, der Neuern Witz besitzen:
Am wenigsten genug, daß man vor seine Schrift
Mäcenen stellt, sie preist und sittsam übertrifft,
Daß auch von unserm Wert die öffentlichen Proben
Kein Kritikus verruft und zwanzig Vettern loben,
Daß ein beredter Held, im schärfsten Vorbericht,
Für unsers Namens Ruhm mit allen Tropen ficht.
Oft wird das beste Buch durch andere begraben!
Ein Buch, das leben soll, muß seinen Schutzgeist haben.

Die Schriftsteller. 12. Victurus genium debet habere liber.
*Mart.* L. VI. ep. LX.

## 27. Fabel.

Es ist Euphrast, der stets gefiel,
In allem, was wir von ihm lesen,
Bescheiden-sinnreich wie Virgil,
Erfindsam wie Homer gewesen.
Er schrieb nicht bis ins Stufenjahr,
Nicht viel, nichts auf Befehl, nichts eilig.
Wie ihm die Wahrheit heilig war,
So war ihm auch die Sprache heilig.
Sich selbst zum Lobe redt' er nie,
Doch litt er andrer Stolz und Träume,
Sprach selten von der Poesie,
Noch gegen oder für die Reime.
Er war voll weiser Sittsamkeit;
Drum ward er keiner Sekte Götze
Und hinterließ der Folgezeit
Zwar Muster, aber nicht Gesetze.
Nur Wasser trank er und nicht Wein;
Von Schönen liebt er nur die alten,
Bloß ihrer Seelen Freund zu sein
Und sich des Busens zu enthalten.
Er starb und ließ, eh' er verschied,
Ein Buch, das er gemacht, verbrennen,
So sehr auch sein Verleger riet,
Das Werk der Welt und ihm zu gönnen.

---

## 28. An die heutigen Beförderer der schönen Wissenschaften und freien Künste.

1754.

Ihr Gönner des Geschmacks! Ihn würdig zu erhöhn,
Ahmt so dem Colbert nach, wie Colbert dem Mäcen.
Verdienet Ruhm und Dank! Doch, wollt ihr Künste bessern,
So wählt die rechte Zeit, die Künstler zu vergrößern.
Seid auch den Dichtern hold: versorgt und rühmet sie;
Nur jenes nicht zu spät, und dieses nicht zu früh!

# Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

# Einleitung.

Der eigentliche Begründer der Anakreontischen Dichtung in Deutschland, für die Hagedorns genußfreudige, anmutig-leichte Lyrik den Boden vortrefflich bereitet hatte, wurde Gleim. Er blieb auch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts ihr eifrigster Vertreter, der sich in allen kleineren, der Anakreontik nahe stehenden Gattungen der Poesie immer und immer wieder versuchte, und aus seiner unmittelbaren Schule gingen noch zuletzt diejenigen Dichter hervor, welche die von der litterarischen Entwicklung der Zeit bald überholte Anakreontik, künstlerisch ein wenig umgeformt, in die Zukunft hinüberzuretten trachteten. Zugleich aber stand Gleim mit andern Lyrikern, die nur zum Teil jene heiter tändelnden Gesänge pflegten, in vorderster Reihe als Begründer und Vertreter einer den jüngsten Ereignissen der politischen Gegenwart zugewandten deutsch-patriotischen Poesie. Wie Hagedorn, dichtete auch er fleißig bis in seine letzten Tage; während aber jener seinen Arbeiten von Jahr zu Jahr eine höhere künstlerische Vollendung zu geben wußte, ließ bei Gleim die poetische Kraft in den letzten vier Jahrzehnten seines litterarischen Schaffens immer merkbarer nach. Was er für unsere Litteratur Wertvolles geleistet hat, fällt samt und sonders in die erste Hälfte seines langen Lebens; um


Friedrich Wilhelm
GLEIM

sich später noch mit unserer Dichtung künstlerisch fortzuentwickeln, dazu fehlte es seinem Talent an innerem Reichtum, an eigenartiger Größe und selbständiger Kraft, dazu fehlte es auch seinem Leben an bedeutenden Er-

Faksimile eines Briefes von Gleim.

fahrungen, unter denen seine Persönlichkeit noch in vorgerückten Jahren sich hätte verändern oder reifer ausbilden können. Aber seine Leser nahmen es mit ihm nicht zu streng. Durch liebenswürdige Heiterkeit und zärtliche, stets dienstbereite Freundschaft hatte er sich in den weitesten

Kreisen der deutschen Schriftstellerwelt, in die seine persönlichen Beziehungen reichten, Liebe und Verehrung gewonnen, und um dieser Tugenden willen sah man seinen vor der Zeit greisenhaft schwächlichen und meist monotonen Gesängen ihre nur zu augenfälligen Mängel nach.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim stammte aus einer, wie es scheint, mäßig wohlhabenden Bürgersfamilie, die wenigstens seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts im brandenburgisch-preußischen Lande heimisch war und in gutem Ansehen stand. Sein Großvater war lange Jahre juristisch gebildeter Bürgermeister zu Seehausen in der Altmark gewesen; sein Vater, Johann Laurentius, 1676 hier geboren, war 1702 preußischer Accise- und Steuereinnehmer des Weichbildes Kochstedt und des Amtes Schneidlingen und 1707 Obereinnehmer des Kreises Ermsleben (bei Aschersleben) geworden. 1706 hatte er sich bei Wesel im Clevischen mit Anna Gertrud Peil, der Tochter eines ehemaligen Konsistorialpräsidenten und Schulinspektors im Herzogtum Berg, verheiratet. Unter den zwölf Kindern, die ihrer Ehe entsproßten, war Wilhelm, der spätere Dichter, zu Ermsleben am 2. April 1719 geboren, der Liebling der Eltern. Von ernster Anlage, die der Lehrer des Städtchens sehr frühzeitig auszubilden begann, konnte er schon mit acht Jahren dem Vater Schreibersdienste leisten. Zehnjährig kam er in eine Privatschule nach dem Dorfe Oberbörnecke im Fürstentum Halberstadt und hernach in die Oberpfarrschule nach Wernigerode, die er bis zu seinem Abgang zur Universität im Frühling 1738 besuchte. Er galt als ein wackerer und fleißiger Schüler, der sich besonders auch bei den üblichen Versuchen in lateinischen und deutschen Versen vor den andern Genossen hervorthat. Während dieser Zeit starben rasch nach einander 1735 seine beiden Eltern. Ihrer jüngeren, noch unversorgten Kinder nahm sich die älteste Tochter an, die an den königlichen Amtsverwalter Fromme verheiratet war. Bei der großen Anzahl dieser Kinder waren aber die Mittel für die Erhaltung und Erziehung des einzelnen äußerst kärglich bemessen. Wilhelm war, als er im Herbst 1738 die Hochschule Halle bezog, fast ausschließlich auf sich selbst angewiesen. Sein Fachstudium war der Rechtswissenschaft gewidmet; mehr aber zogen ihn, wie es scheint, philosophische Vorlesungen an. Hier waren Georg Friedrich Meier, Christian Wolff nach seiner Zurückberufung auf die ihm einst entzogene Stelle, hauptsächlich aber Alexander Gottlieb Baumgarten Gleims Lehrer. In einem Buchladen wurde er mit einem um anderthalb Jahre jüngeren Studenten, der ebenfalls neben seiner Jurisprudenz mit Vorliebe schöne Wissenschaften trieb, Johann Peter Uz, bekannt; noch zwei ähnlich gesinnte Studenten, Johann Nikolaus Götz und ein gewisser Rudnick aus Danzig, der vorher schon die Universität Jena besucht hatte, gesellten sich zu ihnen und bildeten mit ihnen eine kleine dichterisch thätige Gesellschaft.

Aber das akademische Zusammenleben dauerte nicht lange. Als im Frühling 1740 ein alter Gönner Gleims, der preußische Geheimrat Adolf

Ludwig v. Reinhart zu Wernigerode, als Finanzminister nach Kopenhagen berufen wurde, sollte sein Schützling ihn als Sekretär begleiten. Aber die Sache zerschlug sich noch in letzter Stunde, Reinhart starb, und Gleim, der sich schon von Halle nach Berlin zur Abreise begeben hatte, trat als Hofmeister in das Haus des Obersten v. Schulz in Potsdam. Hier lernte ihn der junge Prinz Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt kennen und nahm ihn als Sekretär in seine Dienste. Auch neue litterarisch bedeutsame Freundschaften schloß Gleim in Potsdam. Er wurde mit Ewald Christian v. Kleist bekannt, der ihm bald näher als alle früheren Genossen trat und bis zu seinem Tode der Nächste blieb. Zu ihnen gesellte sich der Züricher Arzt Hirzel, der damals das nördliche Deutschland bereiste, ferner in Berlin, das Gleim wohl des öfteren aufsuchte, Spalding, Ramler, Pyra, der Komponist Graun und andere. Beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges (1744) setzte Gleim es durch Vermittelung des der Poesie geneigten Generalmajors v. Stille durch, daß er seinen Prinzen ins Feld begleiten durfte. Aber schon im September fiel dieser vor Prag. Gleim ging trauernd nach Berlin zurück, wurde jedoch 1745 dem alten Dessauer als Stabssekretär beigegeben. Auch jetzt war seine kriegerische Laufbahn nur von kurzer Dauer. Die unnachsichtige Strenge des alten Fürsten, die gelegentlich auch Unschuldige furchtbar hart traf, verscheuchte ihn bald aus seinem Lager. Er nahm seinen Abschied und harrte nun zwei Jahre lang in Berlin auf eine neue Anstellung. Verschiedene Versuche, zu einem Amte zu gelangen, scheiterten noch dicht vor dem Ziele. Endlich wurde Gleim im Oktober 1747 zum substituierenden Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt gewählt. Kaum hatte er sein Amt angetreten, so starb sein Vorgänger. Er wurde nun wirklicher Domsekretär und erhielt überdies bald ein Kanonikat am Stifte Walbeck, das dem wenig anspruchsvollen Dichter ein überreichliches Auskommen gewährte, ohne ihm viele oder lästige Berufspflichten aufzuerlegen. Sein Leben verlief von da an ziemlich ruhig und gleichmäßig. Von Halberstadt entfernte er sich stets nur auf kurze Zeit zu Ausflügen in die Nachbarschaft, deren er Jahr für Jahr mehrere unternahm, oder zu etwas größeren Reisen, die ihn besonders oft nach Berlin führten. Dabei ging sein hauptsächliches Verlangen dahin, die alten Freunde zu besuchen und neue zu gewinnen.

Fast alle Männer, die in unserer Litteratur zu Gleims Lebzeiten sich irgend einmal bedeutend hervorthaten, kannte er persönlich; fast mit allen wechselte er Briefe, erwies sich ihnen gefällig, trat ihnen, wo es nur irgend anging, nicht bloß litterarisch, sondern auch menschlich nahe. Viele von ihnen unterstützte er materiell, nahm sie als Gäste in sein Haus, beriet sie mit aufopfernder Fürsorge in schwierigeren Lebenslagen; mehreren wurde er ein innigst vertrauter, zärtlich teilnehmender Geistes- und Lebensgenosse, der aber auch mit eifersüchtiger Strenge über der Liebe und Treue seiner Freunde wachte. So hatte er noch vor seiner Übersiedelung nach Halberstadt mit Sulzer einen innigen Bund geschlossen

und durch ihn neue Beziehungen zu Bodmer und den Schweizer Schriftstellern angeknüpft. Von Halberstadt aus näherte er sich sogleich den Bremer Beiträgern, die teils schon am Karolinum in Braunschweig ihre Versorgung gefunden hatten, teils noch in Leipzig oder sonst in Gleims Nähe in meist kleinen Stellen sich befanden. Im Sommer 1750 sah er Klopstock zuerst von Angesicht und begründete alsbald mit ihm ein Seelen- und Herzensbündnis, das ungelockert über ein halbes Jahrhundert bis zu dem fast gleichzeitigen Tode der beiden dauerte: Klopstock war nach Kleist der liebste Freund Gleims, ihm aber stand bald Gleim näher als seine sämtlichen übrigen Freunde. Im Winter 1754/55 wurde Gleim in Berlin persönlich mit Lessing bekannt. Rasch wurde auch dieses Verhältnis, dem später die gemeinsame Liebe der beiden zu Kleist einen besonderen Halt gab, fester und binnen kurzem auf Lessings Berliner Freunde ausgedehnt. Zur gleichen Zeit aber wandte sich aus Zürich der junge Wieland brieflich an Gleim, dem er erst nach etwa anderthalb Jahrzehnten, nachdem er selbst als Mensch und als Dichter ganz andere Bahnen eingeschlagen hatte, unmittelbar persönlich gegenüber treten sollte. Und so mehrten sich von Jahr zu Jahr die Scharen der Freunde Gleims und machten ihm Frauenliebe und eheliches Glück, das ihm niemals beschert wurde, leicht entbehrlich. Ihn selber hatte es früher nur wenig zu Mädchen hingezogen und bis gegen das Ende des Jahres 1752 durfte er sich von den Pfeilen Amors so gut wie verschont nennen. Dann aber fand auch er seine „Fanny“, eine achtzehnjährige Brünette Sophie Mayer in Blankenburg, mit der er sich sogleich im März 1753 verlobte, um vier Wochen darnach, dicht vor der schon auf Tag und Stunde festgesetzten Hochzeit, zu erkennen, daß er auf Gegenliebe nimmermehr rechnen dürfe, und halb gezwungen, halb freiwillig das Verhältnis zu lösen. Er fühlte sich niemals mehr versucht, sein Glück aufs neue zu wagen. Gleich im Herbst 1753 nahm er seine Nichte Sophie Dorothea Gleim, die seine jüngeren Freunde mehrfach als Gleminde besangen, zu sich und gewann so für seine Häuslichkeit eine kluge, sorgsame Wirtschafterin und für sich eine treue und liebevoll-heitere Pflegerin. Um so weniger wollte er nunmehr von einem Ende seines Junggesellenlebens wissen, und innerlich wurde ihm der Widerstand gewiß nicht schwer, als die Karschin, die er seit 1761 großmütig unterstützte und einen Monat lang in Halberstadt beherbergte, in die Dankgefühle für ihren mildherzigen Gönner nur zu deutlich auch sehnsüchtige Wünsche und Hoffnungen eines zärtlichen Herzens einfließen ließ. Nach ihr fanden noch manche, besonders jüngere, Freunde Gleims in Halberstadt herzliche Aufnahme, ja bisweilen sogar für längere Zeit eine neue Heimat. Seit dem Ende des Jahres 1769 wohnte Johann Georg Jacobi, der mit Gleim 1766 in Lauchstädt bekannt geworden war, ihn von Halle aus gelegentlich besucht und namentlich viele Briefe in Prosa und in Versen mit ihm gewechselt hatte, vollständig in Halberstadt; Gleim hatte ihm eine Präbende daselbst erwirkt. Er war es aber

auch vor allem gewesen, der Jacobis Entschluß, die Poesie aufzugeben, vereitelt hatte. Als junger Beamter lebte Goekingk 1768—1770 in Halberstadt, mit Gleim und Jacobi befreundet und von beiden poetisch angeregt. 1771 fand sich Johann Benjamin Michaelis dort ein, den Gleim schon vorher während seiner Leipziger Universitätszeit unterstützt hatte. Zur selben Zeit kamen Jähns, ein Verwandter Gleims, Christoph Friedrich Sangerhausen, Johann Lorenz Benzler, ferner Gleims gleichnamiger Neffe, Gleim der Jüngere genannt, nach Halberstadt, und auch der daselbst geborene Klamer Eberhard Karl Schmidt war bereits von der Universität in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Im Kreise dieser jüngeren Genossen konnte Gleim sich mit Behagen in dem seit Jahren gehegten Traume wiegen, eine litterarische „Vorbereitungsakademie“ oder Humanitätsschule für Dichter in Halberstadt zu begründen. Zwar raffte der Tod schon 1772 zwei junge Mitglieder dieses Kreises, Jähns und Michaelis, bald nach einander weg. Aber im Herbst des gleichen Jahres trat Wilhelm Heinse an ihre Stelle, von Wieland empfohlen, von Gleim schon vorher und jetzt doppelt eifrig unterstützt. Wieder blühte die Lust des Gesanges im Halberstädter Kreise mächtig auf; die befreundeten Dichter versuchten sich um die Wette in den verschiedenen lyrischen Gattungen. Allein im Frühling 1774 siedelte Jacobi nach Düsseldorf über, um von hier aus die „Iris“ herauszugeben, und entführte mit sich Heinse, den er zum Mitarbeiter der neuen Zeitschrift gewonnen hatte. Von nun an wurde es wieder einsamer um Gleim, der den Verlust seiner dichterischen Freunde zu Halberstadt lange nicht verschmerzen wollte. Noch hielt sich Johann David Hartmann und nach ihm Tiedge länger bei dem alternden Sänger auf; kurze Zeit verweilende Gäste aber kehrten immer wieder bis zu Gleims letzten Jahren bei ihm ein, und mancher, von dem liebevollen Empfange herzlich erquickt, wiederholte seinen Besuch bei der ersten besten Gelegenheit. So Herder, den Gleim 1775 nach etwa zehnjährigem Briefwechsel zu seiner aufrichtigen Freude endlich persönlich kennen lernte; so Voß, Seume und andere. Ein inniges Freundschaftsverhältnis, besonders fleißig in Briefen gepflegt, ergab sich zu Johannes v. Müller; dagegen fühlte sich Gleim zu Lavater ebenso sehr hingezogen, als er sich von ihm abgestoßen fand. Blieb auch er selbst in seinem Denken und Dichten ein Mann der alten Zeit, so hatte er doch auch für das Neueste, was sich in unserer Litteratur regte, und für die revolutionär gesinnten Anstifter desselben stets ein offenes Herz. Als väterlicher Freund und Wohlthäter suchte er in das Leben Bürgers und Karl Friedrich Cramers einzugreifen; als Schiller 1784 die „Rheinische Thalia“ begründete, kam Gleim der Bitte des jungen Autors, die Ankündigung des neuen Unternehmens unter seinen Bekannten zu verbreiten, bereitwilligst entgegen; unter verstelltem Namen sandte er 1796 dem Verfasser des „Hesperus“ und des „Quintus Fixlein“, dessen Armut ihm kein Geheimnis geblieben war, ein dieser Armut angemessenes Geldgeschenk

und empfing zwei Jahre später, nachdem Jean Paul den Namen des edlen Spenders erfahren hatte, den Dankbaren in Halberstadt mit demselben jugendlich-feurigen Entzücken, mit dem er seine Schriften gelesen und wieder gelesen hatte. Und ebenso hatte er noch 1801 für einen jungen Dichter, dessen Geistesart der seinigen völlig fremd war, für Heinrich v. Kleist, als dieser ihn auf der Reise nach Paris besuchte, ein wohlthuend herzliches Willkommen bereit.

Die Pflege der Freundschaft war für Gleim geradezu ein Bedürfnis seiner Natur; sie galt ihm zugleich als eine heilige Pflicht, die er niemals im geringsten verabsäumte. Aber so wie er die Freundschaft auffaßte und selbst ausübte, konnte sie leicht auch zur Last für diejenigen werden, denen er sie entgegenbrachte. Aller Überschwang einer empfindsamen Zärtlichkeit, aber auch alle argwöhnische Ängstlichkeit, die ganze Eifersucht der Liebe wurde von Gleim auf die Freundschaft übertragen. Blieb er auch seinen innigsten Vertrauten gegenüber stets bei der konventionellen Anrede mit „Sie" und oft bei dem Gebrauch ihrer bürgerlichen Titel, so verlor sich doch regelmäßig seine Schreib- und Handlungsweise bald in ein schwärmerisches oder süßliches Getändel mit ihnen. Kaum jemals erklingt ein männlich kraftvoller Ton aus seinen freundschaftlichen Briefen oder Gesängen; alles zerfließt in weibische Zärtlichkeit und zimpferliche Schwächlichkeit. Namentlich aber überwachte Gleim beständig seine Freunde voll Bangigkeit, ob sie seine Zuneigung auch mit gleicher Wärme erwiderten, und nur zu schnell war er mit dem Verdacht bei der Hand, daß sie in der Liebe zu ihm erkalteten. Nicht immer wurden die so Beschuldigten durch seine Vorwürfe so wenig in ihrer Anhänglichkeit an ihn erschüttert wie Klopstock, der ernst und entschieden mit unzweideutiger Offenheit mehrere derartige Klagen Gleims abwies; vielmehr entfremdete gerade das beengende Prüfen und Abwägen jedes Wortes und jeder noch so geringfügigen Handlung dem stets nach neuen Zeichen der Liebe Verlangenden manchen, der ihm sonst treu sein Herz bewahrt hätte. Andere, an sich kühlere Naturen, wie Ramler, sagten sich bei der ersten Gelegenheit, wo ihre Selbstgefälligkeit sich verletzt fühlen konnte, von Gleim los. Wieder andere überflügelten ihn in ihrer geistigen Entwicklung so mächtig, daß sie in ihm bei dem besten Willen, die gegenseitigen persönlichen Beziehungen herzlich zu erhalten, auf die Dauer doch nicht einen ebenbürtigen Geistesgenossen, dem sie allein sich schrankenlos anzuvertrauen vermochten, erblicken konnten. Neidlos erkannte Gleim solchen geistigen Vorrang an; aber die Schlußfolgerung, die sich daraus ergab, zog er nicht. Er sammelte seit 1745 die Bilder aller seiner Freunde für das schönste Zimmer seiner Wohnung, das er so zu einem „Tempel der Musen und der Freundschaft" einrichtete. Wie ihn hier täglich ihre Bilder umgaben, so sollten sie selbst sich ihm auch beständig im Geist und im Herzen nahe fühlen

Aus dem behaglichen Berufs- und Genußleben, das ihm seine Halberstädter Stellung ermöglichte, wurde Gleim äußerlich nur durch den sieben-

jährigen Krieg aufgeschreckt. 1757 und 1758 wurde Halberstadt zu wiederholten Malen von den Franzosen besetzt und grausam geplündert. Auch Gleim selbst hatte dabei mannigfach zu leiden. Aber seinen patriotischen Mut und seinen begeisterten Eifer für Friedrichs Person und Sache konnten ihm die Feinde nicht dämpfen. Selbst während der Okkupationstage verschwieg er nicht vollständig, wie heiß er den Sieg seines Königs ersehnte. Seine leidenschaftliche Bewunderung Friedrichs blieb jedoch von diesem selbst lange Zeit unbeachtet, und erst im Dezember 1785, als Gleim eben in Angelegenheiten seines Stifts sich zu Berlin aufhielt, wurde ihm die längst gewünschte Audienz bei dem „Einzigen" zu teil. Nach den dürftigen Berichten, die uns darüber erhalten sind, scheint der Inhalt der Unterredung nicht sehr bedeutend, der Eindruck aber, den der König von dem vaterländischen Dichter empfing, vortrefflich gewesen zu sein. Im Herbst darauf schon hatte Gleim den Tod des Helden zu beklagen.

Friedrichs Nachfolger Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. erwiesen sich persönlich huldvoll gegen den alten Sänger; seine Hoffnung aber, daß sie endlich das Einzige, was er im Wirken seines angebeteten Friedrich vermißte, reichlich nachholen und Schutzherren der deutschen Muse sein würden, sollte er nicht mehr erfüllt sehen. Er freilich im unbedingten Vertrauen auf die preußische Regierung, selbst wo sie zu den bedenklichsten Schritten sich verleiten ließ, glaubte die Aufklärung, die spekulative Philosophie, besonders die Lehre Kants und Fichtes, vielleicht auch die französische Revolution, die er von Anfang an heftig bekämpfte, für den vermeintlichen Rückgang des künstlerischen Sinnes verantwortlich machen zu müssen. Konnte er so mit der Geistesentwicklung der neuen Zeit längst nicht mehr fortschreiten, so bewahrte er sich doch seine körperlichen Kräfte bis in das höchste Alter. Noch ziemlich im Vollbesitze derselben, legte er 1797 seine Stelle als Stiftssekretär nieder und behielt sich nur die Verwaltung der Stipendien für Studierende vor, die ihm bis zuletzt vielfache Gelegenheit bot, seine gerechte und zugleich milde, stets freundlich teilnehmende Gesinnung aufstrebenden Jünglingen zu bekunden. Seit dem Jahre 1799 fühlte er eine immer stärkere Abnahme der Sehkraft, deren er sich bis dahin ungetrübt erfreut hatte; eine Augenoperation, der er sich im August 1801 unterzog, war von keinem nennenswerten Erfolge begleitet. Noch aber diktierte er fleißig Verse und zuletzt, als er mehr und mehr erkannte, daß sein Ende nahe, Abschiedsbriefe an seine Freunde, die nicht selten durch den schlichten Ausdruck herzlicher, unter allen Schmerzen der Krankheit bis zum letzten Atemzuge treu ausharrender Liebe innig rühren. Am 18. Februar 1803 schlummerte er sanft hinüber. Seinem Willen gemäß wurde er in seinem Garten begraben und Urnen mit den Namen und Sterbetagen der Freunde, die ihm im Tode vorausgegangen waren, um die Gruft gestellt. Von seinen älteren Genossen waren die meisten schon vor ihm geschieden; der liebste unter den Überlebenden, Klopstock, folgte ihm nach wenigen Wochen. —

Gleims litterarischen Ruhm begründete sogleich die erste Sammlung seiner Gedichte, der „Versuch in scherzhaften Liedern", dessen erster Teil zu Berlin 1744, der zweite 1745 anonym erschien. In gewissem Sinne bestimmte diese Sammlung auch sogleich den Charakter, den Gleims Poësie mit einer einzigen, bedeutsamen Ausnahme stets behalten sollte. Viele der „Scherzhaften Lieder" reichten ihrer Entstehung nach bis auf die Universitätsjahre ihres Verfassers zurück. Auf ihren Zusammenhang mit der älteren Hallischen Dichtung, die unmittelbar, ehe Gleim die Hochschule bezog, ihren Anfang genommen hatte, wies dieser selbst in seiner (fragmentarisch hinterlassenen) Autobiographie hin.

Um die Mitte der dreißiger Jahre schlossen zwei Hallische Studenten der Theologie, denen Poesie und Litteratur nicht minder als ihr Fachstudium am Herzen lag, mit einander den Bund inniger Freundschaft, Samuel Gotthold Lange, der Sohn des bekannten pietistischen Theologen und Philologen Dr. Joachim Lange, zu Halle 1711 geboren, in der Schule des Waisenhauses vorgebildet und seit 1727 an der Universität inskribiert, die er nur einmal (1734) auf ein Semester mit der Erfurter Hochschule vertauscht hatte, und Immanuel Jakob Pyra, am 25. Juli 1715 zu Cottbus geboren und unter kümmerlichen Verhältnissen aufgewachsen, die ihm auch seine akademischen Jahre (seit 1734) mannigfach trübten. Die beiden Jünglinge hörten verschiedne Vorlesungen gemeinsam, bei pietistischen und bei aufgeklärten Dozenten, bei Theologen, Philologen und Philosophen; sie gehörten derselben Gesellschaft zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit als hervorragende Mitglieder an, trieben, von den Schriften der Schweizer und von dem in ihrer nächsten Nähe lehrenden Baumgarten angeregt, mit einander ästhetische Studien und verewigten sich gegenseitig und die Freundschaft, die sie verband, in hochgestimmten Gesängen. 1736 ging Lange für kurze Zeit nach Berlin, anfangs 1737 erhielt er eine Landpfarre zu Laublingen bei Halle. Alsbald heiratete er seine gleichfalls dichterisch thätige „Doris", Anna Dorothea geb. Gnüge, nahm aber auch den Freund, der 1738 seine Universitätsstudien abschloß, zu sich. Noch hatte Pyra als Hauslehrer bei zwei sächsischen Edelleuten einige harte Jahre zu überstehen; dann gelangte er nach einem zweiten Aufenthalt in Laublingen 1742 als Lehrer und Konrektor des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin in bequemere, materiell und geistig ihn mehr und mehr befriedigende Umstände. Aber schon am 14. Juli 1744 raffte den hochbegabten jungen Mann, der soeben durch seinen „Erweis, daß die G*ttsch*dianische Sekte den Geschmack verderbe" (1743) und dessen „Fortsetzung" (1744) im Kampf der litterarischen Parteien in Deutschland eine sehr beachtenswerte, selbständige Stellung sich errungen hatte, ein hitziges Fieber hinweg; sein durch die Not früherer Jahre mürbe gemachter Körper vermochte nicht mehr, die Aufregungen der überaus heftigen Polemik, der diese beiden Streitschriften ihn aussetzten, zu ertragen. Sein überlebender Freund zehrte noch einige Zeit von den Anregungen, die er dem ungleich

bedeutenderen Genossen verdankte. Er sammelte nebst Gleim die hinterlassenen Gedichte des Verstorbenen, die Bodmer zusammen mit Langes poetischen Versuchen und eignen Bearbeitungen nach Thomsons „Frühling“ 1745 als „Thyrsis' und Damons freundschaftliche Lieder“ zum Druck beförderte; die zweite, unter anderm durch Pyras bedeutendste Werke, den „Tempel der wahren Dichtkunst“ (in fünf Gesängen) und die Ode „Das Wort des Höchsten“, vermehrte Auflage gab Lange selbst 1749 heraus.*) Daneben veröffentlichte er „Freundschaftliche Briefe“ in Prosa, eine poetische Übersetzung der Psalmen, 1747 die von den Zeitgenossen hochgerühmten, von Georg Friedrich Meier mit einer ausführlichen Kriegserklärung gegen den Reim eingeleiteten „Horazischen Oden“, die besonders auch auf die metrische Form der künftigen deutschen Lyrik Einfluß gewinnen sollten, und endlich nach langer Vorbereitung 1752 die poetische Übersetzung der Oden des Horaz, deren unverzeihliche Fehler samt seiner herausfordernd frechen Selbstverteidigung Lessings „Vademecum“ veranlaßten, das den Ruhm des bis dahin fast allerseits überschätzten Dichters mit einem Schlage zertrümmerte. Was Lange von da an bis zu seinem erst am 25. Juni 1781 erfolgten Tode noch verfaßte, geistliche oder weltliche Gedichte, Oden, Lieder, gereimte Erzählungen, poetische Übersetzungen, Briefe, Zeitschriften, besaß ebenso wenig künstlerische Bedeutung, als es nennenswerte Beachtung bei den Zeitgenossen — seine nächsten Freunde ausgenommen — fand. Dagegen ist seinen ersten dichterischen Versuchen, bei denen Pyra ihm zur Seite stand oder unmittelbar voranging, ein gewisser litterarischer Wert und namentlich ein hohes geschichtliches Verdienst um die Entwicklung der deutschen Poesie in jener Zeit nicht abzusprechen.

Verschiedene Bestrebungen, die in unserer Litteratur Jahrzehnte hindurch und noch länger kräftig andauerten, sind in den Gedichten Pyras und in den gleichzeitigen Versuchen seines Freundes zum erstenmale deutlich wahrzunehmen. In ihnen wurde bereits das Bündnis zwischen der Bibel und dem klassischen Altertum, das für unsere Poesie Klopstock schloß und die ihm folgenden großen Dichter heilig hielten, zielbewußt vorbereitet. Die Verfasser der „Freundschaftlichen Lieder“ gaben ihrer Abneigung gegen den „vermeinten Schmuck der leeren Reime“ wiederholt einen unzweideutigen Ausdruck und versuchten sich selbst mit Vorliebe in reimlosen Versmaßen und Strophen, die sich — freilich noch recht schüchtern und ganz von weitem her — den strophischen Gebilden der antiken Lyrik näherten. Sie priesen vor allen weltlichen Sängern Pindar und besonders Horaz und erwiesen sich in einzelnen Bildern, Ausdrücken

*) Einen kritischen Neudruck der „Freundschaftlichen Lieder“ mit inhaltsreicher Einleitung besorgte August Sauer (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert, Nr. 22. Heilbronn 1885). Vgl. sonst namentlich Dr. Gustav Waniek, Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts (Leipzig 1882) und Erich Schmidts Aufsätze über die beiden Freunde in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, Bd. 17 und Bd. 26.

und bestimmten Anspielungen, aber auch oft in der Gedankenentwicklung und Darstellung überhaupt, als Schüler dieser und anderer griechisch-römischer Dichter, eines Virgil, an dessen „Äneide“ Pyra viele Mühe als Übersetzer verschwendete, eines Ovid, eines Kebes, lernten auch manches von der chorischen Lyrik der antiken Tragiker, denen Pyra in seinen dramatischen Versuchen neben andern Mustern nacheiferte. Aber noch weit höher als Horaz stellten die Freunde den biblischen Sänger David, in dessen Lieder die Engel selbst einstimmten, und mit seinen Psalmen wählten sie sich voll frommer Begeisterung die Werke christlicher Dichter, namentlich Vidas und Miltons, zu Vorbildern Der Geist des Pietismus, von dem die ganze Erziehung der beiden Jünglinge durchdrungen gewesen war, erfüllte nun auch ihre gesamte Poesie; erst die religiös geweihte Dichtung, aus welcher das Christentum den heidnischen Götzendienst verdrängt habe, erschien ihnen als die wahre Kunst; Tugend und Religion wurde neben der gleichfalls meist im pietistischen Sinne aufgefaßten Freundschaft der vornehmste Inhalt ihrer Lieder; ernste, durch sittlichen und geistigen Gehalt bedeutende Dichter, wie Pope und Haller, galten ihnen neben den schon genannten älteren Sängern als ihre Meister. Gleich diesen strebten sie fernab von dem verachteten unheiligen und undichterischen Pöbel ihren hohen Zielen zu, des Beifalls der Nachwelt gewärtig, die dereinst ihre Lebensführung billigen und ihre Lieder lesen solle. Mit dem pietistischen Ernst fand oft auch ein elegisch-schwermütiger Ton Eingang in ihre Lyrik, Gedanken an Trennung und Tod, die freilich erst in Langes Traueroden nach dem frühzeitigen Verluste des Freundes durch das echte Pathos eines wahren Schmerzes zu rühren vermochten. Auch anderes, was vorher meistens leere Schwärmerei geblieben war und sich darum bisweilen tändelnd ausgenommen hatte, so die gegenseitige Verherrlichung der dichtenden Freunde, gewann erst jetzt, da es aus ernster, wahrer Empfindung hervorging, wirkliche poetische Kraft und künstlerischen Wert. Heitere Elemente hatten in dieser pietistisch-empfindsamen Lyrik nur wenig Platz. Selbst gegen eine harmlos-gesunde Sinnlichkeit schloß sich dieselbe im allgemeinen spröde ab; höchstens stattete Lange gelegentlich einmal die Schilderung seines ehelichen Glückes naiv mit leichtem sinnlichen Reiz aus oder schilderte die ländliche Natur und das Leben in ihr nüchtern-einförmig fast schon in der Weise späterer moralisierender Realisten und doch nicht ganz ohne arkadisches Schäferkostüm und mythologischen Ausputz.

Zu der sittlich-religiösen und der antikisierenden Tendenz gesellte sich jedoch in den Gedichten Pyras und Langes noch eine dritte, die national-patriotische. Pyra eröffnete die Reihe der Sänger Friedrichs des Großen mit dem Preise des Kronprinzen und des soeben auf den Thron erhobenen Königs Friedrich, auf den die Hoffnung seines schon jetzt ihn bewundernden Volkes gerichtet sei, und Lange folgte dem Freunde bald mit pomphaften Oden, die er bereits den siegreichen Waffen seines Helden widmen konnte.

Die Anfänge dieser preußisch-patriotischen Dichtung bargen zwar noch manchen Überrest der alten Gelegenheitspoesie in sich, womit Besser, Pietsch, König und andere Hofpoeten früher herkömmlich die wichtigeren Ereignisse im Leben ihrer Monarchen gefeiert hatten; aber Pyras vaterländische Begeisterung war echt, aus wirklicher Bewunderung seines Fürsten und wahrer Liebe zu seinem Volke geflossen, nicht bloß der künstliche Schmuck einer konventionellen Reimerei. Mythologische Zieraten waren nach alter Sitte nicht ganz vermieden; stärker trat jedoch auch hier das religiös-christliche Pathos hervor, das sich durchweg ohne Zwang oder Künstelei mit dem patriotischen vereinigte.

Äußerlich betonten Pyra und Lange fast am meisten die neue, reimlose Form, die sie in die deutsche Litteratur einzuführen trachteten, und diese Form erregte denn auch bei den Lesern zunächst das größte Interesse. Nur wenige bekannten sich zu unbedingten Anhängern der Neuerung; die meisten befremdete der Mangel des gewohnten Reimklanges nicht weniger als die in der That noch recht ungelenke Nachahmung antiker Strophengebilde. Natürlich lenkten die Gedichte, die zum Teil in Einzeldrucken, zum Teil vielleicht auch in Abschriften zu Halle lange vor der Gesamtausgabe bekannt wurden, bald die Aufmerksamkeit Gleims und seiner Freunde auf sich. Die formale Neuerung, die zugleich die Mühe des Dichters zu erleichtern versprach, konnte den schreibelustigen Jünglingen im allgemeinen nur zusagen; gern wollten auch sie dafür eintreten. Aber von dem pietistischen Ernst in den Dichtungen der älteren Hallenser mochten sie nichts wissen. Ihrem Geschmacke stand Hagedorn näher als Haller, die französische poésie fugitive viel näher als Milton; von den Alten verehrten auch sie Horaz am meisten, aber statt Pindar lasen sie lieber Anakreon. Sie schlossen nicht mit Unrecht, daß es in Deutschland noch vielen ebenso gehen möchte wie ihnen, und hielten es darum für bedenklich, daß Pyra und Lange der neuen Form ihrer Poesie durch den allzu ernsten Gehalt derselben den Eingang noch mehr erschwerten. In der richtigen Erwägung, daß es gefährlich sei, auf einmal allen sinnlichen Reiz der deutschen Dichtkunst zu entziehen, machte Gleim den von den Freunden alsbald angenommenen Vorschlag, reimlose Verse mit scherzhaftem Inhalte zu versuchen und so durch den leicht gefälligen, sinnlich sich einschmeichelnden Inhalt die noch ungewöhnliche, sprödere Form in unserer Litteratur einzubürgern. Dabei waren auch formale Unbeholfenheiten der älteren Hallenser eher zu vermeiden. Diese hatten (zumal Lange) den taumelnden Flug der Pindarischen Ode bisweilen nachbilden wollen, hatten jedoch dabei über allerlei ungeschickte Gedankensprünge die Klarheit der Darstellung mehr, als recht war, eingebüßt. Eine solche Gefahr drohte den heiteren Schülern Anakreons kaum. Dann aber konnten diese selbst in der metrischen Form ihr antikes Vorbild, wenn sie sich auf die bequemen Versmaße des tejischen Sängers beschränkten, viel genauer und zugleich viel zierlicher nachahmen, als dies ihren Vorgängern

mit den weitaus schwierigeren Strophen des Horaz gelungen war. So begann Gleim in freier Nachfolge Pyras und Langes seine „Scherzhaften Lieder", Götz und Uz ihre Übersetzung des Anakreon in antik-reimlosen Versen. Nach dem Abschied von Halle setzte Gleim in Potsdam sein Dichten fort. Zur Veröffentlichung seiner Versuche (1744 und 1745) mag vielleicht sogar Pyra selbst ihn aufgemuntert haben, den er jetzt erst persönlich kennen lernte und dem Gleims Gedichte ungemein gefielen, obgleich sie einer ganz andern Welt angehörten als seine eignen.

Gleim verschmähte gleich den älteren Hallensern in den meisten seiner „Scherzhaften Lieder" den Reim; im Versmaß hielt er sich mit Vorliebe an die kurzen iambischen oder trochaischen Zeilen Anakreons. Doch schon in dieser formalen Nachbildung der Antike übertraf er durch die leichte Beweglichkeit und durch den rhythmischen Wohllaut seiner Verse von Anfang an Pyra und Lange. Sprache und Inhalt seiner Poesie aber konnte in keiner Weise mehr an die Dichtung jener beiden erinnern. Er sang nur von Wein und Liebe gleich seinem griechischen Meister, viel ausschließlicher, als es Hagedorn und dessen französische und englische Vorbilder, denen auch Gleim manches ablernte, je gethan hatten. Alles in seinen Liedern geht auf die Erlernung und Pflege der Liebe hinaus; immer und überall träumt, denkt, spricht und schreibt er nur von Mädchen. Und zwar von Mädchen im Singular, von seiner Doris, der er in einem zärtlich tändelnden Vorwort (in Prosa) seine Lieder widmete; noch lieber aber von Mädchen im Plural. Wie ein Don Juan schwärmt er von Blondinen zu Brünetten, von Willigen zu Spröden, von Treuherzigen zu neckisch Scherzenden, von Hannchen zu Lieschen und Fiekchen. In allen möglichen Situationen, auch wo man es am wenigsten erwarten sollte, sieht er Mädchen, beim Lernen, beim Rechnen, bei jeder Art von Arbeit oder Vergnügen; sogar der Sternseher, der sein Fernrohr nach dem Monde richtet, muß ihm tanzende und spielende Mädchen zeigen. Der Händedruck oder der Kuß eines Mädchens dünkt ihn die beste Arznei; der Anblick holder Nymphen giebt nach seiner Theorie dem Fieberschwachen die Munterkeit und Kraft, dem Sterbenden das Leben wieder. So erinnert Ernstes und selbst Düsteres, der Winter, das Alter, die Schrecken des Krieges, Krankheiten, ja der Tod, ihn nur an Scherz und Liebe; auch, wo andere traurig an die Hinfälligkeit irdischen Glückes gemahnt werden, vernimmt er einzig die Losung zu genießen, solang es noch Zeit ist, und Leibnizens beste Welt erkennt er nur dann an, wenn wir im Lieben und Trinken niemals müde werden. Gegen die Feinde dieser genußfreudigen Lebensanschauung, als welche er vor allem tyrannisch eifernde Priester betrachtet, kämpft er mit heftigen Worten, die aber niemanden ernstlich schaden und ihm selbst nicht lange die heitere Laune trüben. Und sie ist oft ausgelassen genug, diese Laune. Es steckt viel Sinnlichkeit in den „Scherzhaften Liedern", und neben vielen harmlosen Freiheiten erlaubt sich ihr Verfasser dann und wann doch auch eine etwas anzügliche Keck-

heit, ja ein und das andere Mal verstößt er sogar ziemlich plump zugleich gegen Geschmack und Sitte. Immer wieder schielt er nach dem weißen Busen und den verborgenen Reizen seiner Doris und singt vom Schlummer im Arm seiner Schönen und von den Freuden der Nacht; mehrfach malt er aber auch Amor und andere nackte Knaben, die sich ohne Hemde blöden Nymphen zeigen, und in dem „Tierchen ohne Namen" vergröbert er ein an sich gewagtes Motiv, das später schlüpfrig genug in Wielands „Nadine" wiederkehrt, so sehr, daß die Grenze des Künstlerisch-Zulässigen unfehlbar überschritten scheint. Einen Schluß von diesen sinnlichen Ausgelassenheiten seines Witzes auf die Sittlichkeit seines Lebens verbat sich Gleim ausdrücklich; er verlangte von seinen Lesern, daß sie Scherz verstünden und die Poesie nicht mit der Moral oder mit der Philosophie verwechselten: „Die mathematischen Beweise der Wolffianer verschönern kein Gedicht, und die Weltweisheit des Plato schickt sich nicht zum Inhalt scherzhafter Lieder."

Aber wie keck Gleim auch mitunter seinen Humor spielen läßt, auf die Dauer ermüdet er doch beinahe. Er ist allzu weichlich tändelnd und namentlich allzu einförmig. Das liegt zum Teil schon an dem ausnahmslos weiblichen Ausgang seiner reimlosen Verse. Aber auch die Einfälle und Motive des liebedurstigen Dichters sind im Grunde stets die nämlichen. Wieder und wieder hören wir von Amor, der mit dem Pfeile seine Verächter trifft, von Rosen und Sommerlauben, von Träumen voll Sehnsucht und Zärtlichkeit, von Küssen und Spielen, von Bechern und Trinkern. Auch die Sprache dieser Lieder, obwohl im einzelnen mit tändelnder Leichtigkeit behandelt, macht, im ganzen betrachtet, einen höchst einförmigen Eindruck. Gleim bedient sich unablässig der Figur der Wiederholung und der Häufung. Er reiht, um einen Begriff auszudrücken, oft viele kleine Satzglieder, die fast alle dasselbe sagen, an einander; er wiederholt geradezu die gleichen Worte, ja nicht selten ganze Sätze, so daß er nur einen geringfügigen Nebenumstand bei der Wiederkehr desselben Gedankens anders bestimmt und dadurch einen leichten Fortschritt seiner Darstellung bewirkt. Dadurch kommt ein breit beschreibendes, zugleich aber auch ein rhetorisches Element in seine Poesie, nur daß dieser Rhetorik trotz allen Worten das Pathos und der Nachdruck fehlt. Auch zu diesen stilistischen Eigentümlichkeiten gab Anakreon den Anlaß; an dem Übermaß aber, durch das Gleim seine Nachahmung schädigte, trug der Grieche keine Schuld. Überhaupt bot er dem deutschen Dichter verhältnismäßig selten eine Vorlage, die dieser unmittelbar nachbildete; aber sehr oft schuldete ihm Gleim die allgemeine Anregung zu einem poetisch fruchtbaren Gedanken oder zur Ausführung eines solchen. Dankbar rühmte er ihn deshalb gleich in der ersten Zeile als seinen Lehrer. Der Vorrede zum zweiten Teil der „Scherzhaften Lieder", die angeblich aus der Feder der vornehmlich besungenen Doris, in Wirklichkeit aber nach Körtes Zeugnis aus der des Berliner Schriftstellers

Naumann stammte, war sogar eine Art von Biographie des Sängers von Teos eingefügt, die freilich an kindlichem, um nicht zu sagen kindischem, Getändel nichts vermissen ließ. Neben Anakreon wies Gleim gelegentlich auf Catull, dessen Nänie auf den Sperling seines Mädchens er in einem langatmigen Gedicht auf den Tod einer Nachtigall recht schwach nachahmte. Das verunglückte Trauerlied schloß mit einem nicht eben geschickt angebrachten Kompliment für Brockes, den „beßren Dichter" als Catull. Sonst nannte Gleim außer dem warmgepriesenen Hagedorn nur seine jüngeren poetisch thätigen Genossen; diese jedoch ließ er nebst andern Freunden wiederholt in den „Scherzhaften Liedern" Revue passieren: der Freundschaftskultus, den Pyra und Lange in der deutschen Dichtung begonnen hatten, wurde hier fortgesetzt. Desto weniger aber schien Gleim vorläufig geeignet, der würdige Nachfolger jener beiden in der preußisch-patriotischen Lyrik zu werden. Als der zweite Teil der „Scherzhaften Lieder" erschien, hatte Friedrich der Große längst den zweiten schlesischen Krieg begonnen und zu den alten kriegerischen Lorbeeren neue geerntet. In Gleims Gedichten ist davon auch die Rede, und gleich das geschwätzige Vorwort geht von den Kriegsereignissen aus. Aber von vaterländischem Mut und heldenhaftem Feuer glüht kein Funke in den Liedern des liebetändelnden Sängers. „Der Krieg hat seiner scherzhaften Muse keinen Zug ihrer lächelnden Mienen verrücket", heißt es nicht ohne Grund in der Vorrede, und mit allem Rechte kann er in dem einleitenden Gedichte versichern, daß seine Saiten nicht blutig seien. Mit Erbarmen sieht er das Rauben und Plündern der Soldaten, das Toben der Geschütze und wünscht weichherzig:

Ach, möchtet ihr Kanonen
Die Mädchen nur verschonen!

So bestehen denn auch seine Thaten nur darin, daß er Mädchen erobert und freundschaftlich plündert. Vor den Schwertern und Kugeln der Feinde bangt ihm nicht; aber diese Furchtlosigkeit ruht auf einem nicht eben heldenmäßigen Grunde:

Schwerter sollen mich nicht töten;
Denn ich weiß mich tief zu bücken.
Kugeln sollen mich nicht treffen;
Denn ich will nicht stille stehen.

Die „Scherzhaften Lieder" ernteten reichen Beifall bei den deutschen Kritikern und Lesern, wurden nachgedruckt, nach einigen Jahren (1753) neu aufgelegt und nur allzu fleißig nachgeahmt. Gleim aber scheint in späteren Jahren mit ihnen am wenigsten unter allen seinen Gedichten zufrieden gewesen zu sein; denn er besserte und änderte außergewöhnlich viel an ihnen. Er beseitigte die geschmacklosen und keck-sinnlichen Züge, strich die geschwätzigsten Wiederholungen und breitesten Ausmalungen

(fast in jedem Liede mehrere Verse) und bildete auch sonst die reizende Anmut, die diesen Versuchen schon in ihrer ersten Form eigen war, noch unendlich feiner und graziöser aus. Aber freilich mußten dabei viele charakteristische Züge der ursprünglichen Sammlung getilgt werden; eine namhafte Anzahl von Gedichten fiel ganz weg, darunter besonders mehrere, die die weichliche Stimmung des Sängers im Feldzuge wiedergaben.

Diesen vorwiegend reimlosen Versuchen ließ Gleim in den nächsten Jahren verschiedene kleine Sammlungen von meist gereimten Gedichten folgen, die er unter dem einfachen Titel „Lieder“ anonym von Halberstadt aus in die Welt sandte, aber regelmäßig mit irreführenden Angaben über den Druckort versah. Sie zeigten ihren Verfasser ebenso gewandt und graziös in Reimstrophen, wie er sich vorher in antikisierenden Versen erwiesen hatte, deuteten so ziemlich auf die gleichen Muster zurück wie die „Scherzhaften Lieder“ und schlugen fast durchaus dieselben Töne an wie diese. Ihr Inhalt war wieder Wein und Liebe, der Preis der reizenden Doris, die von Amor selbst mit der Venus verwechselt, ja an Schönheit ihr vorgezogen werde, das Glück des heiteren Lebensgenusses in bescheidner Stellung fern vom Hofe oder auf dem Lande, kurz die herkömmlichen Themata der Dichtung, welche die Sänger der Freude seit Anakreon und in neuer Zeit besonders Hagedorn pflegten. Wieder behandelte Gleim alles, auch das Ernste, in scherzhaft-leichter Weise und tändelte fast über Gebühr; ganz so einförmig-weichlich und kindlich-spielend aber wie die reimlosen Versuche waren die gereimten Lieder doch nicht. Die epigrammatische Spitze, die dort noch verhältnismäßig selten war, wurde hier schon viel häufiger; hatte dort der Dichter beständig ein süß lächelndes Gesicht gemacht und nur einmal (und auch da in zärtlicher Tändelei seinem Möpschen aufgetragen, über die Beständigkeit der Geliebten zu wachen, so nahm er jetzt einige Male auch eine ironische und sogar eine herzhaft spottende Miene an, fand sich gutmütig darein, daß Flatterhaftigkeit und Untreue öfters das Glück der Liebenden störten, und bekannte selbst offen, daß ihm die Liebe, die dem Hagestolzen den Verlust der Freiheit drohe, auch mitunter zu viel werden könne. Auf die Zeitgenossen verfehlten auch diese Einfälle eines muntererern Witzes ihre Wirkung nicht, und als z. B. der junge Lessing sich unter die Anakreontiker mischte, lernte er von den gereimten Liedern Gleims nicht weniger als von seinen antikisierenden Versuchen. Der Halberstädtische Dichter selbst aber legte später auch an diese Erstlinge seiner gereimten Poesie eine strenge Feile an und tilgte, zwar nicht so mörderisch wie bei den „Scherzhaften Liedern“, doch immer noch unbarmherzig genug, zahlreiche Verse und Strophen in ihnen.

In der Hauptsache bewegte sich Gleims Dichtung von nun an in derselben Richtung etwas einförmig, aber recht eifrig weiter. Nebenher zwar versuchte er sich in allerlei Gattungen der Poesie, entwarf in der von Gottsched nach Deutschland verpflanzten französischen Manier kon-

ventionelle, breit, aber im einzelnen zierlich in Alexandrinern ausgeführte Schäferspiele, von denen eines, „Der blöde Schäfer", 1745 und öfter im Druck erschien, schrieb vier stellenweise auffallend kühne Satiren, die nur zum kleinsten Teil erhalten sind, führte 1756 durch drei Bänkelsängerlieder im niedrigsten komischen Ton, denen mit der Zeit weitere Proben folgten, als Nachahmer des Spaniers Gongora und des Franzosen Moncrif die Romanze in unsere neuere Litteratur ein,*) verfaßte, hauptsächlich als Schüler Hagedorns (später sogar öfters auch stofflich von ihm und andern ganz abhängig), zahlreiche Tierfabeln, die trotz mancher Neigung zu plauderhafter Breite doch im Einklang mit den theoretischen Forderungen Breitingers den sonst in diesen Dichtungen üblichen, jedoch zur Veranschaulichung der Lehre nichts beitragenden Schmuck der Erzählung großenteils entbehrten, freilich aber auch scharfe Prägnanz öfters vermissen ließen, und erzielte mit allen diesen Versuchen, auch mit den künstlerisch schwächeren oder entschieden verfehlten, bei den Lesern wie bei den Kritikern großen Erfolg. Doch selbst auf diesen Seitenpfaden verleugnete Gleim den Anakreontischen Grundton seiner Leier nicht immer. Entschiedener schlug er ihn an, als er 1746 mit Lange „Freundschaftliche Briefe" in zärtlich tändelnder Prosa herausgab und das Jahr darauf sogar die Anlage des Berliner Tiergartens scherzhaft besang. Auch was er sonst an Gelegenheitsgedichten in diesen Jahren verfertigte, war meistens in dem gleichen Anakreontisch-weichlichen Tone gehalten.

Da brach der siebenjährige Krieg aus und entflammte in Gleims Herzen die Begeisterung für seinen Heldenkönig mächtiger als je. Er sah, wie rings in Preußen volkstümliche und gelehrte Dichter in die Saiten griffen, um Friedrich zu feiern; er vernahm selbst von Lessing, dem Sachsen, den direkten Zuruf, er solle den Helden an der Spitze seines Heeres, im Dampfe der Schlacht, im Kranze des Sieges singen. Gleim beantwortete diese Aufforderung damit, daß er bald darauf, wohl noch im Mai 1757, die ersten seiner „Preußischen Kriegslieder" vollendete. Ihnen folgten bis Ende 1758 noch zehn bis zwölf ähnliche Gesänge, die in der Handschrift von Lessing und Kleist, zum Teil auch von Ramler durchgesehen wurden, zuerst einzeln, dann in Gruppen von drei bis vier Nummern im Druck erschienen und endlich 1758 und wieder 1759 gesammelt und verbessert zu Berlin herauskamen, von Lessing mit einer kräftigen Vorrede, von dem Kupferstecher Johann Wilhelm Meil mit Vignetten und von dem Berliner Advokaten Krause mit Melodien versehen. Ohne selbst im Felde zu sein, besang Gleim die großen Thaten des Feldzugs unter dem unmittelbaren Eindrucke der Berichte, die Kleist und vielleicht noch andere Bekannte ihm vom Kriegsschauplatze lieferten, und genau mit allen Einzelheiten, die sie ihm erzählten. Mit Hilfe dieser Berichte lebte sich seine Phantasie so fest in die kriegerischen Ereignisse

*) Vergl. A. Sauer in seiner Einleitung zu Bürgers Gedichten (Kürschners „Deutsche Nationallitteratur", Bd. 78, S. Lf.).

ein, daß er sicher und wahr, wie ein unmittelbarer Teilnehmer an ihnen, sie poetisch darzustellen vermochte. Und er wußte seinen Vorteil klug zu nutzen. Er dichtete unter der Maske eines preußischen Grenadiers, eines gemeinen Soldaten, der die besungenen Schlachten alle selbst mitgeschlagen hat. Dadurch wurde der ganze Charakter seiner „Kriegslieder" genau bestimmt. Der Grenadier als ein schlichter Mann des Volks mußte einfach-volksmäßig singen; als tapferer Soldat mußte er kriegesmutig und mit kraftvoller Begeisterung für die Sache Friedrichs singen. Das süßlich-schwächliche Getändel, dem Gleim bis dahin gefrönt hatte, war mit einem Schlage verschwunden, der fast weibisch-weichliche Anakreontiker war endlich ein Mann geworden.

Er wählte überaus glücklich ein ebenso kräftiges wie volkstümlich sangbares Versmaß, die vierzeilige, mit lauter männlichen Reimen ausgestattete Strophe des alten englischen Kriegsliedes von der Chevy-chase, die Klopstock, aber ohne Reime, in Deutschland eingebürgert hatte. Nur in dem letzten Kriegslied, dessen ganze Darstellung einen höheren Flug — aber auf Kosten der Popularität — nahm, verwandte Gleim den (gleichfalls immer stumpf endigenden) Blankvers, mit dem damals Lessing und seine Freunde mehrfach experimentierten. Wie den Vers, so suchte der Dichter auch die Sprache auf den Ton der Volkspoesie zu stimmen. Das gelang ihm zwar nicht immer völlig. Noch blieben vereinzelte Anspielungen, die den gelehrten Verfasser verrieten, ohne jedoch dem Ganzen irgendwie ein gelehrtes Gepräge aufzudrücken, besonders Anspielungen auf antike Personen und Begebenheiten, auf Mars und Apoll, Hektor, Agamemnon, Nestor und Odysseus, Hannibal und Fabius Cunctator, Cäsar und Horaz, Troja und Sparta. Auch war hie und da die Verständlichkeit des Ausdrucks durch eine gezwungene Wortstellung, durch ungeschickt zusammendrängende Kürze oder auch durch nicht ganz deutliche Hinweise auf abgelegene Einzelheiten des Krieges, die den Zeitgenossen aber viel weniger zu schaffen machten als uns Späteren, erschwert; Gleim feilte jedoch vermutlich mit Absicht nicht alle sprachlichen Unebenheiten glatt, um sich so mehr der bisweilen rauhen Redeweise des Volkes zu nähern. Darum scheute er sich auch vor niedrigen oder alltäglichen Ausdrücken nicht und verteidigte selbst mundartliche Wörter gegen seine sprachmeisternden Freunde, überzeugt, daß auch triviale oder in der höheren Poesie bisher ungewohnte Formen für seinen Zweck gut seien, wenn sie nur kräftig und bezeichnend seien und dem Empfinden und Vorstellungsvermögen eines einfachen Mannes aus dem Heere wirklich entsprächen. Wahrheit der volkstümlichen, bald ernsten und feierlichen, bald burlesk-heiteren Darstellung erzielte er im ganzen auch so ziemlich immer, wenn auch im einzelnen dann und wann ein Wort zu hoch gegriffen war oder ein Bild eine etwas künstlich gestaltende Phantasie voraussetzte. Eigentlicher Schwulst, gemachtes Pathos war den „Kriegsliedern" fremd. Die Empfindung, die sie eingegeben hatte, war echt; aus ihr floß ihnen daher

auch die sinnliche Kraft und die lebhafte Anschaulichkeit der Darstellung zu. Glühende Begeisterung für die preußische Sache und felsenfeste Zuversicht, daß diese Sache gerecht sei, wohnten in Gleims Seele und fanden ihren Ausdruck in seinen Liedern. Der Grenadier, der es wagt, durch das nähere Zusammenleben von hoch und niedrig im Lager ermuntert, seinen König und dessen oberste Generale ohne den entfremdenden Glanz ihrer hohen Stellung menschlich einfach in seinen Gedichten auftreten und reden zu lassen, fühlt doch zugleich eine geradezu religiöse Verehrung für Friedrich, den Menschenfreund, der nur durch ungerechten Angriff zum Kampf gezwungen werden konnte. Nach alttestamentlicher Vorstellung erblickt er in ihm den Gesalbten Gottes, für den der Herr des Himmels selbst um seiner Gerechtigkeit willen Partei ergreifen muß, dem die Donner Gottes und seine Engel helfend und schützend zur Seite stehen. Der religiöse Charakter, den Pyra von Anfang an der preußisch-patriotischen Lyrik verliehen hatte, ergab sich in Gleims Grenadierliedern ungezwungen aus dem einfach-frommen Empfinden des volksmäßigen Sängers. Mit der religiösen Stimmung strömten in seine Gedichte aber überhaupt biblische Vorstellungen, Anschauungen und Bilder ein, wieder dem Wesen des Volksliedes ganz gemäß.

Mit den „Preußischen Kriegsliedern" hatte Gleim den Höhepunkt seiner poetischen Laufbahn erstiegen; wieder, wie einst bei seinen Anakreontischen Versuchen, und zwar in reiferer, männlich-gediegnerer Weise, gab er eine Anregung, die auf lange Zeit hinaus fruchtbar in unserer Litteratur fortwirkte. An unmittelbaren Nachahmern der Grenadierlieder war kein Mangel; aber wie sie auch alle heißen mochten, Weiße, Gerstenberg, Lavater (um von den geringeren Reimern ganz abzusehen), keiner kam an künstlerischer Kraft und populärer Wirkung dem Halberstädter Sänger gleich, dessen Lieder das weitaus bedeutendste Erzeugnis in der gesamten patriotischen Lyrik des siebenjährigen Krieges waren und als solches ihren Einfluß noch bis auf die vaterländischen Dichter der Freiheitskriege erstreckten.

Aber Gleim selbst vermochte sich auf der Höhe, auf die ihn die vaterländische Begeisterung gehoben hatte, nicht lange zu halten. Er fiel bald wieder in sein Anakreontisches Tändeln und ähnliche unnütze Spielereien zurück. Da setzte er Werke der neuesten deutschen Litteratur, deren eigentümlicher Wert vornehmlich mit in ihrer schlichten, knappen Prosa beruhte, wie Lessings „Philotas" und Klopstocks „Tod Adams", in breite, den Ton der Originale ungeschickt verändernde Jamben um — zum bittern Ärger Klopstocks, während Lessing die gutgemeinte Stümperei des ganz und gar kritiklosen Freundes lächelnd duldete und den unersättlichen Versesschmied dadurch reizte, auch einige seiner Prosafabeln in Reime zu stecken. Dann verfaßte er allerlei poetische Nachahmungen älterer Dichter, in der Form meistens sehr geschmeidig, aber ganz frei gegenüber dem Metrum, Wort- und Satzgefüge, kurz dem Stil seiner Vorlagen, dagegen

abhängig von ihnen in der Gedankenfolge und überhaupt im Inhalt, soweit dieser nicht mißverstanden war (wie öfters bei seinen Nachbildungen von Minneliedern) oder durch die Beziehung auf moderne Verhältnisse umgemodelt wurde, in der Mehrzahl zwitterhafte Erzeugnisse, die zwischen der Weise des ursprünglichen Autors und des Nachdichters unbestimmt in der Mitte standen und mit dem eigenartigen Geist des Originals den künstlerischen Wert überhaupt verloren hatten. So veröffentlichte er nach einander Lieder nach dem Anakreon, Oden nach Horaz, Gedichte nach den von Bodmer neu ausgegrabenen Minnesingern (zuerst unter dem verfehlten Titel „Petrarchische Gedichte"), später noch freie Nachbildungen von Abschnitten des „Hohen Liedes", des „Predigers Salomo" und anderer Bücher der Bibel, von den „Goldnen Sprüchen" des Pythagoras, von italienischen und französischen Gedichten verschiedener Verfasser. Seine Freunde, die auf das zärtliche Getändel und Gekose eingingen, überschüttete er mit Anakreontisch scherzenden Briefen in Versen und in Prosa, die er zum guten Teil auch dem Publikum nicht vorenthielt, wie langweilig und frostig auch immer diese schwärmerisch-unreifen Expektorationen intim-süßlicher Empfindungen die Fernerstehenden berühren mochten. In mehreren Sammlungen gab er Sinngedichte (öfters nach älteren Mustern) heraus, die nach seinem eignen Bekenntnisse nicht mit scharfem Stachel stechen, vielmehr dem Sünder nur einen Spiegel vor das Gesicht halten sollten, daher im Moralisieren stärker als in der Satire, im ganzen aber recht unbedeutend waren, obgleich einzelne Nummern gute Einfälle enthielten. Eine in gewissem Sinne neue Bahn wollte Gleim 1772 mit seinen (später mannigfach vermehrten) „Liedern für das Volk" einschlagen, denen selbst Lessing wegen ihrer praktisch-tüchtigen Tendenz sein Lob nicht versagte, weil sie vornehmlich die arbeitenden Stände in ihrer Arbeit und in der daraus quellenden frohen Zufriedenheit besangen. Vom Geiste des wahren Volksliedes, den gerade damals Herder wieder erweckte, atmeten sie keinen Hauch; sie waren vielmehr ganz und gar nüchterne Arbeit des Kopfes voll Didaxis und Moral, viele darunter dem Preise des Vaterlandes und insbesondere des preußischen Königshauses gewidmet, alle bieder und brav gemeint und in einem verständlichen, bisweilen etwas spießbürgerlichen Tone vorgetragen, künstlerisch nahezu wertlos. Gleichfalls bedeutender durch ihren sittlichen Gehalt als durch die künstlerische Form war die Dichtung, die Gleim, angeregt durch Boysens prosaische Übersetzung des „Korans", 1774 unter dem Titel „Halladat oder das rote Buch" erscheinen ließ. Ein entfernter Vorläufer Rückerts, trug er hier in morgenländischem Gewande seine Lebensweisheit vor, die aus aufgeklärter, etwas pantheistisch gefärbter Religion entsprang und auf allerseits thätige Menschenliebe abzielte. Die philosophische Begründung seiner Sätze machte er sich recht leicht, indem er statt strenger Beweise meistens nur allgemeine Empfindungsurteile bot. Durch Erzählungen und Parabeln unterbrach er öfters glücklich die direkte Lehre; allein, wie dieser letzteren

bei allen sonstigen Vorzügen doch Selbständigkeit und Tiefe fehlte, so war die dichterische Ausführung zwar klar und fließend, aber schwunglos und ohne einen einheitlich künstlerischen Stil, so daß die vereinzelten orientalischen Züge oft nur fremdartig und abstoßend berühren konnten. Außerdem verfertigte der jederzeit schreibelustige Verfasser Jahr für Jahr allerlei poetische Kleinigkeiten und gelegenheitliche Nichtigkeiten, „Gespräche mit der deutschen Muse", die (wohl im Zusammenhang mit Klopstocks gleichartigen Oden) König Friedrichs Nichtachtung der deutschen Litteratur beklagten, neue Lieder, Romanzen, Fabeln, Erzählungen, elegisch-didaktische „Klagen" in gereimten Alexandrinern, ein „Lob des Landlebens", ein „dramatisches Sinngedicht" von Amor, Psyche, Venus und den Musen unter dem Titel „Der Apfeldieb" und anderes der Art, das meiste ohne geistige Selbständigkeit oder künstlerische Eigenart, matt und fade.

Gleim selbst aber merkte nicht, daß er mit diesen übereilten, mittelmäßigen Produkten den verdienten Ruhm seiner früheren Gesänge gefährde, und die lobhudelnde Schar jüngerer Poeten, die den gastlichen älteren Herrn umgab, schien ebenfalls nichts davon zu merken. Ja Gleim war sogar unvorsichtig genug, als es seit dem Anfang des Jahres 1778 zu kriegerischen Drohungen zwischen Friedrich dem Großen und Joseph II. kam, das Ansehen seiner größten dichterischen Leistung auf das Spiel zu setzen und bis zum April 1779 alle paar Monate eine neue Sammlung preußischer Grenadierlieder in die Welt zu schicken, ohne zu bedenken, daß für den künstlerischen Erfolg eine bloße Wiederholung desselben Gedankens stets eine Abschwächung bedeutet, und daß, was 1757 und 1758 vortrefflich war, bei dem raschen litterarischen Fortschritt des Jahrhunderts 1778 und 1779 längst überholt und kaum mehr gut schien. Und doch bot er nichts als Nachahmungen seiner einstigen Grenadierlieder, teilweise sogar wörtliche, im ganzen aber schwache, nur durch gemachte Rhetorik aufgestutzte Nachahmungen, denen es zwar nicht an einigen schönen Stellen, wohl aber an den der Wirklichkeit entlehnten Einzelzügen, überhaupt an dem belebenden Geist der Wahrheit und an der fortreißenden Kraft eines echten, großen Empfindens fehlte. Und wo waren auch in dem „Kartoffelkriege" die Heldenthaten, die den Dichter begeistern sollten? Der alte Grenadier konnte nichts Thörichteres thun, als daß er bei diesem schlachtenlosen Feldzuge mit Hermann und dessen Sieg über „den wilden Römer" prahlte. Immer sein eigener Nachahmer, verfaßte er sogar zwölf Jahre später (1790), indirekt halb und halb dazu von Friedrich Wilhelm II. ermuntert, entsetzlich lederne „Preußische Soldatenlieder" und „Preußische Marschlieder", d. h. Lieder, welche die Soldaten, um patriotisch und moralisch besser zu werden, künftig statt ihrer alten, oft rohen Lieder singen sollten, welche daher mit Moral, Religion und Loyalität so vollgepfropft waren, daß für die Poesie gar kein Plätzchen mehr in ihnen übrig blieb. Der specifisch preußische Patriotismus, der in diesen Soldatenliedern noch waltete, läuterte sich übrigens unter dem Eindruck, den die

Greuel der französischen Revolution und die Eroberungsgelüste der Republik auf Gleim machten, zu einer das ganze deutsche Vaterland umfassenden warmen Begeisterung. Aus ihr entsprangen viele der „Zeitgedichte", die er von 1792 an bis 1801 in zahlreichen Sammlungen veröffentlichte und unermüdet weiter bis an seinen Tod verfertigte. Sie offenbarten rückhaltlos seinen Abscheu vor der Revolution und ihren Helden, namentlich auch vor den Freventhaten und Herrschergelüsten Bonapartes, dessen Genie doch auch ihm Bewunderung abzwang, andrerseits aber seine innige Liebe zum Vaterland und seine feste Überzeugung, daß Deutschland nach allen Niederlagen schließlich doch siegen, seinen Feind demütigen und das Verlorene wiedergewinnen werde. Allein so edel diese Gesinnung des Greises und so richtig viele seiner Prophezeiungen waren, der poetische Ausdruck war in den „Zeitgedichten", von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, schwach und matt; fast alles war nur dürre Prosa, äußerlich in Reime gekleidet und mit einem oft recht gezwungenen Witz aufgeputzt.

Natürlich aber erschöpfte sich Gleims dichterische Ader auch in diesen letzten Jahrzehnten seines Lebens nicht in der politisch-patriotischen Poesie. Ebenso eifrig vielmehr wie in ihr rührte sich auch noch der Greis in den anderen Bezirken der Dichtung. Neben allerlei Gelegenheitsstücken, besonders Trauergesängen für verschiedene Freunde und Freundinnen, die vor ihm abgerufen wurden, ließ er 1785 „Epoden" erscheinen, kleine satirische Gedichte, in die er mit derber Heftigkeit, aber mit ungenügender künstlerischer Kraft seinen Haß gegen das wirklich Hassenswerte ausströmte. 1787 folgten „Oden", 1791 „Triolettische Gedichte"; dann kamen neue Sinngedichte, Lieder und Fabeln, besonders 1794 „Das Hüttchen", eine ansehnliche Sammlung von friedlichen Liedern, die inmitten des allgemeinen Weltgetümmels von Menschenfreundlichkeit, Liebe, Tugend, einfacher Frömmigkeit und inniger Freundschaft handelten und großenteils gelegenheitliche Empfindungsergüsse voll Gutmütigkeit, aber auch voll greisenhafter Zahmheit waren. Den zierlich tändelnden Anakreontiker regte 1796 ein Wort Herders (in der sechsten Sammlung der „Briefe zur Beförderung der Humanität") zu einem neuen Schock Lieder von „Amor und Psyche" an, die den schalkhaften Herzensbezwinger, den Psyches Neigung beglückt, als Stifter aller Liebe, aber auch eines allgemeinen Friedens und Glückes feierten. Dann folgten „Punschlieder, gesungen von einem alten Wassertrinker zu Halberstadt", „Lieder zu einem Roman" mit manchen Bekenntnissen des Verfassers über sich selbst und sein Leben, „Dramatische Gedichte", d. h. Gespräche in Versen, denen Herder ihren Platz zwischen der Fabel, dem Epigramm und dem Lehrgedicht anweisen wollte, auch noch ein paar Bändchen von Epigrammen, zuerst „Nesseln auf Gräber", dann 1797 als Antwort auf die „Xenien", die den Verfall der Kraft und Schnelle des Grenadiers bedauert hatten, 66 Sinngedichte unter dem Titel „Kraft und Schnelle des alten Peleus" voll jämmerlicher Klagen, daß zwei sonst so vorzügliche Männer wie Goethe (der besonders bitter

getadelt wird) und Schiller so ausarteten, sich durch ihre Verletzung aller Humanität und Grazie um die Ehre brächten, ihr bisheriges wahrhaftes Verdienst sowie den Erfolg ihrer zukünftigen Werke zerstörten, und voll Ermahnungen, daß man ihrem Beispiele nicht folgen, sondern vielmehr gegen diesen Mißbrauch der Kunst auftreten solle u. dgl. Bis zur letzten Stunde wurde alles dem Greise zum Gedicht, jede Begebenheit seines Lebens, jede flüchtige Empfindung und jeder Einfall; ja als Halbblinder diktierte er noch auf dem Krankenlager in schlaflosen Nächten so emsig, daß er 1802 rasch hinter einander zwei Bände „Nachtgedichte" herausgeben konnte. Selbst an prosaische Arbeiten dachte er jetzt, in seinem letzten Lebensjahre, fast mehr als früher; unter anderm entwarf er den Plan zu einer populär-wissenschaftlichen Lebensgeschichte Luthers.

Ein innerer Drang, den keine Regung von Selbstkritik zügelte, trieb ihn zu dieser litterarischen Vielthätigkeit, keine äußere Rücksicht, am wenigsten die auf materiellen Gewinn. Die allermeisten seiner Gedichtsammlungen verlegte er selbst und verschenkte die Exemplare an Freunde; für das große Publikum und für die Kritiker wollte er auch nicht eine Zeile geschrieben haben. „Immer," erklärte er sich gegen Friedrich Heinrich Jacobi, „schrieb ich nur für einen Freund: die scherzhaften Lieder für Uz, die Fabeln für Kleist, die Kriegslieder für Lessing, Halladat für Heinse .... Wenn man die Urteile der Schuster über die ausgestellte Bildsäule gehört hat, arbeitet man con amore nicht mehr." Allerdings fielen die Äußerungen der Kritik über das, was er in seinen letzten vierzig Jahren leistete, meistens absprechend aus — im großen und ganzen gewiß nicht mit Unrecht. Seine Freunde aber wurden durch die menschliche Liebenswürdigkeit und herzliche Güte des Mannes, in dem sie vielfach auch ihren persönlichen Wohlthäter verehrten, nicht weniger aber durch seine völlige Kritiklosigkeit entwaffnet, und so fand selbst der sonst unnachsichtige Lessing auffallend freundliche Worte für manche mittelmäßige Arbeit des einstigen Genossen, der trotz aller gutmütigen Bewunderung von der wirklichen Bedeutung des „Laokoon", der „Dramaturgie", der „Anti-Goezes" nicht das Geringste ahnte.

Sammlungen von Gleims Schriften erschienen mehrfach noch zu Lebzeiten des Verfassers, wurden aber stets gegen seinen Willen und ohne seine Beihilfe von Nachdruckern veranstaltet, die allerlei Unechtes und Fehlerhaftes mit einschmuggelten. Erst nach dem Tode des Dichters besorgte Wilhelm Körte eine Originalausgabe von Gleims sämtlichen Werken in sieben Bänden (Halberstadt 1811—13; dazu ein Supplementband, Leipzig 1841). Auch er gab nur eine Auswahl (nicht einmal den dritten Teil alles Vorhandenen), strich namentlich alles, was der Dichter selbst später beseitigt wissen wollte, ließ auch aus den Veröffentlichungen des alternden Sängers mit Recht viel Nichtiges ganz weg, verbesserte aber das Aufzunehmende aus den überaus zahlreichen Handschriften, die Gleims Nachlaß zu Halberstadt enthält, mit allem Fleiß und aller Ge-

wissenhaftigkeit und doch, da er oft zwischen mehreren handschriftlichen Veränderungen des Verfassers zu wählen hatte, nach einer Methode, die manches kritische Bedenken erweckt. Die ersten Fassungen Gleimscher Gedichte, die bei den früheren, bedeutenderen Leistungen des Anakreontikers wie des patriotischen Sängers allein litterargeschichtlichen Wert haben, lernt man aus Körtes Ausgabe gar nicht kennen; ebenso wenig aus späteren, auf ihr beruhenden Versuchen einer Auswahl. Für sie ist die Einsicht in die Originaldrucke unerläßlich; nur von der ersten Gesamtausgabe der echten „Grenadierlieder" hat August Sauer einen sorgfältigen, vortrefflich eingeleiteten Neudruck besorgt (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts, Nr. 4. Heilbronn 1882). Die reichen Schätze des Gleimschen Archivs in Halberstadt sind schon in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von mehreren Sammlern meist leichtsinnig ausgebeutet und wieder in neuester Zeit von verschiednen, zum Teil hochverdienten Forschern wissenschaftlich ausgenützt worden; die Ergebnisse solcher Arbeit kamen aber meistens den Werken von Gleims Freunden (Kleist, Klopstock, Lessing, Uz u. a.), weniger seinen eignen Gedichten oder der Geschichte seines Lebens zu gute. Doch wurden auf diese Weise zahlreiche Briefe von und an Gleim bekannt (am genauesten verzeichnet bei Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Auflage, Bd. 4, I, S. 40; ebendaselbst die spärlichen litterargeschichtlichen Versuche, die sich mit Gleim näher beschäftigen). Eine wissenschaftlich auch nur einigermaßen genügende Monographie fehlt noch. Das dicke Buch „Johann Wilhelm Ludewig Gleims Leben" von Wilhelm Körte (Halberstadt 1811) war zu seiner Zeit nicht unverdienstlich, ist aber breit und unübersichtlich geraten, überschätzt den Dichter Gleim viel zu sehr und bietet doch für die litterargeschichtliche Erkenntnis seiner Werke gar wenig; nur der bibliographische Teil ist jetzt noch sehr wertvoll. Eine knappe, aber scharfe Charakteristik des Menschen und des Dichters Gleim gab Erich Schmidt in seinem „Lessing" (Berlin 1884 ff., besonders Bd. 1, S. 320 ff.; vergl. auch Bd. 2, S. 525 f.).

Die folgende Auswahl enthält etwa den vierten Teil der ersten, geschichtlich bedeutendsten Sammlungen des Anakreontikers Gleim, der „Scherzhaften Lieder" sowohl wie der gereimten „Lieder", ferner seine sämtlichen Grenadierlieder aus dem siebenjährigen Kriege und einzelne, mit Rücksicht auf den beschränkten Raum höchst sparsam ausgelesene Proben aus seinen übrigen, künstlerisch und historisch unwichtigeren Veröffentlichungen. Dem Abdruck ist, so weit möglich, stets die erste, von Gleim selbst besorgte Ausgabe zu Grunde gelegt; nur in den wenigsten Fällen, wo mir eine solche Ausgabe unerreichbar war, hielt ich mich an Körtes Text. Die Anmerkungen geben darüber genaue Rechenschaft. Den ersten Teil des „Versuchs in scherzhaften Liedern" konnte ich leider nur in dem zweiten Drucke (Berlin 1753), den zweiten Teil aber im Originaldruck (Berlin 1745) benützen. Den „Grenadierliedern" wurden (aus

denselben Gründen, die bereits für Sauer maßgebend waren) nicht die Einzeldrucke, sondern die von Lessing besorgte Gesamtausgabe zu Grunde gelegt; ihnen ist unter anderm ein in dieser Sammlung fehlendes größeres „Zweites Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Lissa" beigegeben, das sich nur in älteren Sammeldrucken einiger Grenadierlieder von 1758 findet und aus diesen von mir in der „Beilage zur (Münchner) Allgemeinen Zeitung" vom 3. November 1891 wieder mitgeteilt worden ist.

München, im Oktober 1892.

Franz Muncker.

# Versuch in scherzhaften Liedern.

1744—1745.

# Erster Teil.

## 1. Anakreon.

Anakreon, mein Lehrer,
Singt nur von Wein und Liebe;
Er salbt den Bart mit Salben,
Und singt von Wein und Liebe;
Er krönt sein Haupt mit Rosen,
Und singt von Wein und Liebe;
Er paaret sich im Garten,
Und singt von Wein und Liebe;
Er wird beim Trunk ein König,
Und singt von Wein und Liebe;
Er spielt mit seinen Göttern,
Er lacht mit seinen Freunden,
Vertreibt sich Gram und Sorgen,
Verschmäht den reichen Pöbel,
Verwirft das Lob der Helden,
Und singt von Wein und Liebe:
Soll denn sein treuer Schüler
Von Haß und Wasser singen?

## 2. Der Rechenschüler.

Mein Vater lehrt mich rechnen,
Er zählet Pfund und Thaler;
Ich aber zähle Mädchens.
Er sagt: Es sollen zwanzig
Sich in zweitausend teilen,

Gieb jedem seine Winspel;
Ich aber teile Mädchens,
Und gebe jedem hundert.
Ein Centner gilt zwei Gulden,
Er frägt: Was gelten zwanzig?
Und meinet immer Centner;
Ich aber meine Mädchens.
Er frägt mich: Wenn du zwanzig
Mit zwanzigen vermehrest,
Wieviel beträgt die Summe?
Und wenn er mich so fräget,
So denk' ich ans Vermehren
Der Schwestern und der Brüder,
Und lache, wenn ich rechne.

### 3. Todesgedanken.

Ich bin noch nicht gestorben,
Und wenn ich einmal sterbe,
Dann will man mich begraben,
Und dann soll ich vermodern
Und nicht noch einmal tanzen.
Jetzt, da ich noch nicht modre,
Muß ich noch Rosen pflücken,
Weil ich den Duft noch rieche;
Jetzt, da ich noch nicht modre,
Muß ich noch Mädchen küssen,
Weil ich den Kuß noch fühle;
Jetzt, da ich noch nicht modre,
Muß ich den Wein verbrauchen.
Werd' ich im Grab auch dursten?

### 4. Der Vermittler.

In den Garten, den ich liebe,
Wollt' ich mitten unter Rosen

Der Rechenschüler. 6. Winspel, meist masc. gen., Nebenform von Wispel, ein ehemaliges Getreidemaß in Norddeutschland.

Mit der artigsten Brünette
Frohe Gartenspiele spielen.
Schatten, West und Nachtigallen
Pries ich ihr als Spielgesellen;
Aber die vergnügte Schöne
Ließ sich nicht zum Spiele reizen,
Ob sie gleich die Lust zum Spielen
Rötend auf den Wangen zeigte.
Neue Gründe, neue Bitten
Schafften endlich Ja und Willen,
Daß ich mir mit Rosenknospen
Ihren Kuß erwerben sollte,
Wenn ich sie damit, von weiten,
In der Laube treffen könnte.
Niemals hab' ich mehr gezielet,
Als ich mit den Knospen zielte;
Niemals traf mein Bogen besser.
Aber Doris, die Geliebte,
Weigerte, den Preis der Wette
Dem Gewinner abzuliefern,
Und versprach bei jedem Treffer,
Alle Schulden auszulöschen,
Wenn noch eine Knospe träfe.
Als nun eine unter dreien
Treffen oder fehlen sollte,
Traf sie plötzlich an den Busen
Eine schwere Rosenknospe.
Augenblicks, indem sie's fühlte,
Öffnete die Rosenknospe
Das Behältnis der Gerüche,
Und, ihr Schönen, welch ein Wunder!
Amor kam heraus gesprungen.
Kleine anmutsvolle Locken
Fielen von der zarten Scheitel,
Von den küssenswerten Lippen
Träufelten die Küsse sichtbar,
Und ein Trupp verliebter Geister
Und ein Schwarm vergnügter Sylphen
War geschäftig sie zu sammlen.

Mit vergnügten Wollustmienen
Lächelte der Götterknabe.
Schwebend flog er, wie ein Engel,
Zwischen mir und meiner Schöne,
Welche voller Furcht und Schrecken
Hurtig aus der Laube flohe.
Aber Amor rief sie freundlich:
„Kleines Närrchen, bist du blöde?
Bleib' nur hier, sonst schießt mein Bogen,
Und du wirst ihm nicht entrinnen.“
Als er eben schießen wollte,
Kam sie wieder nach der Laube,
Wo sich Amor ihren Augen
Ohne Kleid und Hemde zeigte.
Hurtig wandte sie die Augen
Nach der Gärtnerin im Garten;
Wie sie schamhaft kluge Schönen,
In Gesellschaft werter Freunde,
Von geschnitzten Liebesgöttern
Lieber nach Cytheren wenden.
Aber Amor flog ihr näher,
Und befahl mir, daß sie's hörte:
„Liebling, pflücke Rosenknospen;
Ich will sehn, ob deine Knospen
So, wie meine Pfeile, treffen.“
Ich gehorchte dem Befehle;
Als ich aber unterwegens
Die gepflückten Rosenknospen
In die Tasche stecken wollte:
Fand ich, Freunde, glaubt dem Finder!
Bess're Knospen in der Tasche.
Diese nahm ich, statt der andern,
Und indem mich Amor winkte,
Und indem sie Amor küßte,
Ließ ich schnell die Knospe fliegen.
Kaum war sie der Hand entflogen,

45. Schöne, auch sonst im 18. Jahrhundert bisweilen im Singular indeklinabel; vgl. Zachariäs „Renommist“, Vers 1117, 1306 u. s. w. (Kürschners D. Nat.-Litt. Bd. 44, II, S. 295 Anm.)

Als mich schon der Wurf gereute;
Denn sie sank in Amors Arme,
Und ich dachte, meine Knospe
Hätte sie so stark getroffen,
Daß sie hurtig sterben würde.
Denn sie seufzte: „Welche Wunde!
Seht nur her! ich bin verwundet!"
Aber Amor lachte fröhlich,
Und besichtigte die Wunde,
Und wies mit dem kleinen Finger
Knosp' und Pfeil und Wund' am Busen.
„Siehst du," sprach er, „deine Knospe
Mußte diesen Pfeil verwahren;
Denn du solltest diese Lose,
Die mich oft, wie dich, verspottet,
Für die Spötterei bestrafen.
Laß sie noch ein bißchen quälen,
Und dann nimm den Liebesbalsam,
Das Geschenk von meiner Mutter,
Und bestreich damit die Wunde.
Küsse sie, nun wird sie küssen;
Laß dir den Gewinst bezahlen,
Und bezahle du sie wieder,
Wenn sie dich in Zukunft mahnet;
Denn, mein Freund, so und nicht anders
Hab' ich dich und sie vermittelt."
O wie oft, wie sanft, wie zärtlich
Küßte mich die liebe Schöne,
Als sie Amors Vorwurf hörte!
Reuerfüllte Freudenthränen
Flossen von den schönen Wangen.
Amor ließ sie von den Sylphen,
Die wie Sonnenstäubchen schwärmten,
In ihr Kußgefäße sammlen,
Wo sie, wie mir Amor sagte,
Seine Küsse feuchten sollten,
Daß sie frisch und reizend blieben,
Bis er zu der schönen Mutter
Wieder in den Himmel käme.

Wie vertraut, wie froh, wie freundlich
Sprach mit uns der Gott der Liebe!
Könnt' ihn doch mein Pinsel malen,
Daß ihn alle Schönen sähen,
Daß die Anmut seiner Glieder,
Ob sie gleich nicht männlich stehen,
Dennoch sie zum Kusse reizte!
Könnt' ich doch die kleinen Geister,
Die auf Pfeil und Bogen lachten,
Die um Kinn und Wangen schwärmten,
Mit der Göttersprache malen!
Könnt' ich doch den blöden Schönen
Die Erscheinung sichtbar machen!
Doch sie werden dem Erzählen
Meiner lieben Doris glauben;
Denn man weiß, sie kann nicht lügen.
Ja, sie werden alles glauben,
Wenn sie künftig sehen werden,
Daß die Rosen nie verwelken,
Die auf ihrem Busen blühen.
Doris soll zwar viel erzählen,
Aber das, was ich verschweige,
Soll sie ebenfalls verschweigen.
Welche seltne Heimlichkeiten
Hat uns Amor nicht entdecket,
Eh' er schnell, vor unsern Augen,
Wieder in die Knospe flohe,
Oder in den Götterhimmel.
Drei Minuten nach dem Wunder
Blühten beide Wunderrosen
In der schönsten Rosenblüte
Auf dem Busen meiner Doris.
Brüder, wollt ihr es nicht glauben?
Geht nur hin und seht die Rosen.

### 5. Geschäfte.

Mir deucht, so oft ich schlafe,
Schlaf' ich bei lauter Mädchen;
Und immer, wenn ich träume,
Träum' ich von nichts als Mädchen;
Und wenn ich wieder wache,
Denk' ich an nichts als Mädchen;
Im Schlaf, im Traum, im Wachen
Spiel' ich mit lauter Mädchen.

---

### 6. An Doris.

Könnt' ich Holz, wie Menschen schnitzen,
Lauter Nymphen wollt' ich schnitzen;
Könnt' ich Marmorsäulen hauen,
Lauter Nymphen wollt' ich hauen;
Könnt' ich nur Tapeten wirken,
O so wirkt' ich lauter Nymphen;
Lauter zärtliche Blondinen,
Lauter willige Brünetten,
Und die zuckersüße Schöne,
Die mich itzt so zärtlich küßte,
Sollte mir zum Muster dienen.

---

### 7. Wünsche an Herrn Uz in Ansbach.

Könnt' ich wider Willen lachen,
Könnt' ich, was ich wollte, machen,
Könnt' ich jedem und vor allen
Allen Schönen wohlgefallen,
Könnt' ich niemals beim Erwählen
In der Wahl des Besten fehlen,
Könnt' ich allen braven Schönen
Meine Sitten angewöhnen,
Könnt' ich stets, in jedem Leben,
Küsse nehmen, Küsse geben,

Könnt' ich mich in Scherz und Lieben
Stets, wie diesen Abend, üben,
Könnt' ich mitten im Vergnügen
Dich, mein Uz, zu küssen kriegen:
Könnt' ich denn bei solchen Freuden
Meines Fürsten Glück beneiden?

## 8. An den Tod.

Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du denn mein Mädchen?
Kannst du nicht die Mutter holen?
Denn die sieht dir doch noch ähnlich.
Frische rosenrote Wangen,
Die mein Wunsch so schön gefärbet,
Blühen nicht für blasse Knochen,
Blühen nicht für deine Lippen.
Tod, was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen.

## 9. An die Helden.

Helden, dingt mich nicht zum Dichter!
Meine Laute will nicht schallen,
Wenn ich euch ein Loblied singe.
Immer ist sie widerspenstig,
Immer giebt sie falsche Töne,
Wenn ich euch ein Loblied singe.
Wenn ich von der Liebe singe,
Wenn ich Amors Waffen preise
Oder wenn ich trinkend lalle:
Dann trifft sie die schönsten Töne,
Dann so geht sie immer richtig.

An die Helden. Ganz freie Nachbildung der ersten Ode Anakreons.

## 10. An die Sonne.

Sonne, alle Menschenzungen
Loben deine goldne Strahlen.
Bäche, wo sich Nymphen baden,
Wo sie sich am Ufer trocknen;
Thäler, wo sich Hirt und Herde
Deiner Glut entgegen lagert;
Berge, wo von dir erwärmet
Eis und Schnee in Thäler rinnet;
Klippen, wo an kalten Eichen
Ziegen hangen, Gemsen klettern;
Fluren, wo Narzissen blühen,
Wo dein Strahl Violen wärmet,
Danken dir für deine Strahlen:
Aber ich kann dir nicht danken;
Denn du strahltest gar zu helle,
Als mich in der Sommerlaube
Meine Mutter sehen sollte.

---

## 11. Trinklied.

Seht den jungen Bacchus an!
Seht doch, wie er trinken kann!
Seht, die Augen, die Gebärden
Sollen unsre Muster werden,
Wenn die Gläser, voll von Wein,
Aug' und Herz und Geist erfreun.

Treue Brüder, laßt euch raten!
Thut doch, was die Alten thaten,
Gebt Verdiensten ihren Lohn,
Krönet diesen Bacchussohn,
Daß die Tugend auf der Erde,
Lieblich und erkennet werde!

Den die Weisheit sichtbar schmückt,
Der sich doch zum Bacchus schickt,

Den man sieht sein Amt verwalten
Und des Abends Picknick halten,
Der noch nie bestrafet ist,
Weil man ihn dabei vermißt;

Der noch keinen Trunk vermieden,
Der sich selbst darzu beschieden,
Den kein voller Römer schreckt,
Dem der Wein am besten schmeckt;
Der verdient zum rechten Lohne
Von den Brüdern eine Krone.

Brüder, seht den Bruder an,
Wie der Bruder trinken kann!
Unter allen Bacchussöhnen
Muß man ihn zum König krönen;
Brüder, ja, er muß es sein:
Seht, er schenkt schon wieder ein

---

## 12. Der Sternseher.

Des Abends funkeln Sterne;
Und ist der Himmel helle,
So seh' ich gern ihr Funkeln.
Doch seh' ich meines Mädchens
Recht feuervolle Augen
Zugleich im Fenster funkeln,
So lenk' ich schnell mein Auge
Vom Himmel nach dem Fenster.
Da seh' ich beßre Sterne;
Da schimmert meinen Augen
Die allerschönste Venus;
Da seh' ich, in der Nähe,
Den Glanz der rechten Henne
Und einen bessern Wagen.

---

Der Sternseher. 13. Henne, Gluckhenne, Nebenname der Plejaden, die zugleich mit dem Sternbild des Wagens in der 17. Ode des Anakreon (und ebenso im Buche Hiob IX, 9) genannt werden. Gleim strich übrigens später die unklaren drei letzten Zeilen des Liedes weg.

## Zweiter Teil.

### 13. Der Sammler.

An Doris.

In den Wäldern voller Linden
Sammlen Bienen Wachs und Honig;
Auf den Fluren voll Getreide
Sammlen Hamster Weizenkörner,
Und die Ameis in dem Garten
Sammlet Nahrung für den Winter.
Wißt ihr wohl, was ich mir sammle?
Meint ihr etwa goldne Münzen,
Mir vom Papst und seinesgleichen
Einen Himmel zu erhandeln?
Oder meint ihr Silberlinge,
Mir beim Richter Recht zu schaffen?
Nein, dies hat Nikandor nötig;
Nein, ich sammle mir nur Küsse.
Gold zu sammlen macht nur Mühe,
Küsse kann ich leichter sammlen.
Neulich hab' ich erst in Sachsen
Zwanzigtausend eingesammlet.

### 14. Die Revue.

Was lieb' ich doch für Schönen?
Ich liebe die Helenen,
Die Hannchen und die Fiekchen,
Die Lieschen und die Miekchen,

Die Revue. 3. Fiekchen, norddeutsche Koseform für Sophie. — 4. Miekchen, Koseform für Marie.

Die Willigen, die Spröden,
Die Freundlichen, die Blöden,
Die Zärtlichen, die Netten,
Die Schlanken, die Brünetten.
Ich liebe die Blondinen
Mit zarten Venusmienen,
Und die mit treuen Herzen,
Und die so witzig scherzen,
Und die mit edlen Seelen,
Die mich zum Schatz erwählen.
Ich hasse nur die Schönen,
Die dich, o Liebe, höhnen,
Die mit nicht edlen Trieben,
Und die, so mich nicht lieben.

---

## 15. Die Lobredner.

Doris, höre doch die Redner,
Höre doch, sie loben Mädchen!
Chloe reizt mit schwarzen Locken,
Daphne mit erhabnem Busen,
Laura mit vergnügten Mienen,
Sappho mit gelehrten Augen,
Hannchen mit geschwinden Füßen,
Galatha mit schönen Händen,
Und das braune Kammerfräulein
Mit dem Grübchen in dem Kinne.
Doris, soll ich dich nicht loben?
Höre, Doris, jeder Redner
Lobte dich in seinem Mädchen;
Aber deine schöne Seele
Lobten sie an keinem Mädchen.

---

## 16. An Herrn von Hagedorn.

Dichter, du bist Amors Liebling!
Wenn du Liebeslieder singest,
Nimmt er schnell den Pfeil vom Bogen,

Lehnt sich müßig an die Mutter,
Und wenn ihn die Mutter fräget:
„Sohn, bewegst du nicht zur Liebe?“
Spricht er: „Liebste Mutter, horche!
Hagedorn bewegt zur Liebe!
Hilf mir nur die Spröden zählen,
Zähle nur die Neuverliebten,
Die er schon dazu bewogen!“
Dichter, du bist Amors Liebling!
Wenn du mit dem Schönen scherzest,
Schimpft er auf die Possenreißer.
O wie hat er dich gepriesen,
Als dich jüngst der Weingott lobte!
Voll von Eifer dich zu loben,
Zankten sich die frohen Götter.
Amor sang mit zarten Trillern
Eins von deinen Liebesliedern;
Plötzlich liebten alle Schönen.
Bacchus ließ ein Trinklied hören;
Plötzlich wollten alle trinken.

---

## 17. Einladung zur Liebe.

Mädchen, wollt ihr mich nicht lieben?
Seht, hier lieg' ich in dem Schatten!
Seht mich nur, ihr müßt mich lieben!
Rosen blühen auf den Wangen,
In den Adern glühet Feuer,
In den Mienen lacht Vergnügen,
In den Augen locket Liebe,
Und bewegen sich die Lippen,
So bewegt sie Scherz und Freude.
Mädchen, wollt ihr mich nicht lieben?
Seht, hier lieg' ich in dem Schatten!
Mädchen, seht, wie schön ich liege!

---

## 18. Ein Traum.

Bald hätte mich in dieser Nacht
Ein Traum ins Totenreich gebracht.

Mich deucht, ich ritt spazieren,
Die Grillen zu verlieren;
Da traf ich, welch' ein Glücke!
Mein Mädchen auf der Brücke,
Auf die ich einst mit Ruten schlug,
Als sie mein Mädchen von mir trug.

Itzt ward's, in offnem Wagen,
Von Rappen hergetragen
Wir sahen uns, o Freude!
Mich deucht, wir wünschen beide:
Ach möchte doch, uns zu erfreun,
Die Mutter nicht im Wagen sein!

Indem der Wunsch geschahe,
Kam uns ein Tolpatsch nahe,
Und, ach! für seinen Lappen
Erschrecken sich die Rappen
Und springen seitwärts in den Fluß,
Daß auch der Wagen fallen muß!

Da fällt, ach Ungelücke,
Mein Mädchen von der Brücke!
Mein Blut fängt an zu wallen,
Ich denk' ihm nachzufallen.
Mein Mädchen stirbt — ach, welche Not! —
Im Wasser — — Wasser sei mein Tod!

Drauf soll mein Pferd sich schwingen
Und schnell ins Wasser springen.
Allein, es bäumt zurücke
Und will nicht von der Brücke,

16. Tolpatsch, Spottname der schwerfälligen ungarischen Fußsoldaten.

So traurig auch der Reuter sprach:
„Ach, springe doch dem Mädchen nach!“

Itzt wach' ich, und es kommt gelaufen:
Nun werd' ich mich wohl nicht ersaufen.

## 19. Seufzer an den Frühling.

Kehre wieder, holder Frühling,
Kehre wieder, Kind des Himmels!
Doris will, wenn du es siehest,
Wenn sie Nachtigallen locken,
Immer küssen.

## 20. Der Wert eines Mädchen.

Neulich sprach ich mit den Bergen,
Und sie priesen mir ihr Silber
Und den Schatz in goldnen Adern,
Und sie wollten mir ihn schenken,
Und ich wollt' ihn zu mir nehmen;
Aber, da ich nehmen wollte,
Sprang ein Mädchen aus dem Busche:
Gleich verließ ich Gold und Silber.

## 21. Bacchus und Cythere.

Soll ich trinken oder küssen?
Hier winkt Bacchus, dort Cythere.
Beide winken, beide lächeln,
Bacchus mit gesetzten Mienen
Und Cythere mit verliebten.
Bacchus zeigt mir seine Reben;
Seht, sie sinken, schwer von Trauben!
Aber seht nur, dort im Schatten,
Dort im Schatten, unter Reben,

Der Wert eines Mädchen, am 10. November 1744 an Kleist gesandt.

Liegt ein Mädchen lang gestrecket!
Seht, es schläft, es lächelt schlafend,
Und es lächelte Cythere
Nicht so reizend, als sie winkte.
O wie süß mag es nicht schlummern!
O wie reizend liegt das Mädchen!
Um den weißen regen Busen
Hangen schwarze reife Trauben,
Und es glänzen um den Locken,
Um den rabenschwarzen Locken,
Goldne Blumen in den Schatten.
Weingott, winke nur nicht länger;
Denn ich muß erst, bei dem Mädchen,
Unter deinen Trauben schlummern.

---

### 22. Das Tierchen ohne Namen.

Am zwanzigsten des Maien,
An dem du mich, o Doris,
Nicht immer küssen wolltest,
Saß an dem weißen Halse
Der freundlichen Filinde
Ein kleines schwarzes Tierchen.
Ich weiß es nicht zu nennen;
Dies weiß ich, daß es hüpfet,
Wie Grasepferde hüpfen,
Und daß es oft entwischet,
Wenn es erzürnte Schönen
Im freien Felde jagen.
Ein Kenner der Insekten
Beschrieb mir jüngst das Tierchen.
Er sprach: „Es wird bei Schönen
Geboren und erzogen,
Es wohnet bei den Schönen
Und wagt sich nur zu Männern,
Wenn sie mit Schönen spielen.“

Das Tierchen ohne Namen scheint für Wieland mit die Anregung zu dem Gedicht „Nadine“ gegeben zu haben.

Ein solch beglücktes Tierchen
Saß an dem weißen Halse
Der freundlichen Filinde.
Ich wollt' es schnell erhaschen,
Und dann wollt' ich es fragen:
„Wie wohnt es sich bei Schönen?"
Allein es sprang vom Halse
Und hüpfte nach den Hügeln,
Die an dem Halse grenzen.
Ich sah es wieder sitzen.
Es sah sich um und lachte,
Und, trügen nicht die Mienen,
So schien's, als wollt' es sprechen:
„Nun sollt du mich nicht kriegen,
Itzt will ich weiter hüpfen.
Du darfst mich nicht verfolgen,
Wohin ich itzo hüpfe."
Du hörtest nicht, Filinde,
Als ich zum Tierchen sagte:
„Adieu, du kleiner Springer!
Dürft' ich dich nur verfolgen,
Wie bald wollt' ich dich kriegen!"

## 23. Diener der Liebe.

Alles, Liebe, muß dir dienen;
Alles dienet deinen Kindern.
Sonnen scheinen, sie zu wärmen,
Schatten schweben, sie zu kühlen,
Vögel singen, sie zu loben,
Tauben girren, sie zu reizen,
Rosen blühen, sie zu schmücken,
Sterne funkeln, sie zu führen,
Monde leuchten, sie zu zeigen,
Und die Nächte tragen Wolken,
Deine Kinder zu verbergen;
Liebe, laß doch, wenn ich liebe,
Schatten, Rosen, Vögel, Sonnen,
Sterne, Mond und Nächte dienen!

## 24. Der Schöpfer.

Liebste Götter, seid so gütig,
Laßt mich auch einmal erschaffen.
Menschenplager, Tigertiere,
Lasterknechte, Wüsteneien,
Fegefeuer, Päpste, Menzels,
Gottesleugner, Ketzermacher,
Himmelstürmende Giganten,
Welten voller Aberglauben
Will ich wahrlich nicht erschaffen.
Nein, die lass' ich euch erschaffen.
Ich versprech' euch, liebste Götter,
Nichts als Mädchen zu erschaffen,
Nichts als allerliebste Mädchen.
Laßt mich nur so viel erschaffen,
Daß der Raum, bis an den Himmel,
Überall von Mädchen wimmelt,
Wie er, durch die Macht des Winters,
Überall von Flocken wimmelt;
Aber dann gebt mir auch Flügel!

---

## 25. Trinklied.

Brüder, trinkt: es trinkt die Sonne,
Und sie hat schon tausend Ströme
Ohne Bruder ausgetrunken!
Brüder, trinkt: es trinkt die Erde;
Seht, sie durstet, seht, wie durstig
Trinkt sie diese Regentropfen!
Seht, dort um den Vater Bacchus
Stehn die Reben frisch am Berge;
Denn es hat das Naß der Wolken
Ihren heißen Durst gelöschet.

Der Schöpfer. 5. Menzel, Johann Daniel (1698—1744), bekannter Parteigänger, diente nach einander bei den Sachsen, Spaniern, Polen, Russen und seit 1739 bei den Österreichern, brachte es bis zum Generalmajor und Baron, ausgezeichnet als Organisator des sogenannten kleinen Krieges, Genosse Franz von der Trencks, hauste besonders 1742 in Bayern und war wegen der Plünderungen und grausamen Übergriffe seiner Scharen gefürchtet.

Trinklied. Frei nach der 19. Ode Anakreons.

Brüder, seht, das Naß der Reben
Wartet in den vollen Gläsern:
Wollt ihr euren Durst nicht löschen?

## 26. Der Plünderer.

Ich sahe mit Erbarmen
Das Rauben und das Plündern
Der wilden Kriegesleute.
Sie nahmen Gold und Silber,
Sie nahmen Wein und Weizen,
Und säumten nicht im Nehmen,
Obgleich ein freundlich Mädchen,
Ein liebes schwarzes Mädchen,
Um Gnade bat und weinte.
Wie gern hätt' ich, ich Blöder,
Die Plünderer getötet!
Allein, sie waren tapfer.
Sie wüteten mit Augen,
Sie wüteten mit Schwertern,
Sie trotzten mit den Panzern.
Ich konnte nicht beschützen,
Ich konnte nur das Mädchen
Und seine Mutter trösten.
Ich tröstete die Mutter,
Ich tröstete die Tochter,
Und als die arme Mutter
Sich für den Trost bedankte,
Da seufzete die Tochter:
„Ach, wären alle Feinde
So freundlich, so barmherzig;
So möchten sie mich plündern!"
Ich that es, liebstes Mühmchen,
Ich plünderte das Mädchen.

---

Der Plünderer. 27. Liebstes Mühmchen: Die scherzhaften Lieder sind an Doris, die fingierte Geliebte des Dichters, gerichtet

## 27. Der Friedensstifter.

Wein und Liebe
Bändigt Helden;
Wein und Liebe
Macht Verträge;
Wein und Liebe
Stiftet Frieden.
Drum, o Deutschland,
Willst du Frieden?
Wein und Liebe
Kann ihn stiften.

## 28. An die Stadt Prag.

Ach Prag, ich will dir raten,
Verspare deine Thaten.
Ergieb dich an uns Preußen,
Eh' wir die Bomben schmeißen;
Sonst fallen deine Mauren,
Und deine Kinder trauren,
Wenn wir, auf deinen Gassen,
Die Bomben toben lassen.
Auf, laß von deinen Kindern
Ihr Toben schnell verhindern!
Du mußt die besten Schönen
Mit Lorbeerzweigen krönen
Und mit gefaltnen Händen
Zu meinem König senden.
Dann werden sie, im Flehen,
Sein gnädig Antlitz sehen;
Dann wird der Held beweisen,
Es dien' ihm Stahl und Eisen,
Es dienen ihm die Waffen,
Zu segnen, nicht zu strafen.

Der Friedensstifter, am 10. November 1744 an Kleist gesandt.
An die Stadt Prag. Prag wurde am 16. September 1744 von Friedrich II. nach sechstägiger Belagerung unter großem Verlust im Sturm genommen.

Wie wirst du dann bedauren,
Daß er durch deine Mauren
Und tausend Siegesbogen
Nicht eher eingezogen
Prag, spare Mut und Hitze,
Es tobt schon sein Geschütze!
Ach, träfen doch die Waffen
Nur deine faule Pfaffen;
Ach, möchtet ihr Kanonen
Die Mädchen nur verschonen!

## 29. An den Kriegesgott.

Mars, werde doch gerechter!
Du hassest mich noch immer,
Und solltest mich nun lieben.
Du liebst ja meinen Prinzen,
Du rühmest seine Siege
Und hilfst ihm, im Erobern.
Hab' ich denn nicht gesieget?
Hab' ich denn nicht erobert?
Bin ich denn wie ein Fauler
Im Lager meines Prinzen?
Nein, wisse meine Thaten,
Nein, wiss' es, Gott der Krieger:
Mein Prinz erobert Länder,
Und ich erobre Mädchen.

# Lieder.

1749.

## 1. Abschied von Chloris.

Ihr Schönen zittert gar zu leicht,
Wenn Amor euch bekriegt;
Denn, eh euch noch sein Pfeil erreicht,
Hat er euch schon besiegt.

Die mich nicht haßt, eh sie mich liebt,
Die mir nicht widersteht,
Die sich, wie Leipzig, leicht ergiebt,
Die wird von mir verschmäht.

Ich fragte Chloris: „Willst du mich?“
Da sprach sie gleich: „Ich will!“
Schnell regten meine Lippen sich,
Und ihre hielten still.

Ich küßte sie einhundertmal,
Da sagte sie: „Halt ein!
Dir muß noch eine größre Zahl
Von mir gegeben sein.“

Sie fing mit hundert Küssen an,
Und hundert folgten drauf.
Sie sprach: „Mein liebster künft'ger Mann!“
Ich aber sprach: „Hör' auf!“

Nr. 1—12 sind der anonym erschienenen Sammlung „Lieder. | Frui paratis, et valido mihi, | Latoë, dones et precor integra | Cum mente: nec turpem senectam | Degere, nec cithara carentem. | Horatius. | Amsterdam. 1749.“ (64 Seiten 8°.) entnommen, Nr. 13—16 der Sammlung „LIEDER. CANTAMUS VACUI. Horatius. Zürich. 1749.“ (16 Seiten 8°.)

Abschied von Chloris, unter dem Titel „Abschied von Phyllis“ im Februar 1748 an Kleist gesandt. — 7. Leipzig wurde am 29. November 1745 von dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau genommen und bis zum 31. Dezember besetzt gehalten. Gleim strich übrigens später die ganze zweite Strophe.

### 2. Die Schöpfung des Weibes.

Am Anfang, als die Welt begann,
Sah Jupiter den ersten Mann,
Wie einsam, wie voll Ernst er sann,
Von wem doch das, was ist, den Ursprung hätte;
Wie er, den Grund von jedem Ding
Zu finden, oft in Winkel ging,
Und immer mit sich selber redte.

Da sprach er zu der Götter Schar,
Die um ihn her versammlet war:
„Der Mensch vertieft sich ganz und gar,
Wenn ich im Denken ihn nicht unterbreche.
Ich will's." Er sprach: „Es werd' ein Weib,
Ein artig Ding zum Zeitvertreib,
Das mit dem Menschen scherz' und spreche."

Schnell war es in des Manns Gestalt,
Doch zärtlicher und nicht so alt,
Mit schlauen Augen, welche bald
Aufs denkende Geschöpf im Winkel fielen;
Und schnell springt's hin und küßt den Mann
Und spricht: „Du Närrchen, sieh' mich an!
Ich bin gemacht, mit dir zu spielen."

---

### 3. An eine Tochter.

Ach kleine Brünette,
Du reizest uns schon
Und trägest, ich wette,
Den Sieg der Schönheit davon

Die Freuden, die Scherze
Sind gaukelnd um dich.
Dein fröhliches Herze — —
Ach hüpft', ach wüchs' es für mich.

Die Schöpfung des Weibes, zuerst als jüngst entstandenes Gedicht im Brief an Kleist vom 20. April 1748 mitgeteilt.
An eine Tochter. Später strich Gleim die „Antwort der Mutter" ganz und gar.

Antwort der Mutter.

Der Wunsch ist Ihnen zu gewähren;
Allein, Herr Schwiegersohn,
Sie müssen sie die Lieb' erst lehren,
Und ich versteh' sie schon.

---

### 4. Kinderfragen.

Sobald ein Mädchen spinnen kann,
So bald fängt es zu fragen an:
„Ihr Schwestern sagt, was ist ein Mann?"
Und seine Schwestern sagen's dann,
Und dann denkt es so oft daran,
Daß es nicht länger warten kann;
Es küßt, und nimmt sich einen Mann.

Sobald ein Knab' im Donat liest,
Frägt er: „Ihr Brüder, wenn ihr's wißt,
So sagt mir, was ein Mädchen ist?"
Dann sagt ein Bruder, voller List:
„Es ist nicht, was du Knabe bist."
Dann eilt der Knab', und liebt und küßt
Zu wissen, was ein Mädchen ist.

---

### 5. Fragment eines Gesprächs.

G.

So sind die Mädchen, wie Ihr meint,
Dann keine Menschen?

W.

Nein, mein Freund.

G.

Was sind sie denn, Herr Mädchenkenner?

W.

Lebend'ge Puppen für die Männer.

---

### 6. Klage an die Liebe.

O du geliebte liebste Liebe,
Machst meine Herde ja so klein!
Ich lasse sie oft ganz allein,
Und folge deinem Triebe
Zum Daphnis in den Hain,
Mich da mit ihm zu freu'n;
Indessen müssen Wölf' und Diebe
Der Herde Mörder sein.

---

### 7. Befehl an die Erben.

Es lassen sich die toten Fürsten balsamieren,
Um desto länger tot zu sein.
Mich soll man nicht im Tode balsamieren;
Ich balsamiere mich mit Wein
Im Leben ein,
Um desto länger lebendig zu sein.

---

### 8. Vorzüge in der Klugheit.

Herr Euler mißt der Welten Größe;
O welch ein Thor ist das!
Ich bin doch klüger, denn ich messe
Die Eimer Wein auf meinem Faß.

Wolff zählt die Kräfte seiner Seele;
O welch ein Thor ist das!
Ich bin doch klüger, denn ich zähle
Die Tropfen Wein im Deckelglas.

Befehl an die Erben. Das kleine Gedicht wurde am 15. Februar 1749 an Kleist geschickt, der es zu witzig fand. Darauf erklärte ihm Gleim am 15. März, er habe es nur in einem aufgeräumten Augenblicke aus dem Französischen übersetzt, wolle es aber trotz seines gezwungenen Witzes mit abdrucken lassen, um zu sehen, ob auch andere ihn „daran verkennen" würden. Doch war Kleist mit diesem Entschlusse nicht zufrieden, da doch kein Kritikus das Liedchen passieren lassen werde

Vorzüge in der Klugheit 1. Euler, Leonhard, der berühmte Mathematiker und Physiker (1707—1783), der 1741—66 als Professor der Mathematik an der Akademie der Wissenschaften zu Berlin wirkte. — 5. Wolff, Christian (1679–1754), der bekannte Philosoph aus Leibnizens Schule.

Herr Meier macht nur immer Schlüsse;
Wie thöricht ist auch das!
Ich Klügerer, ich trink' und küsse
Ich küss' und trink' ohn' Unterlaß

Herr Haller sucht Gras, Kraut und Bäume
Auf mancher rauhen Bahn;
Ich Klügerer, ich suche Reime,
So wie er sonsten auch gethan.

Herr Bodmer führt gelehrte Kriege;
O warum führt er sie?
Denn durch noch tausend seiner Siege
Bezwingt er doch die Dummheit nie.

Es mögen ihn die Enkel preisen
Und sagen: So ein Mann
Ist doch jetzund nicht aufzuweisen;
Was gehen mir die Enkel an?

### 9. Bitte um eine Stunde.

Wo ist sie itzt, ihr Echo thut es kund!
Wo ist sie itzt, die mich mit Sorgen quälte,
Seit ich vernahm, wie ihr holdsel'ger Mund
Verschönerte, was Hagedorn erzählte?

Amalia, wo schallet dein Gesang?
Wer höret dich itzt meine Lieder singen?
Wer seufzet itzt bei deiner Saiten Klang?
Und wessen Ton muß deiner Hand gelingen?

Wer preist an dir der Schönheit schönste Pracht,
Den schönsten Geist, die angenehmste Jugend?
Wem sagst du frei, was Haller frei gedacht?
Wem preisest du dein Eigentum, die Tugend?

9. Meier, Georg Friedrich (1718–1777), Baumgartens Schüler und Genosse in der Begründung der neueren Ästhetik, Professor der Philosophie zu Halle, in den Briefen Gleims und Kleists aus jener Zeit öfters getadelt oder verspottet. — 16. sonsten, die poetische Epoche in Hallers Leben war 1749 längst abgeschlossen.

O wie war ich der Seligste der Welt!
Wie tanzeten die freudenvollen Stunden
Hinweg vor mir, wenn ich im Gartenfeld
Am Wiesenbach sie oft allein gefunden.

Wie bracht' ich da die Wahrheit ins Gedicht!
Denn statt der Gunst der nicht zu milden Musen
Begeisterte mich ihr vergnügt Gesicht,
Ihr schwarzes Haar und ihr lebhafter Busen.

Komm, komm zurück, du beste meiner Zeit!
Denn ach! wie schnell, wie schnell bist du verschwunden!
Komm, komm zurück mit deiner Seligkeit,
Mit einer nur der schönsten Lebensstunden.

### 10. Daphne an den Westwind.

Komm, Zephyr, komm, in diesen Büschen
Soll mich dein sanfter Hauch erfrischen;
Du kannst, mit angenehmem Lärmen,
In dieser schönen Linde schwärmen.

Du kannst, auf ihren zarten Zweigen,
Gemach zu mir heruntersteigen
Und mich mit deinen Flügeln kühlen
Und mit mir in dem Schatten spielen.

Du kannst (was brauchst du denn zu scheuen?)
Die Blumen aus einander streuen!
Ich will schon frischere Violen,
Ich will schon bess're Rosen holen.

Denn mich wird hier mein Schäfer finden;
Drum muß ich bess're Kränze binden,
Drum muß ich frischere Violen,
Drum muß ich bess're Rosen holen.

Doch eil' erst, Zephyr, mich zu kühlen!
Du magst mit meinen Locken spielen,
Du magst um meinen Busen wehen,
Und Daphnis, Daphnis mag es sehen.

## 11. Einladung zum Tanz.

Kein tödliches Sorgen
Beklemmet die Brust!
Mit jeglichem Morgen
Erwach' ich zur Lust.
Hier, unter den Reben,
Die Bacchus gepflanzt,
Mir Schatten zu geben,
Sei heute getanzt!

Kommt, freundliche Schönen,
Gesellet euch hier!
Erfüllet die Scenen
Der Freude mit mir.
Laßt alten Betrübten
Geiz, Laster und Pein
Und folget Geliebten
In tanzenden Reih'n.

Unschuldige Jugend,
Dir sei es bewußt!
Nur Feinde der Tugend
Sind Feinde der Lust.
Die Wolken der Grillen
Verraten genug
Boshaftigen Willen
Und bösen Betrug.

Denn Tugend und Freude
Sind ewig verwandt!
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band

Ein reines Gewissen,
Ein ehrliches Herz
Macht munter zu Küssen,
Zu Tänzen und Scherz.

Ihr Faunen, ihr Nymphen!
Es gab euch ein Gott
Die Gabe zu schimpfen
Und Mienen zum Spott.
Des Tanzes Verächter
Verachten auch euch!
Ein höhnisch Gelächter
Verjage sie gleich.

## 12. Amor im Zorn.

Amor sagte zur Cythere
In der ganzen Götterschar,
Als er zornig auf sie war:
Daß ja Doris schöner wäre
Als sie selbst. Die Götterschar
Widersprach dem Amor zwar,
Aber Amor sagte wahr.

## 13. Lob einer Schönen.

Herr Bruder, meine Schöne,
Die sächsische Helene,
Ist unvergleichlich schön!
Die Augen, die sie sehn,
Die müssen gleich vergaffet stehn.
Die griechische Helene
War lange nicht so schön;
Du sollst sie selber sehn,
Und dann sollst du gestehn:
„Nein, sie war nicht so schön!“

35. schimpfen, scherzen.

### 14. Ermahnung zur Weisheit.

Laßt uns weise sein
Beim Geruch der Nelken!
Freunde, zieht ihn ein,
Ehe sie verwelken!

Laßt uns weise sein
Weil uns Lust und Leben,
Weil uns Durst und Wein
Noch die Götter geben!

### 15. Vorsatz am zwanzigsten Geburtstage.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.

Wie Blitze verfliegen,
So sind sie dahin!
Ich will mich vergnügen,
Solang ich noch bin.

### 16. Belinde.

Ein Sonett.

Das letztere leichtflatternde Gewand
Sank; welch ein Blick! Die artige Belinde
Ward um und um ein Spiel der sanften Winde,
Wo sie, wie Venus einst auf Ida, stand.

Ermahnung zur Weisheit. 6. Weil, dieweil, solange.

Belinde. Kleist tadelte den Dichter im Brief vom 2. Mai 1749, daß er über dieses „schöne Stück“ die Bezeichnung „Sonett“ gesetzt habe, da doch außerdem kein Mensch die Sonettenform hier gemerkt hätte. Der Tadel erklärt sich geschichtlich aus der allgemeinen Verachtung, in welche das ehedem so beliebte „Klinggedicht“ damals in Deutschland geraten war. Gleim selbst veränderte das Gedicht später auch metrisch vollständig, indem er die beiden Quartette des einstigen Sonettes zu folgender, den letzten sechs Versen im Reim genau entsprechender Strophe umbildete:

Es sank hinab das flatternde Gewand:
O, welch ein Blick! — Die göttliche Belinde,
Die nun wie Venus einst am Ida stand,
Ward um und um ein Spiel der sanften Winde. —
Ach, als ich allen Reiz enthüllet fand,
Floß in mein Herz das süße Gift der Sünde.

Durch ihren Reiz, durch ihre zarte Hand,
Von der ich noch den sanften Scherz empfinde,
Durch alles, was an ihr mein Auge fand,
Floß in mein Herz das süße Gift der Sünde.

Erstaunt, entzückt, mir selber unbewußt,
Bemächtigte sich die Gewalt der Sinnen
Ach allzubald der Tugend meiner Brust.

Du, der du sagst: Ich will den Sieg gewinnen,
Ach laß doch nie das süße Gift der Lust,
Laß es doch nie nach deinem Herzen rinnen!



# Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier.

1 ff. Die Vorrede, mit der Lessing die von ihm besorgte Sammlung der folgenden elf Grenadierlieder 1758 begleitete, ist im 7. Teil von Lessings Werken (Deutsche National-Litteratur, Bd. 64, S. 82 ff.) abgedruckt. Wie Sauer nachgewiesen hat, entstanden diese Lieder vermutlich in folgender Ordnung: im Mai oder Juni 1757 Nr. 5 und Nr. 3, im November und Dezember Nr. 9 (im folgenden Jahre durch Einschiebsel erweitert), unmittelbar darauf Nr. 8, gleichfalls noch im Dezember Nr. 2 (vielleicht schon ein Jahr vorher entworfen), im Dezember 1757 und Januar 1758 Nr. 10, dann im Januar Nr. 11 und bald darnach Nr. 1 und 4, endlich etwa im Juni 1758 Nr. 6 und 7 (die aber auch schon fast ein Jahr vorher entworfen worden sein mögen).

## 1. Bei Eröffnung des Feldzuges 1756.

Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

Gern will ich seine Thaten thun,
Die Leier in der Hand,
Wenn meine blut'gen Waffen ruhn
Und hangen an der Wand.

Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an
Bei Pauken- und Trompetenklang,
Im Lärm von Roß und Mann;

Und streit', ein tapfrer Grenadier,
Von Friedrichs Mut erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonendonner brüllt?

Ein Held fall' ich; noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Helden Tod,
Der Tod fürs Vaterland!

Auch kömmt man aus der Welt davon
Geschwinder wie der Blitz;
Und wer ihn stirbt, bekömmt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz!

Bei Eröffnung des Feldzuges 1756. Hinter der Ode stehen in der ersten Ausgabe die Verse nach Horaz (ep. II, 3, 402 f.):

— — mares animos in Martia bella
Versibus exacuo.

Wenn aber ich als solch ein Held
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt:
So leb' ich dem Apoll!

So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Dem Schutz, der Ruhm des Staats;
So lern' er deutscher Sprache Zier
Und werde sein Horaz.

Dann singe Gott und Friederich,
Nichts Kleiners, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne sieht!

---

## 2. Siegeslied nach der Schlacht bei Lowositz, den 1. Oktober 1756.

Gott donnerte, da floh der Feind!
Singt, Brüder, singet Gott!
Denn Friederich, der Menschenfreund,
Hat obgesiegt mit Gott.

Bei Außig sahen wir den Held;
Wie feurig brannten wir,
Zu stehn mit ihm in Siegesfeld!
Nun stehen wir es hier.

Er ging mit einer kleinen Schar
Den Siegesweg voran!
Und schlug, wo Feind zu schlagen war,
Und macht' uns reine Bahn!

Wir hatten Nacht, er aber nicht.
Du, hoher Paschkopoll,
Sahst ihn, im Heldenangesicht,
Den Mars und den Apoll!

Siegeslied nach der Schlacht bei Lowositz. 14. Paschkopoll (Pascopol), Berg zwischen Außig und Türmitz, ein dem Grafen Nostiz gehöriger Flecken im Leitmeritzer Kreis.

Auf einer Trommel saß der Held
  Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
  Und um sich her die Nacht.

Er dachte: „Zwar sind ihrer viel,
  Fast billig ist ihr Spott!
Allein, wär' ihrer noch so viel,
  So schlag' ich sie mit Gott!"

Das dacht' er, sahe Morgenrot,
  Verlangen im Gesicht!
Der gute Morgen, den er bot,
  Wie munter war er nicht!

Sprang auf von seinem Heldensitz,
  Sprach: „Eh' noch Sonne scheint,
Kommt, Helden, hinter Lowositz,
  Zu sehen meinen Feind!"

Da kamen Wilhelm, Bevern, Keith
  Und Braunschweigs Ferdinand!
Vier große Helden, weit und breit
  Durch ihren Mut bekannt.

Auch drangen andre Helden sich
  Den großen Helden nach,
Zu stehen neben Friederich,
  Zu horchen, was er sprach!

Frei, wie ein Gott, von Furcht und Graus,
  Voll menschlichen Gefühls,
Steht er und teilt die Rollen aus
  Des großen Trauerspiels!

31. Lowositz, böhmische Stadt an der Elbe zwischen Leitmeritz und Außig. — 33. Wilhelm, Prinz August Wilhelm von Preußen (1722—1758), Friedrichs II. Bruder. — Bevern, August Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Bevern (1715—1781), preußischer General. — James Keith (1696—1758), preußischer Feldmarschall und Vertrauter Friedrichs II. — 34. Ferdinand, Prinz von Braunschweig (1721—1792), preußischer Feldmarschall, Friedrichs Schwager.

„Dort," spricht er, „stehe Reiterei,
Hier Fußvolk!" — Alles steht
In großer Ordnung, schreckenfrei,
Indem die Sonn' aufgeht.

So stand, als Gott der Herr erschuf,
Das Heer der Sterne da;
Gehorsam stand es seinem Ruf
In großer Ordnung da!

Die Sonne trat, mit Riesenschritt,
Auf ihrer Himmelsbahn
Hervor, daß wir mit ihrem Tritt
Auf einmal vor uns sahn:

Ein unaufhörlich Kriegesheer,
Hoch über Berg und Thal,
Panduren wie der Sand am Meer,
Kanonen ohne Zahl!

Und stutzten, Helden wohl erlaubt,
Nur einen Augenblick;
Ein Haarbreit schlugen wir das Haupt,
Doch keinen Fuß zurück!

Denn alsobald gedachten wir
An Gott und Vaterland;
Stracks war Soldat und Offizier
Voll Löwenmut und stand.

Und näherte dem Feinde sich,
Mit gleichem großen Schritt.
„Halt!" sagte König Friederich,
Halt, da war es ein Tritt

Er stand, besah den Feind und sprach,
Was zu verrichten sei:
Wie Gottes Donnerwetter brach
Hervor die Reiterei!

59. Panduren, irreguläre ungarische Freitruppen, seit 1741 in den schlesischen Kriegen verwertet. — 75 ff. Vgl. zur ganzen Schilderung des Verlaufs der Schlacht den Brief Kleists an Gleim vom 3. Oktober 1756; auch Gleims Brief an Uz vom 19. Dezember 1756.

Hui! sagte Roß und Mann zugleich,
Flog mit Geprassel, ließ
Land hinter sich, bis Streich auf Streich,
Auf Panzer Panzer stieß!

Zu mutig jagte sie, zu weit
Den zweimal flücht'gen Feind,
Der mehr durch Trug als Tapferkeit
Uns zu bezwingen meint.

Denn, ihrer Hitze viel zu früh,
Hemmt ihres Schwerts Gewalt
Kartätschenfeuer unter sie,
Aus tück'schem Hinterhalt!

Wie boshaft freut der Ungar sich,
Dem List, nicht Mut gelung!
Sie flieht zurück, und Friederich
Hält ihre Musterung.

„Ha! Vater Bevern!" riefen wir,
„Uns, uns Patronen her!
Denn deinem armen Grenadier
Ist schon die Tasche leer.

„Wenn er nicht Pulver wieder hat,
So hat er hier sein Grab!
Die Hunde regnen Kugelsaat
Von ihrem Turm herab!" —

„Stürzt," sprach er, „sie von ihrem Turm
Mit Bajonett herab!"
Wir thaten es, wir liefen Sturm,
Wir stürzten sie herab.

Wir rissen Mauern ein, Pandur!
Erstiegen deinen Schutz!
Und boten, Tiger von Natur,
Dir in die Nase Trutz!

100. Turm: ein terrassenförmig aufsteigender Weinberg.

Du liefest, was man laufen kann;
Du sprungest in die Stadt!
Wir riefen: „Alles hinter an,
Was Herz im Leibe hat!"

Der tapfre Wilhelm aber nahm
Und führte bei der Hand
Dich, Müller, an, und plötzlich kam
Pandur und Stadt in Brand!

Und Brüder, Browne, der Kluge, wich,
Voll Heldeneifersucht;
Ließ uns und unserm Friederich
Das Schlachtfeld, nahm die Flucht.

Wer aber hat durch seine Macht
Dich, Browne, und dich, Pandur,
In Angst gesetzt, in Flucht gebracht?
Gott, der auf Wolken fuhr!

Sein Donner zürnte deinem Krieg
Bis spät in schwarze Nacht.
Wir aber singen unsern Sieg
Und preisen seine Macht!

## 3. Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges 1757.

Auf Brüder, Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

Was soll, o Talpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf! und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast.

115. Müller, K. F. v. Moller († 1762), Führer der preußischen Feldartillerie bei Lowositz und Roßbach. — 117. Browne, Reichsgraf Maximilian Ulysses von Browne (1705—1757), österreichischer Feldmarschall und Befehlshaber bei Lowositz und bei Prag.
Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges 1757. 5. Talpatsch oder Tolpatsch, Spottname der schwerfälligen ungarischen Fußsoldaten.

Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flasche sein.

Dein starkes Heer ist unser Spott,
Ist unsrer Waffen Spiel;
Denn was kann wider unsern Gott
Theresia und Brühl?

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lowositz,
Und unser war der Sieg.

Und böt' uns in der achten Schlacht
Franzos' und Russe Trutz,
So lachten wir doch ihrer Macht;
Denn Gott ist unser Schutz.

---

**4. Schlachtgesang vor der Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757.**

Was kannst du? Talpatsch und Pandur,
Soldat und Offizier!
Was kannst du? Fliehen kannst du nur;
Und siegen können wir.

Wir kommen; zittre! Deinen Tod
Verkündigt Roß und Mann!
Wir kommen; unser Kriegesgott,
Held Friedrich, ist voran!

Auch ist mit seiner Heldenschar
Der Held Schwerin nicht fern,
Wir sehen ihn; sein graues Haar
Glänzt uns als wie ein Stern!

Schlachtgesang vor der Schlacht bei Prag. 10. Schwerin, Kurt Christoph Graf von Schwerin (1684—1757), preußischer Feldmarschall, der als Sieger bei Prag fiel; vgl. im folgenden Liede V. 5 ff.

Was hilft es, Feind, daß groß Geschütz
Steht um dich her gepflanzt?
Was hilft es, daß mit Kunst und Witz
Dein Lager steht umschanzt?

Gehorsam feurigem Verstand
Und alter Weisheit nun,
Stehn wir, die Waffen in der Hand,
Und wollen Thaten thun.

Und wollen trotzen deiner Macht
Auf hohem Felsensitz
Und deinem Streich, uns zugedacht,
Und deinem Kriegeswitz.

Und deinem Stolz und deinem Spott;
Denn diesen bösen Krieg
Hast du geboren, drum ist Gott
Mit uns und giebt uns Sieg!

Und läßt uns herrlichen Gesang
Anstimmen nach der Schlacht.
Schweig Leier! Hört Trompetenklang!
Still, Brüder, gebet acht!

---

## 5. Siegeslied nach der Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757.

Viktoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Viktoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr;
Jedoch er starb ein Held
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland.
Sein alter Kopf war kaum so weiß
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
  Ergriff sie eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
  Daß wir sie alle sahn;

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
  Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
  Geschwinder wie der Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
  Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch glorreiches Lebensziel,
  Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
  Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
  Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich, warest ein Soldat,
  Du fochtest königlich!
Wir sahen alle, That vor That,
  Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker stritt
  Mit rechtem Christenmut.
Rot ward sein Schwert, auf jeden Schritt
  Floß dick Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
  Die Mützen von dem Bär.
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
  Auf Leichen hoch einher;

Dacht', in dem mörderischen Kampf,
  Gott, Vaterland und dich,
Sah, tief in schwarzem Rauch und Dampf,
  Dich, seinen Friederich;

29. Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs II. (1726—1802).

Und zitterte, ward feuerrot
Im kriegrischen Gesicht
(Er zitterte vor deinem Tod,
Vor seinem aber nicht);

Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wütender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde flohn.

Nun dankt er Gott für seine Macht,
Und singt: Viktoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Frieden vorzuziehn;
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien.

## 6. Schlachtgesang vor dem Treffen bei Kollin, den 18. Junius 1757.

Seht, wie sie, die Geschlagene,
Noch trotzig Rache glühn!
Da stehn! nicht zittern, denken: „Geh',
Geh', Preuße, doch nach Wien!"

Auf hohen Felsen stehen sie
In ihrem Adlernest,
Hohnlachend; Brüder, sehet sie,
Sie träumen Siegesfest.

Sie wollen, hunderttausend Mann,
Uns überwinden; ha!
Auf, Friedrich, auf! Mit uns hinan!
Mit uns, Viktoria!

Schlachtgesang vor dem Treffen bei Kollin. Kollin oder Kolin, böhmische Stadt an der Elbe. Hier eine anfangs siegreiche Schlacht, die jedoch schließlich in eine Niederlage Friedrichs vor der österreichischen Übermacht auslief.

## 7. Lied nach der Schlacht bei Kollin, den 18. Junius 1757.

„Zurück," rief Vater Friederich,
„Zurück," rief er, „zurück!"
Nachdenkend dacht' er schon bei sich:
„Gott giebt dem Feinde Glück."

Wir aber stürmten noch das Nest,
Wir wollten noch hinan!
Wir kletterten, wir hielten fest
Uns aneinander an.

Und sagten dem, der oben stand:
„Wie kommen wir herauf?"
Und schlugen tapfer Hand in Hand,
Und halfen uns hinauf.

Da stürzte, von Kartätschensaat
Getroffen, eine Schar
Von Helden, ohne Heldenthat,
Die halb schon oben war!

Das sahe Friedrich. Himmel! Ach!
Wie blutete sein Herz!
Wie stand, bei mitleidsvollem Ach,
Sein Auge himmelwärts!

Was für sanftmüt'ge Blicke gab
Sein Heldenangesicht!
„Laßt," rief er, „Kinder, laßt doch ab!
Mit uns ist Gott heut nicht."

Da ließen wir den blöden Feind
In seinem Felsennest.
Nun jubelt er; o Menschenfreund!
Nun hat er Siegesfest.

Wie kann er aber? Brüder, sagt!
Er kann ja nicht, fürwahr!
Denn haben wir ihn nicht gejagt,
So weit zu jagen war?

Wir stritten, nicht mit Roß und Mann,
Mit Felsen stritten wir.
Hier, Heldenbrüder, bind' er an,
Hier, Brüder, sieg' er! hier!

Du Feind! herab in grünes Feld,
Und weise freie Brust,
Und streit' und sieg' und stirb ein Held!
Hier ist zu sterben Lust!

Allein der Blöde wagt sich nicht,
Wir mögen lange stehn
Und auf ihn warten. Friedrich spricht:
„Geht Kinder!" Laßt uns gehn.

### 8. Herausfordrungslied vor der Schlacht bei Roßbach, am 4. November 1757.

Heraus, aus deiner Wolfesgruft,
Furchtbares Heldenheer,
Heraus zum Streit in frische Luft,
Mit Mut und Schlachtgewehr!

Wir kleiner Haufe wachen schon
Und singen Schlachtgesang
Und wecken dich mit Kriegeston,
Mit Lärm und Waffenklang.

Was schlummerst du? Die träge Rast,
Schickt die für Helden sich?
Wenn du gerechte Sache hast,
Warum verkriechst du dich?

### 9. Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach, am 5. November 1757.

Erschalle, hohes Siegeslied,
Erschalle weit umher!
Daß dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hinter her.

Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach. Vgl. Gleims Brief an Kleist vom 14. November 1757.

Den, welcher unsern Untergang
  In bösem Herzen trug,
Den schlage, mutiger Gesang,
  Wie Friederich ihn schlug!

So wie ein junger Löwe liegt
  Und laurt auf seinen Feind,
Der stolz ist, in Gedanken siegt,
  Ihn leicht zu zwingen meint;

So, tapfre Brüder, lagen wir,
  Wir kleiner Hauf' im Thal.
Der Abend kam, da schliefen wir
  Nach langem Marsch einmal!

Vom Pulverdonner eingewiegt
  Und von der Waffen Last
Ermüdet, schliefen wir vergnügt
  Und hatten gute Rast.

Nur Friedrich, welcher immer wacht,
  Nur unser Held durchritt,
Voll Anstalt zu der nahen Schlacht,
  Die Felder, Schritt vor Schritt.

Vom sternenvollen Himmel sahn
  Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
  Gedankenvoll den Held!

Gott aber wog bei Sternenklang
  Der beiden Heere Krieg;
Er wog, und Preußens Schale sank,
  Und Östreichs Schale stieg.

Der Neid, der neben Thronen sitzt
  Im ungetreuen Wien,
Knirscht mit den Zähnen, Rache blitzt
  Aus Augen, welche glühn;

26. Schwerin: vgl. Nr. 4, V. 10. — Winterfeld, Hans Karl von, preußischer General und Vertrauter Friedrichs II, war am 8. September 1757 an einer Wunde, die er bei Moys erhalten hatte, gestorben.

Der hatte wider deine Macht
Und Weisheit, Friederich,
Der Erde Fürsten aufgebracht;
Gott aber blieb für dich.

Nun mögen sie bei ihrem Krieg
Verraten im Gesicht:
Der Himmel gebe solchen Sieg
Dem Ungerechten nicht.

Der große Morgen brach hervor
Und brachte großen Tag;
Den Morgengruß in unser Ohr
Trug mancher Donnerschlag.

Wir aber hörten kaum darauf,
Wir dachten keinen Tod;
Wir stunden ausgeruhet auf
Und kochten Morgenbrot.

„Die Feinde kommen,“ sagte man,
Wir aber blieben still,
Wir sahn sie kommen, nah daran,
Wir aber blieben still —

Denn Friedrich war noch nicht zu sehn —,
Bis Moritz sagte: „Marsch!“
Von allen war er nun zu sehn,
Und alle sagten: „Marsch!“

Aus unser aller Augen stieg
Ein rechter Freudenstrahl.
Wir wurden alle lauter Sieg
Und lachten ihrer Zahl.

Wir liefen alle, Mann bei Mann,
Ein jeglicher ein Held!
Als wollten wir, Berg ab Berg an,
Durchlaufen alle Welt.

58. Moritz, Prinz von Anhalt-Dessau (1712—1760), Sohn des Fürsten Leopold, preußischer Feldmarschall.

Was meinte da der dumme Feind?
  Er meint, es wäre Flucht;
Spricht sich einander, was er meint;
  Schwillt auf von Siegessucht;

Zieht einen großen halben Mond
  Um unsre Flucht herum;
Ruft laut: „Der Hunde nicht geschont!"
  Wie dumm war er, wie dumm!

Wir liefen auf der Siegesbahn,
  Die Friedrich in der Nacht
Geritten war, und nach dem Plan,
  Den er allein gemacht.

Es war ein rechter Wettelauf,
  Schnell aber hörten wir:
„Halt! richtet euch! marschieret auf!
  Steht!" — Plötzlich stunden wir.

Mit einem Blick konnt' uns der Feind
  Querüber übersehn.
Verspottend sah er uns vereint,
  Uns kleinen Haufen, stehn.

Da dacht' ein witziger Franzos:
  Unrühmlich sei die Schlacht,
Sein Ludewig sei viel zu groß,
  Zu wenig Friedrichs Macht.

Als aber Keith drauf vor uns her,
  Der Britte, „Feuer!" rief
Und Feuer war, o da war er
  Der erste, welcher lief.

Was dacht' er doch in seinem Lauf?
  Er dacht', erstarrt und stumm,
Der Hölle Rachen thut sich auf,
  Lief fort, sah sich nicht um.

93. Keith: vgl. Nr. 2, V. 33.

Welch einen Sieg, o Friederich!
Gab Gott uns bald und du!
Acht Haufen stritten nur für dich,
Die andern sahen zu.

Sie stritten, angefeurt von dir
Und Heinrichs Heldenmut.
Er blutete; wir sahn es, wir,
Und rächeten sein Blut.

Ha, welcher Donner! welcher Kampf!
Wir speiten Flamm' und Tod;
Wir wandelten in Rauch und Dampf,
Schwarz wie der Höllen Gott.

Du, Frankreichs großer Donnerer,
Verstummtest! Rächte sich
An deiner Kunst ein Stärkerer?
War Müller über dich?

Hat seines Donners Schlag auf Schlag
Dir nicht ein Haar verbrannt?
Die drohende Kolonne lag
Stracks hingestreckt im Sand.

Mit seinem Häufchen Reiterei
Hieb Seydlitz mörderlich;
Welch ein Gemetzel, welch Geschrei:
„Wer kann, der rette sich!"

Franzose, nicht an Mann und Pferd,
An Heldenmut gebricht's.
Was hilft dir nun dein langes Schwert
Und großer Stiefel? Nichts!

106. Prinz Heinrich wurde bei Roßbach in die Brust verwundet. — 113. Der berühmte Graf d'Aumale, Chef der furchtbaren französischen Artillerie, bei welcher sich auch dessen Vetter d'Aumale, der sich bei der Eroberung von Minorca hervorgethan, und der gleichfalls berühmte Obriste Brijot nebst mehr als hundert Offizieren und mehr als tausend Artilleristen befanden, die sich verlauten ließen, die Preußen sollten ihnen kein Haar verbrennen, und wenn ihre 60 000 Mann die Schlacht verlören, so wollten sie solche wieder gewinnen. (Anm. Gleims.) — 116. Müller: vgl. Nr. 2, V. 115. — 122. Seydlitz, Friedrich Wilhelm (1721—1773), preußischer Reitergeneral, dem Friedrich II. hauptsächlich den Sieg verdankte.

Dich jagt der schwärmende Husar
  Mit einem wilden Blick.
Nur drohend, bracht' er eine Schar
  Gefangener zurück.

Reicht ihm der Ritter und der Graf
  Die Orden Ludewigs,
Geduldig wie ein frommes Schaf,
  Zum Zeichen seines Siegs:

So fordert er kein Menschenblut,
  Schenkt ihm das Leben gern
Und spricht mit ihm vom Heldenmut
  Des Königs, seines Herrn.

Den Bittenden verschonet er,
  Den andern haut er scharf;
Vergnügt, wenn er zu seiner Ehr
  Kein Blut vergießen darf.

O, welch ein Schlachtfeld, welche Flucht!
  Wo blieb der große Mond?
Wo rufen sie voll Siegessucht:
  „Der Hunde nicht verschont!"

Willkommen war die dunkle Nacht
  Dem Reiter und dem Roß,
Das langsam anfing seine Schlacht,
  Geschwinde sie beschloß,

Und allem Volke, das vom Neid
  Hinein gezwungen war,
Aus allen Landen weit und breit,
  Am zehnten Januar:

Dem Pfälzer, der vor Schmerz nicht lief,
  Starrhaltend seine Hand
Stillstand und „Himmel! Himmel!" rief,
  „Mein Finger ist verbrannt!"

156. Am 10. Januar 1757 war im Reichstag zu Regensburg auf Antrag des Kaisers der Reichskrieg gegen Friedrich II. beschlossen worden.

Dem Trierer, welcher guten Mut
In langen Beinen fühlt,
Im Laufen stürzt und Nasenblut
Für Wundenströme hielt.

Dem Franken, der erbärmlich schrie
Wie eine Katz' im Fang,
Gebärden macht', als macht' er sie
Auf einer Folterbank,

Und, als er hinter sich den Tod
Von Bergen kommen sah,
Andächtig betete zu Gott
Und sprach: „Da kommt er ja!"

Dem Bruchsaler, dem armen Tropf,
Der Fluch und Segen sprach,
Sich zu verstecken, seinen Kopf
In Weiberhaube stach,

Und seinen großen Knebelbart
Abschnitt und einen Pfahl,
Zu springen schnell nach Frosches Art,
Von einem Weinberg stahl.

Dem Schweizer, der auf seiner Flucht
„Hoch lebe Friedrich!" rief,
Unaufgeschwellt von Siegessucht,
Gern laufen sah und lief,

Und sagte: „Bruder! Friedrich ist
Ein rechter Schweizerheld,
Ein Tell; Gott hilft ihm wider List
Und Macht der ganzen Welt!"

Dem Schwaben, der mit einem Sprung,
Mit berganstehndem Haar,
Von Roßbach bis nach Amelung
In seiner Heimat war.

191. Amelung, vermutlich infolge eines Mißverständnisses von Gleim als schwäbischer Ortsname aufgefaßt, da von den Amelungen in den Gedichten des „schwäbischen Zeitpunktes" (mittelhochdeutschen Gedichten aus der Hohenstaufenzeit) gelegentlich die Rede war. Einen schwäbischen Ort Amelung giebt es nicht.

Dem Paderborner, welcher Gott
Hoch pries und seinen Sporn
Und doch von kaltem Schrecken tot
Ankam zu Paderborn.

Dem Nürenberger, dessen Witz
Umrennte, wie sein Tand,
Gerührt vom ersten Waffenblitz,
Starr ward und stille stand.

Dem Münstermann, der kriechend schlich
In dicker Finsternis,
Voll Furcht und Hunger ritterlich
In Pumpernickel biß.

Dem Kölner, welcher rotes Blut
Verglich mit weißem Wein
Und sprach: „Wie gut wär' es, wie gut,
Bei meiner Braut am Rhein!"

Dem Württenberger, der sein Pferd
Aus dem Geschwader riß,
Mehr flog als ritt, Pistol und Schwert
Zum Teufel von sich schmiß.

Und dem bezahlten Mainzer auch,
Der ohne Hut und Herz
Saß hinter einem Dornenstrauch,
Beweinend seinen Schmerz.

„Flieh," riefen tausend, „Bruder, flieh!
Sie kommen! sie sind da!"
Auf ihren Bäuchen lagen sie,
Und baten Leben. Ha!

Wir gaben es. Der Menschenfreund,
Der große Friederich,
Demütigt seinen stolzen Feind,
Und dann erbarmt er sich.

Er siegt! — — Fürtrefflicher Gesang,
Wir haben noch zu thun,
Halt ein und werde künftig lang,
Wenn wir von Arbeit ruhn.

Wenn Friedrich, oder Gott durch ihn,
Das große Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien
Und Deutschland frei gemacht;

Wenn er im Schoß des Friedens ruht,
Mit lorbeernvollem Haupt,
Nicht müßig, täglich Wunder thut
Und keine Wunder glaubt;

Nachtwachend seiner Völker Glück
Und Wohlfahrt überlegt
Und Gnad' und Huld im scharfen Blick
Der großen Augen trägt;

Zu Potsdam große Weisen liest,
Nach Weisheit Thaten mißt,
Und mehr als alle, die er liest,
Ein großer Weiser ist:

Dann sing' uns alle Thaten vor,
Die wir mit ihm gethan;
Der Enkel hab' ein lauschend Ohr
Und steh' und gaff' uns an.

Jetzt folgen wir dem Menschenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien,
Zu schlagen einen andern Feind,
Und lassen diesen ziehn.

## 10. Siegeslied nach der Schlacht bei Lissa, den 5. Dezember 1757.

Im allerhöchsten Siegeston,
Mehr Psalm als Siegeslied;
Stolz wie der Feind, eh' er geflohn,
Bescheiden, wie er flieht;

Siegeslied nach der Schlacht bei Lissa. Lissa, Dorf im preußischen Schlesien an der Weistritz bei Breslau; in der Nähe das Dorf Leuthen, nach dem die Schlacht meistens benannt wird.

Stolz, aber minder stolz als er
Beim Glück in seinem Krieg;
Fürtrefflich, nicht fürtrefflicher
Als der erfochtne Sieg;

Stark wie der Krieger, welcher schlug;
Sanft wie der Friede doch;
Hoch wie des Adlers Sonnenflug,
Voll Gottes Wunder, hoch;

Erhaben wie des Helden Geist,
Der Überwinder ist;
Wahr, daß selbst Feind den Sänger preist;
Gott dankend wie ein Christ;

Kühn, wie der Löwe von sich schaut,
Im königlichen Gang;
Wie kriegrische Trompete laut,
Erschalle mein Gesang!

Denn überwunden ist der Feind,
In Staub ist er gelegt,
Verherrlichet der Menschenfreund,
Der Gottes Rache trägt;

Gebändiget das stolze Wien,
Gestürzt in dunkle Nacht;
Und, Brüder! Gott hat Sieg verliehn
Dem Rechte, nicht der Macht.

Drum singet herrlichen Gesang;
Wien zittere darob;
Triumph! dem großen Gott sei Dank,
Dem großen Friedrich Lob!

Ein Starker, ein Allmächtiger
Gewann für ihn die Schlacht.
„Als Rächer will ich," sprach der Herr,
„Zertreten ihre Macht.

Mein Donner soll auf ihren Kopf
Hart treffen; fressend Schwert
Soll ihn zerspalten, daß der Zopf
Des Haars zurücke fährt!

Vernichten will ich ihren Bund;
Würgengel, steig' herauf!
Nimm, Hölle, nimm in deinen Schlund
Die Scharen Toten auf!

Warum verschmähn, in stolzer Pracht,
Der Erde Fürsten mich?
Verlassen sich auf ihre Macht,
Stehn wider Friederich?

Sind seiner großen Seele feind,
Die ich in ihn gelegt?
Und machen, daß der Menschenfreund
Gezwungen Waffen trägt?

So trag' er meine Rache denn
Und strafe sie!" — So sprach
Der Herr; sein Himmel hört' es an,
Sein Donner sprach es nach.

Und Friederich ward neuen Muts
Und neuer Weisheit voll,
Betrübt, daß er des Menschenbluts
Nicht schonen kann, nicht soll.

Was, Brüder, that er in der Nacht,
Indem er dem Genuß
Der Ruh' entsagte, nach der Schlacht?
Er faßte weisen Schluß.

Den Feind bei Roßbach, den sein Arm
Berührte mehr als schlug,
Fast zu barmherzig; und den Schwarm,
Der Hofratswaffen trug,

68. Hofratswaffen, wohl die vom Reichshofrat in Wien aufgebotenen Waffen der österreichischen Bundesgenossen (Reichstruppen und Franzosen).

Der, armes Sachsen, dein Barbar
(Verwüstung zeichnet ihn),
Nicht aber dein Erretter war —
Den, Brüder, ließ er fliehn!

Vor uns ging er von Roßbach ab,
Vor ihm ging Schrecken her!
Den Tag, den er uns Ruhe gab,
Den hatten wir, nicht er!

Er geht auf seiner Heldenbahn
Unaufhaltsam; er geht
So fort, als hätt' er nichts gethan,
Bis er am Ende steht.

Wir trafen ihn bei Großenhain
Und hörten, vor ihm her,
Den Flüchtigen um Leben schrein.
Er gab ihm Leben; er!

Den Haddik, welcher nach Berlin
Des Krieges Greuel trug,
Den, Brüder, sahn wir alle fliehn,
Daß ihm das Herze schlug.

Auch war mit seiner Heldenschar
Held Marschall nicht zu sehn.
Er kam davon; die Ursach war:
Er lief, wir mußten gehn.

Wir kamen ohne kleinen Krieg,
Denn Friedrich war voran!
Wir kamen, singend unsern Sieg,
Bei unsern Brüdern an!

Da wallete der Helden Blut,
Zu sehn den Menschenfreund!
Da war ihr Auge lauter Glut
Und suchte seinen Feind!

81. Großenhain, sächsische Stadt bei Dresden. — 85. Haddik, Graf Andreas Haddik von Futak (1710—1790), österreichischer General, der im Oktober 1757 einen Streifzug nach Berlin gemacht und die preußische Hauptstadt vierundzwanzig Stunden lang besetzt gehalten hatte. — 90. Marschall, österreichischer General, stand im Herbst 1757 in der Oberlausitz, aus der er sich im Winter aber nach Böhmen zurückziehen mußte.

Den fanden wir sonst allezeit
Auf hohem Felsensitz,
In Lagern blöder Sicherheit,
Umschanzet mit Geschütz!

Was half, Kollin, dem Grenadier
Sieghafter Helden Mut?
Zu mutig, Brüder, gaben wir
Gebirgen unser Blut!

Jetzt aber wurden wir verlacht,
Und, stolz auf ihre Zahl,
Beschlossen sie zum Feld der Schlacht
Blachfeld das erste Mal.

Zu feiern großes Siegesfest,
Zu Wien beschlossen sie;
„Hum!" sagte Karl, „der kleine Rest
Ist unser, morgenfrüh!"

Brach auf mit seinem großen Heer,
Das in Gedanken schlug;
Schwarz zog es drohender einher
Als Donnerwolkenzug;

Bis es mit Sonnenuntergang
Sich ruhig niederließ
Und Karl den Abendfeldgesang
Die Pfeifer blasen hieß.

Da stützte mit der Rechten sich,
In stolzer Siegesruh',
Die ungeheure Last auf dich,
Du kleines Nippern du!

Du aber, Gohlau, zittertest
An ihrer linken Hand,
Als, Tages drauf, der kleine Rest
Dir gegenüber stand!

115. Karl Alexander, Prinz von Lothringen und Bar (1712—1780), Bruder des Kaisers Franz I., österreichischer Oberbefehlshaber in der Schlacht bei Lissa. — 128. Nippern, Dorf in Schlesien nordwestlich von Breslau. — 129. Gohlau, Dorf in Schlesien westlich von Breslau.

Denn fortgebracht durch Kriegesschritt
Eh', als sie sich's versah,
Stand er, er stand mit starkem Tritt,
In langer Mauer da!

Welch hoher wunderbarer Glanz,
Uns allen wunderbar,
Erfüllte da die Gegend ganz,
Wo der Gesalbte war!

Wo er, der Geist von unserm Heer,
Anordnete die Schlacht,
Sah, wo zu überwinden wär',
Mit kleiner, große Macht.

Starr mit den Augen stand der Feind,
Als er ihn sah wie wir;
Was war es? Schwebte, Menschenfreund,
Ein Engel über dir?

War er im Wetter des Gefechts
Dein Engel? Schützt' er dich?
Dich, Lust des menschlichen Geschlechts!
Dich, unsern Friederich!

Hat er dein großes Herz erfüllt
Mit weiser Tapferkeit?
Wie? oder war, im Glanz gehüllt,
Gott selbst mit dir im Streit?

Ein Wunder aller Augen war,
Als wir dich wieder sahn,
Daß tausend schreckliche Gefahr
Dir, Vater, nichts gethan.

Zehntausend Donner brachen los,
Zehntausend folgten nach;
Groß war des Todes Ernte, groß!
Laut tausend Weh und Ach!

Uns schreckte fürchterlich Geschütz;
  Du führtest uns darauf!
Nicht Donnerschlag, nicht roter Blitz
  Hielt deine Helden auf.

Auch folgt' uns in Gefahr und Streit
  Dein tapfrer Ferdinand,
Zu sterben, Held, mit dir bereit
  Den Tod fürs Vaterland!

Wie schwarzer Todesengel Schar,
  Flohn Helden, deren Amt
Befehl an uns zu bringen war,
  Die Augen wie geflammt.

Ein Wort, so thaten Roß und Mann
  Das ganze Todeswort!
Griff donnervolle Schanzen an,
  Schlug deine Feinde fort!

Grausame kriegerische Lust
  Zu töten, war noch nicht
Gekommen sonst in unsre Brust,
  Getreten ins Gesicht.

Jetzt aber, Vater, hatten wir
  Nicht Herz, wir hatten Wut,
Wir sahn den Feind mit Mordbegier,
  Wir dürsteten sein Blut!

Wir stampften totenvolles Feld,
  Zu haben blut'gen Sieg!
Warum empört die ganze Welt,
  Sich wider dich in Krieg?

170. Ferdinand: vgl. Nr. 2, V. 31. Kleist hatte am 4. Januar 1758 an Gleim geschrieben, Prinz Ferdinand habe sich bei Lissa so hervorgethan, daß ihn der Grenadier durchaus nennen müsse; ebenso General Retzow, der auch ursprünglich in V. 168 vorkam: „Retzows Helden". Vgl. noch Gleim an Kleist vom 9. Januar 1758.

Wir brannten alle feuerrot,
Hoch hob sich unser Herz!
Wir waren alle lauter Tod,
Und Tod war unser Scherz.

Zu rächen jeden Tropfen Blut,
Der unter Bevern floß,
War alles Feuer, schäumte Wut,
Schnob Rache Mann und Roß!

Unmenschlich gaben wir nicht mehr
Dem Bitten und dem Flehn
Der Knieenden vor uns Gehör,
So schnell es sonst geschehn!

Wir holten auf der schnellen Flucht
Des Feindes Fersen ein!
Warum war er voll Siegessucht?
Gestrafet mußt' er sein!

Nicht Tiger, menschliches Geschlecht,
Glühn wider sich, wie du!
Wir, Menschen, riefen im Gefecht
„Sterbt Hunde!“ Menschen zu.

Doch, Kriegesmuse, singe nicht
Die ganze Menschenschlacht;
Brich ab das schreckliche Gedicht
Und sag': „Es wurde Nacht!“

Und sage: „Friederich der Held
Dacht' einsam: Großer Sieg,
Berede doch die ganze Welt,
Zu endigen den Krieg;

Weil Gott mir sichtbar hilft, mein Heer
Durch ihn die Schlacht gewinnt
Und Völker, wie der Sand am Meer,
Ihm Spreu im Winde sind!“

### 11. Lied an die Kaiserin-Königin nach Wiedereroberung der Stadt Breslau, den 19. Dezember 1757.

Nun beschließe deinen Krieg,
Kaiser-Königin!
Gieb dir selbst den schönsten Sieg!
Werde Siegerin!

Überwinde dich und gieb
Menschlichkeit Gehör!
Habe deine Völker lieb!
Opfere nicht mehr!

Unsern Friedrich, der ein Held,
Der auch Weiser ist;
Der ein Wunder ist der Welt,
Wie du selber bist;

Der gerechte Waffen trägt
Ins Gefecht mit dir,
Mit uns kommt und sieht und schlägt,
Tapferer als wir;

Heldin, den bezwingst du nicht:
Gott kann Wunder thun!
Schenk' ihm Freundesangesicht,
Biete Frieden nun!

Williger war nie ein Feind,
Feinden zu verzeihn;
Schneller nie ein Menschenfreund,
Ausgesöhnt zu sein;

Nie ein größrer Feind der Schlacht
Und der Heldenthat
Als der Held, der deine Macht
Überwunden hat!

## 12. An die Kriegesmuse nach der Niederlage der Russen bei Zorndorf, den 25. August 1758.

Was siehest du so schüchtern nach mir her?
Scheut eine Kriegesmuse, die den Held
So tief in seine Schlacht begleitete,
Mit ihm auf Leichen unerschrocken ging,
Wie Engel Gottes in Gewittern gehn,
Ihn einzuholen, wo er war, zu sein,
Zu forschen seine Thaten überall,
Von Leich' auf Leiche große Schritte that,
Scheut eine solche Muse Blut zu sehn?

Stimm' an, verewige den großen Tag,
An welchem Vater Friederich sein Volk
Errettete, durch göttlichen Gesang!
Nimm die verwaiste Leier von der Wand
Und mische starken Kriegeston darein
Und singe! Held, Soldat und Patriot
Steh' um dich her und höre, lauter Ohr,
Bewundernd Gottes Thaten, Friedrichs Mut,
Wenn er sein Vaterland zu retten geht,
Und lerne Gott und Friederich vertraun.

Denn standest du, Berlin, nicht halb verzagt,
Als der gekrönte Rächer nur verzog
Und Mähren uns, langsame Sieger, sah?

Vor deinen Augen, Überwinder Daun! —
Wie? oder hörst du lieber andrer Fabius
Dich nennen? — lagen wir unangezwackt
Sechs Wochen lang; und alle Tausende,
Die du beliebetest, durch einen Strich

An die Kriegesmuse nach der Niederlage der Russen bei Zorndorf, im November 1758 vollendet, unter der Kritik der Freunde Lessing, Ramler, Kleist, Uz in den folgenden Monaten mehrfach verändert, wurde erst 1759 gedruckt und der zweiten Auflage der früheren „Kriegslieder" angehängt. — 20 ff. Während Friedrich Olmütz belagerte und, ohne es erobert zu haben, sich durch Böhmen aus Mähren zurückzog, hatten die Russen sich der Oder genähert und Küstrin eingeäschert. — 23 f. Daun, Graf Leopold Joseph Maria von Daun (1705—1766), österreichischer Feldmarschall, Sieger von Kollin, entsetzte 1758 das belagerte Olmütz. Wegen seiner Bedächtigkeit, die ihn hinderte, seine Siege auszunutzen, nennt Gleim ihn Fabius (Cunctator). — 26—29. „In dem österreichischen Tagebuch wurde der Verlust der Preußen zu vielen Tausenden ausgegeben, und er war geringe." Anm. Gleims in seinem Handexemplare.

Im Buche deiner Thaten in das Reich
Der Schatten zu versetzen, lebten hoch
Und ließen deiner schönen Kaiserin
Tockayer nach der Krieges-Arbeit sich
Gutschmecken, tranken auf des Helden Wohl,
Der Friedrich ist, nicht Hannibal, ein Glas;
Und rühretest du dich in deinem Nest,
So jagte dich der tapfere Husar
In deine hochverschanzte Felsenburg,
Auf welcher du mit deinem Vetter Daun,
Ein Graf wie du, der deine Thaten thut,
Betrachtend uns und deinen Hannibal,
Oft standest, dachtest, nie ersahest, wie
Von dir ein Streich ihm zu versetzen sei.

Du aber, guter alter Marschall, warst
In deinem Troja Hektor. Friedrich selbst
Gab deinem Namen Ewigkeit und schrieb,
Ein andrer Cäsar, deine Thaten an!
Doch er und Keith und Moritz waren mehr
Als Agamemnon, Nestor und Ulyß
Und hätten ohn' ein ungeheures Pferd
Durch Mut dich überwunden, nicht durch List,
Wofern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir
Ablassen sollten. —

Hochgelobet sei,
Von uns und deinem Friederich, o Gott!
Daß du auf unsern ebnen Siegesweg
Ein Olmütz stelletest und einen Held,
Der wie ein braver Mann sich wehrete,
In seine hohen Wäll' und Mauren gabst!
Denn gabst du es in unsre Hand, so war
Kein Weg vor uns, als nach dem stolzen Wien,
So hätten wir uns allzuweit entfernt
Von unserm Vaterlande, dessen Schutz
Wir sind, nach dir, o Gott! So wäre wohl

33. nicht Hannibal, wie der Gegner des Fabius. — 37. Vetter Daun: Gleim hatte gehört, daß Daun einen Adjutanten gleichen Namens habe. — 42. General Marschall, Kommandant in Olmütz, von Friedrich selbst im preußischen Tagebuch als tapfer gelobt.

Das Ach und Weh, der Jammer, das Geschrei
Der Weiber und der Kinder, welche wir
Zurück gelassen hatten, allzu spät
Uns nach erschollen. Friedrich hätte wohl
Des Vaterlandes Ruf um Rache nicht
Zu rechter Zeit und Stunde da gehört,
Wo umzukehren war! Darum, o Gott,
Sei ewig hochgelobt von uns und ihm,
Dem Züchtiger der Bosheit eines Volks,
Das noch zu Menschen nicht geworden ist,
Dich noch nicht kennt, daher gezogen kam,
Heißhungriger als ein Heuschreckenheer,
Mit trägem, aber gift'gem Schneckengang
In sein, o Gott, von dir gesegnet Land,
Um eine lebenlose Wüstenei,
Ein Land des Fluches, eine Steppe, gleich
Den Steppen seiner Kaiserin daraus
Zu machen. Langsam zog es so daher,
Wie durch fruchtbares Feld in Afrika
Giftvoller großer Schlangen Heere ziehn;
Da steht auf beiden Seiten ihres Zugs
Erstorbnes Gras, da steht so weit umher,
Als ihre Bäuche kriechen, alles tot.
Von Memel bis Küstrin stand Friedrichs Land
So da, verwüstet, öde, traurig, tot.

Allein der Held vernahm zu rechter Zeit
In seinem Haus von Leinwand auf der Bahn
Des Sieges deinen bangen schwachen Ruf,
O Vaterland, zu Gott und ihm! Und stracks
War sein Gedank' allein an dich! Er gab
Dem größern Feind ein wenig Luft und flog
Mit einem kleinen edlen Heldenheer
Dahin, wo sein gequältes banges Volk
Nach ihm sich umsah, betete für ihn
Und schwur geheim in mancher Todesangst,
Blieb ihm auch armes mattes Leben nur,

74. giftig, weil vom Schneckengang giftvoller Schlangen die Rede ist, wie die folgenden Verse zeigen.

Trotz aller Feindes-Wut getreu zu sein
Dir, Gott, und deinem Liebling, welchem du
Zuwider aller Welt mit deiner Macht
Recht schaffest, Sieg verleihst. Da flog er hin!
Kam an in dir, du Sitz der Musen, wo
Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt; hielt still
Vor einer niedern Hütte, saß das Roß,
Das, einen solchen Held zu tragen stolz,
Nicht müde von dem langen Fluge war,
Daselbst ein wenig auszuruhen, ab,
Ging in die offne niedre Hütte, fand
Ein' arme fromme Witwe, die zu Gott
Für den Gesalbten eben betete,
Saß neben ihr auf einen harten Sitz,
Nahm einen Wassertrunk aus ihrer Hand,
Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ
Sein edles Heldenheer vorüber ziehn,
Stieg auf, folgt' ihm den Weg der Rache nach,
Sah die Ruinen der getreuen Stadt,
In welcher er, ein künft'ger König, einst
Dir, Weisheit, in die Arme fiel und sich
Entschloß zu sein ein Vater seines Volks,
Zu tragen stets in königlicher Brust
Ein sanftes, menschlichs Herz! Damals als er
Der Freundschaft Thränen zollte! Kam
In ihrem Aschenhaufen an! O Gott!
Wie jammert es dem Vater seines Volks,
Die Stadt nicht mehr zu sehn! Zum andernmal
Weint er in ihr, anitzt — — Ein König weint?
Gieb ihm die Herrschaft über dich, o Welt,
Dieweil er weinen kann! — Jedoch der Bach
Der Heldenaugen floß zu lange nicht.
Der Thränen Stelle nahm ein glühend Rot
Im feurigen Gesicht; gerechter Zorn
Entstand aus königlichem Mitleid stracks.

102 f. Alexander Gottlieb Baumgarten (1714—1762), der Begründer der neueren Ästhetik, war Professor an der Universität zu Frankfurt a. O. — 117. Nach seinem mißglückten Fluchtversuch lebte der Kronprinz Friedrich 1730—1733 in Küstrin, zuerst als Gefangener, dann als Kriegsrat bei der Domänenkammer. — 122. der Freundschaft: dem für den Kronprinzen in den Tod gehenden Freunde Lieutenant v. Katte.

Er wandte sich zu seinen Helden, schwur
Sein rächend Schwert zu zücken und mit Gott
Zu züchtigen die Henker seines Volks!

„Für jede Thräne," sprach er, „fließe mir
Ein Strom von ihrem Blut, und ehe sei
Du, meines Zornes Flamme, nicht gelöscht!"

Er stand, als er es schwur, noch auf dem Wall
Der unbezwungnen Feste, sahe starr
Mit Heldenaugen, fähig durchzusehn,
Was Götteraugen sonst nur sichtbar ist,
Nach dir, du Lager der Barbaren, hin,
Ein Fernglas in der Hand, sah, wie er dich
Vertilgen könnte, sah es, stieg herab.

Und Tages drauf, mit Sonnenaufgang ging
Sein Heldenheer still über deinen Strom,
Du Oder! Flossest du so sanft, weil Gott
Es dir gebot, die Helden, die du trugst,
Nicht aufzuhalten itzt auf ihrer Bahn?
Sie sangen deinem Gott ein Morgenlied
Und kamen wohlbehalten über dich!

Was zittertet ihr achtzig Tausend, da?
Beim Anblick unserer von Todesschaur?
Welch eine tiefe Stille ward? Was war
Das leisere Gemurmel unter euch?
Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel
Dich, Heer der schrecklichen Verwüster, schnell!

Als du den großen Rächer kommen sahst,
Die Blutfahn' in der Hand, die er noch nie
Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug,
Da standest du betäubt, erstarret, stumm,

160. „Als einige preußische Regimenter (Regimenter, die in Preußen in Besatzung liegen) aus der vielleicht boshaft beigebrachten Furcht, die Russen würden ihre in Preußen zurückgelassene Weiber umbringen, wenn sie die Schlacht verlören, nicht an den Feind wollten und sie so gestellt standen, daß auf ihnen der Sieg beruhete, da nimmt der König die erste die beste Fahn', sagt: 'Kommt, Kinder, sterbt für das Vaterland!' und alle folgen ihm und wollen nun keinen Russen zum Mörder ihrer Weiber übrig lassen." Gleim an Uz am 25. März 1759.

Die Augen weggewandt von dem, der kam,
Wie unter Wetterwolken Sünder stehn,
Die Gottes Donnerstrahl auf ihrem Haupt
Erwarten. Bangigkeit und Furcht und Angst
Fiel, plötzlicher als eine Centner-Last,
In aller deiner großen Helden Brust
Ward größer stets, je mehr er näher kam!

Zusammensteckend ihre Köpfe stand
Ihr großer Haufe; Fermor schüttelte
Sein graues Haupt dreimal; sie zitterten;
Zuletzt war ihr verzweiflender Entschluß
Ein großes Viereck und der Tod. Nur du,
Grausamer, der den Wall, anstatt der Stadt,
Verschonete, vergnügt sie brennen sah,
Auflachete, wenn Ach und Weh zugleich
Mit ihren Flammen zu den Wolken stieg,
Wenn schwarzer Dampf sie zu ersticken schien,
Unmenschlich neue Höllenflammen schuf,
Warfst deine Zündefackel aus der Hand,
Entflohest auf dein Roß geschwungen; warst
Dem Tod entronnen. Aber, Herzensangst
Saß mit auf deinem Roß und floh mit dir
Weg aus der Schlacht. Nun träumst du Höll' und Tod,
Und alle Flammen, welche dir zur Lust
Der Menschen Wohnungen verzehreten,
Siehst du zusammenschlagen über dir.
Dein ganzes Leben sei ein solcher Traum!
Die Menschheit sehe sich dadurch gerächt,
Weit mehr als durch des Schwertes schnellen Tod,
Den es Besiegten oft barmherzig schenkt!

Kalmucken und Kosaken fress' es schnell!
Qualvolles langes Leben aber sei
Das Los der Häupter über sie, die sie
Wie Tigertier' auf Menschen hetzen, Furcht

171. Fermor, Graf Wilhelm Fermor (1704—1771), russischer General und Oberbefehlshaber bei Zorndorf. — 193. Kalmucken oder Kalmücken, mongolischer Volksstamm, der sich zum Teil schon 1630 den Russen unterwarf und namentlich im Gouvernement Astrachan ein Nomadenleben führte.

Voraus zu senden über Stadt und Land,
Wohin der Krieger seine Waffen trägt!
Nicht deines, Heldin, die sich auf den Thron
Des großen Vaters ohne Schwertesschlag
Zu setzen wußte, lauter Gnad' und Huld,
Wohin sie sieht, ausbreitet um sich her,
Von Menschenmartern, Qual und Pein und Tod
Stets ihre Majestät wegwendet, Blut
Nicht sehen will, um ihren Thron nicht sieht;
Denn du gabst nicht den schrecklichen Befehl:
Die Wütriche, die Henker deines Reichs,
Die noch zu Menschen nicht geworden sind,
Kalmucken und Kosaken sollten ziehn
In Menschenland, zu wüten wider sie,
Zu sein die Teufel deines Kriegesheers!

Jedoch, sie haben ihre Strafe hin!
Des Rächers Schwert fraß sie wie dürres Gras
Bei Tausenden, die Hölle nahm sie auf!

So lange du, o Vater, vor uns her
Die schreckliche Blutfahne trugst und nichts
In deiner Arbeit für das Vaterland
Dein Leben achtetest, so lange floß
Für jede Thräne deines Volkes Blut,
So lange schlug das rächerische Schwert
Nicht deinen, sondern aller Menschheit Feind
Und mähete die ungeheure Brut
Unmenschen weg aus deines Gottes Welt.

Der Engel, der bei Lissa seinen Glanz
Um den Gesalbten glänzte, war auch itzt
Sein Schutzgeist. Näher sah ich ihn als dort,
Er trug im schönen Engelangesicht
Des großen Friedrich Wilhelms Miene ganz.

Aus einem Strome schwarzen Mörderbluts
Trat ich mit scheuem Fuß auf einen Berg

199 f. Heldin, die russische Kaiserin Elisabeth (1709—1762), Tochter Peters des Großen, 1741 durch eine Palastrevolution auf den Thron erhoben.

Von Leichen, sahe weit um mich herum
Nun keinen zu erschlagen mehr, stand hoch
Mit hohem Hals, warf einen scharfen Blick
Durch wolkengleichen schwarzen Dampf der Schlacht
Nach dem Gesalbten, heftete auf ihn
Und den Gesandten Gottes, seinen Schutz,
Die Augen und Gedanken fest. Und da,
Da war es, Muse (denn du warest nicht,
Wo nur erschlagen, nicht besieget ward),
Als mich ein Mörder traf, als fast zugleich
Der edle Dankelmann, der junge Held
Und Patriot, hinsank, den schönen Tod
Fürs Vaterland, nicht unwillkommen, starb,
Ich aber, ihn zu sterben noch nicht reif,
Mit dieser Wunde weggetragen ward.

Sing' es, o Muse, singe Gottes Zorn
Und Friedrichs Mut. Indessen heilet sie
Geschwinder. Dein Gesang besänftige
Den Höllenschmerz; er mache, daß der Arm,
Der hier gebunden müßig liegen muß,
Bald wieder frei sei, für das Vaterland
Zu streiten. Deines edlen Freundes Tod
Rächt er an den Barbaren auch noch gern,
Wenn nur das Schwert nicht alle weggerafft.

Soll aber er nicht wieder streiten, soll
Ich nicht den Friedensengel kommen sehn,
Nicht im Triumph den unbesiegten Held
Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
Des göttlichen Achilles werden: dann,
Dann, liebe Muse, weine nur um mich
Ein kleines Lied, dann lebe wohl, o Welt,
In welcher wider einen Friederich
Der Erden Könige verschworen sind.

## 13. Zweites Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Lissa und Wiedereroberung von Breslau. 1758.

Kommt, Brüder! singt zum neuen Jahr
Ein neues Siegeslied,
Da Kürassier, Pandur, Husar,
Und wer nur kann, entflieht.

Gott, der in Schlachten mit uns ficht,
Und durch ihn Friederich,
Sei hochgepreist! und wer nicht spricht:
Gott Lob! der packe sich.

Singt laut, daß es die Königin,
Wenn wir dem Feind nachziehn
Durch Böhmen bis nach Östreich hin,
Auch hören kann in Wien.

Ha! jauchzet laut! und unser Lied
Sei Gott und unser Held!
Der stets mit uns zu Felde zieht,
Und stets den Sieg behält!

Franzosenblut das rauchte noch
An unsrer Sieger Hand;
Der Schwabe und der Franke kroch
Noch lahm ins Vaterland.

Noch dachte das geschlagne Heer:
Der Preuße setzt uns nach!
Noch war von Flucht der Weg nicht leer
Von Erfurt bis nach Bach.

Zweites Siegeslied nach der Schlacht bei Lissa, zuerst einzeln 1758 gedruckt, dann in einer der Lessingschen Gesamtausgabe vorausgehenden kleineren Sammlung „Kriegs- und Siegeslieder der Preußen von einem preußischen Grenadier" im Februar oder März 1758 und daraus auch in einer zweiten kleineren Sammlung der Grenadierlieder abgedruckt, aus der Gesamtausgabe aber ausgeschlossen; vgl. Münchener Allgem. Zeitung vom 3. November 1891, Beilage; dazu Karl Schüddekopf in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte 1893, Bd. VI, S. 128 ff. Ob das Gedicht wirklich, wie Schüddekopf vermutet, nur von einem nüchternen Nachahmer des Grenadiers herstammt, muß vorläufig dahingestellt bleiben; Gleim hat in frühern und spätern Jahren so oft sich selbst wiederholt, daß man ihm auch dieses zweite Siegeslied recht wohl zutrauen kann, zumal da es (nach Pröhles Angabe) in seiner Handschrift erhalten ist. Auf jeden Fall wollte ich es hier mitteilen, damit der Leser sich selbst über die endgültig wohl kaum bald zu entscheidende Frage ein Urteil bilden könne. — 17. Franzosenblut, von der Schlecht bei Roßbach. — 24. Bach, entweder Bacha, Städtchen an der Werra im Gebiete von Sachsen-Weimar-Eisenach, oder Bachdorf, ebenfalls an der Werra im Meiningischen.

Da zeigte sich bei Parchwitz schon
Der Überwinder; wie?
Sind Friederich und Dessaus Sohn
Und Seydlitz wirklich hie?

Ja! schnell entwarf er einen Plan
Zum neuen Siegeslauf.
Wir sahen's unserm Vater an,
Und schraubten Steine auf.

Mit Rach' und nahem Sieg erfüllt,
Ritt Ziethen, der nicht ruht,
In eigne Tugend eingehüllt,
Zum König, voller Mut.

Das war ein rechter Freudentag,
Den kein Verzagter sah;
Es schien, da Friedrich Ziethen sprach,
Als stünd' ein Kriegsgott da.

Auch ohne Ordre machten wir
Zur Schlacht uns schon bereit.
Trompeter, Friedrich ist ja hier,
Trompeter, blast zum Streit!

Auch hier wog Gott nach strengstem Recht
Der Völker Schicksal ab;
Fand Östreichs Sache ungerecht,
Und brach den Richterstab.

Bestürzt sah ich mein Vaterland,
Denn Ketten rauschten schon;
Und Östreich, welches Fesseln wand,
Sprach unsrer Freiheit Hohn.

Und schon befahl das stolze Wien
(Ganz Schlesien erstarrt),
Den Brandenburgern auszuziehn.
Wie hart war das, wie hart!

25. Parchwitz, schlesische Stadt an der Katzbach östlich von Liegnitz. — 27. Dessaus Sohn, Prinz Moritz von Anhalt-Dessau; vgl. Nr. 9, V. 58. — 34. Ziethen, Hans Joachim von Ziethen (1699—1786), der berühmte preußische Reitergeneral.

Vom Himmel, hell wie Sonnenglanz
Und heiter wie der Tag,
Umwunden mit dem Lorbeerkranz,
Und Jubel tönten nach,

Kam, wie mein Held, recht männlich schön,
Der Sieg im Lager an.
Auf, Brüder! Wunder wird man sehn;
Denn Friedrich geht voran.

Marsch! und von unsrer Krieger Tritt
Erbebte Berg und Flur.
Halt! und wir stunden; Ziethen ritt
Voraus nach dem Pandur.

Karl hört es halter, daß wir ziehn,
Und sprach zum Offizier:
„Die Wachparade von Berlin
Und Potsdam rückt herfür.

„Die untersteht sich noch einmal
Uns ins Gesicht zu sehn?
Dies Frühstück, die geringe Zahl,
Die sollte vor uns stehn?"

Prinz, rechne ja nicht ohne Wirt,
Wir haben Herz und Blei.
Der uns bei Roßbach angeführt,
Ist heute auch dabei.

Ja, Prinz, laß heute den Kapaun
Am Spieße langsam drehn,
Es möcht' ihn diesmal du und Daun
Spät auf der Tafel sehn.

69. **Karl**: vgl. Nr. 10, V. 115. — **halter**, halt (eben) in österreichisch-ungarischer Aussprache. — 71. **Wachparade**: Graf Luchesi, österreichischer Reitergeneral, äußerte vor der Schlacht von Lissa voll Hochmut über das kleine Heer Friedrichs, man werde mit der Berliner Wachtparade bald fertig werden — 75. **Frühstück** (vgl. Nr. 10, V. 116). — 83. **Daun**: vgl. Nr. 12, V. 23.

Des Lorbeers und des Siegs gewiß,
(O wie beklag' ich ihn!)
Trat Sachsens Nostitz vor den Riß,
Mit leichten Truppen hin.

Den griffen wir zum ersten an,
Doch er stand keck und kühn;
Wir ruckten näher auf ihn an,
Er wollte noch nicht fliehn.

Da dachte ich in meinem Sinn
An Roßbach, und hieb zu:
Und jeder dacht' in seinem Sinn
An Roßbach, und hieb zu.

Wo blieben die Chevaux Legers,
Und Grenzer allzumal?
Dort bringt man sie gefangen her
Mit ihrem General.

Von Müllers Donner angebrüllt,
Erbebt schon Östreichs Heer;
In Dampf und Feuer eingehüllt,
Ward schon die Fronte leer.

Und Gott bestimmte unserm Held,
(Wir thaten alle brav)
Den Sieg; der Feind verließ das Feld,
Es flohe Prinz und Graf.

Der Württemberger flucht und weicht,
Weil er für Östreich ficht;
Im Herzen blieb er uns geneigt,
Doch dienen durft' er nicht.

87. Graf Nostitz befehligte bei Lissa den Vortrab der Österreicher, wurde zuerst angegriffen und geschlagen, er selbst tödlich verwundet und gefangen genommen. — 98. Grenzer, eigentlich Grenzbewohner überhaupt, besonders die Bewohner der österreichischen Militärgrenze. — 101. Müller: vgl. Nr. 2, V. 115. — 111. Die Württemberger waren als Protestanten innerlich meistens der Sache Friedrichs zugethan, der auch zugleich der Lehrer ihres Herzogs Karl Eugen in der Kriegskunst gewesen war. Derselbe war aber schon seit Jahren durch einen Subsidienvertrag mit Frankreich gebunden und mußte auf die Kriegserklärung hin 6000 Mann zum französischen Heere stoßen lassen. — 112. dienen, d. h. uns dienen, aus dem vorhergehenden Satze zu ergänzen.

Ein großer Teil verirrte sich
Mit Vorbedacht: wie schön!
Kommt, streckt's Gewehr, ergiebet sich.
Wie schön war das, wie schön!

Der Bayer schrie mit Heldenmut,
Und dieser war sehr groß:
„Schont, Ketzer, schont das Christenblut,
Sonst schieß' ich wahrlich los."

Drauf küßte er sein Skapulier
Mit Inbrunst, und ward blaß:
Ihm kam sein Lebensende für.
Wie christlich war doch das!

Doch endlich spannte er den Hahn,
Vor Hitze wankt die Hand,
Schoß, läuft was er nur laufen kann,
Von Lissa bis nach Kanth.

Das fürchterliche Hudry Hutt
Brüllt heute kein Pandur,
Heut ist er ganz und gar kaput,
In Wäldern brümmt er nur.

Seht den Pandur, den Zottigten,
Wie er die Hosen schürzt.
Auch der Kroate will nicht stehn;
Seht, wie der Talpatsch stürzt.

Vergebens schrie hier Östreichs Heer:
„Ihr Berge deckt uns zu!"
Von Bergen ist das Schlachtfeld leer,
Schlagt desto tapfrer zu.

121. Skapulier, ursprünglich das Obergewand der Mönche; dann zwei kleine, geweihte, durch Fäden verbundene Tuchstücke, deren eines auf der Brust, das andere auf dem Rücken getragen wird, auch von Laien gebraucht und als schützendes Amulett hochgehalten. — 128. Kanth, schlesische Stadt an der Weistritz etwa in der Mitte zwischen Lissa und Schweidnitz. — 129. Hudry Hutt, der Panduren gewöhnliches Geschrei, wenn sie ihrem Feinde nachhauen. (Anm. Gleims.)

Vergebens, Bajonett und Blei
Rast gar zu mörderlich.
Sie kehren um mit Angstgeschrei;
Wer kann, der rettet sich.

Bei uns war jedermann ein Held,
Wie Löwen fochten wir.
Von Roßbach spricht die ganze Welt
Und Lissa für und für.

Mit Freudenthränen sahen wir,
Nachdem der Feind entflohn,
Gesund des Volks und Lagers Zier,
Des großen Wilhelms Sohn.

Gott! eh' der Vater von dem Heer
Sein teures Blut verspritzt,
Und wenn's auch nur ein Tropfen wär',
Durchs Feindes Schwert geritzt;

Eh' raffe mich der Feinde Schwert,
Mich, ja Schwadronen hin.
Der ist nicht seines Lebens wert,
Wer nicht hat meinen Sinn.

Wie? ruckt der Feind schon wieder an?
Ihr Brüder! seht doch her,
Da kommen sie mit Roß und Mann,
Da kommt ihr ganzes Heer.

Doch halt, die Waffen fehlen ja,
Es zieht bestürzt und stumm.
Es ist ein Heer Gefangner. Ha!
Wie groß ist unser Ruhm!

Gesetzt, ihr Heer das zeigte sich:
Was mehr? Wir schlügen zu.
Hat denn wohl unser Friederich
Zwei Augenblicke Ruh?

168. unser Ruhm: An gefangenen Offiziers 307, an gemeinen Soldaten 21 500, an Kanonen 131, an Fahnen und Standarten 51, an Munitions- und Proviantwagen 4000. (Anm. Gleims.)

Der sei von uns durchaus veracht,
Wer Tod und Feuer scheut;
Es sei Belagrung oder Schlacht,
Gut, wir sind stets bereit.

Und reitet Vater Ziethen vor,
Es sei durch Schnee und Eis,
Wir ziehn mit bis zum schwarzen Mohr,
Auf Friederichs Geheiß.

Wir singen froh ein Siegeslied,
Wenn uns der Marsch beschwert;
Denn wenn ein Heer von Preußen zieht,
Wird Murren nie gehört.

Wir fechten ja fürs Vaterland,
O welche schöne Pflicht!
Wer murrt, wird gleich von dieser Hand
Verächtlich hingericht.

Die Wachparade hat fürwahr
Diesmal ganz brav gethan.
Doch, was fängt wohl zum neuen Jahr
Nun Karl in Böhmen an?

Entwirf nun einen andern Plan
In Königgrätz und Wien.
Indes greift Friedrich Breslau an,
Und Balbi unter ihm.

Der donnernde Kartaunenton,
Der Mörser hohl Gebrüll
Verstummt — Ergiebt sich Breslau schon?
Auf einmal wird's ja still.

Da ziehn sie aus, da strecken sie,
Die Feinde, das Gewehr.
O welche Menge zeigt sich hie!
Es ist ein ganzes Heer.

196. Balbi, Johann Friedrich (1699—1779), preußischer Ingenieuroberst, von Friedrich II. auch persönlich sehr geschätzt. — 201. ein ganzes Heer: Generals 13, Officiers 727, Gemeine 17 635. (Anm. Gleims.)

Noch taumelt Wien; Theresens Sitz
Ertönt noch vom Geschrei;
Und selbst der Augustiner Witz
Ist diesmal mit dabei.

Schnell flog das tötende Gerücht
Von Breslau bis nach Wien,
Und Thränen rollten vom Gesicht
Der stolzen Königin.

So geht's. Wenn Friedrich Kriege führt,
So führt er sie mit Recht.
Wenn Bund und Treu' gebrochen wird,
Da geht es endlich schlecht.

Sucht Frieden! Friedrich trägt im Krieg
Den Ölzweig bei dem Schwert;
Und schätzet bloß den schönsten Sieg
Des Friedens wegen wert.

Wo nicht: so haue dieser Stahl
Auf unsre Feinde ein,
So lange, bis sie allzumal
Ohnmächtig Gnade schrein.

---

## 14. Herausfordrungslied zum Zweikampf mit einem Panduren.

Was liegst du, nackender Pandur,
Recht wie ein Hund im Loch
Und weisest deine Zähne nur
Und bellst? So beiße doch!

207. der Augustiner Witz: Siehe Alton. Zeit. Nr. 4 von diesem Jahre, Artikel Wien. (Anm. Gleims.) Sogar in Wien sang das Volk nach der Schlacht von Lissa Spottlieder auf den Prinzen Karl; vgl. übrigens auch das von Frz. Wilh. v. Ditfurth (Die historischen Volkslieder des siebenjährigen Krieges, Berlin 1871, S. 48 ff.) mitgeteilte Spottgedicht.

Herausfordrungslied, von Lessing in seinem Vorbericht zu den „Kriegsliedern" mitgeteilt als ein kleines Lied, das der Grenadier im Lager vor Prag nach einem Panduren hingesungen habe, der nahe an den Werken der Stadt, in den Höhlen der Weinberge gelegen sei.

### 15. Auf dem Schlachtfelde bei Borne abends den 5. November 1757.

Der Enkel, Sieger Friederich,
Glaubt deine Wunder nicht.
Sie lesend, überzeugt er sich,
Er les' ein schön Gedicht.

---

### 16. Bruchstück eines unvollendeten Liedes vor der Schlacht bei Zorndorf, den 25. August 1758.

Weil von den Kriegern aller Welt
Du nicht bezwungen bist,
Nicht fällst, nicht weichen willst, o Held,
Der Macht nicht, nicht der List:

So schicken sie, o Friederich,
Mordbrenner in dein Reich
Und Henker; Vater, wider dich
Ist ihnen alles gleich!

---

Auf dem Schlachtfelde bei Borne, nicht in die gedruckten Sammlungen der Grenadierlieder aufgenommen, von Gleim am 12. Dezember 1757 an Kleist geschickt als ein vorgeblicher kurzer poetischer Brief, den der Grenadier an Gleim mit den einleitenden Worten „Der König lebt, zehntausend Feinde sind tot" geschrieben habe. — Borne oder Borna, sächsisches Städtchen zwischen Leipzig und Chemnitz.

Bruchstück eines unvollendeten Liedes vor der Schlacht bei Zorndorf, nicht in die gedruckten Sammlungen der Grenadierlieder aufgenommen, von Gleim am 22. November 1758 an Lessing und am 2. Dezember 1758 an Uz gesandt, nach dem Briefe vom 20. Oktober 1758 an Kleist aber damals schon gedichtet.

# Vermischte Gedichte.

# I. Fabeln.

## 1. Der Hengst. Die Wespe.

Eine kleine Wespe stach
Einen Hengst. Er schlug darnach;
Doch die kleine Wespe sprach:

„Liebes Hengstchen, nur gemach!
Denn ich sitz' an sichrem Orte;
Glaube mir, du triffst mich nicht!"

Endlich giebt er gute Worte,
Und die kleine Wespe spricht:

„Sanftmut findet doch Gehör!
Sieh', nun stech' ich dich nicht mehr!"

## 2. Der Löwe. Die drei Tiger.

Ein Löwe schlummerte. Die Sorge für sein Reich
Und seiner Völker Ruh' ließ ihn nicht ruhig schlafen;
Er lag, wie auf den Sprung, gefaßt auf jeden Streich,
Die Feinde seines Reichs zu schrecken und zu strafen.

Der Hengst. Die Wespe. Zuerst gedruckt in den „Fabeln" (Berlin 1756), hier (da mir die älteren Originaldrucke nicht zugänglich waren) aus der vierbändigen Ausgabe „sämtlicher Schriften des Herrn F. W. Gleim" (Amsterdam 1765—1767) mitgeteilt, die zwar ohne Wissen und Wollen des Dichters veranstaltet wurde, aber die ursprünglichen Lesarten der Fabel immerhin genauer wiedergiebt als Körte, der Gleims spätere handschriftliche Änderungen aufnahm. Kleist hatte an der Fabel Verschiedenes auszusetzen, obwohl er mehrere unbedeutendere Fabeln des Freundes begeistert lobte. (Brief an Gleim vom 19. März 1756.)

Der Löwe. Die drei Tiger. Am 7. Dezember 1756 an Kleist gesandt und für das (1757 erschienene) zweite Buch der „Fabeln" bestimmt; hier aus der Amsterdamer Sammlung der Schriften (1765) mitgeteilt; später noch etwas im einzelnen verändert.

Drei Tiger sahen ihn. Der eine sprach: „Seht da!
Das ist der Augenblick, den Feind zu überfallen,
Der uns zu mächtig ist; sein Reich gehört uns allen:
Wir teilen's unter uns." Die andern sagten Ja,
Errichteten sogleich einmütig einen Bund,
Beschworen ihn. Der Schwur, so still des ersten Mund
Ihn lispelte, erscholl in des Monarchen Ohr,
Der lauschete, kaum glaubte, was geschah.
Der zweete Tiger schwur. Was that der Löwe da?

Er riß sich auf, er flog voll Heldenmut hervor,
Saß auf des dritten Tigers Nacken,
Eh' er noch schwur, erwürget' ihn,
Bekam den andern nur mit einer Klau' zu packen;
Der dritte nahm die Flucht und nennete im Fliehn
Den Löwen klug, trieb ein Gespötte
Mit dem Verwundeten, der trabend nebenher
Oft wiederholete: „Wir hätten ihn, wenn er
Den Angriff abgewartet hätte."

---

### 3. Die Grille. Die Ameise.

Eine faule Grille sang
Einen ganzen Sommer lang
Und war immer ohne Sorgen
Für den andern Morgen.
Weil der Sommer Nahrung hat,
Wurde sie auch täglich satt;
Aber, als der Winter kam,
Der der Flur das Leben nahm,
Und nun alles öde stand
Und kein Würmchen sich mehr fand,
Sprach die faule Sängerin
Zu der kleinen Nachbarin,

22. Körtes Ausgabe hat dazu die Anmerkung: S. die Staats- und Kriegesgeschichte vom Jahre 1756.
Die Grille. Die Ameise. Zuerst 1757 im zweiten Buche der „Fabeln" gedruckt, hier aus der Amsterdamer Sammlung der Schriften (1765) mitgeteilt; später noch etwas gekürzt und verändert. Als sein Vorbild nennt Gleim selbst La Fontaine, Bd. 1, Fabel 1.

Zu der Ameis': „Ach, ich bin
Ja so hungrig, gieb mir doch
Ein klein wenig nur zu leben!
Deine Kammer hat ja noch
So viel Vorrat, und ich will
Alles ehrlich wiedergeben
Mit den Zinsen im April." —

„Schwesterchen," antwortet ihr
Die Ameise, „sage mir
Doch nur erst, wie brachtest du
Deine Zeit im Sommer zu?
Sage mir, was thatest du?" —

„Was ich that? Du weißt es wohl!
Ich, die Freundin vom Apoll,
Sang beständig; hast du mich
Nicht gehöret? Und konnt' ich,
Schwesterchen, was Bessers thun?" —

„Grillchen, nein. Doch tanze nun!"

---

### 4. Das Pferd. Der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn tot zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm.

„Du hast
Auf deinem Rücken nichts," sprach das geplagte Tier,
„Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir!" —
„Was helfen!" sagt der grobe Gaul;
„Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul;
Trag' zu! — —"

„Ich sterbe, liebes Pferd —

Das Pferd. Der Esel. Zuerst 1757 im zweiten Buche der „Fabeln" gedruckt, hier aus der Amsterdamer Sammlung der Schriften (1765) mitgeteilt; später fast nicht mehr verändert. Als sein Vorbild nennt Gleim selbst La Fontaine, Bd. 1, Fabel 119. Vgl. dazu die von Lessing überarbeitete Rezension Mendelssohns in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" von 1758 (Deutsche Nat.-Litt. Bd. 64, S. 29 ff.).

Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!"

„Ich kann nicht!" sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf.

---

### 5. Die Beratschlagung der Pferde.

„Ha!" sprach ein junger Hengst, „wir Sklaven sind es wert,
Daß wir im Joche sind! Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei sein will? O! wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schar! —
Die waren Helden, edel, frei
Und tapfer. In die Sklaverei
Bog keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt;
Auch scheuten sie kein offnes Feld;
Sie gras'ten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen! Ach, und wir
Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier!
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan;
Dem Menschen! — — Brüder, seht es an,
Das unvollkommne Tier!
Was ist es? Was sind wir? —
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn!
Pfui, auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?

Die Beratschlagung der Pferde. Zuerst 1757 im zweiten Buche der „Fabeln" gedruckt, hier aus der Amsterdamer Sammlung der Schriften (1765) mitgeteilt; später noch mehrfach gekürzt und verändert. Als sein Vorbild nennt Gleim Gays Fabeln (Nr. 43). Vgl. dazu Lessing-Mendelssohns Rezension in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Deutsche Nat.-Litt. Bd. 64, S. 29 ff.).

Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmütiger als wir?
Ist er ein schöner Tier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach,
Der Herr, der uns regiert!
Wir tragen ihn, wir fürchten seine Macht,
Wir führen seinen Krieg und liefern seine Schlacht.
Er siegt und höret Lobgesang;
Die Schlacht indes, die er gewann,
War unser Werk, wir hatten es gethan!
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen!
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sklaverei!
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frei!
Wie leicht ist es, wenn wir
Zusammenhalten! Was meint ihr?"

Er schwieg. Ein wieherndes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bei.
Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
Ein zweiter Nestor, sprach: „Wahr ist es, die Natur
Gab uns die prächtige Gestalt,
Die keiner hat als wir, auch gab sie uns Gewalt
In unser Huf; jedoch aus mildrer Hand
Bekam der Mensch Verstand.
Wer bauete den Stall, worin wir sicher sind
Vor Tiger und vor Wolf, vor Regen, Frost und Wind?
Wer macht, daß wir auch dann dem Hunger widerstehn,
Wenn wir der Auen Grün mit Jammer sterben sehn?
Wenn Eis vom Himmel fällt und alles wüst' und tot
Auf allen Fluren ist? Wer wendet alle Not

51. Huf, das, mundartlich für der Huf, auch in süddeutschen Gegenden gebräuchlich

Und allen Kummer dann von unsern Krippen ab?
Der Mensch, der gute Mensch, den uns der Himmel gab!
Er streuet Haber aus und erntet siebenfach;
Er trocknet süßes Gras und bringt es unter Dach!
Zwar helfen wir dabei, doch thun wir keinen Schritt
Und keinen Zug umsonst, er macht uns täglich satt
Mit Speisen und Getränk, und wann er Sonntag hat,
So haben wir ihn mit!
Wir dienen ihm, er uns, wir leben mit einander;
Sind mit einander frei! Der Rappe Bucephal,
Ein Grieche, welcher einst den Menschen Alexander
Auf seinem Rücken trug, war König in dem Stall,
Wie jener auf dem Thron, und kam er in ein Feld,
Wo Ruhm zu ernten war, so war er auch ein Held,
Und beide, Pferd und Mensch, eroberten die Welt
Und teileten den Ruhm des Sieges Würden wir
Vom Bucephal sonst Nachricht haben?
Es läg' in tiefer Nacht begraben,
Das edle Tier!"

Niemals besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn er voran und hinter ihm die Schar
Der mutigen Rebellen alle,
Nebst dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alsobald sich wieder nach dem Stalle

---

## 6. Der Sperber und die Lerche.

Die kleine Lerche sah den blauen Himmel an
Und schwebte singend hin und wieder
Und ließ auf ihre Flur sich langsam singend nieder;
Da schoß mit schlagendem Gefieder

61. Haber, Nebenform für Hafer, in Süd= und Norddeutschland gleich häufig (ahd. habaro, mhd. habere). — 83. Worthalter = Wortführer (ebenso bei Musäus u. a.).
Der Sperber und die Lerche. Da mir ältere Drucke nicht zugänglich waren, hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt.

Aus seinem Busch hervor ein Sperber, ein Tyrann;
Und grausam sie verzehrend, sprach er: „Hören
Konnt' ich sie länger nicht; ich mußte sie verzehren,
Weil ich, wie sie, nicht singen kann!"

### 7. Das Veilchen und der Grashalm.

Ein Veilchen stand in kühlem Schatten;
Grashalme schatteten umher.

„Sieh', Veilchen," sprach ein Grashalm, „wer
Dich schützt vor dem Ermatten!" —

„Du," sprach das Veilchen, „du! Auf ein Verdienst so klein
Muß man so stolz nicht sein.
Du thust's ja nicht allein!"

### 8. Der Maler Rubens und sein Affe.

Ein junger Pavian sah einst den Rubens malen,
Nahm einen Pinsel und malt' auch
Die Grazien wie Kannibalen,
Mit platter Stirn und dickem Bauch.

Und Rubens lächelte dem Affen.
Das Äffchen nahm's für Beifall auf,
Stand, sein Geschöpfchen anzugaffen,
Warf einen Vaterblick der Affenliebe drauf,
Nahm dreister noch einmal den Pinsel, um zu malen
Die Grazien wie Kannibalen.

„Nein!" sagte nun und macht' ein Zorngesicht
Herr Rubens, „nein, du Bösewicht,
Du sollst die Zeit dir nicht
Mit meiner edlen Kunst vertreiben!"

Das Veilchen und der Grashalm. Hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt.
Der Maler Rubens und sein Affe. Hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt, wo als Entstehungsjahr dieser Fabel 1783 angegeben ist.

Und riß den Pinsel ihm aus seiner Affenhand,
Warf zürnend ihn an eine Wand
Und ließ den Affen Farben reiben.

O, ließen's doch nur auch die Affen Wielands bleiben!

---

### 9. Die Sperlinge.

Man flickte — war's zu Straßburg oder Rom?
Ich weiß es nicht — an einem Dom,
Und jagte Mutter, Brüder, Schwestern
Des Sperlingsvolks aus ihren Nestern
Und als die Flickerei zu Ende war,
Da kam bei Tausenden die Schar
Der Flüchtigen zurück geflogen,
Und freudig hätte jedes Paar
Sein Nestchen wieder gern bezogen;
Allein, man sah betrübt, daß keins gelassen war.
Und: „Gott, was hat sie doch bewogen,"
Erseufzte da mit tiefem Ach
Ein alter Sperling auf dem Dach,
„Uns unsre Wohnungen so grausam zu zerstören?
Was Bösers konnten sie nicht thun;
Als wenn die hohen Mauern nun
Zu etwas nütze wären!"

Die Sperlinge. Hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt. Gleims Vorbild war Lessings prosaische Fabel gleichen Namens (Buch I, Fabel 17).

## II. Lieder.

### 10. An die Hausschwalbe.

(Nach der zwölften Ode Anakreons)

Willst du, kleine Schwätzerin,
Der ich sonst gewogen bin,
Daß ich deine Flügel beide
Mit der Schere dir beschneide?
Oder soll ich grausam sein
Und ein scharfes Messer nehmen
Und dir deine Zunge lähmen?
Denn mit ihrem frühen Schrein
Hat sie meine schönen Träume
Weggejaget. Lorbeerbäume,
Hoch und niedrig, jung und alt,
Machten einen schönen Wald!
Quellen murmelten in Menge,
Sichtbar war des Waldes Geist,
Und unsterbliche Gesänge
Sangen Friedrich, Uz und Kleist!

---

### 11. Amor.

(Nach der einundsechzigsten Ode Anakreons.)

Amor ist mein Lied!
Schön ist er bekränzt,
Sein Gesichte lacht,
Seine Wange glänzt!

An die Hausschwalbe. Hier aus dem Originaldruck „Lieder nach dem Anakreon von dem Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern" (Berlin und Braunschweig 1766) mitgeteilt; später etwas gekürzt.

Amor. Hier aus den „Liedern nach dem Anakreon" (1766) mitgeteilt; fehlt in Körtes Ausgabe.

Seht! wie stolz er da
Seinen Bogen trägt,
Ganz gewiß hat er
Einen Held erlegt!

Welch ein großes Herz
Schwebt in seiner Hand?
Ist es Friederich,
Oder Ferdinand?

---

### 12. Lied des armen Arbeitsmanns.

Melodie: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Wie Gott es fügt, so soll's wohl bleiben,
Von nun an bis in Ewigkeit!
Sein Fügen ist ein weises Treiben
Aus allem Elend dieser Zeit.
In Ewigkeit, mit ihm vergnügt,
Sing' ich noch mein: „Wie Gott es fügt!"

Wie Gott es fügt, so ist's am besten,
Er weiß am besten, was uns nützt.
Ob Müßiggang an Freudenfesten,
Ob Fleiß, der Blut und Thränen schwitzt?
Ob groß, ob klein, ob arm, ob reich?
Im Himmel sind wir alle gleich!

Wie Gott es fügt, so will ich's tragen;
Er kennt die Schulter, welche trägt.
Ein Vater pflegt sein Kind zu schlagen,
Wenn es im Herzen Bosheit hegt;
Er schlägt's, bis Rut' und Stecken bricht,
Zu Tode aber schlägt er's nicht.

So macht es Gott mit seinen Kindern;
Er züchtigt nur zur Besserung!
Und giebt, ein Vater, allen Sündern
Erflehete Begnadigung!

Lied des armen Arbeitsmanns. Zuerst mit einem zweiten Lied ähnlichen Charakters auf Neujahr 1772 gedruckt; hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt.

Sein Zorn ist lauter Gnad' und Huld,
Ist lauter Langmut und Geduld!

Wie Gott es fügt, so soll's wohl bleiben,
Von nun an bis in Ewigkeit!
Sein Fügen ist ein weises Treiben
Aus allem Elend dieser Zeit.
In Ewigkeit, mit ihm vergnügt,
Sing' ich noch mein: „Wie Gott es fügt!"

---

## 13. Lied des Pflügers.

Wie die Ruhe liegt, so lieget
Mein getreuer Stier.
Ha! wir haben brav gepflüget,
Gutes Stierchen, wir!
Willst du ruhen? — Freund, arbeite
Dich in deine Ruh;
Wir sind keine faule Leute,
Stierchen, ich und du!

O! wir haben heut' ein gutes
Tagewerk gethan,
Darum bin ich guten Mutes,
Ich, der Pflügemann!
Diesen Abend soll's uns schmecken,
Stierchen, dir und mir,
Stierchen, nach der Speise lecken
Wollen lüstern wir!

Und so lange Gott die Sonne
Uns nicht scheinen läßt,
Schlafen wir; der Arbeit Wonne
Macht den Schlaf uns fest.
Schlafen können, die es machen
Täglich so wie wir;
Schlafen und auch wieder wachen
Wollen wir mit ihr!

---

Lied des Pflügers. Zuerst 1772 in den „Liedern für das Volk" gedruckt; hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt.

## 14. Des Bauers Danklied.

Ich danke meinem Gott
Für alle seine Gaben,
Die wir in diesem Jahr
Vollauf empfangen haben!

Auch dank' ich meinem Gott,
Daß ich in meiner Hütte
Noch Bauer bin, getreu
Der alten guten Sitte:

Gerade, schlecht und recht,
In Züchten und in Ehren!
Schlimm wär's wohl eben nicht,
Wenn wir's noch alle wären!

---

## 15. Der gute Wille.

Laßt mir meinen guten Willen,
Den: ein Deutscher recht zu sein!
Diesen möcht' ich ganz erfüllen;
Gut ist er, wie dieser Wein!

Dem Gesetz gemäß zu leben,
Ist mein guter Wille, seht,
Und zu nehmen und zu geben,
Was in ihm geschrieben steht!

Leb' ich nach Gesetzes Pflichten,
Seht, so leb' ich froh und frei;
Richter dürfen mich nicht richten,
Strafer gehn vor mir vorbei!

„Trinke lieber viel zu wenig,
Als zu viel!" sagt das Gesetz,
Sagte Salomo, der König,
Sagte schon der Ritter Götz.

Des Bauers Danklied. Aus den „Liedern für das Volk" (1772); hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt.

Der gute Wille. Aus den „Preußischen Volksliedern in den Jahren 1772 bis 1800"; hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt. — 16. Götz: Ritter Götz von Berlichingen. (Anm. Gleims.)

Also laßt mich mäßig trinken;
Noch ein Glas ist nicht zu viel;
Auf den Boden niedersinken,
Ist bei Gott kein Gänsespiel!

Also, Brüder, noch das eine:
Zehnmal hat der König schon
Hochgelebt in unserm Weine;
Dies: „Aufs Wohl der Nation!"

---

## 16. Nachtlied.

Gute Nacht! Bis an den Morgen
Schlafen wir und unsre Sorgen!
Unser Landeswächter wacht
Für uns alle! Gute Nacht!

Gute Nacht! Die guten Geister,
Die uns schützen, bleiben Meister
Im Getümmel ihrer Schlacht!
Gute, gute, gute Nacht!!

---

## 17. Der erste Mai.

Triolette.

a.

Weg mit allen euren Klagen!
Dudeldum und dudeldei!
Meine Nachtigallen schlagen;
Weg mit allen euren Klagen!
Meine Liebesgötter tragen
Blumen, Scherz und Lust herbei:
Weg mit allen euren Klagen!
Dudeldum und dudeldei!

Nachtlied. Aus den „Preußischen Volksliedern in den Jahren 1772 bis 1800"; hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt.

Der erste Mai. Die drei Triolette, nach Körtes Angabe 1775 entstanden, sind ebenso wie das folgende Gedicht (Nr. 18) hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt. Die vier Triolette, alle unter dem deutlichen Einflusse des reizenden Liedchens von Hagedorn (oben S. 127 f.) entstanden, sind ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie fabrikmäßig Gleim in späteren Jahren die Ausbeutung poetischer Motive trieb.

b.

Heut' wollen wir beisammen sein,
Mein Mädchen, ich und meine Nachtigallen,
Im Ahornwäldchen ganz allein!
Heut' wollen wir beisammen sein,
Tief in den Ahornwald hinein
Soll meine Flöte heut' erschallen!
Heut' wollen wir beisammen sein,
Mein Mädchen, ich und meine Nachtigallen!

c.

Den ersten Tag im Monat Mai
Hat Liebchen mir ins Herz geschrieben:
Sie fragte mich, was Lieben sei,
Den ersten Tag im Monat Mai!
Sie liebt mich nun, sie ist mir treu
Seit dreißig Tagen schon geblieben:
Den ersten Tag im Monat Mai
Hat Liebchen mir ins Herz geschrieben.

## 18. Der zehnte Mai.

Den zehnten Tag im Monat Mai
Zähl' ich zu meinen schönsten Tagen.
Denn ich erfuhr, was Liebe sei,
Am zehnten Tag im Monat Mai.
Ach, da bekam ich's endlich frei,
Zu meinem Mädchen Du zu sagen!
Den zehnten Tag im Monat Mai
Zähl' ich zu meinen schönsten Tagen.

## 19. Schön, schöner, am schönsten.

Schön ist Fanny, wenn sie lächelt,
Schön, wenn Ernst ihr Aug' umzieht;
Schön, wenn sie sich Kühlung fächelt;
Schön, wenn sie sich selber sieht;

Schön, schöner, am schönsten. Hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt.

Schöner, wenn sie Blumen gätet
Oder singt ein schönes Lied;
Doch am schönsten, wenn sie betet
Und nur Gottes Aug' es sieht!

---

## 20. Die Erinnerung.

Unter'n Linden,
Wo sie mir zur Seite saß,
Könnt ihr finden
Blumen und gebrochnes Gras;
Vor dem Walde, Dal de Dall,
Schön sang uns die Nachtigall!

---

## 21. Der deutsche Mann.

Ein deutscher Mann zu sein ist Ehre,
Gottlob, ich bin ein deutscher Mann!
Ich grämte mich, wenn ich's nicht wäre,
Säh' neidisch deutsche Männer an!
Der deutsche Mann birgt seine Seele,
Wie Löw' und Luchs, in eine Höhle
Vor Forschern und Belauschern nicht,
Er trägt sie offen im Gesicht!

Der deutsche Mann ist wohlgezogen,
Und wohlgethan das deutsche Weib!
Wer's anders weiß, der ward betrogen,
Dem sing' ich: Du Betrogner, bleib',
Du deines Vaterlandes Schande,
Bleib' nicht in deinem Vaterlande,

Die Erinnerung. Aus den „Gedichten nach Walther von der Vogelweide" (1779); fehlt in Körtes Ausgabe. Gleim hat nur die erste Strophe des berühmten Minneliedes nachgebildet.

Der deutsche Mann. Aus den „Gedichten nach Walther von der Vogelweide" (1779); später etwas verändert und um die vierte Strophe gekürzt.

Das dir kein Obdach geben kann;
Geh' aus, und werd' ein fremder Mann!

In vielen Ländern viel gesehen
Hab' ich, bis weit in Asia!
Den Reisenden muß ich gestehen,
Daß ich das Beßre nirgend sah!
Die deutsche Zucht hat mir vor allen
Den fremden Sitten wohlgefallen,
Und das ist meiner Reisen Frucht,
Daß mir gefiel die deutsche Zucht!

In Ungarn fand ich schöne Leiber,
Und schöne Seelen an dem Rhein!
Und an der Elbe gute Weiber,
Und gute Herzen an dem Main!
Die Weiber sind (könnt Walthern trauen!)
Weit schöner hier als dort die Frauen!
Der Schönen hab' ich viel gesehn,
Doch ohne Schminke keine schön!

Wer Tugend sucht und keusche Liebe,
Der komm' in unser deutsches Land!
Sein fremdes Auge nicht zu trübe,
Sieht er sie gehen, Hand in Hand,
Mit engellieblichen Gebärden,
Und wünscht ein deutscher Mann zu werden,
Und hört erschallen, himmelan:
Gottlob! ich bin ein deutscher Mann!

---

### 22. Die Kaiserwahl.

Ahi! wie doch so christlich da der Vater Papst itzt lacht!
Er spricht zu seinem Kämmrer, spricht: „Ich hab's schon recht gemacht,

35. Wenn hier kein Druckfehler in der Originalausgabe vorliegt, ist „sein Auge nicht zu trübe" als abgekürzter Nebensatz zu fassen = wenn sein Auge nicht zu trübe ist; ähnlich konstruiert wie das lateinische oder französische participium absolutum. (Ebenso im Folgenden Nr. 28, V. 80 f.) Später änderte Gleim: „Ist nur sein Auge nicht zu trübe".
Die Kaiserwahl. Aus den „Gedichten nach Walther von der Vogelweide" (1779); fehlt in Körtes Ausgabe.

Hab' unter eine Krone dort zwei Allemannen bracht,
Daß sie, so viel, so viel sie wollen,
Das deutsche Reich zerrütten sollen!
Mitunter mahlen sie zwar wohl in ihre Kasten;
Allein, mein Stock ist hin, ihr Hab und Gut ist mein,
Ihr deutsches Silber führt in meinen welschen Schrein,
Wir Welschen essen Hühner, trinken Wein,
Die dummen Deutschen sollen fasten."

## 23. Wie geht's?

In meinem Hüttchen geht mir's gut;
Wie kann mir's übel gehn?
Ich hab' in meinem Hüttchen Mut,
Dem Unglück zu bestehn.

Ich kann die halbe Gotteswelt
Aus meinem Hüttchen sehn;
Weil mir's in ihr so wohl gefällt,
Wie kann mir's übel gehn?

Und böte mir der König gleich
Nebst seiner Königspflicht,
Der allzu schweren, ach, sein ganzes Königreich,
Ich nähm' es für mein Hüttchen nicht.

## 24. An die Schwalbe.

Liebe Kleine, kommst du wieder
Zu dem Alten, der dich liebt
Und für deine süßen Lieder
Dir so gern ein Obdach giebt?

7. mein Stock: Der damalen nach Deutschland abgesandte päpstliche Nuntius. (Anm. Gleims.) Der Irrtum, als ob der von Walther genannte Stock (der Opferstock) der Name eines päpstlichen Gesandten sei, stammte wahrscheinlich aus dem Gedicht „Sagt an, hêr Stoc, hât iuch" ꝛc., dem Gleim in seiner Übertragung auch die Aufschrift gab: „An Herrn Stock, den damaligen päpstlichen Legaten in Deutschland." — 8. führt, vielleicht doch nur Druckfehler der Originalausgabe statt fährt.

Wie geht's? Aus dem „Hüttchen" (Halberstadt 1794); hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt. — 4. bestehn mit Dativ = standhalten, sehr selten. Sanders verzeichnet Belege aus Maler Müller und aus Herder.

An die Schwalbe. Aus dem „Hüttchen" (1794); hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt

Sei willkommen, liebe kleine
Wiederkommerin; du bringst
Mir die wärmern Sonnenscheine,
Welche du so schön besingst.

Singen kannst du, kannst nicht sprechen:
Das ist schade; sonst fragt' ich
Nach den Strömen, nach den Bächen,
Die du sahst, du Liebe, dich.

An dem einen und dem andern
Wohnt ein lieber Freund von mir.
Du kannst fliegen, ich nur wandern;
Sieh', sonst flög' ich oft mit dir.

Lerne sprechen, liebe Kleine!
Wenn du's kannst, dann nenn' ich dir
Meine lieben Freund' am Rheine,
Und du grüßest sie von mir.

---

## 25. Aus „Amor und Psyche“.

a.

Amor kam mit einem Köcher,
Voll von Pfeilen, zu den Musen,
Und die Musen alle flohen!
Amor aber, winkend: „Fliehet,“
Rief er, „fliehet nicht; ich bitte,
Diesen pfeilgefüllten Köcher
Anzunehmen!“ — Und geschäftig
Nahm ihn Amor von der Schulter,
Legt' ihn lächelnd hin auf Blumen
Und entfloh dann. — Leise traten
Alle Musen hin zum Köcher;
Jede Muse nahm sich einen

Amor und Psyche, 1756 erschienen. Die hier mitgeteilten Proben sind aus Körtes Ausgabe abgedruckt.

Von den Pfeilen, und seit diesem
Herrscht die Lieb' in ihren Werken!

b.

Traurig klagend fragte Amor
Einen seiner liebsten Brüder:

„Wo entzünd' ich meine Fackel
An dem allerreinsten Feuer?"
Und indem er fragte, sah er
Seiner Psyche lichte Augen.
„Willst du's leiden," sprach er, „Liebe?"
Hielt die Fackel sanft an ihre
Lichten Augen, und die Fackel
Brannte sanft, wie Psychens Augen!

c.

Psyche spielte mit den Pfeilen
Ihres Amors, wie mit Puppen
Kinder spielen; schöne, goldne
Lagen, von gemeinen Pfeilen
Abgesondert, pyramidisch.
In mit Fleiß gemachten Haufen
(Amors Zeughaus war in Ordnung)
Lagen große, lagen kleine,
Lagen zugespitzte scharfe,
Lagen stumpfe; Psyche legte
Sie zusammen. Amor findend
Sie bei dem Geschäfte, sagte:

„Spiele nicht mit all den Pfeilen;
Unter ihnen sind der bösen!
Manche sind vergiftet, manche
Brauchen keines Bogenschützen!
Wärst du Psyche nicht, du wärest,
Glaub' ich, tödlich schon verwundet."

d.

„Willst du die Herrschaft haben?" fragte
Nach der Vermählung seine Psyche
Der Gott der Liebe. —

„Nein, ich müßte
Mann sein," sprach Psyche, „mir behaget
Dein Weib zu sein und deinen Willen
Zu spähen, glücklich dich zu machen!" —

„Du hast sie, diese Herrschaft," dachte
Der Gott der Liebe und sah immer
In ihren Augen seinen Willen!

---

## 26. An die Leier.

Auf der langen Lebensbahn
Hast du, liebe Leier, mir
Manchen schönen Dienst gethan:
Schönen Dank sag' ich dafür.

Alle Tage froh gemacht,
Liebe Leier, hast du mir,
Mich erfreut auch in der Nacht:
Schönen Dank sag' ich dafür.

Angeworben manchen Freund,
Liebe Leier, hast du mir
Und geschlagen manchen Feind:
Schönen Dank sag' ich dafür.

Ehre dem, der dich mir gab!
Liebe Leier, du bist mir
Treu geblieben bis ans Grab:
Herzensdank sag' ich dafür.

---

An die Leier. Dieses und das folgende Gedicht, beide aus Körtes Ausgabe hier mitgeteilt, scheinen den allerletzten Jahren Gleims anzugehören.

## 27. Letztes Lied.

Meine Blumen sind verblüht!
Sing' es, kleines Lied! —
Meine Blumen sind verblüht,
Aber andre, hoff' ich, werden
Schöner blühn auf schönern Erden,
Wo die kleinste nicht verblüht.
Sing' es, kleines Lied!

## III. Didaktisches und Epigrammatisches.

### 28. Der gute Mann.

Abdu Bedulla war ein guter Mann.
Zwar lebt' er Tage, Wochen, Jahre wie
Die meisten Menschen leben, ohn' einmal
Mit brünstiger erweckter Seele Welt
Und Gott zu denken, aber jeden Tag,
Wenn schon die Sonne weggegangen war,
Ging er in eine kleine Kammer, die
Die Rechenkammer hieß, und zählte da
Sich alle seine Tagewerke vor;
Und, nicht die guten schrieb er auf, er schrieb
Die bösen auf, schrieb sie an eine Wand,
Und jeden Morgen, wenn die Sonne schon
Heraufgestiegen war, ging er und las — —
Und, wenn er (selten war's geschehn, sich selbst
War er ein scharfer Rechenmeister) nichts
Zu lesen fand, dann stutzt' er, dachte nach:
Ob etwa gestern was vergessen sei?
Dacht's nach, und meistenteils fand er,
Daß was vergessen sei, und dann so schrieb's
Nicht er, von seinen Kindern eines schrieb's
An seine Wand, und sieben Tage ward's
Von ihm gelesen, siebenmal des Tags
Von ihm bedacht: durch welches Gute wohl
Das Böse gut geworden sei? — Und dann,
Wenn er, ein scharfer Rechenmeister, sich's
Zu gute schrieb, dann endlich hört' er auf,

Der gute Mann. Nach Körtes Angabe am 24. September 1774 entstanden, zuerst im dritten Teil des „Halladat" gedruckt, hier aus Körtes Ausgabe mitgeteilt.

Es zu bedenken. Keine Silbe sprach
Der gute Mann von seinen Werken, kein
Erforscher forschte Gutes aus: er that's,
Und nicht die kleinste Spur verriet's. Er war
Ein guter Mann! — — Er starb, und schönes Lob
Ward nicht geredet, nicht gesungen, ward
Zu seinem Ruhm in Marmor nicht gehaun;
Nach dreißig Jahren aber deckte Gott
Die Decken, die der gute Mann mit Fleiß
Vor alle seine guten Werke zog,
Aus vatertreuer Wahrheitsliebe selbst
Den Menschen auf, den Menschen! Zweie sahn
Den guten Mann, wie er gewesen war:
Abudalott, der Bäcker, der mit ihm
Gereiset war, und der Esudaboll,
Der's oft noch rühmt, daß er, ein armes Kind,
Auf seinem Schoß einmal gesessen sei;
Und sagten: „Ach! Er war ein guter Mann!"

Hingegen Abnick Sabazalla, der
Sein Seelenpeiniger gewesen war,
Behauptete das Gegenteil und sprach:
„Als wie ein seelenloses Tier hat er
Sein langes Menschenleben durchgelebt!
In keiner langen Winternacht hat er
Durchs blaue Sterngewölbe seinen Gott
Mit seinem Feuerauge scharf gesehn;
Mit seines Geistes Feuerauge nicht
Im Unermeßlichen gesehn, wie viel
Gott, unser Gott der Götter, größer ist
Als andre Götter! Eingekerkert oft
In seinem Zulip hin zu sitzen und
Mit angestrengter Feuer-Seelenkraft
Den Gott zu denken, welcher größer ist
Als alle Götter, hab' ich Tag für Tag
Ihm angelegen, immer aber war
Ihm keine Zeit; er müsse Thaten thun,
Sprach der wahrhaftige Verkleinerer

57. in seinem Zulip: in seinem Gebetzimmer. (Anm. Gleims.)

Des großen Gottes! 'Unser Gott,' sprach er,
'Will eben nicht Betrachtung; unser Gott
Ist Meister, wir Gesellen! Unser Gott
Ist immer gnädig!' Solch Geschwätze ging
Aus seinem Munde; Beta Millizoll
Und Bara Karadabda hat's gehört!"

Als aber Abnick Sabazalla schwieg,
Da redeten die Zweie, welchen Gott
Den guten Mann, wie er gewesen war,
In seinem Licht der Wahrheit sehen ließ.

Abudalott, der erste: „Wenn ein Trieb,
Mit seinem Gott zu sprechen, seinen Geist
Aufforderte, sein Herz Krystall und Gold,
Geläutert scharf im Tiegel, war, dann schlich
Der gute Mann (ich habe morgens einst
Und abends einst stillschweigend ihn behorcht)
In seinen Weinberg, und, verschlossen Thor
Und Thür, rund umgesehen Wand und Zaun,
War er darin, mit seinem Gott allein!"

Esudaboll, der andere: „Mich that
Der gute Mann als eine Waise, die
Nicht Mutter und nicht Vater hatte, hin
Zu einem Weisheitslehrer, ohne daß
Der gute Weisheitslehrer wußte, wer
In seinem Herzen zum Erbarmer mir
Von meinem Gott gerufen sei, und erst
Nach seinem Tode, Menschen, hab' ich's mir
Mit Müh' erforscht; ach! ganz gewiß war er
Ein guter Mann! Und Sabazalla soll
Vor seinem Gott entschuldigen, daß er
Den guten Mann für einen guten Mann
Nicht achten will! Er bring' uns etwas mehr
Als nur Geschwatztes, er, der ihn vor uns
Und unserm Gott da so zur Rede stellt!"

Abudalott, der erste: „Mangel war
In unserm Vaterlande damals nicht,
Als seinen Segen unser guter Gott

In seinen Wolken über unserm Haupt
Wegtragen ließ in fernes Land; der Fürst,
Den unser Gott mit Weisheit und mit Macht
Gesegnet hat, war wahrer Vater! Rund
Um unser sattes Bruderland saß itzt
Der Hungrige! Da, Menschen, backte Brot
In seinem Weinberg nachts, wenn alles schlief,
Abdu Bedulla selbst und trug's hinaus
Aus seinem Weinberg an die Grenze, wo
Der Hungrige mit Weib und Kinde saß,
Und gab's dem Kinde! Wahrlich, lieber Herr!
Abdu Bedulla war ein guter Mann!"

Und alles Volk aus einem Munde rief:
„Abdu Bedulla war ein guter Mann!"

---

## 29. Auf Lavater.

Lăvāter oder Lāvăter —
Wer sagt mir, wie man spricht? —
Lăvāter oder Lāvăter,
Ich bitte, schwärme nicht!

---

## 30. Aus „Kraft und Schnelle des alten Peleus".

a.

Ein wahrer Jammer ist's, daß zwei so gute Köpfe,
Verdreht von Brausewind,
Daß zwei so spiegelrein erschaffne Gottgeschöpfe
Nicht rein geblieben sind!

Das Sinngedicht auf Lavater stammt wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte der achtziger Jahre, nachdem Lavater auf seiner Reise nach Bremen im Sommer 1786 auch Gleim in Halberstadt besucht hatte und in Briefwechsel mit ihm getreten war. Mitgeteilt ist es von Wilhelm Körte in „Gleims Leben" (Halberstadt 1811), S. 239.

Kraft und Schnelle des alten Peleus erschien „im Jahr 1799" und enthielt 66 Epigramme, von denen in Körtes Ausgabe keines aufgenommen ist.

b.

Wer hat die Xenien gemacht?
Und wer hat sie herausgegeben?
Wer's that, der hat ans zweite Leben,
Bei Göttern, nicht gedacht!

c.

Ihrer Bosheit Wespenstich
Anzubringen, tief zu stechen,
Dazu nur verbanden sich
Diese Männer brüderlich!
Und, was ist ihr Hauptverbrechen:
Armer Voß, sie lobten dich!

d.

O seht doch, wie die Grazien
Da laufen vor den Xenien!

e.

Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon!
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon
Gerufen ward auf ihm, noch die Gerufnen hörten,
Noch Faunen nicht auf ihm der Musen Tänze störten
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tigerungestüm,
Apollo Gott noch war, nicht Priapus auf ihm,
Als alle Sänger nach einander ihre Lieder
Vorsangen, alle noch wie Brüder
Sich liebten! Haß und Neid war nicht auf ihm zu sehn.
Auf unserm Helikon, wie war's einmal so schön!

f.

Ha, welch ein weiter Weg von Iphigenien
Zu diesen Xenien!

g.

Seines Geistes Armut zeigt,
Wer zum Wortspiel niedersteigt.

h.

Will er die heilige Kritik
Mit Xenien entweihn?
Nein, nein!
In der gelehrten Republik
Will er der Erste sein.

i.

Er wär' ein Hofmann? Er, der jeden
In einem Distichon, in einem Sinngedicht
So, so behandelt? Er, der solche Tafelreden
Im Munde führt? Ich glaub' es nicht.

## 31. Spruch.

„Deutsche Treue, deutscher Wein,
Ganzer und nicht halber Rhein!"
Das ist Landsturms Wort und Zeichen,
Das darf keinem Feinde weichen!

## 32. Letztes Gespräch.

Ich.

Engel des Todes, du kommst, mich abzuholen; ich bitte
Mir zu sagen, wohin? — Engel des Todes, du schweigst?

Der Engel.

Weil befohlen mir ist, dir's nicht zu sagen, so schweig' ich;
Aber wohin du auch kommst, wartet dein Vater auf dich.

Der Spruch stammt nach der Angabe Körtes, aus dessen Ausgabe er hier mitgeteilt ist, vom 25. Februar 1800.

Letztes Gespräch, wohl aus Gleims allerletzten Jahren, hier aus der Ausgabe Körtes mitgeteilt.

# Anakreontiker

und

# preußisch-patriotische Lyriker

Zweiter Teil

**Uz. Kleist. Ramler. Karschin**

Herausgegeben

von

**Franz Muncker**

# Johann Peter Uz.

# Einleitung.

Der angesehenste und künstlerisch bedeutendste Vertreter der deutschen Anakreontik neben Gleim war Uz. Beide zusammen hatten in jungen Jahren unserer Lyrik den Weg gewiesen, auf dem schon die heiteren Sänger des Altertums und der Nachbarvölker gewandelt waren; beide blieben der einmal eingeschlagenen Richtung im großen und ganzen etwa ein Jahrzehnt lang treu, um dann nach andern Seiten, Gleim hauptsächlich zur patriotischen Lyrik und zur moralischen Didaktik, Uz vornehmlich zur philosophischen Oden- und Lehrdichtung und nebenbei auch zur vaterländischen Poesie, abzuschweifen. Aber während Gleim von allen derartigen Nebenwegen stets wieder auf sein Hauptgebiet, die Anakreontik, zurücklenkte und so auch bei erlahmenden künstlerischen Kräften bis in seine letzten Tage unermüdlich und ohne ernste Selbstkritik fortsang, hörte Uz verhältnismäßig frühzeitig zu dichten auf, sobald einerseits das Jugendfeuer verglommen war, das in ihm die Lust zur scherzhaft tändelnden Poesie entzündet hatte, andrerseits aber auch keine neuen, für die künstlerische Darstellung geeigneten Ideen seine philosophisch-moralische Muse mehr begeistern wollten. Dafür erstreckte sich bei Uz das von Hagedorn überkommene Streben nach Korrektheit nicht nur auf die äußere Form der Sprache und des Verses, wie


IOH. PET. UZ.

Ich habe diesen vortrefflichen, durchaus
zweckmäßigen Aufsatz mit voll-
kommner Überzeugung, daß nichts
daran zu verbessern sey, signirt.
An. den 7. Dec. 1780. Uz.

Faksimile der Handschrift von Johann Peter Uz

meistens bei Gleim; er dehnte es vielmehr auch auf die innere Regelung, Anordnung und logische Durchbildung der Gedanken, auf die Vermeidung extravaganter Kühnheiten in Phantasie und Empfindung, auf die Wahl der passenden Darstellungsweise für den jeweiligen Inhalt aus. Uz war vielleicht noch weniger als Gleim eine große oder originelle Persönlichkeit, ein bahnbrechendes Genie in unserer Litteratur; aber er war feinfühliger und kritisch schärfer als jener, strenger in poetischen Fragen gegen sich wie gegen andere, ernster auf die höchste, ihm erreichbare Vollkommenheit in der Dichtkunst bedacht, zugleich aber auch zäher im Festhalten dessen, was er einmal als richtig erkannt hatte.

Sein Leben verlief einfach ohne bedeutende Schicksale. Johann Peter Uz wurde am 3. Oktober 1720 zu Ansbach geboren und ebenda nach dem frühen Tod seines Vaters, eines Goldschmiedes, durch seine Mutter gut erzogen und seit 1737 im neugegründeten Gymnasium vorgebildet. Im Frühling 1739 bezog er als angehender Jurist die Universität Halle, trieb hier aber auch ernstlich allerlei philosophische und geschichtliche Studien und wurde durch die gemeinsame Neigung zur Litteratur mit Gleim, Götz und Rudnick zusammengeführt, deren Freundschaft er sich weit über die akademischen Jahre hinaus treu zu erhalten wußte. Im Frühling 1743 ging er noch für ein Semester an die Leipziger Hochschule, wo er unter andern Gellert hörte. Dann kehrte er nach Ansbach zurück und wurde hier 1748 vorerst unbesoldeter Sekretär bei dem Justizkollegium. Als solcher wurde er einer kaiserlichen Kommission beigegeben, welche Grenzstreitigkeiten in Thüringen schlichten sollte, und verbrachte so anderthalb Jahre 1752 und 1753 zu Römhild bei Hildburghausen, die schönste Zeit seines Lebens, beglückt durch die Freundschaft des dortigen Hofadvokaten Grötzner und durch die Liebe zu dessen Schwester, die er als Klimene, nach ihrer Verheiratung (1756) auch als Laura besang. Sein Werben, das er noch aus der Ferne von Ansbach aus eine Zeit lang fortsetzte, war vergeblich, und Uz blieb wie Gleim unvermählt. 1763 wurde er endlich zum Assessor am kaiserlichen Landgericht des Burggrafentums Nürnberg und zum gemeinschaftlichen Rate der Markgrafen von Ansbach und Kulmbach-Bayreuth ernannt; nun ging er fast ganz in den Arbeiten seines Berufes auf, denen er auf das gewissenhafteste und mit dem besten Erfolge nachkam. 1790 wurde er zum burggräflichen Direktor befördert; den Geheimratstitel, der ihm gleichzeitig verliehen wurde, lehnte er ab. Als die fränkischen Fürstentümer 1791 an Preußen kamen, wurde Uz zum kgl. preußischen geheimen Justizrat und Landrichter in Ansbach ernannt. Aber das Patent seiner neuen Würde wurde ihm erst auf seinem Totenbette überreicht; wenige Stunden, nachdem er es erhalten hatte, starb er am 12. Mai 1796. Der einfach und still dahinlebende Greis, der seinen Tag streng zwischen ernster, pflichttreuer Amtsthätigkeit und heiterem Genuß der Dichtkunst teilte, genoß allgemeine Liebe und Verehrung; ihm selbst galt die Freundschaft und die Muse als der schönste Schmuck seines Lebens, das sich

während seiner letzten dreiundvierzig Jahre einförmig genug stets in den engen Mauern der kleinen fränkischen Residenz abspann.

Schon im Gymnasium hatte Uz viele Lust zur Poesie gezeigt und sich mit Horaz und Anakreon befreundet. Den wichtigsten Anstoß zu dichterischen Arbeiten erhielt er jedoch in dem litterarischen Freundeskreis, in dem er als Student zu Halle verkehrte. Hier fand er sich regelmäßig mit Gleim zusammen; hier schloß er sich fast noch inniger an Johann Nikolaus Götz an (9. Juli 1721 — 4. November 1781), der, aus Worms gebürtig, ziemlich gleichzeitig mit Uz 1739 die Universität Halle zum Studium der Theologie bezogen hatte; ein weiterer Freund war Rudnick aus Danzig, der früher in Jena studiert hatte, dann (wie es scheint, in der Hauptsache ohne eigne Schuld) verarmt und vor seinen Gläubigern nach Halle geflüchtet war. Er starb hier zu bald, als daß er sein Gedicht über die Fechtkunst hätte veröffentlichen können, während Götz sich zuerst im Verein mit Uz und später allein zu wiederholten Malen litterarische Lorbeern pflückte. Er scheint eine heitere Natur gewesen zu sein, zu Scherz, Liebe und leichtem Lebensgenuß geneigt, zärtlich und liebenswürdig-innig, aber frei von Leidenschaftlichkeit, geistesverwandt mit Hagedorn, den er als Anakreon den Zweiten pries und nach dessen Tod er den Niedergang der deutschen Dichtkunst befürchtete. Gleich ihm hielt er ein bescheidenes, neid- und sorgenloses Glück, einfache, aber behagliche Lebensverhältnisse voll Zufriedenheit und Ruhe höher als Reichtum, Macht und Ehre; gleich ihm schwärmte er für das Landleben, für die ländliche Natur sowohl wie für die „sanften Tugenden“, die hier vornehmlich heimisch seien und von weisen Seelen „mehr als Paphos' Töchter“ geschätzt würden. Wie Hagedorn gab auch Götz sich dem Einflusse der anmutigen, aber bisweilen leichtfertigen französischen Sänger von Liebe und Wein hin und streifte hie und da selbst verfängliche Situationen, allerdings stets mit dem Witz und der Zierlichkeit, die im gleichen Falle sein Hamburger Meister nie vermissen ließ. Daneben aber lernte er auch von seinen Freunden Gleim und Uz und schätzte den antiken Liebling Hagedorns, Horaz, hoch. Den Ton der Horazischen Ode schlug er namentlich in späteren, reimlosen Gedichten glücklich an, zuerst im Wetteifer mit Pyra und Lange, dann mit Klopstock und Ramler und teilweise wohl unter ihrem unmittelbaren Einflusse. Auch übersetzte er poetisch Verschiedenes aus Horaz und besonders aus dessen berühmtestem Nachahmer in der lateinischen Litteratur Polens, aus Sarbiewski, das Meiste etwas steif und künstlerisch unfrei. Denselben Eifer verwandte er aber auf Tibull und Catull, auf Anakreon und Sappho, auf die Epigramme der griechischen Anthologie sowie auf die Sinngedichte Martials und Ausons, und nicht minder reizten ihn Verse von Guarini, Marot, Chaulieu, La Fontaine, Voltaire, Friedrich dem Großen, ja gelegentlich ein mittelalterliches Minnelied zur poetischen Übertragung. So schwankte Götz denn auch in seinen eignen Gedichten zwischen antiken und modernen Versmaßen, versuchte sich nach Langes

Vorgang in reimlosen fünffüßigen Jamben, bildete die kurzen reimlosen Zeilen Anakreons und die stolzen Strophengebäude des Horaz, dann wieder die Alexandriner und die vers irréguliers der Franzosen (sogar mitsamt ihrem willkürlichen Wechsel von iambischem und trochäischem Rhythmus) nach, baute einmal ein langes Gedicht von dreißig Zeilen auf nur zwei, beständig wiederholte Reime auf und verzichtete ein andermal auf jegliche metrische Strenge, indem er eine Art von freien Rhythmen probierte. Recht gewandt bewährte er sich fast immer im Reimen; dagegen war sein rhythmisches Gefühl nicht bestimmt und nicht gesetzmäßig genug entwickelt. Seinen antikisierenden Versmaßen fehlte es daher oft an Ruhe und Klarheit. Im Inhalte seiner eignen Poesie verriet sich das Studium der Antike, abgesehen von vielen Anspielungen auf die griechische Mythologie, nicht allzu sehr. Zwar, was Anakreon besungen hatte, Liebe und Lebensfreude mit all ihren sinnlichen Reizen, das schilderte und pries auch Götz mit immer neuem Eifer. Aber im Ausdruck seines Preises hielt er sich mehr an das Vorbild, das er bei den französischen Jüngern Anakreons, als an jenes, das er bei dem griechischen Sänger selbst fand. Nach ihrem Beispiele wußte er auch dem satirischen Witz, der epigrammatischen Pointe und mitunter der moralisierenden Betrachtung überhaupt Eingang in seine Lyrik zu verschaffen. Er verstand es, kleine poetische Gemälde zierlich und anschaulich hinzuzeichnen; ein Reichtum von Bildern belebte seine gesamte Darstellung. Er strebte entschieden nach möglichster Korrektheit, hütete sich aber auch hiebei vor ängstlicher Pedanterie und entzückte darum seine Freunde vornehmlich durch seine zwanglos-leichte Zierlichkeit, durch seine „angenehme Nachlässigkeit im Ausdrucke", wie der strengere Uz sie bezeichnete. Er bewegte sich fast immer auf dem Gebiete der Lyrik, verfaßte freundschaftliche und scherzhafte Gedichte, Liebeslieder, Gelegenheitspoeme im eigentlichsten Sinne, Oden von höherem Fluge, stachlicht spottende und süßlich tändelnde Sinngedichte, kurze Fabeln und moralisch-didaktische Erzählungen, denen selten ein satirischer Beigeschmack fehlte, ganz lyrisch geartete Geschichtchen in Versen vom Glück und Schmerz der Liebe, zärtliche arkadische Idyllen ohne viel realen Hintergrund (darunter „Die Mädcheninsel", vielleicht sein berühmtestes Gedicht), auch umständlich beschreibende Gesänge.*) In die Entwicklung unserer Litteratur griff er jedoch nur einmal bedeutsam ein, mit einer seiner allerersten Publikationen, den „Oden Anakreons", die er gemeinsam mit Uz in reimlose Verse übersetzt hatte und nebst einigen andern Gedichten 1746 zu Frankfurt und Leipzig ohne Einwilligung des

*) Seine Gedichte, an verschiedenen Orten zerstreut, sammelte nach seinem Tode in seinem Austrag Ramler und gab sie mit der kurzen Selbstbiographie des Verstorbenen 1785 zu Mannheim in drei Teilen gesichtet und vielfach überarbeitet heraus. Den Anfang zu einer kritischen Ausgabe hat Karl Schüddekopf gemacht, indem er vorläufig Götzens Gedichte aus den Jahren 1745—1765 in ihrer ursprünglichen Gestalt mitteilte (in den „Deutschen Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts", Nr. 42, Stuttgart 1893, mit kenntnisreicher Einleitung). Das Leben des Dichters schilderte Dr. Heinrich Hahn sorgfältig im Osterprogramm des Gymnasiums zu Birkenfeld von 1889.

Freundes herausgab; 1760 ließ er sie zusammen mit zwei Oden der Sappho in neuer Bearbeitung mit zahlreichen Anmerkungen erscheinen, ohne daß Uz wiederum Anteil an dem Werke genommen hätte.

Wie in Frankreich und England, so waren während der letzten Jahrzehnte auch in Deutschland mehrere Versuche aufgetaucht, einzelne Gedichte Anakreons zu übertragen und künstlerisch nachzubilden. Schon Weckherlin, Opitz, Moscherosch und ihre nächsten Genossen hatten von den genußfreudigen Liedern des griechischen Altertums gelegentliche Anregung empfangen und das eine oder das andere derselben frei verdeutscht, bald grobianisch-plump, bald doktrinär moralisierend, stets aber von dem wahren Geiste des Originals unberührt. Recht äußerlich blieb die Nachahmung Anakreons auch noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, so bei David Schirmer, der nach Friedrich Taubmanns Vorgang ein bloß rhetorisches Spielen mit Worten und Redefiguren in kurzen Versen für das Wesen der Anakreontischen Poesie ansah, und bei Jakob Schwiger, bei dem schon die antike schöne Freiheit und sorglose Lust des Genusses in eine wilde, freche Maß- und Sittenlosigkeit auszuarten drohte. So fiel denn auch die erste deutsche Übersetzung sämtlicher Anakreontischer Gedichte, von Kaspar Ernst Triller (Nordhausen 1698), völlig ungenügend aus; sie war mehr geeignet, vor dem Studium des griechischen Sängers, den sie abscheulich vergröberte, abzuschrecken als dazu anzuspornen. Aber um dieselbe Zeit drang die französische Poesie des leichten Lebensgenusses zu uns herüber und wurde ein neuer Anlaß für unsere Dichter, sich mit dem antiken Vorbilde jener liebenswürdig-leichtfertigen Sänger jenseits des Rheins zu beschäftigen. Noch immer sank zwar dabei die Nachahmung Anakreons in die alte Roheit und Unbeholfenheit zurück; aber allmählich verfeinerte und veredelte sie sich doch, während das Verständnis der Antike und der Sinn für ästhetische Untersuchungen in Deutschland zusehends wuchs. Nun bestrebte man sich endlich, den Geist der antiken Anakreontik zu erfassen, in der man das Muster echter, einfacher Natur zu besitzen glaubte, und ging nicht mehr bloß auf die Nachbildung unwesentlicher Äußerlichkeiten aus.*) Aber auch der wirklichen Form der Anakreontischen Gedichte rückte man dabei näher, eben weil man statt des Nebensächlichen jetzt auch an ihr das Künstlerisch-Bedeutende richtig schätzen lernte. Wenn Johann Burkhard Mencke, Daniel Wilhelm Triller und Ludwig Friedrich Hudemann ihre Verdeutschungen Anakreontischer Lieder noch durchaus in gereimten Versen versuchten, so wagte Gottsched schon 1733 im fünften Stücke seiner „Kritischen Beiträge“ drei Oden des alten Sängers von Wein und Liebe in reimlose

*) Vgl. Dr. Georg Witkowski, Die Vorläufer der Anakreontischen Dichtung in Deutschland und Friedrich v. Hagedorn (Leipzig 1889), und Günther Koch, Beiträge zur Würdigung der ältesten deutschen Übersetzungen Anakreontischer Gedichte (in B. Seufferts „Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte“, Bd. VI, S. 481—506). Witkowski bereitet eine zusammenfassende Geschichte der deutschen Anakreontik vor.

Verse zu übertragen, denen 1736 in der Sammlung seiner Gedichte drei weitere Nummern sich beigesellten. Er sah dabei streng darauf, daß seine Verse genau so viele Silben wie die antiken enthielten; reine Jamben gab er durch Jamben wieder, die aus Anapästen und Jamben gemischten antiken Verse aber (◡ ◡ – ◡ – ◡ – ◡̄) ersetzte er durch Trochäen (– ◡ – ◡ – ◡ – ◡). Seinem Beispiele folgten nun Götz und Uz, indem sie dieselben metrischen Grundsätze auf die Übertragung aller Anakreontischen Gedichte anwandten. Sie bewährten sich in der That so gut, daß sie selbst Eduard Mörike noch 1864 in seiner Übersetzung der Anakreontischen Lieder beibehielt. Überhaupt war Gottscheds Verdeutschung im ganzen recht glücklich geraten: aus den sechs Gedichten, die er übertragen hatte, nahmen Uz und Götz eine erkleckliche Anzahl von Versen unverändert in ihre Übersetzung hinüber, und im übrigen kamen auch sie über das von ihm erreichte Ziel nicht weit hinaus. Auch sie übertrugen, wie Gottsched, das Original ziemlich genau, bisweilen fast wörtlich, ohne Erweiterung oder Umschreibung mit dem deutlichen Bestreben, Vers für Vers des griechischen Textes wiederzugeben und namentlich die Anzahl der Verse weder zu vermehren noch zu vermindern. Bisweilen mußten sie darum auch ein Wort des Grundtextes preisgeben, und hie und da wurden sie schließlich doch zu breit. Den Rhythmus wahrten sie anmutiger als Gottsched; auch hüteten sie sich besser als er vor gelegentlichen Flickwörtern oder veralteten Wortformen. Ziemlich überall trafen sie die rechten Töne mit einer gewissen Zierlichkeit und einem feinen Geschmacke, den Götz sonst, z. B. in seinen unmittelbaren Nachahmungen Anakreons (vgl. „Hylas an seinen Hahn"), nicht immer bekundete. Auch bemühten sie sich mit Erfolg, die von ihren Vorgängern vernachlässigte kunstvolle Gliederung der griechischen Lieder durch Gegensätze deutlich hervortreten zu lassen. Freilich wußten sie noch nichts von jener poetischen Treue der Übersetzung, welche sich bis auf die Wahl und allenfallsige Wiederholung desselben Wortes, auf die Stellung und Satzgliederung erstreckt; alle diese scheinbaren Nebendinge als bedeutsam achten, lernten unsere Dichter erst nach Jahrzehnten, zum Teil erst durch Voß. Götz und Uz begnügten sich, Sinn und Inhalt und im allgemeinen auch die Ausdrucksweise ihrer Vorlage richtig wiederzugeben, und offenbarten, indem sie recht hübsch die jeweilige Stimmung derselben bewahrten, echten dichterischen Sinn.

Die gemeinsame Arbeit an der Verdeutschung Anakreons gehörte den letzten Universitätsjahren der beiden Freunde an. Sie war sicherlich nicht das Einzige, was sie in jener Zeit auf dem Gebiete der Poesie leisteten. Uz insbesondere soll außer lyrischen Gedichten damals auch noch weitere Übersetzungsversuche gemacht und sich dabei sogar an Pindar und Homer gewagt haben. Doch ist uns von den letzteren nichts erhalten. Götz übertrug von größeren Stücken später noch zwei französische Dichtungen in Prosa, Gressets „Vert-vert" (1752, unter dem Titel „Paperle") und

Montesquieus „Tempel zu Gnidos" (1759). Er vertauschte 1742 die Universität mit einer Hauslehrerstelle zu Emden in Ostfriesland. Da er aber das Klima dort nicht vertrug, kehrte er im Herbst 1743 über Holland nach Worms zurück. Im folgenden Frühling wurde er Hofmeister und Schloßprediger zu Forbach in Lothringen, weilte aber als solcher öfters mit dem französischen Regimente, bei dem seine Zöglinge als Offiziere standen, zu Saarlouis, Metz und Straßburg und begleitete 1746 die jungen Herren auf die Ritterakademie nach Luneville. 1747 wurde er zum Feldprediger eines französischen Regiments ernannt, das halb in Nancy und halb in Toul lag; mit ihm machte er 1748 den holländischen Feldzug mit. Nach der Rückkehr wurde er Pfarrer in dem Städtchen Hornbach bei Zweibrücken, heiratete hier 1752 eine junge Witwe, die ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar, und rückte nach und nach zu höheren geistlichen Stellen auf. 1754 kam er als Oberpfarrer und Inspektor nach Meisenheim, 1761 als Pfarrer und Konsistorialassessor nach Winterburg bei Kreuznach, und 1776 wurde er hier zum Superintendenten des Oberamtes Kirchberg und der Ämter Winterburg und Sprendlingen befördert. Nach wiederholten Schlaganfällen starb er daselbst am 4. November 1781, von den Zeitgenossen, auch von den litterarisch bedeutenderen unter ihnen (so von Gleim, Boie, Voß, Knebel, Merck, Herder, Wieland) als Dichter ungemein hoch geschätzt.

Uz bekümmerte sich, nachdem sich Götz von ihm getrennt hatte, wenig mehr um seine Übersetzungsversuche, vermehrte aber in Leipzig und Ansbach fleißig die Anzahl eigener lyrischer Gedichte, die er von Halle mitgebracht hatte. Das frischere Leben, das sich damals gerade in der deutschen Lyrik überhaupt regte, Hagedorns neu erscheinende Oden und Lieder, Pyras und Langes Gedichte, Gleims erste poetische Gaben spornten auch ihn an; das Studium Anakreons und der leichten französischen Sänger, mit denen er zum Teil schon auf der Universität bekannt geworden war, wirkte außerdem noch kräftig nach. Gedruckt wurde von diesen Versuchen vorläufig noch recht wenig. Schwabes „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" brachten 1743 zwei Gedichte von Uz, die ein Jahr vorher entstanden und dem Lob des Frühlings, nicht weniger aber der Verherrlichung des Philosophen Wolff und seines Gönners, des Königs Friedrich, gewidmet waren. In dem einen dieser Gedichte, dem eigentlichen Lobgesang auf den Lenz, versuchte Uz, indem er die Jamben reimloser, weiblich ausgehender Alexandriner im dritten und sechsten Fuße regelmäßig durch Anapäste unterbrach, ein neues, antikisierendes Versmaß zu bilden, das alsbald in unserer Litteratur vielen Anklang fand, meistens als eine freie Umformung des antiken Hexameters betrachtet, mehrfach nachgeahmt wurde und bei Zachariä und Kleist in der That mehr und mehr zum wirklichen, nur um eine Vorschlagsilbe vermehrten Hexameter hinüberleitete. In den nächsten Jahren wurden noch ein paar Gedichte von Uz zu seinem großen Ärger nach Abschriften, die nur für Freunde bestimmt

gewesen waren, in den „Bremer Beiträgen" abgedruckt. Der Verfasser selbst konnte sich nur langsam, unter den beständigen Ermahnungen Gleims, zu einer Sammlung seiner lyrischen Versuche entschließen. Verschiedene derselben, so den Lobgesang auf den Frühling, arbeitete er erst von Grund aus um; an andern feilte er wenigstens im einzelnen mit unermüdlichem Fleiße; eine ziemliche Schar von Gedichten schloß er ganz aus der Sammlung aus, weil er fürchtete, ihr etwas weit getriebener schalkhafter Ton oder gewisse Zweideutigkeiten ihres Anakreontisch tändelnden Inhaltes könnten sittlichen Anstoß erregen. Er ging in dieser Besorgnis und in der Strenge, mit der er das Bedenkliche ausmerzte, vielleicht weiter, als es nach rein künstlerischen Grundsätzen geboten gewesen wäre. Was er verschont und nach Kräften ausgefeilt hatte, das erhielten noch erst Gleim und Ramler zur Prüfung, und so erschien endlich im November 1748, durch die Schuld des Buchhändlers noch überdies verzögert, ein dünner Band „Lyrische Gedichte" (Berlin 1749), ohne den Namen des Verfassers, mit einem kurzen, gleichfalls anonymen Vorwort von Gleim.

Vortrefflich ausgewählt und geordnet, mochten die neunundzwanzig Oden und Lieder dieser Sammlung als eine der reifsten Früchte echter Anakreontik erscheinen, obwohl sie sich in der äußeren metrischen Form von den herkömmlichen Nachahmungen Anakreons durchaus unterschieden: mit einziger Ausnahme der Frühlingsode waren sie samt und sonders gereimt, wie denn auch Uz später gegen die schweizerischen Hexametristen den Reim lebhaft verteidigte. Was ihn trotzdem zum Anakreontiker machte, war weniger die Nachbildung mehrfacher Motive der griechischen Wein- und Liebeslieder als die innere Verwandtschaft seiner dichterischen Natur mit der des lebensfrohen antiken Sängers. Ähnlich wie Hagedorn und der junge Lessing, der darum auch für diese „Lyrischen Gedichte" Worte des vollen Beifalls fand, dichtete Uz aus einem wahrhaft muntern und scherzhaften, harmlos-genußfreudigen Sinne. Die einzelnen Freuden der Liebe und des Weins, die er besang, waren freilich, wenn auch nicht immer, so doch meistens nur erdichtet. Aber nicht Anakreon allein war sein Lehrer; auch den Jüngern, die jener in Frankreich gefunden hatte, schloß Uz sich mit Eifer an. Clément Marot und Chaulieu wurden ihm Muster, die er bald getreulich, bald freier nachbildete, und auch an die lüsternen Scenen in den Erzählungen La Fontaines und seiner deutschen Nachahmer erinnerte mehr als ein Zug in den Liedern des Ansbacher Poeten, der doch wenige Jahre darauf hämischen Angriffen gegenüber der Wahrheit gemäß sich den keuschesten aller Dichter, die jemals geschrieben haben, nennen konnte. In der That, wenn er auch im keckſten Tone Hagedorns und selbst Rosts den einen und andern Vers wagte, so war ihm doch innerlich ein frivoler Sinn völlig fremd. Er verwertete gleich den übrigen Lyrikern seiner Zeit die sinnlichen Motive der Anakreontik und sang von badenden Schönen, von den Freuden der Nacht, malte gelegentlich Reize des weiblichen Körpers in der herkömm-

lichen Weise aus; aber das gehörte fast ebenso gut wie die Rosen, Myrten und Lorbeern, mit denen Uz schon seinen Freunden viel zu verschwenderisch umging, mit zu den unerläßlichen Vorstellungen der heiteren weltlichen Lyrik. Wo Uz ohne solchen konventionellen Apparat im Gedichte schlicht und einfach seine Herzensmeinung aussprach, da pries er als ein Schüler der Weisheit Horazens und Hagedorns die Zufriedenheit in ländlich-bescheidenen Verhältnissen und bezeichnete als den Gipfel dieses Glückes ausdrücklich „bei freiem Scherze“ einen „klugen Freund“ und „reinen Kuß“, und ebenso, wie er gegen die bloß äußerlichen Nachahmer der Anakreontischen Dichtung, die in Wahrheit nüchtern und frostig blieben, gegen die „Affen Gleims“, zornige Verse schleuderte, so wollte er auch von der Wollust des Pöbels nichts wissen, der, um sich zu erfreuen, rasen müsse; was ihn entzückte, das war vielmehr jene hohe Göttin der Wollust,

„die vereint Natur und Weisheit preisen,
Der Weisheit Kind und Königin der Weisen.“

An solchen und ähnlichen Stellen, wo entweder eine muntere, doch im Wesen harmlose Satire oder eine halb und halb philosophisch begründete Moral den Anakreontischen Scherz ablöste, deuteten schon die Gedichte dieser ersten Sammlung auf den ungleich tieferen Inhalt, wie auch auf den höheren Stil der späteren Uzischen Lyrik voraus.

Die „Lyrischen Gedichte“ fanden bei Lesern und Kritikern eine so günstige Aufnahme, daß ihr Verfasser sehr bald an eine vermehrte Ausgabe denken konnte. Bei der Sorgfalt, mit der er auch hier wieder einige Jahre lang alles vorbereitete, prüfte und wieder prüfte, zeichnete sich die neue Sammlung, die unter dem Titel „Lyrische und andere Gedichte“ 1755 zu Ansbach und, nochmals verbessert, wieder 1756 zu Leipzig erschien, nicht nur durch einen sehr reichlichen Zuwachs neuer Versuche, sondern auch durch viele, meist glückliche Veränderungen der alten Lieder aus. Unter den hier zum erstenmal gedruckten Gedichten befanden sich noch mehrere Anakreontische Stücke von der Art, wie sie schon die vorige Sammlung gebracht hatte, nur noch zierlicher in der Form, wie denn Uz überhaupt Sprache, Versmaß und Rhythmus von Ausgabe zu Ausgabe tadelloser gestaltete. Die meisten der 1755 neu veröffentlichten Gedichte priesen aber mehr didaktisch jenen Genuß des Lebens, den Horaz und sein deutscher Schüler Hagedorn so gern besangen, die „Wissenschaft zu leben“, die nicht im Haschen nach Schätzen, nach äußerer Pracht und Ehre, sondern in weiser Ausnützung jedes Tages, in frohem Genuß unter klugen Freunden, in gleichmäßiger, durch äußere Dinge nicht zu störender Heiterkeit und Zufriedenheit besteht, die Maß in Freud' und Leid zu halten und, durch keine Lust und keinen Unfall überwältigt, stets die innere Ruhe, das höchste Glück, zu bewahren, aber auch selbstlos das eigne Wohl dem allgemeinen Besten unterzuordnen und so nach wahrem Ruhm und echter Größe zu streben lehrt. Hie und

da trug Uz diese Horazische Weisheit freilich ein wenig doktrinär vor, wie das ja auch Hagedorn gelegentlich nicht besser gemacht hatte; statt feuriger Begeisterung merkte man allzu deutlich den besonnen ordnenden und folgerichtig konstruierenden Verstand des Dichters. In andern Versuchen aber wurde er freier und künstlerischer. Wie er statt des früheren didaktischen Verses, des schwerfälligen Alexandriners, beweglichere lyrische Versmaße und Strophengebilde wählte, so stimmte er auch in Gedichten von lehrhaftem Gehalte den Ton echter, schwungvoller Lyrik an. Dadurch wurde er der Begründer der philosophischen Ode in unserer Poesie, der direkte Vorläufer Schillers, des größten Meisters auf diesem Gebiete. Auch inhaltlich deutete er das eine und andere Mal bereits Ideen an, die Schiller hernach mit besonderer Liebe pflegte. Zwar sein schönstes philosophisches Gedicht, die in ihrem Gedankengehalte hauptsächlich von Leibniz und Shaftesbury abhängige, im Ausdruck vielfach an Haller gemahnende „Theodicee", die lyrisch vollendetste Behandlung des bei den deutschen Dichtern jener Zeit überaus beliebten Themas, hat in Schillers Poesie kein Gegenstück erhalten, da dieser seine mehrfach gegen Körner und Conz (1793) geäußerte Absicht, einen Wettkampf mit der Uzischen Ode zu wagen, nicht ausführte. Aber sonst klingen nicht nur einzelne Strophen im Lied „An die Freude" und im „Siegesfest" an Gedichte des Ansbacher Sängers ziemlich bestimmt an, sondern Schiller fand auch namentlich eine Lieblingsidee, die er zu wiederholten Malen poetisch ausführte, daß die Kunst den wilden Menschen zur wahren Humanität erst erzogen habe, in der Uzischen Ode „Die Dichtkunst" vorgebildet.

Fast alle diese Versuche von Uz aber, die einen höheren lyrischen Flug nahmen, wiesen auf das unmittelbare Vorbild des Horaz zurück. Auch die übrigen antiken Lyriker, Pindar ebenso wie die römischen Sänger, hatte Uz gründlich studiert und bei Gelegenheit ihnen einiges (z. B. aus Virgils Hirtengedichten) mit gutem Glücke nachgebildet; aber unendlich bedeutender war der Einfluß, den Horaz auf ihn ausübte. Die deutsche Odenpoesie vor und neben Uz wurde überhaupt in Form und Inhalt durch das Muster des Horaz bestimmt; ihm hatte vor allem Ramler die vielgerühmte Technik seiner Oden ganz und gar abgesehen. Uz verfuhr weniger engsinnig als Ramler, dessen Beispiel doch auch einigermaßen auf ihn hinüberwirkte; in allem Äußerlichen, besonders im Metrum und Reim, wahrte er seine volle Freiheit. Aber er fühlte sich wie Hagedorn dem alten Horaz geistig verwandt; darum war es ihm nur natürlich, daß er ebenso gut, wie er philosophische Gedanken und moralische Anschauungen des römischen Sängers sich zu eigen machte, von ihm auch dichterische Motive und Themata und das ganze rhetorische Pathos seiner Darstellung herübernahm. Die Horazische Bilderfülle, die pompöse Schar allegorisch-mythologischer Vorstellungen, dazu verschiedene historische Beispiele, meist der alten Geschichte entnommen —, von Alexander, Timoleon, Sokrates — alles das zog auch in die Uzische Poesie ein; selbst stilistische

Wendungen, durch welche sich taumelnde Begeisterung schon äußerlich (in Fragen oder Ausrufen) bekunden sollte, lernte Uz gleich den übrigen Lyrikern seiner Zeit unmittelbar von Horaz, doch so, daß er auch hierbei nicht zum sklavischen Nachahmer des römischen Dichters wurde, wie viele von diesen Zeitgenossen. So wirkte Horaz im besten Sinne künstlerisch auf Uz ein. Auch seiner warmen Naturempfindung wußte der letztere mitunter einen ähnlichen Ausdruck zu geben wie der Sänger Tiburs; desgleichen zeigte ihm das römische Vorbild den Weg, wie er seine Gelegenheitsgedichte vertiefen konnte, indem er sich von der Betrachtung des einzelnen Ereignisses, das sie veranlaßte, zu allgemein bedeutenden geistigen oder sittlichen Ideen erhob. Endlich lehnte sich seine vaterländische Lyrik stellenweise an Horazische Oden an. Gerade hier aber gesellte sich zu dem antiken Einfluß nicht minder stark die Einwirkung neuerer deutscher Dichter. Wie Haller, versuchte sich Uz frühzeitig in patriotischer Satire und geißelte wiederholt in kraftvoll-kühnen Mahnreden den Verfall deutscher Größe und echter Sitte. Mit Klopstock berührte er sich in der größeren Auffassung des Begriffes Vaterland, indem er nicht nur seine engere Heimat, sondern das ganze Deutschland mit heißer Inbrunst liebte. Mit Klopstock und Kleist beklagte er voll edlen Zornes den Jammer des Krieges und pries den friedlich sein Land beglückenden Herrscher hoch über den Eroberer; aber von der ungerechten Verbitterung Klopstocks gegen Friedrich II. ließ er sich trotzdem nicht anstecken, wenn schon er nicht mit Kleists oder Gleims Leidenschaft die Partei des auch von ihm ja bewunderten Preußenkönigs ergriff.

In die Ausgaben der Uzischen Gedichte von 1755 und 1756 fanden aber außer Oden und Liedern auch noch einige poetische Briefe und ein komisches Epos „Sieg des Liebesgottes“ Aufnahme. Jene gehörten großenteils dem Jahre 1753 an und waren äußerlich ganz in der Art jener aus Prosa und freigereimten Versen gemischten Episteln gehalten, die namentlich Chapelle und Chaulieu in der französischen Dichtung eingebürgert hatten und mehrere Bremer Beiträger und deutsche Anakreontiker bei uns fleißig nachahmten. Auch schlug Uz mehrfach Anakreontische Töne in diesen Briefen an, so anmutig wie irgend einer seiner Vorgänger; aber er begnügte sich damit nicht. Warme Herzenslaute machten bei ihm sich neben dem spielenden Getändel vernehmbar; auch manche philosophisch ernste Betrachtung war in seinen poetischen Episteln niedergelegt; hauptsächlich aber scherzte in ihnen eine leichte Satire, die persönliche Schwächen der Freunde oder gesellschaftliche Schäden streifte, mit liebenswürdigem Humor, einmal sogar, wo es sich um litterarische Einseitigkeiten handelte, mit scharf eindringendem Spotte. Satirisch war denn auch der Grundton des komischen Heldengedichts, das Uz, nachdem er es längst schon geplant, 1751 in vier Büchern vollendet und 1753 in einem Einzeldrucke anonym veröffentlicht hatte, ohne zunächst, wie es scheint, großes Aufsehen damit zu erregen. Als Epopöe konnte der „Sieg des Liebesgottes“ mit seiner

minimalen Handlung, die überdies in ihren einzelnen Zügen stark an die komischen Epen von Boileau, Pope und Zachariä erinnerte, nicht viel bedeuten. Die Komposition des Ganzen war ziemlich lose geraten: überall drängten sich Episoden, zum Teil ganz unvermittelt, ein; die Charakterzeichnung hingegen stand der in den älteren Werken gleicher Art kaum nach, obschon auch sie recht allgemein gehalten war und durchweg an die Karikatur streifte. Mit dem epischen Apparat war Uz auch äußerst sparsam umgegangen und hatte sogar die im komischen Heldengedicht üblichen unmittelbaren Parodien des ernsten Epos mit Ausnahme einiger Homerisch breit ausgemalter Gleichnisse meistens vermieden. Er nahm daher selbst den Titel einer komischen Epopöe für seine einfache Dichtung nicht in Anspruch und erklärte, seine Absicht sei einzig die Satire gewesen und zwar patriotische Satire sowohl sozialer als litterarischer Art: er wollte seine Deutschen wegen gewisser thörichter Sitten und wegen ihres verderbten Geschmackes verspotten. Bezeichnete schon diese Betonung der litterarischen Satire neben der gesellschaftlichen einen Fortschritt gegenüber den deutschen Vorgängern unsers Dichters, so ließ Uz diese älteren Genossen, die meistens nur gegen die Nachäffung französischer Thorheiten geeifert hatten, noch weiter hinter sich, indem er gegen jede sklavische Nachahmung fremden Wesens auftrat und namentlich auch in einer dem Ganzen etwas gewaltsam eingefügten Episode über die deutschen Epiker, die unselbständig den Engländern nachfolgten, insbesondere über Bodmer und die sonstigen Patriarchadendichter die Lauge seines Spottes ausgoß.

Dieser Angriff, den Uz in dem poetischen Briefe an Hofrat Christ wiederholte, zog der sonst meist freundlich aufgenommenen Sammlung seiner Gedichte die heftige Verfolgung der Züricher Parteigenossen zu. Neben mißgünstigen Recensionen, die sie veranlaßten, hetzten sie vor allem Wieland auf, der denn auch 1756 in seinen „Sympathien" und 1757 in der Vorrede zu den „Empfindungen eines Christen" die gehässigsten Ausfälle gegen Uz als sittenverderbenden Wortführer der leichtfertigen Anakreontik machte. Dieser antwortete 1757 in dem poetischen „Schreiben an einen Freund" würdig mit dem Hinweis auf die Unschuld seines Lebens wie seiner dichterischen Versuche, die den ernsten Fragen der Philosophie und dem Preise der Gottheit nicht minder gewidmet waren als harmlos-heiterem Scherze; nur öden Schwulst und ungefällig-plump moralisierenden Fanatismus lehnte er ab und forderte von der Dichtung vor allem die reizende Schönheit der Form, nicht bloß einen sittlich-erbaulichen Inhalt. Nicolai und Lessing schlugen sich öffentlich auf die Seite des gekränkten Dichters, den im nördlichen Deutschland selbst von denen, die Bodmer sicher zu den Seinigen zählte, viele in Schutz nahmen. Völlig unwirksam entlud sich daher in Züricher Zeitschriften noch verschiedene Male der Ärger der Bodmerschen Partei; Wieland jedoch, damals selbst in einer bedeutsamen innern Wandlung begriffen, führte den Plan, öffentlich auf Uzens Verteidigung zu antworten,

nicht aus, sondern milderte vielmehr von einer Ausgabe seiner Schriften zur andern die verletzenden Worte, bis er sie schließlich, nunmehr auch persönlich mit Uz ausgesöhnt, ganz strich. Nicht vom sittlichen, sondern vom künstlerischen Standpunkt aus griff bald nach Wieland 1758 ein Bundesgenosse der Schweizer im Norden, Johann Jakob Dusch in Altona, den Verfasser des „Siegs des Liebesgottes" an; seine langatmige, wenig geistreiche und gründliche Kritik fertigte Uz erst 1760 in einem ausführlichen prosaischen Schreiben mit vornehmer Gelassenheit im ganzen glücklich ab, ließ sich gleichwohl aber durch den Tadel seines Gegners bestimmen, späterhin mancherlei Änderungen an seinem Gedichte vorzunehmen.

Er feilte überhaupt eifrig weiter an seinen Versuchen, und nicht immer leiteten ihn dabei nur ästhetische Rücksichten. Auch die Furcht vor sittlichen Beschuldigungen entlockte ihm nun manche Änderung, die nicht geradezu als künstlerischer Gewinn zu betrachten war. Die Ausgabe seiner „Poetischen Werke" (Leipzig 1768), die neben den glücklichsten Verbesserungen schon einige Spuren von solcher unzeitigen Strenge aufwies, brachte jedoch auch noch einen ansehnlichen Zuwachs neuer Gedichte und unter ihnen mehr als ein unverkennbares Meisterstück. Am wenigsten gelungen war das umfangreiche Lehrgedicht „Versuch über die Kunst stets fröhlich zu sein", das, in vier Briefe abgeteilt, zuerst 1760 in einem Einzeldruck herausgekommen war und nun, vollständig überarbeitet und allerorten vermehrt, wieder in der Gesamtausgabe der Werke erschien. Seit 1756 schrieb Uz an diesem philosophisch-moralischen Gedichte, zu dem ihm die „Ars semper gaudendi" des spanischen Jesuiten Sarasa die Anregung und für einzelne Abschnitte das Vorbild lieferte, so verschieden auch die Ausführung des ähnlichen Grundgedankens im ganzen bei beiden Autoren ausfiel. Außerdem machte Uz allerlei Anleihen bei alten und neuen Moralisten, besonders bei Cicero und den Eklektikern der römischen Kaiserzeit, sowie bei modernen englischen und deutschen Religionsphilosophen. Wieder pries er zunächst das Horazische Ideal des Weisen, der sich in einfacher Beschränkung zufrieden und somit glücklich fühlt. Den sinnlichen Freuden, die Uz so oft besungen hatte, sprach er auch jetzt ihr Recht nicht ab; aber er verwahrte sich entschieden gegen die Annahme, als kenne er kein höheres Glück als sie. Von der Horazischen Weisheit leitete er allmählich in die christliche Erkenntnis über: dauerhafte Ruhe und sichere Freude, unzerstörbares Glück giebt uns im leidvollen Erdenleben nur das Vertrauen auf einen gütigen Gott, der das All nach ewigen Gesetzen gerecht lenkt, und namentlich der Glaube an Unsterblichkeit, an ein keinem blinden Wechsel unterworfenes Jenseits, wie es die Philosophie bis zu einem hohen Grade wahrscheinlich, die christliche Religion gewiß macht. Formal suchte Uz, der aber auch an neueren Lehrgedichten, besonders an Pope, lernte, vor allem den alten Horaz nachzubilden. Nach seinem Muster schmückte er unter anderm die ohnedies recht

breit geratene Darstellung mit vielen Beispielen, hauptsächlich aus der Geschichte des Altertums, dann und wann auch aus der antiken Mythologie. Aber er blieb ebenso weit hinter Horaz wie hinter seinen eignen philosophischen Oden, die mehrfach ähnliche Themata behandelten, zurück. Schon das Versmaß seines Lehrgedichts, regelrecht gereimte Alexandriner, die zwar oft nach Hallers Vorgang mit großem Geschick antithetisch gebaut sind, ließ ihn nicht leicht aus einer matten Eintönigkeit herauskommen. Leider suchte Uz die fehlende Kraft des Ausdrucks durch einen Reichtum von Worten zu ersetzen und überbot sich daher in Umschreibungen und Wiederholungen des nämlichen Gedankens, in weitschweifigen Ausführungen jedes selbst nebensächlichen Einfalles. Die späteren Zusätze machten dieses Übel noch ärger, so daß nun auch die wenigen dichterisch hervorragenden Stellen in den breit flutenden Redewogen völlig unbemerkt mit versanken.

Viel höher als dieses Lehrgedicht, dessen Mängel sogleich Moses Mendelssohn im 128. Litteraturbrief rügte, standen die meisten Oden, die Uz gleichzeitig mit oder dicht nach demselben verfaßte. Mächtig waltete in ihnen das philosophische und das patriotische Element. Nur vereinzelt und sehr gedämpft erklangen noch einige Anakreontische Accorde auf der Leier des ernster gewordenen Dichters, und doch war seine Lebensanschauung im Grunde dieselbe geblieben, nur geläutert und veredelt in ihrem Ausdruck. Auch die Gegenstände seiner philosophischen und patriotischen Oden waren die ehemaligen, desgleichen ihre dem Horaz abgelernte Technik. Nur fand Uz jetzt fast häufiger als früher Gelegenheit, an Verse auf ein bestimmtes Einzelereignis, wie auf das Erdbeben zu Lissabon, auf den Tod Cronegks oder Kleists, allgemeine Gedanken anzuknüpfen — mit Vorliebe im Stil der „Theodicee", um die unbegreiflichen Wege der Vorsehung zu rechtfertigen. In den vaterländischen Gedichten, die während des siebenjährigen Kriegs entstanden, stieg dann und wann die Begeisterung für Friedrich II. und die Zuversicht auf seinen endlichen Sieg höher; meistens aber rief er, den „Gewaltigen der Welt" und ihren blutigen Lorbeern grollend, nach dem schmerzlich ersehnten Frieden in rückhaltlos bittern Worten.

Die Mehrzahl der 1768 zuerst gedruckten Gedichte waren geistliche Oden und Lieder. Ein inniges Verhältnis zum Christentum hatte Uz in seiner frühern Poesie nirgends bekundet; auch seine Briefe, soweit sie bisher bekannt geworden sind, verraten davon gar sehr wenig. Es ist daher schwer zu bestimmen, ob ihn hauptsächlich äußere Umstände, vielleicht im Zusammenhange mit den Züricher Angriffen,*) zur religiösen Lyrik trieben, oder wie viel Anteil wohl auch innere Erfahrungen an diesem Umschwung des Dichters hatten. Jedenfalls spricht auch aus seinen geistlichen Gesängen keine besondere Wärme und überzeugende Innigkeit

*) In diesem Zusammenhang erwähnte er wenigstens seine geistliche Liederdichtung zuerst, freilich nicht in dem oben angedeuteten Sinne; vgl. unten die zweite poetische Epistel (an Gleim), V. 157 ff.

des religiösen Empfindens, so tadellos richtig auch die Worte eine christliche Gesinnung ausdrücken. Von der schwärmerischen Inbrunst des Pietismus, von der unmittelbar persönlichen Hingabe seiner Anhänger an die erlösende Liebe Gottes ist bei Uz ebenso wenig zu spüren wie von einer orthodox-dogmatischen Starrheit. Diese inneren Unterschiede in der Auffassung des Christentums scheinen ihn überhaupt nicht tief berührt zu haben. Am ersten neigte er noch zu einer rationalistischen Auffassung. Aber auch damit hielt er kluges Maß, wennschon er bisweilen eine im aufklärerischen Sinne moralisierende Sentenz oder etwas dergleichen anbrachte. Das eine und andere Mal wandte er sich sogar pathetisch abwehrend gegen Ungläubige und Zweifler. Vorwiegend machte er doch nur Gott Vater, den Schöpfer und Lenker der Welt, zum Inhalt seiner geistlichen Gedichte. Gottes Eigenschaften, Gottes Wohlthaten gegen den Menschen, der in seiner Nichtigkeit und Sündhaftigkeit solche Huld des Ewigen nimmermehr verdient, pries er demütig und dankbar in immer neuen Tönen. Ungleich seltner besang er hingegen Gott den Sohn, und in die geheimnisvollen Tiefen des Erlösungswerkes selbst tauchte er so gut wie nie hinab. Von den älteren Dichtern geistlicher Lieder scheint Luther mit seinen nächsten Zeitgenossen unmittelbar wenig auf ihn eingewirkt zu haben; vielmehr zeigen die Uzischen Gesänge im ganzen jene subjektive Grundstimmung, die etwa seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts uns aus dem deutschen Kirchenlied entgegenklingt. Stellenweise erinnern sie auch geradezu an Strophen von Martin Rinckart, Johann Jakob Schütz und andern ältern oder jüngern Zeitgenossen Paul Gerhardts. Unter den geistlichen Liederdichtern des achtzehnten Jahrhunderts übertraf Uz die nüchtern moralisierenden, wie Johann Adolf Schlegel und selbst Gellert und Johann Andreas Cramer, durch größere poetische Kraft und kühneren Schwung, obgleich er mit dem rhetorischen Prunk Cramers nicht wetteiferte; vor Klopstock zeichnete er sich durch größere volkstümliche Einfachheit aus. Dagegen erreichte er Gellerts populäre Innigkeit ebenso wenig wie die malerische Pracht und Majestät der Darstellung in Kleists Hymnen, obwohl er nach beidem zu streben schien. Sein hauptsächliches Vorbild waren die Psalmen, von denen er einzelne (z. B. den 23. Psalm) vollständig nachdichtete; aus ihnen nahm er zahlreiche Gedanken, Bilder, Gleichnisse, oft beinahe wörtlich, herüber. Auch sonst suchte er seine Rede der biblischen Ausdrucksweise möglichst gemäß zu gestalten. Hie und da freilich, wenn er sich etwa anschickte, den Reiz des Frühlings zum Lobe Gottes zu schildern, stahlen sich etliche weltliche Farben aus seiner früheren Poesie in das geistliche Gemälde. Im übrigen aber griff er gerade in diesen geistlichen Liedern das eine und andere Thema seiner einstigen Dichtung wieder auf, um es nunmehr in christlich-frommer Weise auszuführen. So verfaßte er z. B. als Gegenstück zu der „Theodicee" eine große Ode auf „Gott den Weltschöpfer", an die vieles in den lyrischen Partien von Haydns späterem Oratorium (nach dem englischen Texte

Lidleys von dem Freiherrn van Swieten frei ausgearbeitet) merkwürdig anklingt.

Am Schlusse der Sammlung seiner poetischen Werke von 1768 sprach Uz es wiederholt aus, sowohl in der gereimten Epistel an Christian Felix Weiße als auch in dem kurzen prosaischen Nachwort, daß seine Jahre und „Geschäfte, die sich mit einem genauen Umgang der Musen nicht vertragen wollten,“ ihn jetzt kaum mehr dichterisch thätig sein lassen würden. So war es denn auch; was er nach dem Herbst 1767 noch dichtete, beschränkte sich auf unbedeutende Gelegenheitsreimereien, die er zum Teil auf höhern Befehl ohne innern Drang, ja wider Willen lieferte, und auf ein paar Kirchenlieder, die gleichfalls keinen selbständigen Wert hatten. 1772 kam eine neue Auflage seiner poetischen Werke mit einzelnen, verhältnismäßig weder zahlreichen noch wesentlichen Verbesserungen heraus. 1773—1775 erschien in drei Bänden eine Prosaübersetzung der Oden, Satiren und Episteln des Horaz, an der Uz zusammen mit zwei Ansbacher Freunden, dem Generalsuperintendenten Junckheim und dem Hofkammerrat Hirsch, seit mehr als zehn Jahren in seinen Mußestunden gearbeitet hatte. Es war eine mit allem Fleiß und Bedacht, aber etwas nüchtern ausgeführte Arbeit, bei der es den drei Freunden weit mehr um eine möglichst genaue und einfache, als um eine dichterisch gehobene Wiedergabe des römischen Originals zu thun war. Eine wirklich poetische Übertragung des Horaz, in der der eigentümliche Charakter, die Präcision und Kürze des Römers gebührend zum Ausdruck komme, hielt Uz, der sich schon in jungen Jahren öfters daran gemacht hatte, auf Grund der eignen Erfahrung für unmöglich; die mißgünstige Aufnahme aber, die seine und seiner Genossen Arbeit bei den deutschen Kritikern — nicht völlig mit Recht — fand, verdroß ihn bitter. Mit dem nämlichen Freunde Junckheim arbeitete Uz „auf landesfürstlichen Befehl“ ein neues ansbachisches Gesangbuch aus, das 1781 erschien. In der Hauptsache handelte es sich dabei um eine sprachlich-metrische Modernisierung älterer Kirchenlieder, mitunter auch um eine ästhetische Umbildung derselben im weiteren Sinne, wie dergleichen im vorigen Jahrhundert mehrfach, von Klopstock, Adolf Schlegel, Cramer und andern unternommen wurde. Uz und Junckheim nutzten die vorhandenen Vorarbeiten, sahen sich aber öfters aus lokalen Gründen zu selbständigen Veränderungen bewogen und wollten vor allem nicht, wie ihre Vorgänger leider fast immer thaten, den naiv-poetischen Ton der alten Gesänge durch die Modernisierung zerstören. Übrigens wagten sie sich mit ihren Bearbeitungen sogar an die Lieder gleichzeitiger, ja noch lebender Dichter; so veränderte Uz für das Ansbacher Gesangbuch einige geistliche Lieder von Gellert, Cramer und Klopstock, sowie zwei eigne Gedichte und zwar das eine derselben von Grund aus.

In den letzten Jahren seines Lebens feilte Uz noch allerlei an seinen poetischen Werken für den Fall, daß eine neue Ausgabe derselben

veranstaltet werden sollte. Seine Verbesserungen kamen erst geraume Zeit nach seinem Tode der Prachtausgabe zu gute, die Christian Felix Weiße, der von Uz selbst noch mit dieser Ausgabe betraute Freund, 1804 zu Wien erscheinen ließ. Die Zeit des Dichters Uz war damals freilich längst vorbei. Sein Lob zwar war unvergessen; noch wenige Jahre zuvor hatten Schiller und Herder es laut verkündigt, wie früher zu wiederholten Malen Lessing vor andern es rückhaltlos ausgesprochen hatte. Ja selbst in den Jahren, da die Stürmer und Dränger den Vertretern der älteren französisch-korrekten Dichtung unter den Deutschen den Krieg erklärt hatten, versagte einer der verwegensten Herolde des Neuen, Lenz, den Uzischen Gedichten nicht seine Anerkennung. Kurz vorher aber hatte sich, besonders infolge französischer Übersetzungen, der Kreis ihrer Bewunderer auch über die deutschen Grenzen hinaus erweitert, und 1770 konnte selbst Papst Clemens XIV. (Ganganelli) dem erstaunten Markgrafen Karl Alexander von Ansbach zu dem Besitz eines so trefflichen Poeten Glück wünschen. Und doch erwuchs gerade um diese Zeit in Deutschland die neue Dichtung, die mit ihrer volkstümlichen Kraft, ihrer Kühnheit der Phantasie und Leidenschaft der Empfindung die glatte Annut und zahme Korrektheit eines Uz bald verdrängen sollte. Vollends neben den reifsten Schöpfungen Goethes und Schillers und neben den verheißungsvollen Erstlingen der Romantik war für den Anakreontiker, Oden- und Lehrdichter der alten Schule kein Platz mehr. Sein wirkliches Verdienst um die geschichtliche Entwicklung unserer Litteratur konnte erst später wieder die wissenschaftliche Forschung gerecht abwägen.

In jüngster Zeit hat August Sauer eine kritische Ausgabe der sämtlichen poetischen Werke von Uz in der Sammlung deutscher Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken (Nr. 33—38, Stuttgart 1890) besorgt, eine in jedem Betracht ausgezeichnete Leistung, deren Wert durch eine höchst sorgfältige und ergebnisreiche Einleitung noch erhöht wird. Auf Grund dieser Ausgabe hat nunmehr Erich Petzet eine liebevoll ins Einzelne eindringende Charakteristik des lyrischen Dichters in seinen „Studien zu Johann Peter Uz" (Berlin 1893, Sonderabdruck aus der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte) begonnen, aus denen uns das Bild des Ansbacher Poeten unvergleichlich klarer und getreuer entgegentritt als aus den vorausgehenden besten Biographien desselben, die Schlichtegrolls (auch von Jördens fleißigst benützter) Nekrolog auf das Jahr 1796 (Bd. I, S. 65—153) und Henriette Feuerbachs Buch „Uz und Cronegk" (Leipzig 1866) dargeboten hatten. Auch dem „Sieg des Liebesgottes" hat Petzet seinen geschichtlich ihm gebührenden Platz angewiesen („Die deutschen Nachahmungen des Popeschen Lockenraubes" in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge, Bd. IV, S. 409—433). Briefe von Uz sind dem Aufsatz in Schlichtegrolls Nekrolog und der Biographie von H. Feuerbach beigefügt, dann vereinzelt an verschiedenen Orten gedruckt. Hervorzuheben sind

darunter die Briefe an J. P. Grötzner, die gleichzeitig von Hermann Trapp (Römhild 1866) und von August Henneberger (Leipzig 1866) herausgegeben wurden. Weißes vielfach interessante Briefe an Uz sind auszugsweise im „Morgenblatt für gebildete Stände" 1840, Nr. 282—301 mitgeteilt.

Die vorliegende Skizze beruht zum großen Teil auf den Arbeiten Sauers und Petzets, die in vielen Beziehungen als erschöpfend und vorläufig abschließend sich darstellten In die folgende Auswahl wurde eine notgedrungen knappe Anzahl der Lieder und Oden von Uz nebst zwei größern Abschnitten aus dem „Siege des Liebesgottes" und einigen litterargeschichtlich wichtigen Episteln aufgenommen. Die den letztern beigefügten Anmerkungen konnten zum größten Teil ohne Schaden für das Verständnis wegfallen. Dem Texte liegt die letzte nachweisbar von dem Verfasser selbst besorgte Ausgabe (von 1768) zu Grunde Von den mannigfach verschiedenen Lesarten der älteren Drucke konnten nur ausnahmsweise Beispiele gegeben werden; dagegen sind die wenigen Veränderungen der späteren Sammlungen von 1772 und 1804, die nach Weißes Vorbericht gleichfalls alle auf Uz selbst zurückzuführen sind, vollständig mitgeteilt.

München, im Oktober 1893.

Franz Muncker.

# Lyrische Gedichte.

# Erstes Buch.

## 1. Der Frühling.

Ich will, vom Weine berauscht, die Lust der Erde besingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Lust,
Den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unsre Gefilde beherrscht!

Fangt an! ich glühe bereits; fangt an, holdselige Saiten!
Entzückt der Echo begieriges Ohr!
Tönt sanft durchs ruhige Thal! da lauschen furchtsame Nymphen,
Nur halb durchs junge Gesträuche bedeckt!

Wer kömmt vom Hügel herab, voll unaussprechlicher Anmut,
Dem Glanz die fröhliche Stirne bestrahlt,
Den Philomele begrüßt? Ihm düften frühe Violen;
Ihm grünt der Erde beschattete Schoß.

Wunsch meiner Muse, du kömmst! O Frühling, Wonne Dionens,
Du kömmst, vom feurigen Amor umarmt;
Und Amors mutige Faust schwingt siegbegierige Pfeile:
Die stolzen Sterblichen huldigen ihm.

Ein Schwarm der Freuden ereilt vor dir mutwillige Weste
In Tänzen, welche die Flöte belebt:
Vor dir scherzt Hebe dahin: es lachen lauere Lüfte
Dich, Kind der Sonne, gefälliger an.

Erstes Buch. Die Gedichte des ersten und zweiten Buches standen mit Ausnahme von Nr. 5 und Nr. 8 alle in der Sammlung von 1749. — Der Frühling, 1742 gedichtet, 1743 anonym in Schwabes „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" gedruckt, während Uz gleichzeitig die Ode vollständig umarbeitete. — 12. Ihm lacht vom Felde das herrliche Grün. (1804.) — Schoß, im 18. Jahrhundert noch oft als Femininum gebraucht. — 13. Dione, Venus.

Durchzeuch nicht länger, o Nord, verheerend unsre Gefilde!
  Entfleuch nach ewigem Eise zurück,
Weil nun der schönere Lenz, den Zephyrs Fittige kühlen,
  Siegprangend unsre Gefilde beherrscht!

Sie blühn, vom Taue beperlt, und Anmut lachet in allen:
  Es lacht die ganze smaragdene Flur,
In deren Arme so oft bei frischer Bäche Geschwätze
  Der Schlaf mein williges Auge beschleicht.

Berg, Thal und Aue besät der Blumen prächtige Menge:
  Voll Stolz auf ihre beliebte Gestalt,
Bückt sich doch jede daselbst vor dir, du Blume Lyäens,
  Die süßem Scherze geheiliget ist!

Schmück' itzt mein finsteres Haar! Wann du mich, Rose, bekränzest,
  Und Bacchus meine Gesänge beseelt,
Flieht schnell mein trauriger Ernst; dann klingt die Laute bezaubernd
  In meiner Muse geschäftigen Hand.

Sie selbst auch werde bekränzt, die nicht mehr schläfrige Laute:
  Denn itzt (willkommen, o liebliche Zeit!)
Erwacht der frohe Gesang, und jed' entschlafene Zither
  Ist auf erhabene Töne bedacht:

Und auch die ganze Natur fühlt sich aufs neue begeistert,
  Da sich die Sonne der Erde genaht;
Und jedes frostige Thal, so Wald als grüne Gebirge
  Sind reg', und alle Gefilde belebt.

Drum ist die Stille geflohn, verbannt in traurige Wüsten;
  Der Lärm regieret im heiligen Hain:
Bald rauscht ein fröhlicher Hirsch, der sich im Flusse gebadet,
  Durch frischbetaute Gebüsche zurück:

Bald tönt durchs düstre Revier die Brunst unbändiger Herden:
  Wie girrt die zärtere Taube so sanft!
Wie seufzt, vom Laube bedeckt, Pandions einsame Tochter,
  Wann kaum die nächtliche Stille beginnt!

36. geschäftiger (1804). — 40. erhabnere (1772 und 1804). Den Komparativ im Klopstockischen Sinn zur bloßen Verstärkung des Positivs ohne unmittelbare Vergleichung braucht Uz auch sonst, z. B. V. 50. — 51. Pandion, Vater der Progne und der Philomele.

Denn alles fühlet anitzt des Frühlings mächtige Triebe:
  Wie hat der Liebe gefürchteter Arm,
Was nun die wärmere Luft und Meer und Erde bewohnet,
  Nur dich nicht, stolze Dorinde, besiegt!

Doch Amor bändige dich! Er kömmt, zum Kampfe gerüstet,
  Und hat die blutige Sehne gespannt.
Wie will ich seine Gewalt bei frohem Weine besingen,
  Wann du einst seine Triumphe gemehrt!

---

## 2. Ein Traum.

O Traum, der mich entzücket!
Was hab' ich nicht erblicket!
Ich warf die müden Glieder
In einem Thale nieder,
Wo einen Teich, der silbern floß,
Ein schattigtes Gebüsch umschloß.

Da sah ich durch die Sträuche
Mein Mädchen bei dem Teiche.
Das hatte sich, zum Baden,
Der Kleider meist entladen,
Bis auf ein untreu weiß Gewand,
Das keinem Lüftchen widerstand.

Der freie Busen lachte,
Den Jugend reizend machte.
Mein Blick blieb lüstern stehen
Bei diesen regen Höhen,
Wo Zephyr unter Lilien blies
Und sich die Wollust fühlen ließ.

Ein Traum, am 1. Juni 1744 an Gleim gesandt, vielleicht schon 1743 entstanden; zuerst 1748 im 5. Bande der Bremer Beiträge ohne Vorwissen des Dichters gedruckt. — 2—6 lautet 1804:

Vom schönsten Traum berücket,
Lag, sorglos hingestrecket,
Ich, durchs Gebüsch verdecket,
Das einen Teich, der silbern floß,
Im schattenvollen Thal umschloß.

— 13—14 lautet 1804:

Nun hob mit Jugendfeuer
Die schöne Brust sich freier.

— 18. fühlen, dafür stand 1748—1755 sinnlicher, aber entschieden kräftiger: greifen; 1804: küssen.

Sie fing nun an, o Freuden!
Sich vollends auszukleiden:
Doch ach! indem's geschiehet,
Erwach' ich, und sie fliehet.
O schlief' ich doch von neuem ein!
Nun wird sie wohl im Wasser sein.

---

### 3. Magister Duns.

Magister Duns, das große Licht,
Des deutschen Pindus Ehre,
Der Dichter, dessen Muse spricht
Wie seine Dingerlehre;
Der lauter Metaphysik ist
Und metaphysisch lacht und küßt,
Ließ jüngst bei seiner Schönen
Ein zärtlich Lied ertönen.

Er sang: O Schmuck der besten Welt!
Du Vorwurf meiner Liebe!
Dein Aug' ist's, das den Grund enthält
Vom Dasein solcher Triebe.
Die Monas, die in mir gedenkt,
Vermag, in deinen Reiz versenkt,
Die blinden Sinnlichkeiten
Nicht länger zu bestreiten.

Drauf nannt' er gründlich hier und dort
Den Grund des Widerspruches
Und noch so manches Modewort,
Die Weisheit manches Buches.
Der Mann bewies, wie sich's gehört,
Und bat, abstrakt und tiefgelehrt,
Durch schulgerechte Schlüsse
Um seiner Chloris Küsse.

21. Ach! aber eh's geschiehet, (1804). — Magister Duns, vermutlich aus dem Frühling 1745, nach einem Brief an Gleim vom 27. Juni 1745 vornehmlich gegen die Gottschedianer gerichtet, die „von der Sprache der Musen abweichen und die Sprache Wolffs in ihre Verse einführen". — 13. Die Monas ... gedenkt, meine Seele.

Das arme Kind erschrak und floh;
Die Grazien entsprungen.
Kein Dichter hatte noch also,
Seit Musen sind, gesungen.
Ein Zaubrer läßt beim Mondenschein,
Läßt murmelnd im erschrocknen Hain
Dergleichen Lieder hören,
Die Geister zu beschwören.

Das Mädchen floh ins nahe Thal
Aus diesem Zauberkreise.
Da sang Damöt von gleicher Qual,
Doch nach der Schäfer Weise.
Sein Lied, vermischt mit stillem Ach,
Floß heiter, wie der sanfte Bach,
Und floß ihm aus dem Herzen,
Der Quelle seiner Schmerzen.

Ihm wollte Chloris nicht entfliehn;
Ihm ward ein Kuß zu Lohne.
Die holden Musen schmückten ihn
Mit einer Myrtenkrone.
So sinnlich schätzt man ein Gedicht!
O Musen! Musen! wollt ihr nicht
Vom Pöbel euch entfernen
Und Metaphysik lernen?

---

## 4. An Amor.

Amor, Vater süßer Lieder,
Du mein Phöbus, kehre wieder!
Kehre wieder in mein Herze!
Komm! doch mit dem schlauen Scherze:
Komm und laß zugleich Lyäen
Lachend dir zur Seite gehen!

30. Tiefmurmelnd (1804). — An Amor, 1745 entstanden, zuerst 1746 im 3. Bande der Bremer Beiträge ohne Wissen des Dichters gedruckt. — 3—4 lautet 1804:

Komm zurück zu meinem Herzen,
Aber mit den schlauen Scherzen!

— 6. Dir zur Seite lachend (1804, ebenso schon 1746, 1749 und 1755).

Komm mit einem holden Kinde,
Das mein träges Herz entzünde
Und durch feuervolle Küsse
Zum Horaz mich küssen müsse!
Willst du, Gott der Zärtlichkeiten,
Laß auch Schmerzen dich begleiten!
Lieber will ich deine Schmerzen,
Als nicht küssen und nicht scherzen.

---

### 5. Das bedrängte Deutschland.

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm, zu schlauer Feinde Freude?

Sind, wo die Donau, wo der Main
Voll fauler Leichen langsam fließet,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bacchus fröhlich ging, und sich die Elb' ergießet:

Sind nicht die Spuren unsrer Wut
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht das deutsche Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm: nein, meistens ihm zur Schande!

Wem ist nicht Deutschland unterthan?
Es wimmelt stets von zwanzig Heeren:
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
Und was die Armut hat, hilft Übermut verzehren.

Vor ihnen her entflieht die Lust,
Und in den Büschen, in den Auen,
Wo vormals an geliebter Brust
Der satte Landmann sang, herrscht Einsamkeit und Grauen.

Der Adler sieht entschlafen zu
Und bleibt bei ganzer Länder Schreien
Stets unerzürnt in träger Ruh',
Entwaffnet und gezähmt von falschen Schmeicheleien.

Das bedrängte Deutschland, am 29. März 1746 an Gleim geschickt, erst 1755 gedruckt. — 16. was die Armut spart (1755 und 1804).

O Schande! Sind wir euch verwandt,
Ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band
Mehr als den härtsten Tod im Arm der Freiheit scheuten?

Wir, die uns kranker Wollust weihn,
Geschwächt vom Gifte weicher Sitten,
Wir wollen derer Enkel sein,
Die, rauh, doch furchtbarfrei, für ihre Wälder stritten?

Die Wälder, wo ihr Ruhm noch itzt
Um die bemoosten Eichen schwebet,
Wo, als ihr Stahl vereint geblitzt,
Ihr ehrner Arm gesiegt und Latium gebebet?

Wir schlafen, da die Zwietracht wacht
Und ihre bleiche Fackel schwinget
Und, seit sie uns den Krieg gebracht,
Ihm stets zur Seite schleicht, von Furien umringet.

Ihr Natternheer zischt uns ums Ohr,
Die deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kömmt ihr kein Hermann vor,
In Hermanns Vaterland ein schmählich Denkmal stiften.

Doch mein Gesang wagt allzuviel!
O Muse, fleuch zu diesen Zeiten
Alkäens kriegrisch Saitenspiel,
Das die Tyrannen schalt, und scherz' auf sanftern Saiten!



35. Wo einst, von Eintracht unterstützt, (1804). — 45—46 lautet 1804:

Doch, Muse, wage nicht zu viel!
Verlaß bei so verderbten Zeiten

# Zweites Buch.

## 6. Die alten und heutigen deutschen Sitten.

Wie wenig gleichen wir den Alten!
Was wir für ungesittet halten,
Hieß ihnen Männlichkeit.
Nur wenig echte deutsche Bräuche
Sind unverjährt im deutschen Reiche
Zu unsrer Zeit.

Zusammen kommen, um zu zechen,
Bis alle Zungen stammelnd sprechen,
Hieß ihnen Fröhlichkeit.
Noch schwingt bei manchem Freudenmahle
Lyäus drohende Pokale
Zu unsrer Zeit.

Doch Recht und Menschheit nicht verletzen,
Auch bei ermangelnden Gesetzen,
Hieß ihnen Billigkeit.
Ich finde mehr gelehrt Geschwätze,
Sehr wenig Tugend, viel Gesetze
Zu unsrer Zeit.

Daß sich getreue Weiber funden,
Die auch dem Golde widerstunden,
Hieß keine Seltenheit.

Die alten und heutigen deutschen Sitten, in der Form nach Hagedorns „Lauf der Welt" gebildet (vgl. Dtsch. Nat.-Litt. Bd. 45, Abteil. 1, S. 109). — 19. fanden (1801). — 20. widerstanden (1804).

Man sagt, zur Schande karger Reichen,
Es geb' auch etliche dergleichen
Zu unsrer Zeit.

Doch auch, wann Reiz und Jugend blühen,
Vom Kuß nichts wissen, ihm entfliehen,
Hieß ihnen Ehrbarkeit.
Dies ist nur eine Schäfertugend
Und abgeschmackt an muntrer Jugend
Zu unsrer Zeit.

Daß stets der kühne Junker jagte,
Auch eh' es auf den Bergen tagte,
Hieß ihnen Streitbarkeit.
Noch jagt und schmaust er um die Wette,
Indes besorgt ein Freund sein Bette
Zu unsrer Zeit.

Doch Ansehn und erhabne Würden
Nur auf verdiente Schultern bürden,
Hieß ihnen Schuldigkeit.
Zu Ämtern kann ein jeder kommen,
Die Würdigen bloß ausgenommen,
Zu unsrer Zeit.

Die prophezeienden Matronen
Für ihre Lügen noch belohnen,
Hieß ihnen sehr gescheit.
Sagt, kluge Frauen! Zeichendeuter!
Zigeuner! sagt, sind wir gescheiter
Zu unsrer Zeit?

Doch edler Vorzug grauer Alten!
Die Treue, Wort und Bund zu halten,
Hieß ihnen Redlichkeit.
Die schlummert auf bestäubtem Boden
Bei andern abgelebten Moden
Zu unsrer Zeit.

## 7. An Venus.

O Göttin, die in Amathunt
Und über Paphos herrscht, du Mutter süßer Klagen!
Wie lang soll jeder rauher Mund
Im Ton Anakreons dich zu besingen wagen?

Wenn mancher deutscher Dichter nun
Von Lieb' und Küssen singt, wie ekelt mir vor Küssen!
Gieb acht, wie, wann er artig thun
Und schalkhaft tändeln will, die Mädchen gähnen müssen!

Unleidlich sträubt sich jeder Ton:
Der träge Witz gebiert nur wörterreiche Sätze.
Nie war dein Freund Anakreon
So schwatzhaft, obgleich alt; und Amor haßt Geschwätze.

Wie haß ich diese Liederbrut
Der Affen deines Gleims, die deinen Ruhm entweihen
Und nüchtern und mit kaltem Blut
Sich zu Lyäens Lob bei Wasser heischer schreien!

Nie schall' ihr ungeratnes Lied
Bei sanftem Saitenspiel von Lippen kluger Schönen,
Noch wo der junge Bacchus glüht,
Wenn ihn die Grazien mit ihren Rosen krönen!

---

## 8. Der verlorne Amor.

Amor hat sich jüngst verloren;
Und nun will, die ihn geboren,
Ihren Flüchtling wieder küssen,
Den wir alle suchen müssen.

An Venus, am 10. September 1746 an Gleim gesandt. — 3. rauhe (1804). — 5—6 lautet 1804:

Wenn mancher deutsche Jüngling nun
Von seinen Küssen singt, wem ekelt nicht vor Küssen?

— 9—10 lautet 1804:

Sein Satyr lacht im Bauerton,
Und seine Muse scherzt gleich einer feilen Metze.

— Der verlorne Amor, erst 1755 gedruckt. — 1. Und wer liebt, hat suchen müssen. (1804.)

In dem Schatten dunkler Linden,
Wo wir Dichter Amorn finden,
Unter froher Dichter Myrten,
In den Städten, bei den Hirten,
Kann man nichts von ihm erfragen.
Mädchen, wollt ihr mir's nicht sagen?
Denn ihr hegt den Gott der Sorgen:
Hat er sich bei euch verborgen?
In den Rosen eurer Wangen,
Die mit frischer Jugend prangen?
Oder auf den Lilienhügeln,
Wo der Gott mit leisen Flügeln
Sich schon öfters hingestohlen?
Darf ich suchen und ihn holen?

## Drittes Buch.

### 9. Tempe.

Durch welch geheimen Zwang
Erwacht mein schlafender Gesang?
Ich fühle wiederum die Herrschaft weiser Musen.
Wie stürmet nicht in meinem Busen
Die ungestüme Glut
Und reißt mich hin in trunkner Wut!

Täuscht mich der süße Wahn?
Welch Thal der Freuden lockt mich an
Mit frischbetautem Grün und ambrareichen Lüften?
Wie plaudert in der Berge Klüften
Der wache Wiederhall!
Die Vögel singen überall!

Durch kühle Büsche rauscht
Ein Zephyr, der um Floren lauscht:
Es murmelt mancher Bach; es wandelt unter Bäumen
Der holde Schlaf mit holdern Träumen.
Entzückendes Revier!
Dich, himmlisch Tempe, seh' ich hier!

Hier, wo der Pelion,
Wo der Olymp, der Götter Thron,
Sich in die Wolken türmt aus herdenvollen Matten:
In dieser grünen Lorbeern Schatten
Glänzt, als ein glatter See,
Der Peneus durch beblümten Klee.

Die Gedichte des dritten und vierten Buches erschienen sämtlich zuerst in der Ausgabe von 1755 gedruckt. — 24. Peneus: unrichtigerweise ist der das Thal Tempe durchströmende Fluß Peneus (Peneios) hier zweisilbig ausgesprochen.

Die Gegend ist so schön,
Daß hier die Musen sich ergehn.
Thalien seh' ich dort bedornte Rosen pflücken:
Die Schalkheit spricht aus ihren Blicken,
Und ihren Mund beseelt
Ein Lächeln, das die Thoren quält.

Wer scherzt an ihrer Hand?
Ist's Klio, deren leicht Gewand
Nachlässig flatternd wallt und nicht mit Golde prahlet?
Fontaine, der verewigt strahlet,
Sang einst an ihrer Brust
Von Hymens Qual und Amors Lust.

Du aber irrst allein,
O Uranie, durch Thal und Hain!
Dein heilig Saitenspiel schläft unter stillem Laube,
Bis von verschmähtem niedern Staube
Sich dein entbundner Geist
Zum Himmel, seinem Ursprung, reißt.

Den Sternen schwingest du
Dein brausendes Gefieder zu
Durch unsre gröbre Luft, die Werkstatt roter Blitze,
Und wo, wann Gott von seinem Sitze
Die Welt im Wetter schilt,
Sein ausgesandter Donner brüllt.

Du dringst Auroren nach
In ihr bepurpert Schlafgemach
Und siehst in blauer Höh' die Erde silbern glänzen.
Bald reißt aus unsers Titans Grenzen
Dich dein entflammter Sinn
In andrer Sonnen Herrschaft hin.

Die Erde scheint wie nichts
In jenen Gegenden des Lichts,
Wo deiner Blicke Flug an fremde Welten landet.
Dort, wo ihr niemals überwandet,
Ihr Weltbezwinger, seht,
Wie euer Stolz euch hintergeht.

O göttlich hoher Flug!
Mein Flügel ist nicht stark genug,
Sich dir auf Newtons Pfad, o Muse, nachzuschwingen.
Ich will im niedern Busche singen,
Wo Erato sich kühlt
Und Amorn lockt, mit Amorn spielt.

---

## 10. Amor und sein Bruder.

Um die stille Mitternacht,
Wann allein die Liebe wacht,
Wann die schattenvolle Welt
Nur der hohe Mond erhellt:
Schlief die Nachbarin Elmire,
Schlief ihr abgelebter Mann;
Und an ihres Hauses Thüre
Pochte plötzlich Amor an.

„Wer ist hier? wer lärmt noch so?
Ach! mein güldner Traum entfloh!“
Rief die Magd halbschlafend aus,
Gähnt' und taumelte vors Haus
Amor fleht' in ihren Armen;
Und kein Mädchen widersteht,
Wenn ein Amor um Erbarmen,
Wenn ein milder Amor fleht.

Ihm wird willig aufgethan;
Und sein Bruder hängt sich an:
Halb bedeckt ein Epheukranz
Seines güldnen Hornes Glanz.
Seine schlauen Blicke brennen;
Jede Sehne schwillt von Kraft:
Die ihn kennen wollen, nennen
Ihn den Gott der Hahnreischaft.

Amor und sein Bruder. 15—16 lautet 1804:
Wenn um weibliches Erbarmen
Ein verschmitzter Amor fleht.

Amor thut sogleich bekannt,
Lehnet an die nächste Wand
Seinen Bogen lachend hin,
Hüpft und ruft mit frohem Sinn:
„Trotz der fest verschloßnen Thüre,
Bruder, half ich dir herein.
Jung und feurig ist Elmire:
O sie wird nicht grausam sein!“

---

## 11. Die wahre Größe.

An Herrn Gleim.

In meinen Adern tobt ein Juvenalisch Feuer;
Der Unmut reichet mir die scharfgestimmte Leier:
Maßt sich des Pöbels Wahn
Das Urteil nicht von großen Seelen an?

Sei Richter, liebster Gleim! der Pöbel soll nicht richten,
O du, der jedes Herz mit reizenden Gedichten
Nach Amors Willen lenkt,
Der schalkhaft scherzt und frei und edel denkt!

Ein Mann, der glücklich kühn zur höchsten Würde flieget
Und, weil er Sklaven gleich vor Großen sich geschmieget,
Nun als ein großer Mann
Auch endlich selbst in Marmor wohnen kann,

Der heißt beim Pöbel groß, da ihn sein Herz verdammet;
Und wenn der Bürger Gold auf seinem Kleide flammet,
So sieht die Schmeichelei
Vor Schimmer nicht, wie klein die Seele sei.

Soll seines Namens Ruhm auf späte Nachwelt grünen?
Dem Staate dient er nur, sich Schätze zu verdienen.
Bereichert ein Verrat,
So, zweifle nicht, verrät er auch den Staat.

Der Absicht Niedrigkeit erniedrigt große Thaten:
Wem Geiz und Ruhmbegier auch Herkuls Werke raten,

Die wahre Größe, am 26. Juni 1751 an Gleim gesandt.

Der heißt vergebens groß:
Er schwingt sich nie vom Staub des Pöbels los.

Zeuch, Alexander, hin bis zu den braunen Scythen;
Irr' um den trägen Phrat, wo heißre Sonnen wüten,
Und reiß' dein murrend Heer
Zum Ganges hin, bis ans entfernte Meer!

Du kämpfest überall und siegest, wo du kämpfest,
Bis du der Barbarn Stolz, voll größern Stolzes, dämpfest
Und die verheerte Welt
Vor ihrem Feind gefesselt niederfällt.

Verkenne Menschlichkeit und menschliches Erbarmen!
Von deinem Haupte reißt auch in des Sieges Armen
Der Tugend rauhe Hand
Die Lorbeern ab, die Ehrsucht ihr entwandt.

Mit Lorbeern wird von ihr der beßre Held bekränzet,
Der für das Vaterland in furchtbarn Waffen glänzet
Und über Feinde siegt,
Nicht Feinde sucht, nicht unbeleidigt kriegt:

Der Weise, der voll Muts, wann Aberglaube schrecket
Und Wahn die halbe Welt mit schwarzen Flügeln decket,
Allein die Wahrheit ehrt
Und ihren Dienst aus reinem Eifer lehrt:

Der echte Menschenfreund, der bloß aus Menschenliebe
Die Völker glücklich macht und gern verborgen bliebe,
Der nicht um schnöden Lohn,
Nein, göttlich liebt, wie du, Timoleon!

Zu dir schrie Syrakus, als unter Schutt und Flammen
Und Leichen, die zerfleischt in eignem Blute schwammen,
Der wilde Dionys
Sein eisern Joch unleidlich fühlen ließ.

Du kamst und stürztest ihn, zum Schrecken der Tyrannen,
Wie, wann ein Wintersturm die Königin der Tannen
Aus starken Wurzeln hebt,
Von ihrem Fall ein weit Gebirge bebt.

Durch dich ward Syrakus der Dienstbarkeit entzogen,
Und sichrer Überfluß und heitre Freude flogen
Den freien Mauern zu,
Held aus Korinth! was aber hattest du?

Allein die edle Lust, ein Volk beglückt zu haben!
Belohnung beßrer Art als reicher Bürger Gaben!
Du Stifter güldner Zeit,
Der Hoheit wert, erwähltest Niedrigkeit.

Doch dein gerechtes Lob verewigt sich durch Lieder,
Nachdem die Ehre dich auf glänzendem Gefieder
Den Musen übergab:
Noch schallt ihr Lied in Lorbeern um dein Grab.

## 12. Der Winter.

Die Erde drückt ein tiefer Schnee:
Es glänzt ein blendend Weiß um ihre nackten Glieder:
Es glänzen Wald, Gefild und See.
Kein muntrer Vogel singt:
Die trübe Schwermut schwingt
Ihr trauriges Gefieder.

Der Weise bleibt sich immer gleich:
Er ist in seiner Lust kein Sklave schöner Tage
Und stets an innrer Wollust reich.
Was Zephyrs Unbestand,
Was ihm die Zeit entwandt,
Verliert er ohne Klage.

Wer euch, ihr süßen Musen, liebt,
Der scherzt an eurer Hand in blumenvollen Feldern,
Wann Boreas die Lüfte trübt.
Der Frühling mag verblühn!
Ihm lacht ein ewig Grün
In euern Lorbeerwäldern.

Und wie? Lyäus flieht ja nicht,
Um dessen Epheustab die leichten Scherze schweben!
Noch glüht sein purpurnes Gesicht:
Noch will er guten Mut
Und echte Dichterglut
Trotz rauhem Froste geben.

Dem Weingott ist es nie zu kalt,
Und auch der Liebe nicht, lockt Venus gleich nicht immer
In einen grünbelaubten Wald.
In Büschen rauscht kein Kuß:
Doch Amors zarter Fuß
Entweicht in warme Zimmer.

Ihm dient ein weiches Kanapee
So gut und besser noch als im geheimen Haine
Beblümtes Gras und sanfter Klee.
O welche Welt von Lust
An einer Phyllis Brust
Und, Freund, bei altem Weine!

Stoß' an! es leb' ein holdes Kind,
Von Grazien gepflegt, erzogen unter Musen,
Und schätzbarer, als Phrynen sind,
Durch Unschuld, klugen Scherz
Und durch ein gutes Herz
In einem schönen Busen!

---

## 13. Die Nacht.

Du verstörst uns nicht, o Nacht!
Sieh! wir trinken im Gebüsche;
Und ein kühler Wind erwacht,
Daß er unsern Wein erfrische.

Mutter holder Dunkelheit,
Nacht, Vertraute süßer Sorgen,
Die betrogner Wachsamkeit
Viele Küsse schon verborgen!

Dir allein sei mitbewußt,
Welch Vergnügen mich berausche,
Wann ich an geliebter Brust
Unter Tau und Blumen lausche!

Murmelt ihr, wann alles ruht,
Murmelt, sanftbewegte Bäume,
Bei dem Sprudeln heischrer Flut
Mich in wollustvolle Träume!

## Viertes Buch.

### 14. Die Liebe.

Da auf rauschendem Gefieder
Zephyr uns den Frühling bringt,
So erwacht die Freude wieder;
Alles lacht und scherzt und singt.
Tanzt, o tanzet, junge Schönen,
Meiner sanften Leier nach,
Welche nie mit leichtern Tönen
Unter meinen Händen sprach!

Alles fühlt die süßen Triebe,
Auch der Stolz, der sie verschwur:
Alles ladet euch zur Liebe,
Jugend, Frühling und Natur.
Wie bekannt wird euerm Ohre
Nun die Stimme schlauer Lust!
Und wie sträubt im regen Flore
Sich die halbumflorte Brust!

Solltet ihr die Liebe meiden,
Die den Weisen selbst bethört
Und mit Bildern trunkner Freuden
Auch der Frommen Andacht stört?
Dürft ihr die Natur verdammen?
Ihr aufrührisch widerstehn?
Uns mit Liebe zu entflammen,
Schönen, wurdet ihr so schön.

Liebet, wie ihr lieben sollet;
Nicht nach Platons Unterricht!

Wenn ihr niemals küssen wollet,
O so liebt nur lieber nicht.
Weg mit Liebe, die nur denket
Und, voll Schulgelehrsamkeit,
Stets im kalten Ernst versenket,
Auch Begierden sich verbeut!

Als in jenen dunkeln Jahren
Amor Platons Schüler hieß
Und ihm von bestäubten Haaren
Keine Rose düftend blies,
Flog er fern vom stillen Scherze
Bis zum Sirius hinauf
Und besorgte seine Kerze
Schlechter als der Sterne Lauf.

Ihn vom Himmel abzubringen,
Da ihn Erd' und Menschheit rief,
Kürztet ihr die stolzen Schwingen,
Holde Nymphen, als er schlief.
Da der Himmel ihm entgangen,
Flattert nun der Gott der Lust
Um die rosenvollen Wangen,
Um die lilienweiße Brust.

Aber wie an Frühlingsmorgen
Einer jungen Rose Pracht,
Würdig Zephyrs liebster Sorgen,
Würdig aller Wünsche, lacht,
Die, bis Titans niedrer Wagen
Sich im Abendmeer verliert,
Welket und in künft'gen Tagen
Keine Blicke mehr verführt:

So verblühn mit kurzem Prangen
Auch die Blumen unsrer Lust,
Diese Rosen frischer Wangen,
Diese Lilien einer Brust.

45. Weil der Himmel (1804). — 53. eh' Titans (1804).

Amor fliehet mit der Jugend,
Und ihn fesselt nur Verstand
In dem Schoße sanfter Tugend
Durch ein unauflöslich Band.

---

## 15. Der Tobacksraucher.

Soll ich stets die trunknen Reben,
Soll ich nur den Gott erheben,
Der aus holden Augen blitzt?
Werd ich nie zu deinem Preise,
Pflanze, meine Lust! erhitzt,
Unterdes der Thor und Weise
Beim verblas'nen Rauche sitzt?

O wie viele güldne Stunden
Sind mir unbereut verschwunden
Bei geliebter Blätter Glut!
Da empört mein rascher Wille
Sich für kein verderblich Gut:
Ich genieße sanfter Stille;
Meine ganze Seele ruht.

Weg mit lärmendem Gepränge!
Wo ich mich durch Narren dränge,
Gähn' ich bei dem besten Wein.
Lächle, Venus, unter Thränen;
Sei die Mutter süßer Pein!
Aber zeuch mit deinen Schwänen,
Zeuch bei mir nicht sieghaft ein.

Ich beneide keine Krone,
Wann aus weißgebranntem Thone
Manch balsamisch Wölkchen dringt,
Und in meiner Muse Händen
Ihrer Leier Scherz erklingt,
Oder höhern Gegenständen
Sich mein Geist entgegen schwingt.

Der Tobacksraucher. Die Überschrift lautet 1804: Der Tabatraucher.

Die geflügelten Gedanken
Fliehn des Wahnes enge Schranken:
Nur der Weise scheint mir groß.
Nur des Glückes falsches Lachen
Und sein oft entweihter Schoß,
Reichtum, Hoheit (schlechte Sachen!)
Sind betrogner Thorheit Los.

Flieht, Entwürfe größern Glückes,
Die der Odem des Geschickes,
Wie den Sommerstaub, verweht!
Flieht im aufgewölkten Rauche,
Der, wie ihr, sich stolz erhöht
Und, wie ihr, bei schwachem Hauche
Schnell erscheinet, schnell vergeht!

Rauch ist alles, was wir schätzen:
Unser teuerstes Ergetzen,
Unser Leben selbst ist Rauch.
Weht nicht über frische Leichen
Jedes Morgens kühler Hauch?
Viele werden heut' erbleichen,
Und vielleicht ich selber auch.

Alles muß verlassen werden!
Nackend gehn wir von der Erden
In die öde Dunkelheit.
Was wir Guts verrichtet hatten,
Folgt uns in die Ewigkeit,
Wann das blasse Reich der Schatten
Allen fremden Glanz zerstreut

---

## 16. An Galatee.

Fleuch, Galatee, den Stolz verlebter Schönen!
Schilt auf die Liebe nicht!
Du wirst sie nur mit falschen Lippen höhnen:
Dein Auge widerspricht.

Es müsse dich die süße Leier lehren,
Die überredend klingt,
Und, wie man glaubt, trotz heuchlerischem Wehren
Von manchem spröden Mund oft manchen Kuß erzwingt.

Der Liebesgott, auf Blumen hingestrecket,
Schlief unter Myrten ein.
Er hatte sonst die Nymphen oft erschrecket:
Die lauschten jetzt im Hain.
Nur eingedenk, wie Amor sie geplaget,
Nicht, wie er sie entzückt,
Verübten sie, was niemand noch gewaget:
Sie fesselten den Gott, der Götter selbst bestrickt.

Der schlaue Gott, indem er schnell erwachte,
Sah diesen losen Streich.
„Ach!“ sprach der Schalk, und sah umher und lachte;
„Wie glücklich rächt ihr euch!
Ich leugne nicht, was ich an euch begangen:
Ich macht' euch tausend Pein.
Seid wieder gut! Nun habt ihr mich gefangen:
Ihr werdet ungequält und ungeküsset sein.“

Und ungeküßt? welch' grausamer Gedanke!
Man dachte reifer nach
Und sah beschämt, wie dem verwegnen Zanke
Das Herze widersprach.
Sie thaten — was? Was alle Mädchen thäten!
Sie banden Amorn los,
Und Amor flog, da sie um Gnade flehten,
Von ihnen lachend weg in seiner Mutter Schoß.

---

## 17. Die Dichtkunst.

Ich liebe Feld und Bach, der Sonne Morgenstrahl,
Ein schwarzbeschattet einsam Thal
Und jenen stillen Lorbeerwald,
Wo keuscher Musen Flöte schallt.

29. Sie thaten itzt, was alle Mädchen thäten! (1801.)

Ich mische mich in ihre Chöre;
Sie weihten mich zum Priester ein:
Und sollten Wünsche mindrer Ehre
Mein ruhig Herz entweihn?

Entzeuch, o Dichtkunst, mir dein glänzend Angesicht,
O du der Liebe Tochter, nicht!
Denn in der ersten Schäferwelt,
Die uns im Bilde noch gefällt,
Gebar dem Gotte frohes Weines
Die Liebe dich, ihr ähnlich Kind,
In dunkeln Schatten eines Haines,
Die dir noch heilig sind.

Wie schön erzogen dich die Unschuld und Natur
Auf Triften und beblümter Flur!
Noch nicht um stolzen Schmuck bemüht,
Ertönte hier dein sanftes Lied.
Es hörten die erstaunten Hirten
Den ungekünstelten Gesang,
Der öfters um geheime Myrten
Und oft beim Wein erklang.

Die Weisheit bracht' alsdann dich, junge Schäferin,
Zum unbewohnten Hämus hin
Und lehrte dich der Dinge Grund,
Und wie das Weltgebäud' entstund,
Warum der Frühling grüne Hügel
Und lauen West und Floren liebt,
Und was den Winden ihre Flügel,
Dem Donner Kräfte giebt.

Sie lehrte dich, was gut und groß ist, nicht bloß heißt:
Uns adelt nur ein edler Geist,
Und nicht ein schimmernd hoher Stand,
Nicht ein vergüldetes Gewand,
Noch daß man groß genennet werde
Von Lippen feiger Schmeichelei
Und einem Winkel weiter Erde
Bekannt und furchtbar sei.

13. frohen (1772). — 28. Und wie die schöne Welt entstund, (1804).

Die Aue schwieg vor dir, als du vom Hämus kamst
Und eine kühnre Leier nahmst.
Es wallte junger Hirten Blut;
Sie fühlten ungefühlte Glut,
Als nun dein höhers Lied ertönte,
Das, reizend, wann es unterwies,
Von rauher Wildheit sie entwöhnte
Und Menschen werden hieß.

Du sangst: es rissen sich bemooste Felsen los
Aus drohender Gebirge Schoß
Und rollten fort mit eignem Lauf
Und türmten sich zu Mauern auf.
Die Tiger unter düstern Sträuchen
Behorchten dein entzückend Spiel,
Und auch die unbelebten Eichen
Empfingen ein Gefühl.

Die Wahrheit rührt uns nicht, entblößt und ungeschmückt,
Wenn sie die Sinne nicht berückt.
Wer unser Herz erst überwand,
Gewinnt auch leichtlich den Verstand.
Wir bleiben kalt bei kalten Schlüssen;
Sie sausen schwach um unser Ohr:
Wir lernen, wie wir leben müssen,
Und leben wie zuvor.

Du weckest uns zur Lust, befriedigst unsern Schmerz,
Du, Dichtkunst, öffnest unser Herz
Der Wahrheit, welcher deine Hand
Aus Myrt' und Rosen Kränze band.
Dich muß der taube Wille hören,
Die du nicht finstern Schulwitz liebst
Und, was die Weisen mühsam lehren,
Uns zu empfinden giebst.

Vor dir eröffnet sich der Ehre Heiligtum,
Und lorbeerreicher Helden Ruhm

45—46 lautet 1804:
Als dein erhabnes Lied ertönte,
Das feuriger die Tugend pries.
— 67. seit ihr deine Hand (1804).

Vertraut sich deiner Leier an,
Durch die er ewig schimmern kann.
Doch Dunkelheit und kalte Schatten
Begraben ungepries'nen Mut,
Den Völker einst bewundert hatten,
Der nun vergessen ruht.

Du folgest kriegerisch durch Blut und heißen Dampf
Dem Helden in den rauhsten Kampf:
Und wann, vom güldnen Sieg umkränzt,
Sein Haupt von Lorbeern furchtbar glänzt,
Alsdann erwachen deine Lieder
Und bringen ihn vom wilden Streit
Auf unermüdetem Gefieder
Der fernen Ewigkeit.

Wo Titans Aug' entschläft, und wo er früh' erwacht,
Die Gegenden der Mitternacht,
Und wo der Mittag Flammen sprüht,
Durchfliegt mit ihm dein hohes Lied:
Indes die Muse der Geschichte
Nur niedrig an der Erde streicht
Und mit erhitztem Angesichte
Nie deinen Flug erreicht.

---

## 18. An die Deutschen.

Ihr Deutschen, die an Ruhm berühmtern Vätern weichen!
Verlangt ihr, groß zu sein, so müßt ihr ihnen gleichen;
Nicht an der alten Rauhigkeit!
Die Heldentugend jener Zeit
Ruht nicht auf ungeschlachten Sitten,
Auf nackter Armut, nackten Hütten.

In Freundschaft Redlichkeit und ehrner Mut im Streite,
Der jeden Tropfen Bluts dem Vaterlande weihte,
Und jener unbewegte Sinn,
Der, taub zu niedrigem Gewinn,
Allein der Ehre Stimme kannte,
Für Vaterland und Freiheit brannte:

Das machte Deutschland groß; das eifert nachzuahmen:
So seid ihr deutscher Art, nicht bloß aus deutschem Samen.
Ihr starrt? ihr zittert und erbleicht?
Warum irrt euer Blick verscheucht?
Die Ahndung hat mich nicht betrogen!
Zu Sklaven werdet ihr erzogen.

O unsrer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!
Wer pflanzt in ihre Brust Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland,
Die unserm Hermann Lorbeern wand?
Wer bildet ihre jungen Seelen,
Noch ehe sie das Laster wählen?

Man bildet nur den Leib: der Jüngling lernt gefallen,
Lernt freien Tanz und Spiel, in fremder Sprache lallen
Und buhlen, eh' er mannbar ist,
Betrügen, die er kaum geküßt,
Und seinen Hals zu schlauen Tücken
Im Joche weicher Sitten bücken.

Zur Üppigkeit verwöhnt, wie kann er edel denken?
Wie soll er sich als Mann zur strengen Tugend lenken?
Und wird er, seiner Pflicht getreu,
Im Schoße fauler Schwelgerei
Nie mit erkauften Übelthaten
Des Vaterlandes Wohl verraten?

Entkräftet vor der Zeit in Amors Myrtensträuchen,
Baut er die Nachwelt an mit Kindern, die ihm gleichen,
An einer gleichen Gattin Brust,
Die sorglos unter eitler Lust
Nur ihren Putz und Schoßhund liebet
Und ihren Witz beim Spieltisch übet.

Aus beßrer Eltern Schoß entsprungen jene Helden,
Von derer hellem Ruhm des Nachruhms Bücher melden,
Die, keinem Weltstrich unbekannt,
Als Geißeln in des Schicksals Hand

41. Nur Putz und stolzen Aufwand liebet (1801). — 43. entsprangen (1801). — 44. deren (1801).

An Rom, das feige Laster schwächten,
Der halben Erde Knechtschaft rächten:

Ein männliches Geschlecht, stark, alles zu ertragen,
Gleich streitbar, wann der Süd in trägen Sommertagen
Die Wüste Libyens verließ,
Und wann der alte Nordwind blies
Und seine furchtbarn Flügel stürmten,
Die Schnee auf Schnee verderblich türmten.

Zu welchem Wechsel ist der Völker Glück verdammet!
Ein rauh, verachtet Volk, das edler Mut entflammet,
Macht sich der Erde fürchterlich,
Wird üppig und entkräftet sich
Und fällt nach kurzgenoßnem Glücke
Schnell in sein erstes Nichts zurücke.

---

## 19. Die ruhige Unschuld.

Ein Strahl der Fröhlichkeit
Erheitert meine Stirn auch in der bösen Zeit,
Indes in schauervollen Büschen
Voll ungetreuer Dunkelheit
Die Nattern der Verleumdung zischen.

Sie lauert fürchterlich,
Still wie die Mitternacht: ihr Köcher leeret sich
Von Pfeilen, die verderblich glühen
Und ihre Funken rings um mich,
Entzündet in der Hölle, sprühen.

Zu meinem Schutze flammt
Der Unschuld ehrner Schild! ich werd' umsonst verdammt:
Die Tugend hat mich losgesprochen,
Da Schmähsucht, die vom Neide stammt,
Mir tückischflüsternd nachgekrochen.

56. Ein unberührtes Volk, das rauher Mut entflammet, (1804). — Die ruhige Unschuld, vielleicht schon mit veranlaßt durch die ersten Angriffe Bodmers und Wielands (im „Schreiben von der Würde und der Bestimmung eines schönen Geistes" 1752) auf die Anakreontik.

Sie fällt mit scharfem Zahn
Des Weisen Schätze nicht, nur seine Puppen an,
Die Puppen unsrer Kinderjahre,
Verdrängt uns auf der Ehre Bahn
Und nagt am Lorbeer unsrer Haare.

Ich schwing' an deiner Hand,
O Weisheit, mich empor, hoch über stolzen Tand
Und kurzen Sonnenschein des Glückes
Und seiner Freuden Unbestand,
Nur Freuden eines Augenblickes.

Es brüllt aus dicker Nacht
Der Donner unter mir, indes mir Titan lacht
Und reine Lüfte mich umwehen
Und über giftigen Verdacht
Und niedre Schmähsucht mich erhöhen.

Hoch in den Wolken fleugt
Der Adler, dem ein Blick die fernen Raben zeigt,
Die sich beim Aas geschwätzig freuen:
Der königliche Vogel schweigt
Und läßt die trägen Tiere schreien.

---

## 20. Theodicee.

Mit sonnenrotem Angesichte
Flieg' ich zur Gottheit auf! Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Flut von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort und braust von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibniz mir des Schicksals Heiligtum,
Und Licht bezeichnet seine Pfade,
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade.

Die dicke Finsternis entweiche,
Die aus dem Acheron, vom stygischen Gesträuche,
Mit kaltem Grausen sich auf meinem Wege häuft,
Wo stolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft
Und auch der Weise furchtsam schreitet,
Oft stille steht und oft gefährlich gleitet!

Die Risse liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert sich mit immer neuer Pracht
Nach tausend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu schnellem Sein bedürfen.

Der Sextus einer bessern Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbstmord groß zu werden:
An keinem Dolche starrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wut
Und viehischer Domitiane,
Herrscht unverheert in einem schönern Plane.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket halten:
Der Schöpfer wählt sie nicht! Er wählet unsre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beigesellt,
In ewigen Geschichten strahlen,
Der Menschheit Schmach, das Werkzeug ihrer Qualen.

Eh' ihn die Morgensterne lobten
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkor der Weiseste den ausgeführten Plan:
Und wider seine Wahl will unser Maulwurfswahn,
Will stolze Blindheit Recht behalten
Und eine Welt im Schoß der Nacht verwalten?

Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finsternis! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug' entspringt

36. als Werkzeug (1804).

Und Reiz die große Weite zieret,
Wo sich der Blick voll reger Lust verlieret;

Denn Fluren, die von Blumen düften,
Gefilde voll Gesangs und herdenvolle Triften
Und hier krystallne Flut, vom grünen Wald umkränzt,
Dort ferner Türme Gold, das durch die Wolken glänzt,
Begegnen ihm, wohin er blicket:
So wird mein Geist auf seinem Flug entzücket.

Ich habe mich empor geschwungen!
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verschlungen:
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus!
Welch kleines Teil der Welt ist Rheens finstres Haus!
Und, Menschen, welche kleine Herde
Seid ihr nur erst auf dieser kleinen Erde!

Gönnt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen andrer Art! Ihr Schöpfer liebt sie alle:
Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege Glück.
Ihr Schicksal ist bestimmt, so gut als Roms Geschick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrscht in Gegenden der Wonne.

Seht, wie in ungemeßner Ferne
Orion und sein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor seinem Schöpfer sich in lichter Ordnung drängt.
Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Übel dient, das wir im Staube schelten.

Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Teile fügen
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wenn sein Blick, was bös' und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, aufs beste stets geschiehet.

Es leide mit gepries'nem Mute
Die Gattin Collatins! Es keimt aus ihrem Blute

47. schmücket (1801); V. 48—53 fehlt daselbst.

Die Freiheit eines Volks, die einst Catone zeugt:
Bis kühne Tyrannei, vom Laster groß gesäugt,
Die spätverlaßne Tugend rächet
Und Rom durch Rom bestraft und strafend schwächet.

Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie soll sich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus.
Der kalte Norden speit ein Volk der Wilden aus,
Das durchs Verhängnis überwindet,
Im Finstern saß und Licht und Wahrheit findet.

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, das ihr bloß nach euerm Winkel kennet,
Verwegen tadelt ihr, was Weise nicht verstehn.
O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn,
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in größern Glanz verstecken!

Soll Welten alles Böse fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen;
Denn alles Böse quillt bloß aus des Menschen Brust:
So muß der Mensch nicht sein: welch' größerer Verlust!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend fliehn und ihren Freund bedauern.

Ihr Weisen hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr als hundert Sonnen schmücket,
Und Ordnung herrschte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig springt und stufenweise nur
Auf ihrer güldnen Leiter steiget,
Wo sich der Mensch auf mittlern Sprossen zeiget.

Vom Wurme, der voll größrer Mängel
Auf schwarzer Erde freucht, und vom erhabnen Engel
Sind Menschen gleich entfernt und beiden gleich verwandt.
Ihr freier Wille fehlt, ihr himmlischer Verstand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets fesselt ihn des Leibes träge Schwere.

110. kriecht, (1804).

Es rauschen laute Spöttereien
Um mein verachtend Ohr: viel stolze Klugen schreien
Dem armen Sterblichen des Willens Freiheit ab.
Die Sklaven! welche das, was weise Güte gab,
Der Menschheit Vorrecht, nicht erkennen
Und gleich dem Vieh sich dessen unwert nennen!

Verzärtelt eure Leidenschaften,
So herrschen sie zuletzt: sie bleiben ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freigeborne Geist erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden.

In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich sah, war Menschenwitz geringe:
Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich sein nach einem kurzen Leben.

Mein Schicksal wird nur angefangen
Hier, wo das Leben mir in Dämmrung aufgegangen:
Mein Geist bereitet sich zu lichtern Tagen vor
Und murrt nicht wider den, der mich zum Staub erkor,
Mich aber auch im Staube liebet
Und höhern Rang nicht weigert, nur verschiebet.

## Fünftes Buch.

### 21. An Herrn Kanonikus Gleim.

Die Kriege Friederichs und wie mit güldnen Schwingen
Der Sieg an seiner Seite glänzt,
Wird Kleist, mit Lorbeern selbst bekränzt,
In seine kühnre Leier singen.

Mein schüchtern Saitenspiel sträubt in verwöhnten Händen,
O Gleim, sich wider kriegrisch Lob
Und trau'rt, seit Zwietracht sich erhob
Und Helden edles Blut verschwenden.

Die deutsche Muse soll nicht jauchzen, sondern klagen:
Denn Deutschland fühlt der Waffen Wut.
Mars donnert wild einher, und Blut
Umfließet seinen ehrnen Wagen.

Gewaltige der Welt, ihr führet mit Entzücken
Das rauschende Verderben an?
Und euer lächelnd Auge kann
Die Furien des Kriegs erblicken?

Seht! Eures Volkes Blut raucht strömend von der Erden!
Ach! Dies betrogne Volk ergab
Sich unter euern Hirtenstab,
Geweidet, nicht gewürgt zu werden.

Der Vater seines Lands, und blieb' er auch verborgen,
Ist nicht geringer als der Held.

Die Gedichte des fünften und sechsten Buches sind fast alle erst in der Ausgabe von 1768 gedruckt erschienen. — An Herrn Kanonikus Gleim, am 28. Februar 1757 an Gleim gesandt. — 4. Zu seiner kühnern Leier (1801).

Die Sorgen um das Glück der Welt
Sind wahre königliche Sorgen

Macht euer Land beglückt, anstatt es zu vergrößern;
Ermuntert mit verdientem Preis
Die scheue Wissenschaft, den Fleiß,
Und sucht die Sitten zu verbessern.

Sucht ungebautes Land in Auen umzuschaffen,
Mit rächender Gerechtigkeit
Wacht für der Unschuld Sicherheit
Und schützt sie mit gerechten Waffen:

So wartet einst auf euch der Name guter Fürsten,
So strahlt mit eurem schönern Ruhm
Der Ehre lichtes Heiligtum
Vor denen, die nach Ländern dürsten.

Umsonst! Sie hören nicht der frommen Muse Klagen;
Sie wollen Krieg, und nun bereits
Brüllt weit umher die Wut des Streits,
Und alle Nationen zagen!

---

## 22. Auf den Tod des Majors von Kleist.

Auch Kleist ist hin! Laßt weit herum erschallen,
Ihr Musen um den Oderstrand:
Ein Edler ist im Streit gefallen,
Im Streit fürs Vaterland!

Sein Heldenblut floß auf die güldne Leier,
Die sonst in seiner Hand erklang,
In die mit kriegerischem Feuer
Er nur von Tugend sang.

Kleist ist nicht mehr! Laßt weit herum erschallen,
Ihr Musen, durch die bange Welt:
Der Musen Liebling ist gefallen,
Ein Menschenfreund und Held!

Auf den Tod des Majors von Kleist, am 1. Oktober 1759 an Gleim gesandt und noch 1759 in einem Einzeldruck veröffentlicht.

Der Freundschaft Schmerz, die mit bestäubten Haaren
Stumm über seine Urne weint,
Rührt auch die Feinde: selbst Barbaren
Beklagen einen Feind.

Doch ewig Lob erwartet große Seelen,
Die, zur Unsterblichkeit ernannt,
Den schönen Tod der Helden wählen,
Den Tod fürs Vaterland.

Sie fliehn empor und werden aufgenommen
In Hütten der Glückseligkeit,
Wo Gustav Adolf hingekommen,
Das Wunder jeder Zeit.

Dort ist auch Kleist! Hoch über unserm Grame
Und über Sternen geht der Held
Und Graf Schwerin, ein großer Name!
Mit Keith und Winterfeld.

Auf Friedrich sehn die Helden Friedrichs nieder,
Bewundernd, mit besorgtem Blick,
Und flehn für ihn und ihre Brüder
Um Leben und um Glück.

Sie flehn zu Gott um Frieden für die Erde,
Damit in Ketten ew'ger Nacht
Die Furie gefesselt werde,
Die Deutschland wüste macht,

Und bis ihr einst der, dem die Himmel dienen,
Der Gott des Donners widersteht,
Noch unter brennenden Ruinen
Und über Leichen geht.

---

18. Die, nur für wahren Ruhm entbrannt, (1804). — 27. Schwerin, vgl. Dtsch. Nat.-Litt. Bd. 45, Abt. 1, S. 249. — 28. Keith, vgl. ebenda S. 245. — Winterfeld, vgl. ebenda S. 255.

## 23. Das Schicksal.

Nicht immer wird das Glück den Scharen Östreichs lachen:
Bald, bald siegt wieder Preußens Held.
Der große Friederich wird schrecklicher erwachen
Im waffenvollen Feld.

Der Krieg erhob jetzt ihn, jetzt seine Feinde wieder,
Der unentschiedne lange Krieg:
Noch fliegt von Heer zu Heer mit blutigem Gefieder
Der zweifelhafte Sieg.

Bewaffnet mit dem Blitz, zieht auf gebahnten Wegen
Noch einmal Friedrich gegen Wien:
Das Schicksal stellet ihm ein Olmütz nun entgegen,
Wie vormals ein Kollin.

Wir sahen Friedrichs Stadt bedroht auf allen Seiten
Von Überschwemmungen der Wut:
Doch legte nicht ein Gott bei Roßbach und bei Leuthen
Die aufgeschwollne Flut?

Den stolzesten Entwurf, der schon Verderben brütet
Und loszubrechen fertig steht,
Hat oft der Ewige, der Königen gebietet,
Durch einen Hauch verweht.

Dem Thun der Sterblichen hat er ein Ziel gestecket,
Nach welchem still und unbemerkt,
Selbst fliehend, alles geht, eh' uns die Furcht erschrecket,
Eh' uns die Hoffnung stärkt.

Ich sollt' erzürntem Glück ein thränend Antlitz zeigen,
Mich frech erheben, wann es lacht?

Das Schicksal, 1760 entstanden. — 11. Olmütz, von Friedrich II. 1758 vergeblich belagert. — 12. Kollin, wo Friedrich am 18. Juni 1757 von den Österreichern geschlagen wurde. — 13. Berlin wurde im Oktober 1757 von den Österreichern 24 Stunden und im Oktober 1760 von den Österreichern und Russen drei Tage lang besetzt. — 15. Doch zähmte (1804). — Bei Roßbach siegte Friedrich am 5. November 1757, bei Leuthen am 5. Dezember 1757. — 17. Manch glänzender Entwurf (1804). — 19. Wird von dem Ewigen, (1804). — 22—24 lautet 1804:

Wohin er unbemerkt es lenkt:
Umsonst hat Hoffnung uns geschmeichelt, Furcht geschrecket;
Es geht nicht, wie man denkt.

— 25. Dem Glücke, wenn es zürnt, sollt' ich mich mutlos zeigen, (1804). — 26. wenn (1804).

Ich Sterblicher will nicht den stolzen Nacken beugen
Vor einer höhern Macht,

Die vom umwölkten Thron, aus heil'gen Finsternissen,
Das große Ganze still regiert
Und uns nach einem Plan, von dem wir wenig wissen,
Durchs kurze Leben führt?

---

## 24. Auf den Frieden.

O Erde, wo jüngst Blut geflossen,
Laß Blumen sprossen,
Noch vor der Blumenzeit,
Den holden Frieden zu bekränzen,
Der wieder kömmt nach langem Streit,
Und vor ihm her zu glänzen
Im Frühlingskleid!

Er kömmt zurück durch öde Fluren
Voll frischer Spuren
Der kriegerischen Wut.
Er eilt aus räubervollen Sträuchen
Und wandelt schaudernd über Blut
Und halbverweste Leichen
Und Asch' und Glut.

Die Freude jauchzt auf allen Wegen
Ihm wild entgegen
Durch süßen Weihrauchduft.
Sein Anblick tröstet die Geplagten,
Und seine sanfte Stimme ruft
Die hoffenden Verjagten
Aus fremder Luft.

Sie taumeln jetzt mit scheuen Schritten
Zu ihren Hütten,
Zu Wohnungen der Not.

Auf den Frieden, 1763 entstanden.

Sie finden rauchende Ruinen,
Vom Blut erschlagner Freunde rot;
Und Hunger nagt in ihnen
Am letzten Brot.

Gekrönte Häupter großer Staaten,
Seht eure Thaten,
Und wie ihr uns beglückt!
Zählt die erschlagnen Unterthanen,
Wann ihr, von Heldenlust entzückt,
Auf die ersiegten Fahnen
Stolz lächelnd blickt!

Wie lange werden doch die Fürsten
Nach Lorbeern dürsten,
Wie Mars nach Blute schnaubt!
Mit Schande, nicht mit Lorbeerkränzen,
Verhängnis, kröne dessen Haupt,
Der wieder unsern Grenzen
Den Frieden raubt!

Der nicht sein Volk mit Huld erquicket,
Die Not erblicket
Und Hungrige nicht speist,
Nicht mit wohlthätigem Erbarmen
Als einen Vater sich erweist,
Wann ihn ein Schwarm von Armen
Lautjauchzend preist:

Damit nach unerhörten Plagen
In heitrern Tagen
Der Landmann sich erfreu',
Jetzt seine wüsten Felder baue
Und, sicher vor der Tyrannei,
Auf herdenvoller Aue
Selbst glücklich sei!

## 25. An die Freude.

Freude, Königin der Weisen,
Die mit Blumen um ihr Haupt
Dich auf güldner Leier preisen,
Ruhig, wann die Thorheit schnaubt:
Höre mich von deinem Throne,
Kind der Weisheit, deren Hand
Immer selbst in deine Krone
Ihre schönsten Rosen band!

Rosen, die mit frischen Blättern
Trotz dem Nord unsterblich blühn,
Trotz dem Südwind, unter Wettern,
Wann die Wolken Flammen sprühn;
Die dein lockicht Haar durchschlingen,
Nicht nur an Cytherens Brust,
Wann die Grazien dir singen,
Oder bei Lyäens Lust.

Sie bekränzen dich in Zeiten,
Die kein Sonnenblick erhellt,
Sahen dich das Glück bestreiten,
Den Tyrannen unsrer Welt,
Der um seine Riesenglieder
Donnerndes Gewölke zog
Und mit schrecklichem Gefieder
Zwischen Erd' und Himmel flog.

Dich und deine Rosen sahen
Auch die Gegenden der Nacht
Sich des Todes Throne nahen,
Wo das kalte Schrecken wacht.
Deinen Pfad, wo du gegangen,
Zeichnete das sanfte Licht
Cynthiens mit vollen Wangen,
Die durch schwarze Schatten bricht.

29. Und den Pfad (1804). — 31. Cynthia, Beiname der Diana, hier als Mondgöttin.

Dir war dieser Herr des Lebens,
War der Tod nicht fürchterlich,
Und er schwenkete vergebens
Seinen Wurfspieß wider dich:
Weil im traurigen Gefilde
Hoffnung dir zur Seite ging
Und mit diamantnem Schilde
Über deinem Haupte hing.

Hab' ich meine kühnen Saiten
Dein lautschallend Lob gelehrt,
Das vielleicht in späten Zeiten
Ungeborne Nachwelt hört;
Hab' ich den beblümten Pfaden,
Wo du wandelst, nachgespürt
Und von stürmischen Gestaden
Einige zu dir geführt:

Göttin, o so sei, ich flehe,
Deinem Dichter immer hold,
Daß er schimmernd Glück verschmähe,
Reich in sich auch ohne Gold;
Daß sein Leben zwar verborgen,
Aber ohne Sklaverei,
Ohne Flecken, ohne Sorgen,
Weisen Freunden teuer sei!

## Sechstes Buch.

### 26. Dank.

Der Herr ist gut! Ihr Himmel, höret
Und jauchzt mir nach: Der Herr ist gut!
Er hat mein Leid in Lust verkehret!
Gott ist's, der große Dinge thut!

Zu ihm, von dem wir Hülfe haben,
Zu Gott rief ich in meiner Not,
Als große Wasser mich umgaben
Und keine Hand mir Hülfe bot.

Verderben hatte seinen Rachen
Schon wider mich weit aufgethan:
Ich sah den stolzen Spötter lachen;
Gott aber sah mich huldreich an,

Sah Fluten über Fluten schwellen,
Und rettete mit starker Macht
Mich mitten durch die schwarzen Wellen
Und alle Schrecken banger Nacht.

Gott ist mit mir! Was kann mir schaden?
Was kann mir Staub und Asche thun?
Wie gut ist's, aller Sorg' entladen,
Herr, unter deinen Flügeln ruhn!

Ich preise dich, Fels meiner Stärke,
Gott, meine Zuflucht, mein Panier!
Wenn ich auf deine Führung merke,
Wie weis' und göttlich ist sie mir!

13. Er sah die wilden Fluten schwellen (1804). — 24. Wie wunderbar erscheint sie mir! (1804).

Du führtest mich auf dunkeln Wegen,
Verbargst vor mir dein Angesicht,
Und warest doch bei mir zugegen
Und in der Finsternis mein Licht.

Ihr güldnen Seile treuer Liebe,
Zieht mich zu meinem Schöpfer hin!
Wie schäm' ich mich der niedern Triebe,
Der ich dem Höchsten teuer bin!

Ich fliehe des Verächters Pfade,
Der, im Gewühl der Welt verstrickt,
Den Herrn vergißt und seine Gnade,
Die Hülfe, die er ihm geschickt!

Ich aber will den spätsten Tagen
Des großen Retters in der Not,
Des weisen Vaters Güte sagen,
Das Lob des Gottes Zebaoth!

---

## 27. Gott im Frühlinge.

In seinem schimmernden Gewand
Hast du den Frühling uns gesandt
Und Rosen um sein Haupt gewunden.
Holdlächelnd kömmt er schon!
Es führen ihn die Stunden,
O Gott, auf seinen Blumenthron.

Er geht in Büschen und sie blühn;
Den Fluren kömmt ihr frisches Grün,
Und Wäldern wächst ihr Schatten wieder,
Der West, liebkosend, schwingt
Sein tauendes Gefieder,
Und jeder frohe Vogel singt.

29. Ihr weisen Führungen der Liebe, (1804). — 34—36 lautet 1804:

Der im Gewühl der Welt vergißt,
Wie oft, wie liebreich Gottes Gnade
Ihm Hilf' und Schutz gewesen ist.

— Gott im Frühlinge, am 26. Februar 1763 an Gleim gesandt.

Mit eurer Lieder süßem Klang,
Ihr Vögel, soll auch mein Gesang
Zum Vater der Natur sich schwingen.
Entzückung reißt mich hin!
Ich will dem Herrn lobsingen,
Durch den ich wurde, was ich bin!

O Gütigster! Denn wer ist gut
Wie du, der allen Gutes thut?
Du sorgtest auch für mein Vergnügen,
Als aus dem großen Plan
Erstaunte Welten stiegen
Und Sonnen sich geschaffen sahn.

Schön ist die Erde, wann sie blüht
Und, ganz um unsre Lust bemüht,
Sich in des Frühlings Farben kleidet
Und überall voll Pracht,
Selbst wo die Herde weidet,
In bunter Zierde düftend lacht:

Der Gottheit würdiger Altar,
Worauf das blumenreiche Jahr,
O Herr, zu deinem Wohlgefallen
Sein süßes Rauchwerk bringt,
Indes von Nachtigallen
Ein froher Lobgesang erklingt!

Du hast mit Schönheit, die entzückt,
Das Antlitz der Natur geschmückt,
O aller Schönheit reiche Quelle!
Dir geht kein Wesen vor!
Die reinste Liebe schwelle
Mein ganzes Herz zu dir empor!

## 28. Gott im Ungewitter.

Du Schrecklicher, wer kann vor dir
Und deinem Donner stehn?
Der Herr ist groß! Was trotzen wir?
Er winkt, und wir vergehn.

Er lagert sich in schwarzer Nacht;
Die Völker zittern schon:
Geflügeltes Verderben wacht
Um seinen furchtbarn Thron.

Rotglühend schleudert seine Hand
Den Blitz aus finstrer Höh':
Und Donner stürzt sich auf das Land
In einer Feuersee:

Daß selbst der Erde fester Grund
Vom Zorn des Donners bebt,
Und was um ihr erschüttert Rund
Und in der Tiefe lebt.

Den Herrn und seinen Arm erkennt
Die zitternde Natur,
Da weit umher der Himmel brennt
Und weit umher die Flur.

Wer schützt mich Sterblichen, mich Staub,
Wenn, der im Himmel wohnt
Und Welten pflückt, wie dürres Laub,
Nicht huldreich mich verschont?

Wir haben einen Gott voll Huld,
Auch wann er zornig scheint:
Er herrscht mit schonender Geduld,
Der große Menschenfreund!

---

12. In einem Feuersee: (1804).

## 29. Der gute Hirte.

Was sorgest du? Sei stille, meine Seele!
Denn Gott ist ein getreuer Hirt,
Der mir, auch wenn ich mich nicht quäle,
Nichts mangeln lassen wird.

Er weidet mich auf blumenreicher Aue,
Und führt mich frischen Wassern zu,
Und bringet mich, im kühlen Taue,
Zur sichern Abendruh.

Er hört nicht auf, mich liebreich zu beschirmen,
Im Schatten vor des Tages Glut,
In seinem Schoße vor den Stürmen
Und schwarzer Bosheit Wut.

Auch wenn er mich durch finstre Thäler leiten,
Mich durch die Wüste führen wird,
Will ich nichts fürchten! Mir zur Seiten
Geht dieser treue Hirt.

Ich sehe schon, daß mir von meinem Freunde
Ein reichrer Tisch bereitet ist,
Im Angesichte meiner Feinde,
Trotz ihrer Hinterlist.

Sie sehn den Schutz des Höchsten, und sie schämen
Sich ihrer schwach erfundnen Macht.
Wie sollten mir die Menschen nehmen,
Was Gott mir zugedacht!

Ich aber will ihn preisen und ihm danken!
Ich halt' an meinem Hirten fest;
Und mein Vertrauen soll nicht wanken,
Wenn alles mich verläßt.

---

Der gute Hirte, Umdichtung des 23. Psalms.

### 30. Gott, der Weltschöpfer.

Zu Gott, zu Gott flieg' auf, hoch über alle Sphären!
Jauchz' ihm, weitschallender Gesang,
Dem Ewigen! Er hieß das alte Nichts gebären;
Und sein allmächtig Wort war Zwang.
Ihm, aller Wesen Quelle, werde
Von allen Wesen Lob gebracht,
Im Himmel und auf Erde
Lob seiner weisen Macht!

Von ihrer hohen Bahn, in jener lichten Ferne,
Jauchzt ihm die Sonne freudig zu:
Du machtest mich! du Gott! Und ringsumher die Sterne,
Das Heer des Himmels, machtest du!
Sein Lob, ihr schimmerreichen Scharen,
Tönt auf der dunkeln Erde nach,
Von Wesen, die nicht waren,
Und wurden, als er sprach;

Als Neigung, wohlzuthun und weitere Gebiete,
Noch mehr Geschöpfe zu erfreun,
Dich, Weisester, bewog, zu Wundern deiner Güte
Der Schöpfer einer Welt zu sein
Und aus dem Licht, in dem du wohnest,
Zu Sterblichen hervorzugehn
Vom Himmel, wo du thronest
Und Engel vor dir stehn.

Du wolltest dich als Gott der öden Tiefe zeigen,
Die, unermeßlich ausgestreckt,
Zu deinen Füßen lag, mit fürchterlichem Schweigen
Und schauervoller Nacht bedeckt.
Du breitetest, Herr, deine Hände
Weit aus durchs düstre leere Feld
Und zeichnetest das Ende
Der ungebornen Welt.

7. Im Himmel, auf der Erde (1804). — 17—24 fehlt 1801. — 25—29 lautet 1804:
Wohlthätig wollt' er sich im öden Raume zeigen,
Der, unermeßlich ausgestreckt,
Zu seinen Füßen lag, mit schauervollem Schweigen
Und fürchterlicher Nacht bedeckt.
Er breitete hier seine Hände u. s. w.
— 31. zeichnete (1804).

Du riefst ihr, und sie kam! O welche Wunder drangen
Jetzt aus dem fruchtbarn Schoß des Nichts!
Der Sonnen zahllos Heer, die ihrem Schöpfer sangen,
Bestieg den güldnen Thron des Lichts:
Und jede herrscht in ihrer Sphäre,
Wo ihren flammenden Palast
Du im krystallnen Meere,
Du, Gott, gegründet hast.

Ihr Himmel, öffnet euch, daß ich bewundernd preise,
Wie Sonn' an Sonne friedlich grenzt
Und, ewig unverwirrt im angewies'nen Kreise,
Doch weit gebietend jede glänzt!
Umsonst! die schwindelnden Gedanken,
Verloren in dem großen Blick,
Entfliehen in die Schranken
Der niedern Welt zurück.

Auch sie, die Erde, war bejahrtem Nichts entrissen,
Doch ungestalt und wüst und wild,
Ein roher Klumpen noch, in kalten Finsternissen
Und schwarzen Fluten eingehüllt.
Gott schalt die Wasser, und sie flohen
Und wälzten sich im Donner fort
Vor ihres Herrschers Drohen
An den bestimmten Ort.

Mit Brausen sammelten die furchtbarn Oceane
Sich nach dem Winke seiner Hand;
Es rauschten Flüsse hin, verteilt nach weisem Plane:
Die Erde wurde festes Land;
Sie drohte nun mit Felsenstücken
Und rauhen Bergen schon empor
Und stieg mit breitem Rücken
Aus Wassern schwer hervor.

Hoch über Sonnen stund ihr Schöpfer, dem sie leben,
Und eine sah er an und sprach:
„Der Erde hab ich dich zur Königin gegeben;
Zeuch sie durch sanfte Bande nach,

33. Gott rief ihr (1804). — 39. Du in das weite Leere (1804).

Daß du, ihr leuchtend, sie erfreuest
Und sanfte Klarheit in der Nacht
Dem stillen Monde leihest,
Den ich für sie gemacht!"

Wie war dir, Erde, nun, da dich zum erstenmale
Der Sonne glänzend Antlitz fand,
Da deine Königin, auf einem lichten Strahle
Den liebreizvollen Tag dir sandt'?
Er kam! die güldnen Locken flogen,
Gezähmt durch einen Blumenkranz:
Die jungen Stunden zogen
Ihn auf zum Frühlingstanz.

Schon schmückte fettes Gras die Fluren, alles grünte:
Vor seinem Schöpfer prangte schon
Der Blumen bunt Geschlecht: die Rose nur verdiente
Den holden Purpur und den Thron.
Sie tranken vom beperlten Taue;
Sie hauchten in die laue Luft
Auf kräuterreicher Aue
Gesunden Balsamduft.

Die Bäume kamen auch: die frische Pfirsich glühte,
Schon reifend für des Menschen Mund.
Ein schlanker Baum trat auf in silberweißer Blüte,
Der bald mit Gold befruchtet stund.
Die düstern Eichenwälder hatten
Sich über Höhen ausgestreckt,
Mit angenehmen Schatten
Schon Thäler überdeckt.

Nun war die Erde schön, geschmückt auf allen Seiten,
Wert einer Gottheit Sitz zu sein.
Noch war sie, o zu früh, zu früh verflogne Zeiten!
Von kriegrischer Verwüstung rein,
Die auf den Wink verfluchter Ehre
Das Antlitz der Natur verderbt
Und Felder, selbst die Meere
Mit Menschenblute färbt.

78. Hell schimmerte sein Strahlenkranz: (1801). — 89. Die Bäume grünten auch: (1804)

Sie bot noch unentweiht aus ihres Schöpfers Fülle
Die Schätze des Vergnügens dar:
Doch allenthalben war noch eine tote Stille,
Da nichts Lebendiges noch war.
Gott sprach, und die Gebirge bebten,
Und Meer und Erde regten sich,
Und neue Wesen lebten:
Die tote Stille wich!

Das Volk der kalten Flut, die schuppenreichen Heere
Bezogen ihr beschilftes Haus,
Der Walfisch breitete sich im beschäumten Meere
Gleich einer wüsten Insel aus.
Hier flog mit goldgefleckten Schwingen,
Dort kroch, vom Auge kaum entdeckt,
Schön gleich den größten Dingen,
Das künstliche Insekt.

Hoch auf zur Sonne flog der Adler aus den Feldern;
Zum stillsten Busch entwich und sang
Die süße Nachtigall; in schattenreichen Wäldern
War braunes Wild, das brüllend sprang.
Bestäubte Mähnen schüttelnd, wühlten
Sich Löwen aus der Erde los;
Und sanfte Lämmer spielten
Um ihrer Mutter Schoß.

Du hast mit reichem Strom das Leben ausgegossen
Bis in die kleinste Felsenkluft!
O Schöpfer! Gütigster! Wie viele Stimmen flossen
Dir dankend in der heitern Luft
Und drängten sich in tausend Weisen,
Ein lieblich wild vermischtes Chor,
Dich, ihren Herrn, zu preisen,
Zu deinem Thron empor!

Bald kam zur frohen Schar der Zeuge deiner Größe,
Der Mensch, den du zuletzt gemacht,

107. war nur eine (1804). — 117. mit goldgeflecktem Flügel, (1804). — 119. Und doch der Gottheit Spiegel, (1804). — 127—128 lautet 1804:

Die jungen Lämmer spielten,
Das Renntier suchte Moos.

Damit ein Wesen wär', das mit Vernunft genösse,
Was deine Huld hervorgebracht.
Ihm, deinem Bilde, wurde Leben
Aus deinem lebensreichen Mund
Und die Vernunft gegeben:
Er fühlte sich und stund:

Ein wunderbar Geschöpf, das, wie die dümmsten Tiere,
Sich Nahrung aus der Erde gräbt
Und wie der Engel denkt; halb, wie die dümmsten Tiere,
Vergeht und halb unsterblich lebt;
Geschaffen, daß es vor dir wandle,
Dir unterwürfig, aber frei
Nach weisen Pflichten handle,
Dich lob' und glücklich sei!

Er stammelte dein Lob mit dankbarem Gemüte,
So bald er dacht' und froh empfand
Und überall dich sah, dich, o du höchste Güte,
Dich am bestrahlten Himmel fand,
Dich auf der blumenvollen Fläche,
Dich im gewürzten Myrrhenduft,
Im Murmeln kühler Bäche,
Dich in der Frühlingsluft!

Dich loben, Herr, ist Pflicht! Dein Ruhm schallt ungezwungen
Von meinem dankbarn Saitenspiel.
Dein Ruhm erschalle laut von aller Menschen Zungen
Bis an der Erde letztes Ziel,
In ewig trauernden Gefilden,
Und wo die Sonne sanft regiert,
Und wo verbrannte Wilden
Sie zu dem Schöpfer führt!

---

145. die niedern Tiere (1804); ebenso V. 147.

Aus dem

# „Sieg des Liebesgottes“.

## 1. Aus dem ersten Buche.

(Um die der Liebe widerstrebende Selinde zu bezwingen, macht sich Amor, den die Wollust vergebens zurückzuhalten sucht, auf die Reise von seinem Wohnsitze zu Paphos auf Cypern nach Deutschland.)

Er schwieg und wollte fliehn voll mutiger Entschlüsse;
Die Wollust widersprach durch schlauberedte Küsse,
Und ihr entblößter Arm, dem Schnee an Weiße wich,
Hing um des Gottes Hals und widersetzte sich.
„Du reisest?“ seufzte sie, „und wie? trotz wilder Hitze
Nach Deutschlands Wüstenei, nach dummer Goten Sitze?
Ein Franzmann machte mir dies rauhe Volk bekannt:
Dort fesselt ewig Eis die Herzen wie das Land.
Du suchest Palmen dort, wo ich nur Barbarn sehe?
Man weiß von Liebe nichts, man weiß nur von der Ehe:
Und was man Ehe nennt, der häusliche Vertrag,
Der nur die Nachwelt pflanzt, gefällt kaum einen Tag.
Soll eine Heirat dich von meiner Seite trennen?
Der träge Hymen mag den Gatten einst benennen,
An dessen treuer Brust Selinde gähnen soll,
Von deren Reiz bisher so manch Sonett erscholl!“

Ein himmlisch Lächeln strahlt in Amors Angesichte,
Indem die Wollust sprach, betrogen vom Gerüchte.
Er spricht: „Was du gesagt, mag wahr gewesen sein;
Doch, Freundin, dein Bericht trifft heute nicht mehr ein.
Dem Gallier hat stets dein willig Ohr geglaubet,
Der dir den Weihrauch brennt, den er der Liebe raubet;
Dem alles, wo nicht ganz, doch halb barbarisch dünkt,
Was nicht mit erster Luft die beßre Seine trinkt.
Die Deutschen sind nicht mehr die rohen Alemannen,
Die nur auf Jagd und Krieg in armen Hütten sannen;

Die liebten (lache nicht und höre noch ein Wort!)
Zwar nicht wie in Paris, doch redlicher als dort.
Sie haben nun gelernt ihr Vaterland verlernen
Und mit dem starren Bart auch die Natur entfernen.
Nun modelt Frankreichs Witz das weite deutsche Reich:
Es wird ein männlich Volk den Sybariten gleich.
Durch Stutzer führt es Krieg, durch Stutzer macht es Frieden,
Stellt Stutzer zum Altar statt bärtiger Druiden.
Tracht, Witz und Sprache holt sich Deutschland aus Paris,
Das Fremde für ihr Geld stets willig unterwies.
Ein Volk, das überall, was Frankreich vorgeschrieben,
Als ein Gesetz befolgt, wird auch französisch lieben:
Das ist, nur obenhin, von Zwang und Ehrfurcht frei,
Stets lebhaft, ungestüm und immer ungetreu.

40. Hier folgten in den Ausgaben von 1753, 1755 und 1756 folgende später gestrichne und zum Teil in den poetischen Brief an Weiße eingefügte Verse (nach dem Druck von 1756 citiert):

Auch Deutsche lieben so, entbrannt von edlem Neide:
Sie sind ganz umgewandt; man sieht nur seine Freude.
Die Dichtkunst nehm' ich aus, die unvollkommner bleibt:
Halb Deutschland liest entzückt, was jeder Knabe schreibt.
Einst flog ich durch ein Thal, in dessen frischen Schatten
Die Knaben einer Trift sich hingelagert hatten.
Sie spielten, und ihr Spiel hieß das Poetenspiel;
Der Name war mir neu, der Name selbst gefiel.
Hans trat wie rasend auf und sang in wilder Ode
Mit einem rauhen Ton ein Sprüchelchen vom Tode
Und pries den weisen Mann, der schlau die Sorgen schwächt
Und im betrunknen Gras sanft hingegossen zecht.
Schalthafte Scherze ließ der dicke Kunz erschallen:
Ich hätte fast geweint; er durfte [1]) nichts als lallen.
So lallt ein jährig Kind mit kindisch reger Lust
Bei einem Zuckerbrot an seiner Mutter Brust.
Kaum lallte Matz wie er und sang doch von der Liebe.
'Ach, Hanne', rief er aus; 'sieh', wie ich mich betrübe.
In Thränen bad' ich mich, indem ich deinen Kuß,
Dein seelenvolles Aug' abwesend missen muß.'
Du hättest sollen sehn, wie Matz mit seinen Thränen
Die Dichterprobe hielt! Wir mußten alle gähnen.
Wie hat durchs Hirtenlied des Hirten Sohn entzückt,
Der seines Vaters Ton vollkommen ausgedrückt!
Ein deutscher Schäfer nur kann wie der Junge spaßen:
Görgs Lustspiel [2]) selbst mußt' ihm der Schwänke Vorzug lassen.
Zuletzt erzählte Mops, mit Pappeln um sein Haupt,
Wie Muthe, da er schlief, ihm seinen Hut geraubt.

[1]) durfte = brauchte. — [2]) Anspielung auf Johann Adolf Schlegels Satire „Vom Natürlichen in Schäfergedichten wider die Verfasser der bremischen neuen Beiträge, verfertigt vom Nisus, einem Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe vor Leipzig. Zweite Auflage, besorgt und mit Anmerkungen vermehrt von Hans Görgen, gleichfalls einem Schäfer daselbst" (Zürich 1746); darin das Gottscheds „Atalanta" und Uhlichs „Elisie" parodierende Schäferspiel „Anne Dore oder die Einquartierung", angeblich von Hans Görge. Vgl. Netoliczka, Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrhundert (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 11, 31 ff.).

Doch ich verweile mich, da Lorbeern mich erwarten.
O Göttin, lebe wohl! ich eile nach dem Garten."

So sprach er und verließ der Wollust weichen Schoß;
Mit Mühe riß er sich von ihren Küssen los:
Wie Hektor in den Streit aus Priams Mauern eilte
Und, wann Andromacha in seinem Arm verweilte,
Sich ohne Wehmut nicht, doch als ein Held entzog
Und von geliebter Brust dem Sieg entgegen flog.
Der volle Köcher schwirrt um Amors nackte Lenden;
Sein güldner Bogen droht in sieggewohnten Händen.
Nun schwingt er sich empor: auf sein gebietend Wort
Rauscht sein Gefolg mit ihm aus Cyperns Büschen fort.
Indessen rings um ihn gelinde Weste spielen
Und die erhitzte Luft mit ihren Flügeln kühlen,
Entbrennt, wo Amor fliegt, in ungewohnter Glut
Das Herz der Sterblichen und alt und junges Blut.
Die Seufzer steigen auf, mit Klagen über Wunden
Und Schwüren steter Treu, die in der Luft verschwunden.
Des Gottes Ungeduld hemmt kein gemeiner Sieg:
Er sucht Selinden auf und bringt Selinden Krieg.

## 2. Aus dem dritten Buche.

(Zu dem Stutzer Selimor und dem schüchternen Dorante, die beide mit Selinde im Garten auf- und abgehen, flüchtet sich Lesbia, von dem Dichter Kleanth verfolgt.)

Man ging, nach langem Gehn, das Gartenhaus vorbei:
Nun hörten sie von fern ein weibliches Geschrei.
Sie sahen Lesbien: „Eh'," rief sie, „will ich sterben
Und mit verspritztem Blut Papier und Erde färben!"

Mehr Sylphen dienten ihm als zwanzig Hexenmeistern,
Als einem Gabalis[1]); es spükte recht von Geistern.
Ich lacht' und eilte fort, und kaum verfloß ein Jahr,
Als alles nett gedruckt und schnell verkaufet war.

[1]) Gabalis, Titelheld in dem berühmten, vielfach bekämpften, verteidigten und fortgesetzten Buche des Abbé Montfaucon de Villars, „Le comte de Gabalis" (Paris 1670), das in ironischer Form geistreich die Rosenkreuzer und sonstige Anhänger der geheimen Wissenschaften verspottete.

Da hinter ihr Kleanth bestäubt und keuchend lief,
Und immer: „Warten Sie!“ mit sanfter Stimme rief.
Umsonst! sie floh erblaßt, schrie kläglich um Erbarmen
Und bebte voller Angst noch in Selindens Armen.
„Ach!“ fing sie endlich an; „ich bin doch sicher da?“
Indem sie wild umher mit finstern Blicken sah.
„O Schande!“ fuhr sie fort; „in abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Kleanth: ich such' ihm auszuweichen.
Er redt mich schmeichelnd an, und, Himmel! was geschieht?
Nach einem Apropos liest mir Kleanth ein Lied.
Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dickumwölkt und scheckicht nach der Mode;
Der Henker flieg' ihm nach! Doch lob' ich, was er schrieb:
Verfluchte Schmeichelei, die ihn zum Frevel trieb!
'Nun aber,' fährt er fort und runzelt seine Stirne;
'Bemüht ein Heldenlob mein kreißendes Gehirne:
Und, schöne Lesbia, ich kenn' Ihr feines Ohr,
Wofern es nicht mißfällt, so les' ich etwas vor.'
Er langt mit voller Hand und vornehm sprödem Wesen
Ein drohend Buch hervor, und alles will er lesen.
Ich flieh', er läuft mir nach, und liest, indem er läuft:
Warum wird ein Poet nicht, eh' er schreibt, ersäuft!
Ich fühlte, da er las, mein Blut im Leib erkalten:
Ach! konnte mich Kleanth nicht süßer unterhalten?
Verdrießlicher Poet! wie artig schickt sich nicht
In schattichtes Gebüsch ein episches Gedicht!“ —
„Nein!“ widersprach Kleanth; „so wahr die Musen leben!
Nie hab' ich meiner Schrift solch stolzes Lob gegeben.
Sie ist nur ein Entwurf, noch rauh und mängelvoll,
Kein episches Gedicht, nicht was sie werden soll.“ —
„Doch,“ sprach Dorante drauf, „wen wählen Sie zum Helden?
Und welche große That wird Ihre Muse melden?“ —
„Das ist's,“ erwidert er, „was meinem Werke fehlt!
Die Handlung fehlt mir noch, der Held ist nicht gewählt.
Ich habe Zeit hierzu und kann mit Muße dichten:
Doch eines Cherubs Bild zu künftigen Gesichten
Und acht Beschreibungen sind völlig ausgemalt,
Wo jeder Pinselzug mit hohen Farben strahlt.
Denn meine Muse zürnt auf Deutschlands blöde Musen:

Ein stürmisch Feuer keucht in ihrem Götterbusen:
Von weicher Anmut fern, auf unbeflogner Spur,
Entzieht ihr kühner Schwung sich kriechender Natur.
Mit allem, was mir fehlt, wird Milton mich versorgen;
Nur will ich einen Sturm vom schwachen Maro borgen.
Doch welcher Held bei mir die krause See durchstreicht,
Beim Zeus! das weiß ich nicht: ein Patriarch vielleicht!" —
„Nimm," rief Dorante laut, „o Deutschland, nimm's zu Ohren!
Aus deutschem Hirne wird ein undeutsch Werk geboren,
Ein Werk, das wenigstens Homers berauchte Schrift
Und alle Kunst Virgils beschämend übertrifft.
Dem Franzmann zum Verdruß, zu Deutschlands Ruhm und Freude
Baut unsers Freundes Witz ein episches Gebäude:
Fast wie der Muselmann Moscheen künstlich baut,
Der Trümmer Griechenlands aus altem Schutte haut,
Alsdann sich Mühe giebt, mit frischgebrannten Steinen
Manch altes Marmorstück willkürlich zu vereinen,
Und Säulen Joniens mit rauher Dorer Art
Nicht nach geschickter Wahl, bloß nach der Größe paart.
Ich seh', ich sehe schon mit grünen Lorbeerkränzen
Die breite Stirn Kleanths, des Heldendichters, glänzen.
Der Zeitungschreiber Lob lärmt vom erstaunten Belt
Bis an der Alpen Eis und in der halben Welt."

58. Trümmern (1772 und 1804, wie damals z. B. auch Klopstock den Plural „die Trümmern" von einem Singular „die Trümmer" bildete). — 65. Zeitungsschreiber (1804).

# Briefe.

## 1. An Herrn Hofrat Christ.

Wie? Sie haben meinen Namen auf dem Parnaß gehört? Ich soll daselbst nicht ganz unbekannt, nicht ganz außer Achtung sein? So zuverlässig Ihre Nachrichten von einem Orte, wo Sie einen so hohen Platz behaupten, mir mit Rechte scheinen müssen, so kann ich doch diese nur für einen freundschaftlichen Scherz ansehen. Wie könnte ich eine Partei auf dem deutschen Parnasse haben, da hier alles durch Kabalen zugeht und ich hingegen ein Feind aller solchen kleinen Rottierungen bin? Inzwischen hat Ihre sinnreiche Dichtung mich ungemein ergetzet. Weil ich den ganzen Tag über damit beschäftiget gewesen, so ist meine Seele selbst im Schlafe damit fortgefahren, hat dasjenige, was ich zu verschiedenen Zeiten und stückweise gedacht, in eine besondere Vorstellung zusammengehänget und folgenden Traum gebildet.

Ich schleiche mich aus einem Hain,
Wo Myrten unter Lorbeern rauschen
Und Liebesgott und Satyr lauschen,
In einen lichten Tempel ein.
Die Musen lachen mir entgegen:
In Marmor nachgeahmt, scheint jede sich zu regen
Und mehr als bloßer Stein zu sein.
Der weiße Marmor scheint beseelet:
Von keinem neidischen Gewand
Wird auch der kleinste Reiz verhehlet,
Und weder schönes Maß noch jenes Weiche fehlet,
Das alter Griechen leichte Hand,
Von Grazien geführt, mit hartem Stein verband.

Der Brief an den berühmten Philologen Johann Friedrich Christ (1700—1756), Professor in Leipzig, erschien in der Ausgabe von 1755 zuerst. — 1. Parnasse (1804).

In Marmor stehn zu ihren Seiten
Die Dichter neuer Zeit bei Dichtern alter Zeiten,
Da Lieblichkeit am Griechen lacht,
Ein Ernst voll Majestät den Römer kenntlich macht
Und manche Härte noch und wildere Gebärden
In jedem Bild entdecket werden,
Das jüngre Kunst hervorgebracht.
Mein Auge säumt bei jedem Stücke;
Doch Pindar fesselt meine Blicke
Sein stolzes Auge rollt voll ungestümer Glut,
Voll heil'ger Wut
Dem kühnen Griechen gegenüber
Steht Flaccus, dessen Blick satirisch lächelnd blitzt:
Er singt, vom sanftern Gott erhitzt,
Und ohne Zückung, ohne Fieber.
Oft nachgeahmt und nie erreicht,
Hebt sein geflügelt Lied sich prächtig, hoch, doch leicht.

Ich betrachtete diese beeden großen Männer mit einer so ehrerbietigen Aufmerksamkeit, daß ich lange Zeit den Lärm nicht bemerkete, welcher immer mehr um mich herum anwuchs. Eine Menge Leute, die ich alle für Deutsche erkannte, waren in den Tempel eingedrungen, aber durch zwei verschiedene Thore, welche, wie ich hernach zu erfahren Gelegenheit hatte, auch zu verschiedenen Wegen leiteten. Der eine, welcher der gebahnteste schien, düftete von lieblichen Blumen aller Arten. Diejenigen, die auf demselben in den Tempel kamen, räucherten insgemein den ehrwürdigsten Dichtern Griechenlandes, Roms und Frankreichs und besangen ihr Lob wenigstens in einem verständlichen Deutsch und unter dem Getöne des Reimes. Hingegen die übrigen, die auf dem andern Pfade wandelten, der sehr rauh und überhaupt nicht eben der lustigste zu sein schien, verschwendeten allen ihren Weihrauch bei einer dem Homer gegenüberstehenden brittischen Statue von schwarzem Marmor: sie sangen ihm zu Ehren uranische Lobgesänge voll Olymp und zu gleicher Zeit voll mizraimischer Finsternis.

18. diese zween großen Männer (1772 und 1804). — 34. Mizraim, hebräisches Wort für Ägypten, in Bodmers Gedichten öfters gebraucht. — 35. Hier folgte 1755 noch: in seltsamen Versarten, die sie mit gewissen griechischen Namen gütig beehrten.

Ihr Liebling, unerquickt vom güldnen Sonnenlichte,
Stund mit erstauntem Angesichte,
Dem Hoheit eines Gotts aus vielen Zügen sah,
Voll feuriger Entzückung, da:
Und Engel, Teufel, Himmel, Hölle
Vermischten unverwirrt sich an dem Fußgestelle.
Für ihn, den Deutschland halb vergöttert, halb verdammt,
Für ihn und andre junge Britten,
Aus derer Augen selbst, wie oft aus ihren Sitten,
Was Kühnes und fast Wildes flammt,
Steigt so viel Weihrauch auf aus hundert Opferschalen,
Daß dicker Wolken Dampf die alten Dichter deckt,
Verdunkelt, aber nicht befleckt:
Sie werden ewig schön mit reinem Glanze strahlen.

Immittelst näherte sich mir eine Weibesperson von ernsthaftem, strengem Ansehen und mit einem blendend weißen Kleide angethan. Sie redete mich liebreich an. „Ich habe mit Vergnügen gesehen," waren ihre Worte, „auf welche dieser heiligen Denkmale deine vorzügliche Aufmerksamkeit gefallen ist. Ich billige deine Wahl, welche von den herrschenden Vorurteilen dieser Zeit nicht hingerissen worden. Ich selbst will dich durch dieses Heiligtum begleiten: ich will dir die Vornehmsten deines Volkes zeigen, die nebst andern auf dem von Opitz gebahnten Wege beharret und sich eine Stelle bei den Lieblingen der Musen erworben haben.

„Sieh! Opitz steht voran. Sein Geist kennt keine Schranken;
Natur ist, was er denkt, und was er schreibt, Gedanken.
Er sang, unsterblicher Gesang!
Beseelt von einem sanften Feuer,
Noch rauh, doch männlich schön, in seine neue Leier;
Da dessen flüchtig Lied, der bis zum Tigris drang,
Oft kühner, öfter schwach erklang.
Wie richtig sprach, wie edel dachte
Der weise Hofmann an der Spree,
Um den in Blumbergs weichem Klee
Ein wohlgezogner Satyr lachte!

1. Ihr Liebling, der blinde Milton. — 9. deren (1772 und 1804). — 30. Bis zum Tigris drang Fleming auf seiner Reise nach Persien. — 34. Blumberg, richtiger Blumenberg, das Landgut des Dichters v. Canitz.

Sieh einen Menschenfreund um reicher Elbe Strand,
Von reger Phantasie entbrannt,
Sein irdisches Vergnügen malen,
Wo doch der übereilten Hand
Manch schwacher Zug entwischt, oft falsche Farben prahlen.
Bei Popen steht ein großer Mann,
Der auf der Alpen Lob im Schnee der Alpen sann:
Des neuen Ausdrucks Glanz umleuchtet weise Lehren;
Und stimmt sein Saitenspiel ein feurig Straflied an,
Wer wird nicht seinen Schwung, den edlen Schwung verehren,
Und harte Töne gern verhören?
Mit ihm schwingt am entfernten Belt
Ein angenehmer Geist sein glänzendes Gefieder:
Nie fliegt er bis zum Pöbel nieder;
Er unterrichtet, er gefällt
Dem Weisen wie der großen Welt,
Im feinen Scherz der schönsten Lieder
Und im Johann, dem Seifensieder
Auch dieser, der umwölkt mit kranker Schwermut scheint,
Hat mit so heitrem Witz erzählet,
Daß, wenn die Fabel spricht, sie seine Sprache wählet.
Doch, ach! Melpomene beweint
Dich, welcher im Kanut ihr Thränen einst entrissen:
Sie selbst hat ihren jungen Freund
In Marmor aufgestellt, bethränt mit ihren Küssen.
Dem, dessen sanfter Schäferton
Die feinste Schalkheit deckt und dessen leichte Saiten
Selbst mit Fontainens Leier streiten,
Und deinem alten Freund, Berlins Anakreon,
Den alle Grazien begleiten,
Läßt Amor ihrem Ort beim Tejer zubereiten.
An seiner Seite wird noch einem seiner Art,
Dem Vater holder Kleinigkeiten,
Ein ehrenvoller Platz bewahrt.

3. „Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in physikalisch- und moralischen Gedichten", Hamburg 1721—48, Hauptwerk von Brockes. — 7. Anspielung auf Hallers „Alpen". — 11. verhören, überhören. — 18. „Johann der Seifensieder", berühmte Fabel Hagedorns. — 19 ff. Gellert. — 23. „Kanut", reifstes Trauerspiel des früh verstorbenen Johann Elias Schlegel. — 26 ff. Rost. — 29. Berlins Anakreon, Gleim. — 33. „Kleinigkeiten", erste Sammlung von Liedern Lessings (1751).

„Aber in diesen Tagen,“ fuhr meine Begleiterin fort, „fängt jener so schöne und sichre Pfad von neuem an zu verwildern. Der englische Witz scheint auf den deutschen Parnaß ebenso vielen Einfluß zu haben als die englischen Kriegesheere und Schätze auf das Gleichgewicht von Europa: London ist, was Paris gewesen. Und wer muß die brittische Muse nicht verehren, die, von einem göttlichen Feuer begeistert, mit ungestümem, aber oft regellosem Fluge sich in Höhen, wohin ihr niemand folgen kann, schwingt, ob sie gleich auch nicht selten um die unfruchtbaren Klippen des frostigen Schwulstes flattert! Ihre Schönheiten sind ungemein; aber ihre Fehler nicht minder. Denn der Britte hält in keiner Sache Maß: sein Feuer reißt ihn zu Ausschweifungen hin, und er gefällt auch selbst in seinen Ausschweifungen. Aber ist der Deutsche zu entschuldigen, der bei seinem angebornen Phlegma sich zwingt, ausgelassen hitzig zu thun und mit kaltem Blute zu rasen? Die englische Art zu schreiben ist wie die englische Regimentsverfassung: sie sind beide gut, aber nur für englische Köpfe. Aus dieser Ursache haben die klügern Deutschen sich niemals einfallen lassen, die Engeländer durchgehends zu ihrem Muster zu nehmen: sie haben allein ihre starke, ihre gedankenreiche und körnichte Art zu dichten nachgeahmet. Dies sind wahre Schönheiten, Schönheiten für alle Zeiten und alle Völker. Eine behutsame Nachahmung derselben ist dem deutschen Parnasse schon nützlich gewesen und hätte noch nützlicher werden können, wenn nicht so viele andere einer gleichen Mäßigung vergessen hätten.

„Kann ein verblendet Volk die Thorheit höher treiben?
Der nicht wie Britten denkt, will als ein Britte schreiben!
Der Deutsche will ein Britte sein
Und kauft ein englisch Kleid auf einem Trödel ein.
Der Aufwand ist gering: ein schwülstiges Geschwätze,
Das der Vernunft vergißt wie aller Sprachgesetze,
Manch Schulwort, manch verwegner Schwung
Und schwärmende Begeisterung
Macht schon ein ziemlich Kleid nach Londons neustem Schnitte:
Dem Kleide fehlt nur eins! der Britte.
Was hilft ein fremder Schmuck, der, im Gebrauch befleckt,
Nur klappernde Gerippe deckt,

19. Engländer (1772 und 1804).

Die nach des Grabes Moder riechen?
Wie oft verbirgt in bunter Pracht
Des Ausdrucks unerhellte Nacht
Gedanken, die im Staube kriechen!
Die deutsche Dichtkunst weicht von weisrer Alten Spur:
Der gründliche Geschmack an Wahrheit und Natur,
Der Wohlklang in gesunden Ohren,
Die Sprache selber geht verloren,
Weil alle Scham verloren geht:
Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht."

Unter diesen Reden hatte sich das Getümmel im Tempel dermaßen vermehret, daß meine Gefährtin und ich einander nicht mehr verstunden und endlich von dem eindringenden Schwarme ganz von einander gerissen wurden. Ich sah, wie alles dieses Volk bis auf wenige Personen, die bei den Dichtern des Altertumes ruhig stunden, sich in zween Haufen geteilet, jeder derselben aber seinen Liebling hatte, dessen marmorne Statue sie bei Milton oder Virgilen aufzurichten suchten und von andern sich daran verhindert sahen. Jeder Teil hatte gewisse papierne Posaunen zu seinem Dienste, die mit einem lauten, oft beschwerlichen Gekreische vor dem Bilde hergingen, indessen ihnen die Gegenpartei mit kleinen hellen Stutzerpfeifchen antwortete. Ich hörete höhnisch lachen und mitunter auch schimpfen: ja einige warfen sogar mit Kote nach dem Helden des Gegenteils; und diese schienen wohl eifrige, doch nicht eben die fürchterlichsten Feinde zu sein. Indessen wuchs der Streit, und das Getöse nahm überhand.

Wie, wann der schwarzumwölkte Süd,
Auf dessen finstrer Stirn ein wütend Feuer glüht,
Am regenvollen Himmel brüllet
Und ihm aus Scythien, in schauernd Eis verhüllet,
Der kalte Nord entgegen zieht,
Von ihrem Kampf die Luft erzittert,
Der Erden Veste bebt und im erschrocknen Hain,
Was sich nicht beuget, kracht und splittert
Und alles taumelnd seufzt, vom furchtbarn Sturm erschüttert:
So nahm Getös und Lärm den ganzen Tempel ein;

als eine glänzende Erscheinung eine plötzliche Stille verursachte.

37. plötzlich eine große Stille (1804).

Ich sah den Gott des guten Geschmackes auf einer leuchtenden Wolke und so, wie ihn Voltaire gesehen, in den Tempel kommen. Seine heitre Stirne war mit den Lorbeern des Maro, mit dem Epheu des Horaz und mit Anakreons Rosen umkränzet, und seine ganze Gestalt lachte von ungeschminkter, doch rührender Anmut. Er sprach (und seine Worte waren süßer als die Töne der harmonischen Leier):

„Ihr Freunde, höret mich, die ihr die Schönheit nennet,
Für ihre Rechte kämpft und sie vielleicht nicht kennet!
Es lacht auf ihrer Stirn die Einfalt der Natur:
Sie ist auch nackend schön, nicht schön im Purpur nur.
Ein bunter Hurenschmuck ist falscher Schönheit eigen:
Die gleißt von Flittergold und will sich immer zeigen
Und will vorwitzig=stolz auf Stelzen sich erhöhn,
Dem Winde sich vertraun und auf den Wolken gehn.
Das Wahre nur ist schön, und wollt ihr würdig dichten,
So muß die Dichtung nicht auch die Natur vernichten.
Oft fliegt sie schwärmend auf, allein verflieget sich
Und wird nicht wunderbar, nur abenteuerlich.
In Ländern voller Lichts, in aufgeklärten Zeiten
Soll wider die Vernunft allein die Dichtkunst streiten?
Wie? dieses Himmelskind schmückt pöbelhaften Wahn,
Pflanzt alten Irrtum fort und pflanzet neuen an?
Mit Märchen spielt allein die lachende Satire;
Die hohe Muse weiß, was ihrem Ernst gebühre.
Dem Scherze wird verziehn, der eine Thorheit wagt;
Doch der wird ausgezischt, der sie im Ernste sagt.
Nicht Schönheit einer Art muß aller Orten lachen;
Was immer wieder kömmt, wird endlich müde machen.
Wer immer malt und malt, und jeden Mückenfuß
In sein Gemälde bringt, malt uns zum Überdruß.
Der Schüler der Natur verlangt nicht stets zu glänzen:
Er läßt ein lebhaft Licht an sanfte Schatten grenzen.

2. Voltaire, im „Temple du gout“, der nebst ähnlichen Gedichten Uz zum Vorbilde bei diesem Briefe diente. —

16. Rien n'est beau que le Vrai, le Vrai seul est aimable,
Il doit briller par-tout et même dans la Fable.
BOILEAU (Epitre IX, 43—44). Anm. von Uz.

Es blendet unser Aug' ein steter Sonnenschein:
Wir suchen Dunkelheit und fliehen in den Hain.
Der Blumen hohen Glanz wird falber Grund erheben,
Da Sudler überall nur lichte Farben geben.
Was pfropft ihr ein Gedicht mit Gegensätzen voll
Und strahlt mit kühnem Witz, auch wo er schweigen soll?
Hört auf, stets rätselhaft, in Sprüchen stets zu sprechen:
Warum soll jeder Satz den müden Kopf zerbrechen?
Nicht seicht fließ' euer Vers, nicht von Gedanken leer;
Er fließe klar dahin, obgleich von Golde schwer.
Soll Deutschland euer Haupt mit Lorbeern dankbar krönen,
So lehret euer Lied, auch deutsch, nicht fremde tönen.
Der Alten Saitenspiel schall' eurer Leier vor:
Sie dichten für den Geist und singen für das Ohr.
Die schönste Sprache fließt von ihren reinen Lippen:
Sie fliehn ein freches Wort, gleich Ikars bleichen Klippen.
Schleift alles Rauhe weg! wählt; aber künstelt nicht!
Auch der wird lächerlich, der nie, wie andre, spricht,
Der bald ein schimmelnd Wort bejahrter Nacht entreißet,
Das niemand itzt mehr kennt, bald neue werden heißet,
Die kühnsten Tropen häuft, versetzt, verstümmelt, wagt,
Und doch nicht schöner sagt, was andre längst gesagt.
Ihr Deutschen, die erhitzt in meinem Tempel zanken!
Die Sucht, stets neu zu sein in Worten und Gedanken
Umschleicht wie eine Pest auch euer Vaterland,
Sie, die mich aus Athen, die mich aus Rom verbannt.
Die Muse Griechenlands, die Muse Roms entzückten,
So lang sich beide noch mit edler Einfalt schmückten
Und ihr bescheidner Mund noch immer menschlich sprach,
Auch wann aus ihrem Blick ein göttlich Feuer brach.
Doch, ach! als beide sich wie feile Dirnen schminkten,
Von Salben dufteten und sich am schönsten dünkten,
Wann sich zu frechem Blick ihr buhlend Auge zwang:
War ihre Schönheit hin und kraftlos ihr Gesang."

2 ff. Lorsque nous demandons des choses qui nous piquent et nous réveillent, outre qu'il est à propos que ces choses soient ménagées et dans des distances convenables, nous voulons encore qu'elles soient placées sur un fond simple. *Lettre II. sur les causes de la décadence du goût par* REMOND DE SAINT MARD. (Anm. von Uz.)

Diese lange Rede würde vielleicht noch länger und noch entscheidender für die streitenden Teile geworden sein, wenn nicht das Getümmel derer, die mit derselben schlecht zufrieden waren, den Gott unterbrochen und mich selbst aufgewecket hätte. In der That, ein langer Traum! werden Sie sagen. Vielleicht haben die langen Winternächte denselben so lang gemacht. Vielleicht hat auch der Traum der schönen Mirzoza, den ich in einer der witzigsten Schriften des jüngern Crebillon vor dem Schlafengehen gelesen, meine Phantasie zu einem so langen und kritischen Traume vorbereitet. Er sei inzwischen so gut oder so schlecht, als er wolle, so habe ich Ihnen denselben erzählen wollen. Ich bin mit ehrerbietiger Hochachtung ꝛc.

Anspach 1754.

---

## 2. An Herrn Kanonikus Gleim.

> Nam quid feci ego, quidve sum locutus,
> Cur me tot male perderet *libellis?*
>
> Catull. 14.

Wenn ein Dichter an seinem poetischen Charakter angegriffen wird, so kann er schweigen und der Welt das Urteil überlassen, ob seine Verse gut oder schlecht sind. Wenn hingegen sein moralischer Charakter angetastet wird, so muß er sich verteidigen. Kann er gleichgültig bleiben, wenn ein parteiischer Haß die entferntesten Gelegenheiten, seine Sitten verdächtig zu machen, herbeizieht; die verehrenswürdigsten Gottesgelehrten, wenn es möglich wäre, zu Werkzeugen seiner Rachbegierde zu machen und sich unter die Decke der Religion zu verbergen sucht? Ein fanatischer Eifer ist ansteckend. Weil die Deutschen seit einigen Jahren in der Liebe zur scherzenden Dichtkunst ausgeschweifet haben, sollen sie nun in dem Haß wider dieselbe ausschweifen? Eine ruhige Weisheit lehret auch hier den anständigen Mittelweg finden, den die blinde Leidenschaft allezeit verfehlet.

8. Crebillon, Claude Prosper Jolyot, zum Unterschied von seinem gleichnamigen Vater, dem Tragiker, der Jüngere genannt (1707—1777), Verfasser zahlreicher lüsterner Romane. — 14 ff. Das Schreiben an Gleim erschien zuerst 1757 in einem Einzeldruck.

Noch einen Traum soll dieser Brief erzählen,
Dir, liebster Gleim! Ich sollt' ihn zwar verhehlen:
O hätt' ich nie den Traum bekannt gemacht,
Der wider mich die Dichter aufgebracht!
Ich war zu schnell, ein Wespennest zu stören:
Denn glaube, Freund, wenn Wespen Löwen wären,
So würde längst mein blutiges Gebein
In Staub zermalmt, wo nicht verschlungen sein.
Ich leb' und träumt' und sah die Pierinnen,
Den Phöbus auch; ihm folgten die Göttinnen
Auf einen Berg, der schatticht sich erhob;
Kalliope sang Friedrichs Heldenlob.
Sie sang entzückt, ihr kriegrisch Auge brannte.
Ein Jüngling kam, den Phöbus kaum erkannte.
Er ging zum Gott mit wildem Ungestüm,
Nicht mehr als Freund, und redete vor ihm:

„Wie lang verderbt mit liederlichen Scherzen
Dein Dichtervolk die Sitten und die Herzen?
Verruchter Schwarm von Sardanapals Art!
Auch der trank Wein und salbte seinen Bart.
O Schande! soll von unerlaubten Dingen,
Von Lieb' und Wein, der Deutsche jauchzend singen?
Der schnöde Witz, der strafbar süße Ton
Gefällt im Gleim und im Anakreon?
Ist Hagedorn in aller Schönen Händen,
Und alter Staub soll Epopöen schänden,
Die lehrreich sind? O Tugend, fleuch bethränt
Von einem Volk, das ach! beim Noah gähnt!"

Er seufzte tief und murmelte von Rache,
Von Sympathie und von der guten Sache.
Wer fröhlich scherzt, ward ein Insekt genannt:
Er nannt' auch mich und drohte mit der Hand.
Apollo schwieg und wäre fortgegangen:
Doch Erato, mit glühend roten Wangen,

19. Über die Vermehrung der „Sardanapalischen Dichter" hatte Wieland im vorletzten Abschnitt der „Sympathien" 1756 geklagt. — 31. Als kleine, schädliche Insekten bezeichnete Wieland die Anakreontiker am Schluß der „Sympathien".

Stund hitzig auf und sah den bösen Mann
Mit stolzem Blick und voll Verachtung an.

„Welch' schwacher Geist," hört' ich die Muse sagen,
„Will vom Parnaß die Grazien verjagen?
Ist niemand weis', als wer nur immer weint,
Ein finstrer Kopf, dem Schwermut Tugend scheint?
Manch großer Mann, von ungescholtnen Sitten,
Hat unentehrt des Tejers Bahn beschritten,
Dem Griechen gleich zu singen sich bestrebt,
Ihm gleich gescherzt und nicht gleich ihm gelebt.
Zwar Deutschland hat in ungeheurer Menge
Von Lieb' und Wein erbärmliche Gesänge.
Der Kenner Spott verfolget sie mit Recht:
Allein sie sind nicht böse, sie sind schlecht.
Ist's unerlaubt, die Sinne zu vergnügen?
Die Freude soll nicht über Pflichten siegen;
Doch jeder Mensch, der sinnlich sich erfreut,
Ist nicht sogleich ein Sklav der Sinnlichkeit.
Der Weise darf ein Mädchen artig finden,
Die Schönheit sehn, die Schönheit auch empfinden,
Auf Blumen ruhn, und wann er edlen Wein
Mit Freunden trinkt, auch trinkend fröhlich sein.
Ihn darf, ihn muß, was reizend ist, entzücken:
Und, was er fühlt, in Liedern auszudrücken,
Soll strafbar sein? Du schreist: er ist verdammt!
Doch dieser Mensch dient Gott in seinem Amt,
Lebt unbefleckt, auch wann er jauchzt und singet,
Auch wann sein Lied von Wollust sanft erklinget:
Und glaube mir, des Weisen Wollust sei
Mehr Tugend, Freund, als deine Schwärmerei.

Der leichte Scherz, das Tändeln muntrer Jugend,
Ein schalkhaft Bild, bei welchem keine Tugend

41 ff. Facio nonnunquam versiculos severos parum, — nec vero moleste fero hanc esse de moribus meis existimationem, ut, qui nesciant talia doctissimos, gravissimos, sanctissimos homines scriptitasse, me scribere mirentur. Plin. Epist. V, 3. (Anm. von Uz.) — 66. Durch eine später gestrichene Anmerkung verwies hier Uz im ersten Druck auf einige Verse aus Wielands „Briefen von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", die auch eine sinnlich reizende Situation ausmalten.

Erröten darf, ein Satz, der nicht bestimmt,
Halb Wahrheit ist und halb zur Lüge schwimmt
Erbittern dich auf unschuldvolle Dichter:
Du schmälest, schimpfst und wirst ein Splitterrichter.
Dein Eifer schließt von einem freien Scherz
Ganz übereilt auf ein verruchtes Herz.
Der Dichter singt in lydisch weichen Tönen
Nicht allezeit, nicht stets von Scherz und Schönen:
Und wann er nun Theodiceen singt,
Sprich, ob sein Lied noch weich, noch lydisch klingt?
Die Mäßigung, die Wissenschaft zu leben,
Sich über Glück und Unglück zu erheben,
Sich immer gleich, durch Unschuld groß zu sein,
Besingt er auch, wie Chloen und den Wein?

Die Billigkeit ist rühmlich auch im Streite!
Sieh deinen Feind nicht bloß von einer Seite:
Sieh, ob nicht selbst im grünen Myrtenwald
Ein lehrend Lied in seine Saiten schallt.
Der Jüngling geht in diesen Myrtensträuchen
Dem Dichter nach, der Freude nachzuschleichen:
Er sucht nur Lust und höret überall
Der Weisheit Ruf, nicht bloß die Nachtigall:
So wandelt itzt, wann in dem lauen Lenzen
Arkadiens beblümte Fluren glänzen,
Ein junger Hirt mit seiner Schäferin
Und Arm in Arm durch Auen fröhlich hin.
Das muntre Paar scherzt, lacht und will nur küssen:
Wann plötzlich sich vor seinen leichten Füßen
Im schönsten Thal ein marmorn Grab erhebt,
Der Daphne Grab, die gestern noch gelebt.
Der Schäfer starrt, tiefsinnig steht die Schöne;
Ihr helles Aug' umwölket eine Thräne;
Und seufzt gerührt: Ist uns der Tod so nah?
Der Jugend selbst? und in Arkadia?

Du darfst vielleicht der schönsten Muse Lehren,
Die rauhen Ernst verschmähet, auch nicht hören?

100. Nachahmung eines Gemäldes vom Poussin, welches von Du Bos in den Réflexions critiques sur la Poésie et la Peinture, T. I. ch. 6. beschrieben wird. (Anm. von Uz.)

Wenn ihre Stirn mit Rosen sich umkränzt,
Aus ihrem Blick ein schmeichlend Lächeln glänzt,
So darf sie nicht vor Heiligen erscheinen?
Nur diese gilt bei dir und bei den Deinen,
Die finster sieht und kalt wie scythisch Eis,
Nur lehren will, nicht zu gefallen weiß?
Ihr suchet Lob und lobet, die euch loben:
Auf andre wird die Geißel aufgehoben.
Man liest euch nicht! ihr werdet bös' und klagt,
Daß niemand mehr nach guten Sitten fragt.
Doch Gellert wird gelesen und verehret,
Obgleich sein Lied die reinste Tugend lehret.
Die Jugend lernt sein reizend Lehrgedicht:
Ihr lehret auch; doch reizend lehrt ihr nicht.
Verbietet ihr, daß Deutschland, wenn ihr dichtet,
Euch mit Geschmack nach euern Regeln richtet
Und echten Witz und Schönheit der Natur,
Das Schöne stets und nicht das Wahre nur,
Doch Richtigkeit in Ausdruck und Gedanken,
Nicht kalten Schwulst noch Träum' erhitzter Kranken,
Bei Dichtern sucht und über falsche Pracht
Und Rauhigkeit an seinen Lehrern lacht?
Der Stoff allein macht keine Meisterstücke:
Der Bildung Kunst vergnüget kluge Blicke.
Wär' jeder groß, der uns die Tugend preist,
So wär' Hans Sachs der Deutschen größter Geist.
Ein Jupiter ist prächtig anzuschauen,
Den Phidias in Marmor ausgehauen:
Der Donnergott, noch schrecklich auch im Stein,
Nimmt jedes Herz mit heil'gem Schauer ein.
Doch zweifle nicht, daß, außer unter Wenden,
Ein Liebesgott von eines Myrons Händen,

121. Man sehe die scharfsinnigen Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. (Von Nicolai, Berlin 1755.) Anm. von Uz. — 129—132 lautet 1801:

Ein Jupiter, auch ohne Blitz und Waffen
Voll Majestät, von Phidias geschaffen,
Verdienet wohl der Griechen Stolz zu sein
Und nimmt ihr Herz mit heil'gem Schauer ein.

— 134. Myron, bekannter griechischer Bildhauer.

Den Kennern auch und mehr gefallen kann
Als Jupiter von Meister Zimmermann."

Hier konnte sich der Jüngling nicht mehr halten:
Die stolze Stirn umwölkten Grimm und Falten;
Er stund und schwur dem heidnischen Parnaß,
Den Musen selbst auf ewig seinen Haß.
Er ging erzürnt: ich sah ihm nach und lachte
So dreist und laut, daß ich vom Schlaf erwachte.

Was ich gehört, o Gleim, ergetzte mich.
Du denkst vielleicht: ein Thor verteidigt sich!
Ein wahres Lob ist immer wahr geblieben!
Weil Kenner dich und deine Muse lieben,
Verachtest du der kleinen Richter Schmähn,
Die sich vor dir mit Midas' Weisheit blähn.
Wie aber, Freund? so soll vergällten Herzen
Vergönnet sein, mich tückisch anzuschwärzen?
Verurteilt mich ein schwärmerisch Gericht,
Weil ich gescherzt, als einen Bösewicht?
Ich haßte stets die Sitte schwarzer Rotten,
Was heilig ist, leichtsinnig zu verspotten;
Nie unverschämt und niemals ruchlos klang
Mein Jugendlied, wenn ich beim Weine sang.
Religion und Tugend auszubreiten,
Hielt ich für Pflicht in meinen frühsten Zeiten
Und lehrte selbst, ich, der den Wein erhob,
Mein Saitenspiel der Gottheit glänzend Lob.
Nur üb' ich mich noch schüchtern und im stillen:
Hier braucht man mehr als einen guten Willen.
Hier muß nichts kalt, nichts niedrig, nichts gemein,
Muß alles groß und Gottes würdig sein.
Der Dichter soll des Volkes Herzen rühren,
Doch klüger sein, nicht folgen, sondern führen;
Und sein Gesang, von reinrem Licht gelehrt,
Muß, fern von Wahn, der unsern Gott entehrt,
Die Poesie bis zum Begriff erheben,
Den uns Vernunft und Offenbarung geben,

166. Doch, weise selbst, nicht folgen, (1804).

Der ohne Schmuck der Fabeln mehr vergnügt
Als Phantasie, die schwindlicht sich verfliegt.
Sein heilig Lied entreiße sich dem Staube!
Doch müss' es wahr und, wie der Christen Glaube,
Hoch ohne Schwulst, in edler Einfalt schön
Und rührend sein und jedes Herz erhöhn!
Wie? dürfte sich in christlichen Gedichten
Die Muse nicht nach jenen Regeln richten,
Die Griechenland auf Romuls große Stadt
Und uns gebracht, Vernunft gebilligt hat?
Die schreiben schön, die gleich den Alten schreiben:
Sollt' ihr Geschmack nicht unser Vorbild bleiben?
Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur,
Verläßt mit ihr der wahren Schönheit Spur.
Wie traurig ist's, daß Deutsche dich verlassen
Und, o Natur, der Regeln Herrschaft hassen!
Schmink' ist ihr Reiz, ihr Witz ist Künstelei:
Sie fallen ab, ich bleibe dir getreu.
Ich schwör' es dir bei Hagedorns Altären!
Er ist entrückt zu glänzend höhern Sphären:
Doch Deutschland brennt auf ewigem Altar
Ihm Weihrauch an, der Deutschlands Zierde war.
Auf seinem Pfad soll meine Muse wandeln,
Und sollte mich der gröbste Spott mißhandeln!
Ich schweige nun und flieh aus einem Streit,
Wo Thorheit schmäht und falscher Eifer schreit.

In Augen, die nur drohn und stets vor Eifer brennen,
Kann ich den milden Glanz der Tugend nicht erkennen.

Moralische Briefe S. 24.

Anspach 1757.

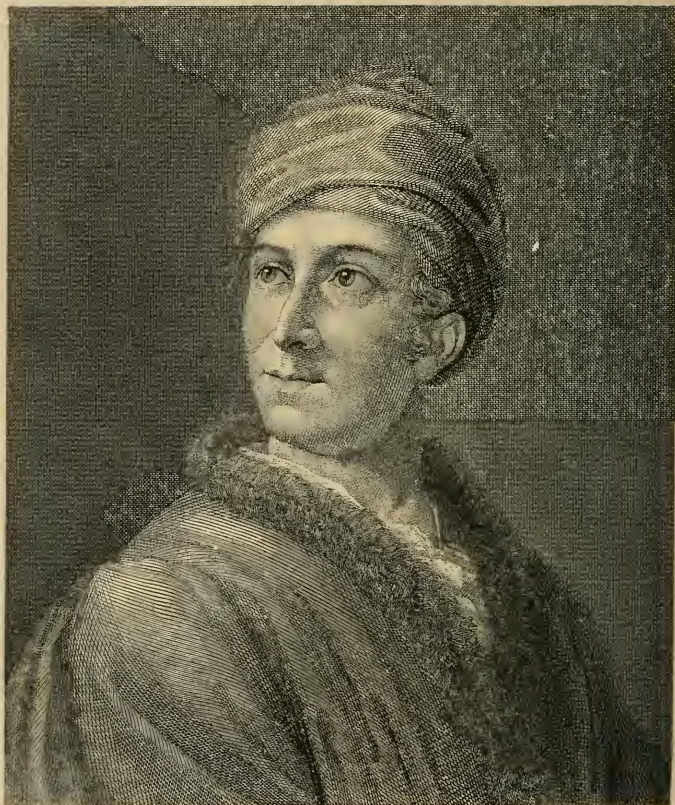


185. Wie traurig ist, (1772). — 197 f. Citat aus Wielands „Moralischen Briefen" (1752).

# Ewald Christian von Kleist.

# Einleitung.

Ziemlich lose hängt mit der Anakreontischen Dichtung Ewald v. Kleist zusammen. Mit mehreren unserer Anakreontiker zwar verband ihn persönliche Freundschaft, besonders mit Gleim, dem Begründer und Hauptvertreter dieser Poesie in Deutschland. Und Gleim war es ja, den Kleist selbst als seinen Lehrer und sein Vorbild in der Dichtkunst dankbar rühmte. Als Gleims Schüler hat denn auch Kleist ein paar Anakreontische Tändeleien verfaßt, namentlich in den ersten Jahren, da er sich ernstlich der litterarischen Thätigkeit zuwandte. Bald aber trieb ihn der schwermütige Zug seiner Natur, der Hagedorns Heiterkeit weniger zusagte als Hallers Ernst, zur Elegie und zu ähnlichen Dichtungsgattungen; Herkunft, Beruf und persönliche Kriegsbegeisterung führten ihn zuletzt zur patriotisch-preußischen Poesie, in der er neben Gleim und Lessing, seinen besten Freunden in den Jahren seiner Reife, das künstlerisch Bedeutendste leistete. Während Uz dem Reime und dem seinem Wesen nach altmodischen Prinzip der verstandesmäßigen Korrektheit getreu blieb und Gleim den Führern der neuen, reimlosen, von der einseitigen Herrschaft des Verstandes befreiten deutschen Dichtung doch mehr ein persönlicher Freund als ein litterarischer Nachfolger wurde, galt Kleist nicht ohne


M. Steinla sc.

Ewald Christian von Kleist.

Liebster Freund

Nur ein paar Worte habe ich Zeit Ihnen zu sagen, vor die Bibl. der schönen Wißenschaften bin ich Ihnen sehr verbunden. Ich habe niemahls ein Journal lieber gelesen als dieses. Fahren Sie fort die Welt zu unterrichten —

Die 30 rthl von Herrn [illegible], (wovon dem ich beygehend keine Vorschrift habe) bitte ich an Herrn Lessing zu geben, der auf Weynachten seinen Herrn Vater in der Gegend von Dresden besuchen und mich bey dieser Gelegenheit auch mit seiner Gegenwart erfreuen will, und sie mir also mitbringen kann. [illegible] mein kleines großes Gedicht gedruckt ist; so bitte ich Herrn

Facsimile der Handschrift Ewald Christian von Kleists.

lästig ist mir zu schreiben. Doch, ich will ihm dies selber sagen, und in jener werde an ihn schreiben. Meine größte Empfehlung an Herrn Mosel. Ich bin lebenslang

Ihr

Dresden d. 3t Dec.
1808.

ergebenster Freund
und Diener
Kleist.

Grund eine Zeit lang als einer der Begründer und ausgezeichnetsten Vertreter dieser neuen Poesie, wurde von Freunden und Gegnern derselben in Einem Atem mit Klopstock genannt, regte zugleich mit diesem die Idyllendichtung Geßners an, die ihm dann schließlich selbst wieder zum Vorbilde wurde, und half vor andern mit Bodmer, Wieland und Lessing für den reimlosen fünffüßigen Jambus Bahn brechen. Sein poetisches Talent ragte über das eines Gleim oder Uz kaum empor; aber in seinen Gedichten spiegelt sich unmittelbarer als in denen seiner meisten Zeitgenossen seine Persönlichkeit und sein Schicksal, und darum sprechen sie uns auch heute noch lebendiger und wärmer an als viele künstlerisch gleichwertige Versuche jener anderen.

Ewald Christian v. Kleist stammte aus einem pommerischen Adelsgeschlecht, das wir bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück verfolgen können, und wurde auf dem Stammschloß seines Vaters zu Zeblin bei Bublitz am 7. März 1715 geboren. Vier Jahre alt, verlor er bereits seine Mutter. Von Hofmeistern erzogen, wuchs er mit einem älteren Bruder und vier Schwestern auf dem Lande zu Zeblin, vielleicht auch zeitweise zu Groß-Poplow bei Polzin bei dem Bruder seiner Mutter, dem Hauptmann Christian v. Manteuffel, heran, bis er 1724 in die Jesuitenschule zu Polnisch-Krone (bei Bromberg) und von da 1729 in das Gymnasium zu Danzig kam. 1731 bezog er als angehender Jurist die Universität zu Königsberg. Neben seinen Fachstudien trieb er hauptsächlich Philosophie und Mathematik, las mit inniger Liebe griechische und römische Dichter und machte sich mit der polnischen Sprache und Litteratur vertraut. Auch in verschiednen andern neueren Sprachen eignete er sich damals und später gute Kenntnisse an. Als sich aber die Vermögensverhältnisse seines Vaters ungünstiger gestalteten und eine Civilanstellung für den Jüngling länger, als es unter solchen Umständen geraten schien, auf sich warten ließ, gab Kleist dem Zureden seiner Verwandten in Dänemark, zu denen man ihn auf Besuch gesandt hatte, nach und trat 1736 in ein dänisches Regiment, das unter seinem Oheim Generalmajor Friedrich Woldemar v. Fölckersam zu Kopenhagen stand. Auf die Empfehlung Fölckersams wurde er im April 1737, kurz nach dem Tode seines Vaters, zum Fähnrich reformé, im Februar 1738 zum wirklichen Fähnrich und im Juni 1739 zum Sekondelieutenant ernannt. Der Kopenhagener Dienst wurde mehrere Sommer nach einander (wie es scheint, zuerst schon 1737) dadurch unterbrochen, daß Kleist auf Werbung nach Danzig geschickt wurde. Von hier aus besuchte er seine Geschwister in Pommern und mit ihnen eine entferntere Verwandte, Freifrau von der Goltz, die Witwe eines preußischen Hauptmanns. Ihre durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Tochter Wilhelmine gewann rasch das Herz des jungen Offiziers. Um die Geliebte eher heimführen zu können, versuchte Kleist, durch Empfehlungen von Wilhelminens Mutter unterstützt, eine Stellung im polnischen Staatsdienst zu erlangen; aber obwohl er deshalb

nach Dresden und Fraustadt an den Hof König Augusts III. reiste, blieb sein Streben erfolglos. Noch fast ein Jahrzehnt lang hielten die Liebenden, wenn auch fern von einander, an ihrer gegenseitigen Treue fest; dann ließ sich Wilhelmine 1747 ohne innere Neigung zu einer andern Ehe drängen. Kleist hat sie nie vergessen, den Schmerz über ihren Verlust lange Jahre nicht verwunden; die von seiner Mutter ererbte Neigung zur Melancholie wurde durch sein Liebesunglück bedeutsam verstärkt.

Aber auch die Erfahrungen des jungen Offiziers in seinem Berufsleben nährten diese hypochondrische Stimmung. Zwar zunächst schien die Zukunft Glück zu verheißen, als Kleist nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. wie alle im Auslande dienenden preußischen Landeskinder in das Vaterland zurückgerufen wurde. Aus dem dänischen Heer mit dem Charakter eines Premierlieutenants im Februar 1741 entlassen, trat er sogleich als Sekondelieutenant in ein neugebildetes preußisches Infanterieregiment ein, das zu Potsdam in Garnison lag, und wurde auch hier bald zum Premierlieutenant befördert. Aber das langweilige Einerlei des pedantisch strengen Kasernendienstes, die nur höchst selten durch einen kurzen Urlaub gemilderte Abgeschlossenheit von der Außenwelt und in Potsdam selbst die Roheit der preußischen Offiziere, die verächtlich auf jede geistige Arbeit und namentlich auf dichterische Versuche herabsahen, bereitete dem nach geistiger und gemütlicher Anregung verlangenden jungen Manne bald eine qualvolle Stunde um die andere. Die wenigen wirklichen Freunde, die er unter seinen Kameraden gewann, so den Rittmeister Adler, entriß ihm schnell wieder der Tod. Seine poetischen Bestrebungen achtete unter seinen militärischen Vorgesetzten fast nur einer, Generalmajor Christoph Ludwig v. Stille, der Freund Samuel Gotthold Langes; aber auch er besaß nicht die Macht, um die Huld des Königs, wie Kleist gehofft hatte, auf den Dichter unter seinen Offizieren zu lenken: Friedrich schätzte nur die französische Litteratur. Als deutscher Dichter aber begann Kleist gerade in jenen ersten Potsdamer Jahren eifrig zu arbeiten. Während er 1743 an einer Wunde krank lag, die er in einem Duell empfangen hatte, wurde er mit Gleim bekannt, der als Sekretär des Prinzen Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt in Potsdam wohnte. Bald verband die beiden die innigste, zärtlichste Freundschaft, die selbst den Tod Kleists überdauern sollte.

So groß aber auch der menschliche Gewinn dieses Seelenbundes für den vereinsamten Offizier war, so bedeutete die Freundschaft mit Gleim zunächst doch fast noch mehr für die künstlerische Entwicklung Kleists. Dieser hatte schon früher verschiedentliche Verse gemacht, unbedeutende Gelegenheitsreimereien, die er selbst als „Schmieralien" verurteilte. Jetzt wurde Gleim, der von seinen Universitätsjahren zu Halle her eine Anzahl lyrischer Gedichte druckfertig liegen hatte, in gewissen theoretischen Fragen sein Lehrer; besonders aber wies er ihn auch auf einzelne neuere deutsche Dichter hin, deren Kenntnis Kleist bisher schwer vermißt hatte. So übte

denn dieser von nun an sein poetisches Talent mit ernsterem Eifer; jetzt erst bildete er sich unter Gleims Anleitung zum Dichter, der litterarischem Ruhme nachstrebte. Die scherzhaften Lieder seines Freundes verlockten auch ihn zu einigen Anakreontisch tändelnden Liebesgedichten, die die Gleimsche Schule deutlichst bekundeten. Lieber jedoch versuchte er sich in ernsteren Tönen. Der lehrhaft betrachtende Dichter Hagedorn trat ihm näher als der heitere Sänger genußfroher Oden und Lieder; eine Zeit lang trug er sich mit dem durch die Lektüre Bodmers nahe gelegten Plan, Columbus zum Helden eines Epos zu wählen; vornehmlich aber lehnte er sich an Haller und bald auch an Thomson an, von dessen „Jahreszeiten" Brockes 1745 eine gereimte Übersetzung herausgab. Die zum Lobe der Gottheit aufstrebende Naturbetrachtung Hallers, seine Vorliebe für idyllische und besonders elegische Darstellung mit leichtem Hange zur Satire, sein gedankenschweres Pathos, seine kraftvolle, sinnlich bezeichnende Sprache, in der sich die Knappheit des hie und da epigrammatisch zugespitzten Ausdrucks mit einer bilderreichen Rhetorik verband, bisweilen selbst Hallers Versmaße kehrten in mehreren Oden und Elegien Kleists wieder; eine Reihe von dichterischen Vorstellungen und stilistischen Wendungen schien er geradezu aus Hallers Versen genommen zu haben. Schwächer wirkten auf ihn neben diesem Muster Lange und Uz ein, deren Versuche in Horazischen Strophen und im iambisch beginnenden Pseudohexameter er gelegentlich nachahmte. Weniger in der Form, in der er vorerst noch meistenteils dem Reime treu blieb, als im Inhalt hielt er sich gern an Horaz: manches auch schon von Hagedorn aufgegriffene Motiv des römischen Dichters, wie das Lob des Landlebens oder der Verzicht auf mühsam errungene prunkvolle Schätze und Macht, sagte Kleists eignem Verlangen nach idyllischer Einsamkeit und genügsamer Ruhe allzu sehr zu, als daß er es nicht ebenfalls mit Vergnügen verwerten sollte. Auch aus den beliebten Schäferspielen und aus Gellerts Fabeln und Erzählungen empfing er dann und wann die Anregung zu einem poetischen Versuch. Wie laut aber auch alle diese Anklänge in Kleists Gedichten aus den vierziger Jahren zu vernehmen sind, so verlor sich sein Gesang doch so gut wie nirgends in bloße, äußerliche Nachahmung fremder Töne. Er bildete von seinen Mustern nur das nach, was ein unmittelbares Echo in seinem eignen Herzen erweckte; trotz jener mannigfachen Reminiscenzen sind darum seine Gedichte stets auch ein wahrer Ausdruck seines individuellen Empfindens und Denkens. Liebe und Freundschaft, Naturgefühl und religiöse Stimmung, idyllische und elegische Empfindung, auch satirische Laune kommt in den Versen Kleists reichlich zu Worte, kriegerisch-patriotische Begeisterung vorläufig nahezu noch gar nicht. Von einem Alexandrinergedicht auf den König ist uns zwar der Anfang erhalten; aber sonst zeigt der junge Offizier wenig oder gar keine Lust, Kriegesthaten zu besingen. Nur grollend und schaudernd stellt er einmal eine Schlachtscene als furchtbares Gegenstück dem Bilde eines ländlich-stillen Glücks gegenüber.

Im zweiten schlesischen Krieg lernte Kleist die Greuel kennen, die er so als Dichter ausmalte. Im Sommer 1744 — unmittelbar zuvor war zum erstenmal ein Gedicht von ihm in den „Belustigungen" des Gottschedianers Schwabe im Druck erschienen — machte er die Belagerung Prags mit; nach der Übergabe der Stadt blieb sein Regiment daselbst als Besatzung. Bei dem Rückzug der Preußen aus Böhmen litt gerade diese Heeresabteilung am meisten, so daß sie 1745 nach Brieg ins Standquartier gegeben wurde. Hier blieb das Regiment bis zum Friedensschluß; ohne in einer der großen siegreichen Schlachten Friedrichs mitgefochten zu haben, kehrte Kleist voll tiefen Mißmuts, daß auch der Feldzug mit seinen oft sehr großen Strapazen und Gefahren ihm keinen Gewinn gebracht habe, 1746 in seine alte Garnison nach Potsdam zurück. Langsam mehrte sich die Zahl seiner Freunde; namentlich ergab sich mit einzelnen Berliner Bekannten ein immerhin reger Verkehr. Zu Gleim gesellte sich hier der rationalistische Theologe Spalding, dann Ramler, Sulzer und andere Genossen; in Potsdam selbst schlossen sich der auch als Musikschriftsteller und Komponist thätige Jurist Christian Gottfried Krause und der schweizerische Arzt Dr. Johann Kaspar Hirzel an Kleist an. Schon im Herbst 1747 ging dieser freilich in seine Heimat zurück, und um dieselbe Zeit schieden auch Spalding und Gleim aus Berlin. Wieder mehr auf sich allein angewiesen, vollendete Kleist jetzt in seinen einsamen Mußestunden sein dichterisches Hauptwerk, den „Frühling".

Das Gedicht, dessen Entstehung bis in den März 1746 zurückreicht, sollte zuerst „Landleben", dann „Landlust" betitelt werden; seinen endgiltigen Namen erhielt es von Gleim, dem Kleist seine Arbeit Stück für Stück vorlegte. Langsam genug schritt sie vorwärts unter beständigen Änderungen und Besserungen. Mehrfach wurden große Kürzungen in der Handschrift vorgenommen, die Winke Gleims und der übrigen Freunde sorgfältig beachtet, auch dem Wohlklang der Verse die nötige Aufmerksamkeit gespendet. Endlich lag im Januar 1749 ein erster Gesang des Gedichts druckfertig vor; aber auch dessen Herausgabe verzögerte sich bis zum Ende des Jahres. Erst da erschien, vermutlich im Selbstverlag des Verfassers, das selbständig abgerundete Bruchstück im Druck: „Der Frühling. Ein Gedicht. Berlin, 1749". Der kurze Vorbericht betonte, daß der Dichter nicht den Frühling ausführlich und chronologisch in seinem Verlaufe schildern, sondern vielmehr die Eindrücke, die er auf einem Spaziergang an einem einzelnen Frühlingstag empfangen, darstellen wolle. Hatte er doch auch selbst die verschiednen Scenen der ländlichen Natur, die er mit warmer, fast einseitiger Liebe in seinem Gedichte pries, auf einsamen Ausflügen in die Umgegend Potsdams studiert. Was sich auf dieser seiner sogenannten „poetischen Bilderjagd" seiner Vorstellung einprägte, das suchte er, doch ohne sonderliche Strenge und Folgerichtigkeit, systematisch zu ordnen. Sinnliche Beschreibung der Frühlingslandschaft in Feld, Garten, Wald und Wiese, des Treibens der Tiere und

der Landleute wechselt ziemlich regelmäßig mit lyrischen Betrachtungen, die die Sehnsucht der Dichters nach dem Landleben, nach idyllischer Ruhe und dem Glück der Freundschaft und Liebe, seine Furcht vor kriegerischer Verwüstung der friedlichen Gegenden, seine fromme Bewunderung des Schöpfers aussprechen. Ein fester Plan ist dabei nicht durchgeführt, eine innerlich fortschreitende Handlung nicht vorhanden. Rhapsodenhaft und stellenweise ungleichmäßig reihen sich lauter einzelne Scenen an einander; auf die Detailmalerei ist aller Nachdruck gelegt. Sie ist aber auch von ungemeinem Reize, überall außerordentlich lebendig und überall von der warmen Empfindung durchdrungen, die den Dichter selbst erfüllt. Seine Liebe zur Natur, sein Verlangen nach reinem Genuß derselben, sein tiefes, weiches, zu traurigem Ernst geneigtes Gemüt spiegelt sich in seinem Werke; das persönlich-lyrische Element der Darstellung verleiht den lieblichen idyllischen Bildern, die vor uns entrollt werden, erst ihren liebenswürdigsten Zauber. In dieser Innigkeit der lyrischen Stimmung, in der Zartheit, Wärme und Tiefe der idyllisch-elegischen Empfindung beruht einer der Hauptvorzüge Kleists vor seinem wichtigsten Vorbilde, den „Jahreszeiten“ Thomsons, denen er nicht nur zahllose Bilder und Ausdrücke im einzelnen, sondern auch den Plan und fast alle Motive seines Gedichts entlehnte. Aber trotz dieser Abhängigkeit wußte Kleist doch durchaus seine Eigenart zu wahren. Ihr gemäß modelte er die fremden Gedanken um, verband sie in neuer Weise, bildete sie weiter aus; nichts nahm er nur äußerlich als plumper Nachahmer herüber. In der phantasiereichen Ausmalung des Einzelnen that er es dem Engländer zuvor; als Ganzes betrachtet, blieb sein Werk freilich weit hinter seiner Vorlage zurück. Übrigens schöpfte er bei seinen geringen Kenntnissen im Englischen nicht sowohl aus dem Originaltext als vielmehr aus der breit umschreibenden Übersetzung, die Brockes diesem 1745 hatte angedeihen lassen. Eine Übertragung durch den Hamburger Dichter des „Irdischen Vergnügens“ vermittelte ihm auch das zweite Werk der englischen Litteratur, dessen Einfluß in dem „Frühling“ zu spüren ist, Popes „Essay on man“; gleich ihm sollte Kleists Gedicht eine Theodicee werden, die philosophischen Beweisgründe des Engländers sollten auch dem Deutschen dienen. In dieser philosophischen Absicht und nicht minder in der Art der Miniaturmalerei erscheint Kleists „Frühling“ vornehmlich noch der Dichtung Hallers verwandt. Die gesamte deutsche Poesie, so weit sie sich in Naturschilderung erging, von den physikalisch-moralischen Gedichten eines Brockes an, bot ja dem Sänger der Frühlingslandschaft allerlei Anregung; kein anderes deutsches Werk aber gab ihm unmittelbar so viel wie Hallers „Alpen“. Auch Kleists dichterische Sprache mit ihrem Streben nach scharfer Prägnanz im Einzelausdruck und zugleich mit ihrer Fülle malerischer Eigenschaftswörter, ihren vielen kühnen Gleichnissen und Bildern, ihrer Vorliebe für genitivische Verbindungen klang in hundert und aber hundert Beispielen an Hallers, oft genug auch an Brockes'

poetische Diktion an. Gerade in diesen Dingen suchte Kleist in den spätern Ausgaben seines Gedichts, die in den nächsten Jahren überraschend dicht auf einander folgten, freier zu werden. Er milderte die überkühnen Bilder wie überhaupt alles Übertriebene im Ausdruck, beseitigte manche Wiederholungen und bemühte sich namentlich auch, den nach seinem eignen Bekenntnisse früher noch oft beleidigten Wohlklang des Verses zu verbessern. Kleist war von dem Uzischen Pseudohexameter ausgegangen, den er schon in der Ode an den Rittmeister Adler verwendet hatte. In den ersten handschriftlichen Fassungen seines Gedichts scheint er sich noch streng an das Uzische Schema gehalten zu haben; nur die Cäsur, die er aber wie sein Vorgänger stets nach der dritten Hebung setzte, bildete er bald männlich, bald weiblich. Während der Arbeit wurde er allmählich freier, indem er die Daktylen, die bei Uz auf den zweiten und fünften Versfuß beschränkt waren, nach Belieben vermehrte. Schließlich mögen dabei auch Klopstockische Einflüsse mitgewirkt haben. Nahe mit Klopstock berührte er sich in seiner rhythmischen Behandlung des Verses nach den Grundsätzen der deutschen, ganz und gar durch den Accent, nicht durch die Quantität der Silben bestimmten Prosodie. Im Metrum waren auch bei ihm, wie bei Klopstock, anfangs manche Stellen schwerfällig und holprig; diese besserte er namentlich in den spätern Ausgaben. Auch verwertete er den Virgilischen Kunstgriff, einen Vers unvollendet in der Mitte abzubrechen, den er im ersten Druck des „Frühlings" nur an einer bedeutenden Stelle sich erlaubt hatte (V. 307), in der abschließenden Ausgabe des Gedichts von 1756 öfter (V. 12, 233), nachdem Klopstock damit an zwei hervorragenden Orten seines „Messias" (V, 325 und X, 1052) eine große, allgemein bewunderte künstlerische Wirkung erzielt hatte.

Kleists „Frühling" fand sogleich im Kreise der Schweizer und derjenigen, die sich in der norddeutschen Litteratur auf ihre Seite neigten, also der Bremer Beiträger, Klopstocks und seiner Anhänger begeisterte Aufnahme, während Gottsched und die Seinigen ihre dem „Messias" zugedachten Angriffe nun auch mit gegen den „Frühling" richteten. Hirzel veranstaltete in Zürich, Sulzer in Verbindung mit mehreren hochangesehenen Männern in Berlin verschiedne neue Ausgaben des Gedichts, die wieder an andern Orten nachgedruckt wurden; Ramler begann schon 1749 eine feilende Umarbeitung des Werkes, das er dereinst nach dem Tode seines Freundes in mannigfachen, durch seine Schlimmbesserungen entstellten Ausgaben den Verehrern des Dichters vorlegen sollte. Bald folgten Nachahmungen von ungleichem Werte, in denen sich der junge Wieland, Zachariä, Dusch und zahlreiche geringere Poeten versuchten; Geßners Idyllendichtung knüpfte in Form und Inhalt mehrfach an Kleists Werk an. Auch Übersetzungsversuche wurden im Kreise der Freunde alsbald begonnen und dann von den verschiedensten Seiten eifrig bis in unser Jahrhundert herein fortgesetzt; so erschienen nach einander mehrere italienische, französische, lateinische, polnische, eine niederländische und eine

ungarische Übersetzung. In unserer deutschen Litteratur aber dauerte die Anerkennung und lebendige Einwirkung des „Frühlings" bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts und in einzelnen Fällen selbst darüber hinaus fort, obwohl Lessing in seinem „Laokoon", als er der beschreibenden Poesie überhaupt den Todesstoß versetzte, auch das Gedicht seines Freundes nicht verschonte, so mild immerhin die Worte waren, in die er sein Verdammungsurteil kleidete. Noch nach ihm verkündigten die Göttinger Dichter, dann Herder und Schiller und selbst der eine und andere Anhänger der Romantik laut das Lob des immer wieder in neuen Auflagen gedruckten, immer wieder wenigstens in Einzelheiten nachgeahmten „Frühlings". Leider ließ Kleist selbst sich durch den Beifall, dessen er sich so rasch bei dieser Arbeit zu erfreuen hatte, nicht anspornen, den in seinen Briefen öfters erwähnten zweiten Gesang seiner Dichtung ernstlich in Angriff zu nehmen. Der „Frühling" blieb Fragment; statt einer Vermehrung der Verse brachten die spätern Ausgaben, die er einer genauen Durchsicht unterzog, vielmehr nur neue, künstlerisch allerdings wohlberechtigte Kürzungen des 1749 gedruckten Textes. Der immer gehegte Plan aber, in ähnlicher Weise die drei übrigen Jahreszeiten zu besingen, gedieh beim Sommer und Winter nur zu dürftigen, zum Teil uns nicht erhaltenen Anfängen der Ausführung, beim Herbst nicht einmal zu solchen Anfängen.

Um dieselbe Zeit, da Kleist seinen ersten großen litterarischen Erfolg errang, verbesserten sich auch seine persönlichen Verhältnisse im militärischen Berufe. Im Mai 1749 wurde er zum Hauptmann befördert; im Herbst darauf erhielt er den lang gewünschten Urlaub zu einer zweimonatlichen Reise nach seiner pommerischen Heimat, die ihm freilich auch manche trübe Erlebnisse brachte; im Juni 1751 bekam er endlich eine Kompagnie und mit ihr die hochwillkommene Erhöhung seiner Gage, deren Knappheit er oft genug schmerzlich empfunden hatte; ein Jahr darnach durfte er das enge Potsdam für geraume Zeit verlassen und als Werbeoffizier nach dem Süden ziehen. Über Halberstadt, Kassel und Frankfurt ging er nach Speyer, wo er seine Werbegeschäfte zum großen Teil erledigte; dann reiste er voll großer Erwartungen nach Zürich. Sein alter Freund Hirzel nahm ihn hier auf das herzlichste auf und machte ihn mit den Berühmtheiten seiner Stadt, mit denen Kleist teilweise schon im Briefwechsel gestanden, persönlich bekannt. Wie zwei Jahre vorher Klopstock, so mußte nun auch Kleist bei seinen Schweizer Gönnern manche Enttäuschung erleben; besonders ergab sich ihm zu Bodmer und dem jungen Wieland, für den der Züricher Altmeister gerade damals begeistert schwärmte, nur ein kühles Verhältnis, obgleich er im Gegensatze zu Klopstock auch die älteren und gesetzteren Gelehrten an der Limmat durch ein maßvolles, ruhig-besonnenes und höflich entgegenkommendes Benehmen zu gewinnen strebte. Ein desto festeres Band knüpfte sich zwischen Kleist und dem jungen Geßner, der als Maler und als Dichter sich von dem norddeutschen Sänger angezogen fühlte, selbst aber nicht weniger mit seiner menschlichen

Liebenswürdigkeit als mit seinen künstlerischen Vorzügen das Herz des Gastes gewann. Übrigens sah Kleist sich zu Zürich in seinem Werbegeschäft auf allen Seiten gehemmt und zuletzt sogar in seiner persönlichen Sicherheit gefährdet, so daß er mitten im Winter plötzlich nach Schaffhausen abzureisen für geraten hielt. Hier blieb er bis in den Anfang des April 1753, um dann ziemlich rasch über Ansbach, Nürnberg, Leipzig und Halberstadt, wo er noch einige Tage bei Gleim verweilte, nach Potsdam zurückzukehren.

Kleists Wunsch, in den nächsten Jahren wieder auf Werbung auszuziehen, ging nicht in Erfüllung. Über drei Jahre mußte er unter den alten, unerfreulichen Verhältnissen in der Garnisonstadt bleiben; nur dann und wann konnte er auf wenige Stunden zu den Berliner Freunden entfliehen. König Friedrich II. und Prinz Heinrich, bei dessen Regimente Kleist stand, nahmen zwar jetzt mehr Rücksicht auf ihn; so wurde er z. B. zur Tafel des Kronprinzen kommandiert. Aber aus der Geistesöde, in die er sich unter den Potsdamer Offizieren verbannt fühlte, wurde er dadurch nicht erlöst. Tiefe Schwermut überkam ihn noch mächtiger als in früheren Jahren. Aufheiternd und anregend stand ihm in Potsdam selbst namentlich ein Freund seit 1749 zur Seite, Johann Joachim Ewald, der zuerst als Hofmeister, dann als Auditeur bei Kleists Regiment sich innig an den melancholischen Dichter anschloß, ein lustiger, unsteter Geselle, der auch als Dichter sich verschiedentlich versuchte, von den Anakreontikern, von Ramler, wohl auch von Kleist selbst abhängig. Am meisten pflegte er das Sinngedicht, ohne sich übrigens auch in dieser Gattung selbständig hervorzuthun. Doch mag er gerade hier neben Wernicke, Hagedorn, Haller, Lessing, Kästner und andern Epigrammendichtern Einfluß auf Kleist ausgeübt haben, der in diesen Jahren der Verstimmung zahlreiche, künstlerisch freilich wenig bedeutende Stachelverse, namentlich auf die käseliebenden Schweizer, daneben auch einige stachelfreie Epigramme, besonders auf Werke des Bildhauers van Papenhoven, verfaßte und zum Teil in der Sammlung von Ewalds Sinngedichten 1755 mit veröffentlichte. Außerdem entstanden in dieser Periode nur noch einige Gedichte im Stil der deutschen Anakreontiker, in denen Kleist Freundschaft, Liebe und Wein besang, aber, wie er in seinen Briefen gelegentlich selbst gestand, konventionell nach litterarischen Mustern, nicht aus wahrer, eigner Herzensleidenschaft. Zierlich wußte er dabei namentlich Horazische Motive zu verwerten; so gab er z. B. das berühmte Liebesgespräch „Donec gratus eram tibi etc." in einer noch von dem jungen Goethe gelobten Weise wieder. Doch auch Spuren einer Übergangszeit im poetischen Schaffen sind an diesen Versuchen mehrfach zu entdecken. Die volle künstlerische Reife zeigen erst diejenigen Gedichte Kleists, die der Epoche des siebenjährigen Krieges entstammen

Von einer Badereise, die er im Juni 1756 nach dem nahen Städtchen Freienwalde angetreten hatte, wurde er nach vierzehn Tagen zum Regiment

zurückberufen, um endlich am 28. August mit den übrigen Potsdamer Truppen ins Feld gegen Sachsen zu marschieren. Kriegerischer Mut und neue Lebensfreudigkeit beseelte den Dichter, der sich für seinen militärischen Beruf bis jetzt wenig erwärmt hatte; leidenschaftlich ersehnte er eine Gelegenheit, sich durch persönliche Tapferkeit hervorzuthun. Aber auch diesen Wunsch schien ihm ein mißgünstiges Schicksal gleichsam geflissentlich zu versagen. Ohne ins Gefecht zu kommen, durchzog er Sachsen, lag Wochen lang bei Pirna, dann bei Seidelitz, den Winter über in Zittau. Am 20. Februar 1757 wurde er zum Major ernannt, zugleich aber zu einem aus gefangenen sächsischen Truppen neugebildeten Regimente versetzt, das in Halle lag: ein neuer Kummer für den thatendurstigen Offizier, der lieber als gemeiner Musquetier im Felde dienen als Major in der Garnison sein wollte. Doch schon im März, wenige Tage nach seiner Ankunft in Halle, wurde sein Regiment nach Leipzig verlegt, wo es über ein Jahr blieb. Während ringsherum glorreiche Schlachten geschlagen wurden, mußte Kleist die alte, verhaßte Exerzierarbeit in erhöhtem Maße mit seinen neuen, noch nicht genügend eingedrillten Soldaten vornehmen. Dann wurde ihm auf unmittelbaren Befehl des Königs im Herbst die verantwortungsvolle Direktion eines großen Feldlazaretts in Leipzig übertragen, eine Aufgabe, die dem menschenfreundlichen, mitleidigen Sinne Kleists zu jeder andern Zeit vollständig zugesagt hätte, jetzt aber den Schmerz des Kampfbegierigen über seine vermeintliche Unthätigkeit nur wenig zu lindern vermochte. Auch das besondere Vertrauen, das ihm Prinz Heinrich, der preußische Statthalter Sachsens, bewies, tröstete ihn immer nur auf kurze Zeit: nach der Schlacht von Roßbach übergab ihm der Prinz „die Versorgung und Einquartierung aller Gefangenen, Blessierten und der ganzen Garnison"; im Februar und März 1758 kommandierte er ihn nach Bernburg, um in den anhaltischen Fürstentümern Mehl- und Fouragelieferungen einzutreiben und Rekruten zu werben. Wahre Erquickung bot ihm während der Leipziger Wartezeit der lebhafte Verkehr mit alten und neuen Freunden, durch den auch Kleists dichterische Thätigkeit frisch und mächtig angeregt wurde. Gleim kam von Halberstadt sogleich im April 1757 zum Besuche nach Leipzig herüber; noch einmal, zum letzten Male, stellte er sich in Bernburg bei Kleist auf acht Tage ein. Hier gesellte sich auch Lange aus dem nahen Laublingen öfters zu ihnen. In Leipzig aber, dem Mittelpunkte des deutschen litterarischen Lebens, trat Kleist nicht nur zu Gellert, Weiße und dem jungen Joachim Wilhelm v. Brawe in nahe Beziehung, sondern gewann vor allem in Lessing denjenigen Freund, der nach seiner Geistesanlage und seinem geraden, offenen, männlichen Charakter ihm am verwandtesten war und darum allmählich ihm lieber und vertrauter wurde als alle seine früheren Freunde. Auch der Dichter Kleist hatte von diesem neuen Herzensbunde unbedingten Vorteil. Jetzt erkannte er, durch die Kritik Lessings geleitet, die Mängel seiner bisherigen Versuche, die Armut seines „Frühlings" an

einer planmäßig fortschreitenden Handlung; jetzt wandte er sich mit Entschiedenheit, durch den Freund beraten, neuen Formen, dem Blankvers und dem reimlosen Jambus überhaupt, und neuen Gattungen der Poesie zu; eine neue, ergebnisreiche Epoche seines dichterischen Schaffens begann, die Epoche seiner höchsten künstlerischen Reife.

Obwohl Kleist von einer verzehrenden Sehnsucht nach kriegerischen Thaten erfüllt war, tragen seine lyrischen Gedichte auch in diesen Jahren meistens ein überaus friedliches Gepräge. Im Frühling 1757 zwar ließ er in der „Ode an die preußische Armee", dem besten Kriegsliede seiner Zeit, wie man sie mit Recht genannt hat, jenen preußisch-patriotischen Ton, den vor anderthalb Jahrzehnten Pyra und Lange angeschlagen hatten, wieder erklingen, nur mächtiger, erhabner und durch innere Wahrheit überzeugender, formal ganz selbständig. Dann aber begnügte er sich, Gleims Grenadierliederdichtung durch seine genauen Berichte über die einzelnen Kriegsereignisse anzuregen und mit seiner kritischen Teilnahme treulich beratend und bessernd zu begleiten. Er selbst wandte sich vornehmlich zur Idyllenpoesie, der ja schon seine Gedichte aus den vierziger Jahren großenteils zugestrebt hatten. Nunmehr wurde Geßner, der einst bei ihm litterarisch in die Schule gegangen war, ihm selbst wieder ein nacheiferungswertes Muster, neben dem er aber die antiken Meister der Idylle, Theokrit und Bion vor andern, ebenso wenig wie die Renaissancepoeten vergaß, die in italienischer oder lateinischer Sprache dieselbe Gattung pflegten. Ausdrücklich auf sie berief er sich zur Verteidigung der Freiheit, die er sich in der Wahl seiner Stoffe nahm; er machte nicht nur, wie die Franzosen und ihre deutschen Nachfolger, das Leben der Schäfer, sondern auch das der Gärtner und Fischer zum Gegenstand seiner Idyllen. Den Gehalt dieser zwischen Epik und Lyrik in der Mitte schwebenden Gedichte suchte er zu vertiefen, indem er in ihnen auch seiner schlichten Religiosität einen milden Ausdruck verlieh. Er predigte demütiges Vertrauen auf den Herrn der Schöpfung, der alles zum Wohl der Welt lenkt, und Mitleid mit den Nebenmenschen, unerschütterliche Redlichkeit im Umgang mit Guten wie mit Bösen: dem Frommen und Tugendhaften verhieß er wahres, dauerndes Glück und unwandelbare Freude an der Schönheit der Natur. Den Trost und segensvollen Gewinn, der aus der Ergebung des Menschen in den göttlichen Willen quillt, veranschaulichten auch einige der Fabeln und moralischen Erzählungen, die Kleist in Leipzig nach dem allgemeinen Vorbilde Gellerts, aber in einem ungleich knapperen Stil verfaßte. Beinahe schon in der Weise der Lessingischen Prosafabeln, wenn er auch dabei nicht ganz so weit wie sein Freund ging, verzichtete er in diesen lehrhaften Geschichten auf das anmutige Geplauder La Fontaines und seiner deutschen Schüler, auf einen schmuckreichen Vortrag der eigentlichen Erzählung; dagegen schien er alles Gewicht auf die Klarheit und Eindringlichkeit der didaktischen Betrachtung zu legen. Außerdem entstammen der Leipziger Periode noch einige Spätlinge der Kleistischen Anakreontik;

unter ihnen verdient das volksmäßig einfache und kräftige „Lieblied an die Weinflasche“, das in einigen leichten Zügen an Lessings Trinklieder mahnt, den Preis. Ebenfalls an Lessing erinnern die paar Sinngedichte, die Kleist in dieser Zeit noch verfaßte, meist harmlose, zahme Einfälle ohne verletzenden Stachel, deren Pointe aber recht glücklich herausgearbeitet ist, die meisten von ihnen griechischen, lateinischen oder italienischen Mustern frei nachgebildet. Gelegentlich hatte Kleist auch sonst bei den lyrischen Versuchen des Leipziger Jahres eine ausländische Vorlage; aber die Eigenart seines Charakters offenbarte sich stets unverkennbar bestimmt, auch wo er im Stoffe sich ganz und gar an ein fremdes Werk anschloß. Ein deutlicher Abdruck seines innersten Wesens wurden vor allem zwei geistig einander entsprechende und zusammengehörige, obschon nicht dicht nach einander entstandene Gedichte betrachtenden Inhalts, das „Grablied“ und das „Geburtslied“. In ihnen sprach sich sein an Hamlets Stimmung mahnender Ekel an dem ungerechten und verkehrten Treiben der Menschen, sein Haß aller Thorheit, Bosheit und feigen Niedertracht, nicht minder aber seine Freude an der Natur und sein Glaube an das Glück, das Tugend und Freundschaft gewährt, sein alle Unbilden des Schicksals siegreich überdauernder Trost, daß das Leben doch mehr Lust als Schmerz ist, kraftvoll und überzeugend aus. Am Schlusse seiner lyrischen Dichtungen stehen, erst nach dem Abmarsch von Leipzig verfaßt, noch zwei großartige Hymnen, der Ausfluß einer männlich-ernsten religiösen Empfindung, poetische Lob- und Dankgebete, die sich im Gedankengang und im Ausdruck mehrfach mit den Psalmen berührten, in einzelnen Wendungen aber auch an die Horazische Odensprache anklangen.

In ihrer äußern Form zeigen diese Gedichte aus Kleists reifster Periode durchaus ein Streben nach höchster Einfachheit. Die knappe Kürze und Prägnanz des Ausdrucks, die schon der junge Sänger von Haller gelernt hatte, ist auch seinen spätern Gebilden zu eigen geblieben; aber die Nachahmung der epigrammatisch zugespitzten, bilderreichen Sprache Hallers ist verschwunden. Kleist liebte es jetzt nicht mehr, den Gedanken mit einer Fülle von Zieraten kunstreich zu drapieren; er suchte für ihn den eigentlichsten, bezeichnendsten Ausdruck. Er wollte nur mehr durch schlichte, aber kraftvolle Natur und Wahrheit wirken; so wurde seine dichterische Sprache vor allem männlich-klar und nüchtern, ohne deshalb etwa zur dürren Prosa zu vertrocknen. Einfache Würde und kräftige Bestimmtheit konnte nun auch als Kennzeichen seines Verses gelten, der nicht selten auf den Reim verzichtete, von den antiken Silbenmaßen aber, die Klopstock und seine Genossen in unsere Lyrik eingebürgert hatten, sich so gut wie völlig fern hielt. Vierzeilige iambische Strophen, mit oder ohne Reime, von denkbar einfachster Form, die nicht einmal immer durch das ganze Gedicht hindurch genau die gleiche bleibt, begegnen ziemlich häufig neben vereinzelten gereimten Alexandrinern und Jamben von verschiedner Länge; mit besonderer Vorliebe greift Kleist jedoch jetzt zu reim-

losen vier- und fünffüßigen Jamben, die er ausnahmslos mit stumpfem Versausgang bildet, wie denn überhaupt derartige männliche Verse in den Gedichten seiner Reife weitaus vorwalten. Auch hierin zeigt sich der Einfluß Lessings, der gerade damals den Blankvers in dramatischen Fragmenten verwandte und seine Freunde, neben Kleist namentlich Brawe, Gleim und Weiße, zu gleichen Versuchen anspornte. Aber auch dem einen oder andern der Männer, die schon früher den englischen Vers in die deutsche Poesie eingeführt hatten, besonders Bodmer und Wieland, sah Kleist Einzelheiten in der Behandlung des reimlosen Jambus ab.*)

Diesen Vers wünschte er nun auch in zwei größeren Dichtungen zu verwerten, die er, von Lessing angefeuert, in Leipzig begann. Die erste, ein dreiaktiges Trauerspiel „Seneca", an das er schon 1745, in den Anfängen seiner poetischen Thätigkeit, ernstlich gedacht hatte, wurde etwa im Juni 1757 wieder in Angriff genommen, dann in den letzten Monaten dieses Jahres und im Januar des folgenden zunächst in Prosa ausgeführt. Zur metrischen Umdichtung verlor Kleist die Lust. Auf Lessings Rat veröffentlichte er das Stück 1758; hernach arbeitete er nur noch die erste Scene, deren Dialog ihm nicht lebendig genug war, um, jedoch wieder in Prosa. Das kleine Stück ist gänzlich mißglückt, unsäglich arm an Handlung und dramatischem Interesse, farblos in der Charakteristik, schwerfällig und reizlos im Dialog. Kleist hatte sich früher nie recht um die Tragödie gekümmert und war in der dramatischen Litteratur nach seinem eignen Bekenntnis auffallend schlecht bewandert. Nun verlockte ihn die hohe Bewunderung, die er für Klopstocks „Tod Adams" hegte, und der stoische Zug in den gleichzeitigen dramatischen Arbeiten Lessings und jüngerer Dichter wie Cronegk und Brawe, die bedenklichen Mängel des Klopstockischen Trauerspiels und jener stoischen Dramen in seinem „Seneca" zu vereinigen. So schwach aber auch demzufolge seine Leistung geraten war, so fand sie doch bei den Zeitgenossen ziemlich viel Beifall; nach Kleists Tode erschien sogar eine Bearbeitung des Stücks in Alexandrinern von einem ungenannten Verfasser in Altona.

Unverhältnismäßig höher stand die epische Dichtung „Cissides und Paches", mit der sich Kleist sofort nach dem Abschluß des „Seneca" beschäftigt zu haben scheint. Noch in Leipzig begann er die Ausführung; vollendet wurde freilich der kleine kriegerische Roman, dessen Plan sich während der Arbeit allerlei Kürzungen und Einschränkungen gefallen lassen mußte, erst in den letzten Septembertagen 1758, als Kleist längst wieder im Felde stand. Lessing und Gleim beförderten das Werk sogleich zum Druck; es erschien in einer Einzelausgabe zu Berlin 1759 und fand fast überall begeisterte Aufnahme, am wenigsten noch in der Schweiz, wo man den preußischen Patriotismus überhaupt nicht nachzuempfinden wußte.

*) Vgl. August Sauer, Über den fünffüßigen Jambus vor Lessings „Nathan", in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Bd. 90, S. 679 ff. (Wien 1878).

Aus dem kriegerischen Enthusiasmus Kleists war das kleine Heldengedicht hervorgegangen; der Kampfesmut der Truppen Friedrichs des Großen wehte dem Leser aus jedem der drei kurzen Gesänge entgegen; Ereignisse der jüngsten Kriegsjahre schienen sich in der antiken Geschichte, die der Dichter erzählte, mehr oder minder deutlich abzuspiegeln. Kleist hatte seinen Stoff frei erfunden, eine kriegerische Anekdote, die er in die Diadochengeschichte und zwar in den lamischen Krieg verlegte, wie ihn etwa Diodor (XVIII, 12—13) erzählt. Die Namen seiner beiden Titelhelden, die er aus der frühern griechischen Geschichte entlehnte, konnte er auch bei Diodor finden; als athenischer Anführer im peloponnesischen Kriege wird hier Paches (XII, 55, auch bei Thukydides III, 18 und 28—50), als Flottenführer des älteren Dionysios Cissides (XV, 47, auch bei Xenophon, Hellen. VII, 1, 28) erwähnt. Die Schicksale seines Cissides und Paches mußte Kleist freilich ziemlich selbständig erdichten. Dabei trug er aber vor allem Sorge, daß er durch die Art seiner Erzählung nirgends den Eindruck der historischen Wirklichkeit gefährdete. Wohlweislich hütete er sich, die frei schaffende Phantasie in seinem Werk eine allzu große Rolle spielen zu lassen und die geschichtliche Wahrheit mit wunderbaren Erfindungen zu umranken, wie das für die regelrechte Epopöe unerläßlich schien. Lieber wollte er kein ordentliches Heldengedicht machen und verzichtete auf „Knoten und Verwickelung" und die ganze übliche Göttermaschinerie. In allem dem scheint Glovers „Leonidas", den er aus Eberts Übersetzung (in der „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremer Beiträge" 1748) kannte, ihm zum Vorbilde gedient zu haben. Auch der verwandte antike Stoff, der noch dazu in beiden Gedichten beinahe auf demselben geographischen Boden sich abspielte, und die gleiche vaterländische und kriegerische Gesinnung mochten Kleist zu dem alles Übernatürliche grundsätzlich ausschließenden Engländer hinleiten, dessen nervichte Schönheit eben damals auch in Wieland einen Bewunderer und Nachahmer fand. Aber unendlich konsequenter und kraftvoller als der Dichter des „Cyrus", der sich immer noch nicht ganz von der seraphischen Welt Klopstocks und Bodmers zu trennen vermochte, bildete Kleist den historisch nüchternen und männlich ernsten, stoischheroischen Ton Glovers nach. Jene gedrungene Kraft und schlichte Naturwahrheit der Darstellung, welche seine letzten lyrischen Gedichte auszeichnete, war im gleichen Grade dem epischen Versuche eigen; aus jeder Zeile des Werks sprach der gereifte Mann und Dichter. Der empfindsamen Zartheit seiner Jugendpoesie hatte er entsagt; den höchsten Idealen derselben war er aber treu geblieben. Ein Preisgesang auf Freundschaft und Tugend war auch „Cissides und Paches", nur daß die Tugend jetzt im Sinne Kleists einen kriegerischen, heldenhaften Ausdruck annahm. Aus dem großen Epos behielt er auch in der äußern Form wenig bei, unverhältnismäßig weniger als Glover, dem man die Nachahmung Homers und Miltons im einzelnen fortwährend anmerkt. Kleist malte weder in Homerischer

Weise Nebenumstände breit aus, noch zeigte er den Fortgang der Handlung, auch nur soweit die Hauptpersonen dabei in Betracht kamen, immer Schritt für Schritt; den Heldentod des Paches schilderte er z. B. keineswegs im einzelnen. Dagegen baute er noch im alten Stil des Homerischen und Virgilischen oder des Miltonisch-Klopstockischen Epos große, weit angelegte, stets aber sinnliche, dem Naturleben glücklich abgeschaute Gleichnisse auf. Statt des Hexameters wählte er auch hier den zu dem kriegsmutigen Tone des Gedichts vortrefflich stimmenden reimlosen fünffüßigen Jambus mit durchweg stumpfem Versschluß, wie ihn auch Glover in seinem Epos anwandte, gab diesem Vers aber durch etwas freiere Behandlung der Cäsur sowie des Enjambements größere Geschmeidigkeit und Mannigfaltigkeit als in seinen lyrischen Versuchen. Für die Verbreitung des Blankverses in der deutschen Poesie bedeutete gerade „Cissides und Paches" einen tüchtigen Schritt vorwärts: mit diesem Gedichte drang das englische Versmaß in weite Kreise, und ungleich stärker als zuvor mehrten sich nun die Nachbildungen desselben, zum Teil (wie bei Giseke und Zachariä) im engsten Anschluß an Kleists Versbehandlung.

Seine künstlerische Wirkung verdankte das kleine Heldengedicht vor allem der unmittelbaren Lebenswahrheit seines Inhalts. Es war ein echtes Erzeugnis jenes preußischen Geistes, der Friedrichs Heer beseelte, selbst mitten im Kriegsleben entstanden, das den Dichter nun endlich wieder so stürmisch umfing, wie er es längst gewünscht hatte. Er hatte es durch sein Drängen bei dem Prinzen Heinrich endlich so weit gebracht, daß sein Regiment, dessen Kriegstüchtigkeit er trotz dem Widerspruch des Regimentsbefehlshabers fest versicherte, im April 1758 Marschordre erhielt. Kurz vorher hatte er noch die Freude gehabt, die Sammlung seiner jüngsten, hauptsächlich in Leipzig entstandenen poetischen Arbeiten erscheinen zu sehen, im Freundeskreis fast durchgängig mit herzlichem Beifall begrüßt. Als eine Art Fortsetzung der „Gedichte von dem Verfasser des Frühlings" (1756), der abschließenden Ausgabe seiner vor den siebenjährigen Krieg fallenden Versuche, führte die Sammlung von 1758 den Titel „Neue Gedichte vom Verfasser des Frühlings". Nun ging Kleists ganzes Denken und Trachten ins Feld. Der Leipziger Kreis löste sich auf: Brawe war zu Anfang Aprils plötzlich gestorben, Lessing wollte den Abmarsch des Freundes nicht abwarten und reiste am 4. Mai nach Berlin zurück. „Ich habe mich," schrieb Kleist am Tage darauf an Gleim, „in dem Jahre, das ich in Leipzig zugebracht, so an ihn gewöhnt und habe ihn so lieb, daß mir zu Mute ist, als wenn er tot wäre, oder vielmehr, als wenn ich halb tot wäre . . . . Leipzig gefällt mir nun gar nicht mehr, so schön es auch sonst ist." Endlich am 11. Mai rückte sein Regiment ins Feld, zunächst nach Zwickau zum Corps des Prinzen Heinrich, in dessen nächster Umgebung Kleist selbst mit seinem Bataillon auch in der Folge blieb. Bei den großen Schlachten des Jahres 1758 war das Corps nicht beteiligt; es hatte Sachsen gegen die Österreicher und die Reichsarmee zu

decken. So kam es nur zu kurzen Streifzügen ins Bambergische und Bayreuthische und zu fast täglichen kleinen Plänkeleien, bei denen aber Kleist zu seinem Ärger nie recht Gelegenheit fand, sich besonders hervorzuthun. Prinz Heinrich zwar betraute ihn mit mehreren verantwortungsreichen Aufträgen; namentlich als im November sein Corps sich vor dem weit überlegenen Feinde nach Dresden zurückzog, hatte Kleist nicht nur hauptsächlich den Marsch der preußischen Truppen zu decken, sondern ihm wurde hernach auch eines der Dresdener Thore zur Verteidigung anvertraut. Aber so vortrefflich er sich auch aller dieser Aufgaben entledigte, so fiel dabei doch regelmäßig der Verlust des Feindes nicht stark genug in die Augen, daß man auch in weiteren Kreisen auf seine Thaten aufmerksam wurde.

Müde von der Anstrengung der letzten Wochen kam er zu Anfang Dezembers ins Winterquartier nach Zwickau. Seine Hoffnung, daß ihn Lessing und Gleim hier besuchen würden, ging zwar nicht in Erfüllung; im übrigen aber verstrichen ihm die fünf Monate, die er hier zubrachte — nur im März 1759 erhielt er auf ein paar Tage Urlaub nach Leipzig zu Gellert und Weiße —, in angenehmer Ruhe. Gesellschaftliche Vergnügungen wechselten mit litterarischen Studien. Er verfaßte noch ein paar neue Gedichte, feilte an seinen alten und entwarf namentlich den Plan zu einer moralischen Wochenschrift, bei der er sich kein geringeres Ziel setzte als dem „Spectator" gleichzukommen. Die hauptsächlichsten Beiträge sollten jedoch seine Freunde dazu liefern; auf Gleim, Ramler, Lessing, Sulzer, Spalding, Uz, Gellert, Mendelssohn, Geßner, Rabener wollte er vor allen andern rechnen. Das Blatt sollte zuerst „Der Sittenrichter" betitelt werden; dann wählte Kleist den Namen „Der neue Aufseher". Gleim war Feuer und Flamme für das Unternehmen; aber mit seinen schriftstellerischen Beiträgen sputete er sich so wenig wie die übrigen Freunde. Aber Kleist selbst begann sogleich die Arbeit und schrieb einige Aufsätze, die sich von den Artikeln der älteren moralischen Zeitschriften nach Form und Inhalt wenig unterschieden. Wie in ihnen, so sollten in dem „Neuen Aufseher" einfach moralisierende Aufsätze, erdichtete Briefe, Gespräche, litterarische Kritiken, kleine Erzählungen mit einander wechseln. Die Rücksicht auf Leserinnen sollte auch hier walten. Neben diesem Einfluß der englischen Wochenschriften und ihrer älteren deutschen Nachfolgerinnen machte sich bei Kleist besonders auch die Einwirkung Lukians geltend; stofflich und formal sollte der „Neue Aufseher" dem griechischen Meister des Dialogs manches entlehnen.

Während er sich noch in den ersten Vorarbeiten zur neuen Zeitschrift befand, wurde er wieder ins Feld gerufen. In den ersten Tagen des Mai 1759 rückte sein Regiment ins Bayreuther Gebiet aus. Ohne daß es zu einem ernstlichen Gefechte kam, kehrte es nach etwa vier Wochen nach Sachsen zurück, um dann hier ungefähr zwei Monate lang wie im vorigen Jahre den Feind zu beobachten und durch kleine Streifzüge zu

schädigen. Erst zu Anfang Augusts, als Friedrich von allen Seiten her Truppen gegen die vereinigten Österreicher und Russen zusammenzog, kam auch Kleist dem Hauptschauplatz des Krieges näher. In Eilmärschen gelangte sein Regiment in die Nähe von Frankfurt an der Oder. Am 12. August stürmte er in der mörderischen Schlacht von Kunersdorf mit seinem Bataillon überkühn vorwärts, bis ihn nach mehrfachen sonstigen Verwundungen eine Kartätschenkugel, die ihm das rechte Bein zerschmetterte, vom Pferde riß. Unfähig, wieder aufzusteigen, wurde er hinter die Fronte getragen, blieb aber hier, da den Wundarzt neben ihm eine Kugel tötete, unverbunden liegen. Inzwischen siegten die Feinde; Kleist fiel ihnen in die Hände und wurde von den Kosaken vollständig ausgeplündert und nackt auf sumpfigem Boden liegen gelassen. Dann kamen russische Husaren, die ihn an ihrem Wachtfeuer niederlegten, mit Mantel und Hut bedeckten und während der Nacht notdürftig erquickten. Aber kaum waren sie des andern Morgens abgezogen, so raubten die Kosaken ihm wieder alles, was jene ihm gegeben hatten. Erst ziemlich spät am Vormittag, etwa siebzehn Stunden nach seiner Verwundung, wurde er auf Befehl eines russischen Offiziers, dem er sich zu erkennen gab, vom Schlachtfeld weggebracht und nach Frankfurt geschafft. Tags darauf nahm ihn der Professor Gotthold Samuel Nicolai, der Bruder des Berliner Buchhändlers, in sein Haus auf, um ihm nun die sorgsamste Pflege angedeihen zu lassen. Die anfängliche Hoffnung jedoch, ihn noch zu retten, erfüllte sich nicht. Am 24. August erlag er seinen Wunden; am 26. August wurde er in Frankfurt beerdigt, von den russischen Offizieren ehrenvoll zu Grabe geleitet.

Von den Freunden wurden am heftigsten Lessing und Gleim durch seinen Tod getroffen. Der Gedanke, daß Kleist den Tod gesucht habe, daß er trotz seiner mannigfachen Wunden nicht eher vom Kampfplatz wich, bis es zu spät war, machte ihnen, die seine Todessehnsucht aus seinen letzten Briefen kannten, ihren Schmerz noch bittrer. Unvergessen, solange sie selbst lebten, blieb ihnen der Freund, dessen geringste Eigenschaften nach Lessings Worten (1771) der Dichter und der Soldat gewesen waren, ungemindert ihre treue Liebe zu dem Geschiedenen. Trauernd pries ihn und seinen Heldentod die preußische Dichterschule, und der gesamten nachfolgenden Litteratur bis auf Schiller und Goethe schwebte er nach dem schönen Ausdruck des letzteren als „die gleichsam selig gesprochene deutsche Dichtergestalt“ vor.

Kleists sämtliche Werke wurden von 1760 an in mehreren Ausgaben von Ramler den Verehrern des verewigten Sängers vorgelegt, aber leider nicht in ihrem unverfälschten ursprünglichen Texte, sondern in einer Gestalt, die von Auflage zu Auflage in größerem Maße die rücksichtslose Feile des eigenmächtig ändernden Sprach- und Versmeisters zu Berlin aufwies. Den handschriftlichen Nachlaß des Verstorbenen sammelte Gleim, soweit es möglich war, und bewahrte ihn mit rührender Freundestreue,

um auf Grund dieser Papiere gegen das Ende seines Lebens eine echte Ausgabe der Werke Kleists zu veranstalten und zugleich eine Charakteristik des Dichters zu versuchen. Kurz nach Gleims Tode führte sein Neffe Wilhelm Körte diesen Plan aus. Noch 1803 veröffentlichte er „E. Ch. v. Kleists sämtliche Werke nebst des Dichters Leben aus seinen Briefen an Gleim". Aber die Verwirrung im Kleistschen Texte wurde durch diese Ausgabe eher vermehrt als vermindert. Getreuer zwar als Ramler hielt sich Körte an die echten Drucke und an die Halberstädter Handschriften; doch fehlten seiner Arbeit alle ordnenden und klärenden kritischen Prinzipien. Erst 1881—1882 hat August Sauer in seiner dreibändigen Sammlung der Werke Kleists wie der Briefe von ihm und an ihn (Berlin bei Gustav Hempel) die wissenschaftlich erschöpfende und abschließende Ausgabe geliefert, deren mustergültiger Text aller weiteren Forschung zu Grunde liegen muß. Ebenso bietet die biographische Skizze, die Sauer den dichterischen Werken Kleists vorausstellte, die gründlichste und ansprechendste Charakteristik, die wir von Kleists Wesen, Leben und Wirken besitzen. Außer Körtes eben genanntem Lebensbild des Dichters war ihr nur das „Ehrengedächtnis des Herrn E. Chr. v. Kleist" vorausgegangen, das Friedrich Nicolai gleich nach dem Tode des preußischen Kämpfers und Sängers 1760 in Berlin veröffentlichte. Nach Sauers Darstellung erschien noch 1887 zu Paris eine lateinische Abhandlung „De Ewaldi Kleistii vita et scriptis" von A. Chuquet. Sauer selbst stellte zahlreiche Briefe über Kleists Tod 1882 im elften Bande des Schnorrschen „Archivs für Litteraturgeschichte" und verschiedene Nachträge zu seiner Ausgabe 1890 im dritten Bande von Bernhard Seufferts „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte" zusammen, woselbst auch Georg Witkowski und Louis Bobé noch einige Einzelheiten über Kleist mitteilten.

Die nachfolgende Auswahl aus Kleists Werken, die seine künstlerisch oder litterargeschichtlich bedeutenderen Dichtungen ziemlich vollständig in der letzten vom Verfasser selbst ihnen gegebenen Form enthält, beruht ebenso wie die biographische Einleitung fast ganz auf Sauers Arbeiten. Nur bei wenigen Einzelheiten war es möglich, die Ergebnisse seiner Forschung durch einen geringfügigen Zusatz zu ergänzen. Auch die durch Sauers Ausgabe vorgezeichnete chronologische Reihenfolge der kleineren Gedichte behielt ich bei, obwohl Kleist selbst 1759 in einem für die Textkritik wichtigen Brief an Ramler eine andere Ordnung vorgeschlagen hat. Hätte ich eine vollständige Sammlung jener Gedichte veranstalten können, so wäre ich der Kleistischen Anordnung genau gefolgt; bei einer bloßen Auswahl jedoch schien mir die chronologische Reihenfolge mehr am Platze zu sein.

München, im April 1894.

Franz Muncker.

# Gedichte.

## 1. [Anakreontische Ode.]

Phyllis, dein entblößter Busen
Gleicht — wem soll ich ihn vergleichen? —
Gleicht mit Schnee bedeckten Hügeln.
Doch ich irre: er ist weißer.
Ist er auch für mich noch kälter?

## 2. Lob der Gottheit.

Tausend Sternenheere loben meines Schöpfers Huld und Stärke;
Aller Welten Himmelskreise preisen seiner Weisheit Werke.
Meere, Berge, Wälder, Klüfte, die sein Wink hervorgebracht,
Sind Posaunen seiner Liebe, sind Posaunen seiner Macht.

Soll ich denn allein verstummen? Soll ich ihm kein Loblied bringen?
Nein, ich will des Geistes Flügel auch zu seinem Throne schwingen;
Und wenn meine Zunge stammelt, o, so sollen nur allein
Dieser Augen milde Bäche Zeugen meiner Ehrfurcht sein.

Ja, sie stammelt; sieh, o Schöpfer, meines Herzens Altar rauchen!
Könnt' ich gleich den blöden Pinsel in der Sonne Flammen tauchen,
O, so würd' von deinem Wesen doch durch ihn kein Strich gemacht!
Dir wird selbst von reinen Geistern nur ein schwaches Lob gebracht.

Wer heißt tausend tausend Sonnen prächtig, majestätisch glänzen?
Wer bestimmt dem Wunderlauf unzählbarer Erden Grenzen?
Wer verbindet sie zusammen? Wer belebet jeden Kreis?
Deines Mundes sanfter Atem, Herr, dein mächtigstes Geheiß.

Anakreontische Ode, ohne Überschrift in einem Brief Kleists an Gleim vom 4. Dezember 1743 enthalten, kurz vorher als einer der frühesten Versuche des Dichters entstanden. — Lob der Gottheit, Ende 1713 oder in den ersten Monaten des Jahres 1744 entstanden, in Schwabes „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“ vom Heumonat 1744 gedruckt, seit dem Juni 1750 umgearbeitet, doch erst im Winter 1757/58 in seiner endgültigen Gestalt abgeschlossen. — 1. Huld, von Kleist im Brief an Ramler vom 26. Januar 1759 noch nachträglich aus „Macht“ korrigiert. — 14. Wunderlauf: dieselbe metrische Freiheit, vor der Hauptcäsur des Verses die Senkung wegzulassen, erlaubt sich Kleist auch in V. 25.

Alles ist durch dich. Die Scharen ungeheurer Sphären liefen
Auf den Ton von deinen Lippen durch die ewig leeren Tiefen.
Fische, Vögel, zahme Tiere, Wild, das Feld und Hain durchstrich,
Und vernünftige Geschöpfe scherzten drauf und freuten sich.

Du giebst den entzückten Blicken zwischen kräuterreichen Auen
Wälder, die sich in den Wolken fast verlieren, anzuschauen.
Du machst, daß darin aus Felsen wütend sich ein Naß ergießt,
Das sich endlich blitzend schlängelt und in Muscheln rieselnd fließt.

Du rührst, durch unzählige Gegenstände alle Sinnen,
Du läßt die Gesundheit blühen und aus tausend Quellen rinnen,
Tränkest mit der Milch des Regens und mit Tau die dürre Flur,
Kühlst die Luft durch sanfte Winde und erfrischest die Natur.

Durch dich schmückt die Hand des Frühlings mit Tapeten unsre Grenzen;
Durch dich muß das Gold der Ähren und der Trauben Purpur glänzen.
Du erfüllst die Welt mit Freude, wenn die Kälte sie besiegt,
Wenn sie, eingehüllt in Flocken, wie in zarten Windeln liegt.

Durch dich kann des Menschen Seele in der Sternen Kreise dringen;
Durch dich weiß sie das Vergangne, hat Begriffe von den Dingen,
Scheid't der Sachen Ähnlichkeiten von den Sachen selber ab,
Urteilt, schließt, begehrt und scheuet; durch dich flieht sie Tod und Grab.

O, wer kann die Wunderwerke deiner Liebe gnug erheben?
Selbst das Unglück ist uns nützlich und beseligt unser Leben.
Zweifler, rührt euch nicht die Liebe, o, so fürchtet seine Macht!
Zittert wie verscheuchte Sklaven, wenn des Herren Grimm erwacht!

Schaut, der Mittag wird verfinstert; es erwacht ein Schwarm von Eulen.
Schrecken überfällt die Lüfte; hört ihr ängstlich hohles Heulen!
Schaut, wie dort der Sturm die Klippen als zerbrechlich Glas zerschmeißt,
Ganze Wälder wirbelnd drehet und wie Fäden sie zerreißt!

Finstre Wolken, Bergen ähnlich, stoßen ungestüm zusammen.
Schaut, aus ihren schwarzen Klüften brechen Ströme wilder Flammen!
Wald und Fluren stehn in Feuer, und die Glut zersprengt das Land;
Krokodile, Löwen, Tiger fliehen zitternd Dampf und Brand.

Wälder starker Masten stürzen vor der Wut der Wasserwogen;
Auf zerstückten Brettern kommen Kriegesheere angeflogen,
Die der Sturm, nebst Steu'r und Segeln, zu der Wolken Höhe schwingt,
Bis sie schnell der schwarze Rachen des ergrimmten Meers verschlingt.

Sagt, wer donnert in den Wolken? Sagt, wer brauset in den Stürmen?
Zweifler, sprich, wer schwingt die Fluten, die sich wie Gebirge türmen?
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit hohlem Brüllen zu:
O verwegenes Geschöpfe! Dies ist Gott! Was zweifelst du?

Herr, in meinem Munde sollen deine Thaten ewig schallen;
Aber laß dir nur die Schwachheit eines Wurmes wohlgefallen!
Du, der du das Innre prüfest, sieh der Seelen Regung an,
Die sie selber zwar empfinden, aber nicht beschreiben kann!

Werd' ich einst vor deinem Throne mit gekröntem Haupte stehen,
Dann will ich mit edlern Liedern deine Majestät erhöhen.
O ihr längst erwünschten Zeiten, eilt mit schnellem Flug herbei,
Eilet, daß ich bald der Freude sonder Wechsel fähig sei!

---

### 3. An Wilhelminen.

Im Mai 1744.

Jetzt wärmt der Lenz die flockenfreie Luft;
Der Himmel kann im Bach sich wieder spiegeln.
Den Schäfer labt bereits der Blumen Duft;
Sein Wollenvieh springt auf begrasten Hügeln.
Der Wolken Naß gerann jüngsthin zu Schnee;
Jetzt blitzet es auf Büschen und auf Klee.

Es drängt der Halm sein Kronenhaupt hervor,
Und Zephyr schwebt auf den smaragdnen Wellen.
Die Wiese blüht bekränzt mit jungem Rohr;
Ihr Kleid umbrämt das Silber reiner Quellen.
Die Liebe sucht der Wälder grüne Nacht;
Der Kummer flieht, die tote Welt erwacht.

An Wilhelminen. Zuerst in Schwabes „Belustigungen" vom Hornung 1745 gedruckt, später umgearbeitet.

Dort schläft der Hirt beim nahen Wasserfall,
Vom sanften Arm der Schäferin umschlungen.
Die Wachtel schlägt; die holde Nachtigall
Hat dieses Paar liebreizend eingesungen.
Ach, fühlt' ich doch bei allgemeiner Lust
Der Freude Reiz nur auch in dieser Brust!

Nein, nein, sie flieht, sie ist mir längst entflohn;
Kein Lenz vermag mein ewig Leid zu mindern.
Ich bin der Qual, ich bin des Unglücks Sohn;
Der Tod allein kann meinen Kummer lindern.
Denn Doris bleibt zu lang von mir entfernt,
Durch die ich nur den Wert der Welt gelernt.

Als jüngst mein Blut aus tiefen Wunden drang,
Was hemmtest du den Strom der Lebensfluten,
Verhängnis, da ich mit dem Tode rang?
Mußt' ich darum mich nicht zu Tode bluten,
Damit ich mich, von schmeichelhaftem Wahn
Und Lieb' entfleischt, zu Tode weinen kann?

Untreues Glück, das nur die Thoren schätzt!
Ich suchte dich, du bleibest mir entzogen.
Die Liebe hat mir Flügel angesetzt;
Umsonst, du bist doch nicht von mir erflogen.
Nein, Doris soll die Meine nimmer sein;
Du Dummheitsfreund, dies macht dein Zorn allein!

Zwar, Doris, du verdienst ein größer Glück;
Ich bin nicht gnug, die Tugend zu belohnen.
Man sieht an dir der Schöpfung Meisterstück;
Dein edler Geist beglänzte Königskronen,
Und Tausende, die Rang und Hoheit ziert,
Erwählten dich, von deinem Reiz gerührt.

Doch dieses Volk, das Ehr' und Purpur schmückt,
Ist niedern Geists, ist leer von wahrer Liebe.
Ich habe nichts, das Aug' und Sinn entzückt,
Jedoch ein Herz voll edelmüt'ger Triebe, —

V. 25 bezieht sich wohl auf die Verwundung im Duell 1743.

Ein Herz, das nie der Unbestand verletzt,
Ein Herz, das dich mehr als den Erdkreis schätzt.

Verhängnis, sprich, ich soll ein Cäsar sein,
Ja, ohne sie auf tausend Welten thronen:
Den niedern Stolz mag dieses Glück erfreun;
Ich will vergnügt mit ihr in Hütten wohnen.
Die Liebe macht der Hütten Armut reich,
Wehrt allem Leid, macht harte Fluren weich.

Wie manchen Hof, wie manche Stadt voll Pracht
Hab' ich gesehn, seit ich dich, Doris, kenne!
Der Schönen Reiz, der andre untreu macht,
Macht, daß ich nur in dich noch mehr entbrenne.
Er weicht, sobald ich dich mir vorgestellt;
Ich wählte dich allein aus einer Welt.

O güldne Zeit, da noch des Goldes Wust
Verachtet ward, was flohst du von der Erden?
Ich ruhete gewiß an Doris' Brust,
Könnt'st du durch Flehn zurückgerufen werden.
Ach, komm zurück! Doch gönne mir dabei,
Daß neben mir mein Gleim ein Schäfer sei!

Du hörst mich nicht, Verhängnis! Ja, ich soll,
Ich soll ein Ball des falschen Glückes bleiben.
So höre du, o Tod, nimm deinen Zoll!
Soll nur dein Pfeil die Glücklichen entleiben?
Hier ist die Brust, er öffne mir das Herz!
Ich halte stand, ich fürchte nicht den Schmerz.

Ja, dort, wo man dich durch die Luft einhaucht,
Bei Gräbern und in schreckenvollen Gründen,
Dort, wo der Feind das Schwert in Feinde taucht,
Da will ich dich, im Fall du säumest, finden.
Denk, Doris, dann: Ich macht' ihn so betrübt;
Er lebte noch, hätt' er mich nicht geliebt!

---

## 4. Sehnsucht nach Ruhe.

1744.

Rura mihi et rigui placeant in vallibus amnes,
Flumina amem silvasque, inglorius.
Virgil.

O Silberbach, der vormals mich vergnügt,
Wenn wirst du mir ein sanftes Schlaflied rauschen!
Glückselig, wer an deinen Ufern liegt,
Wo voller Reiz der Büsche Sänger lauschen!
Von dir entfernt, mit Not und Harm erfüllt,
Ergetzt mich noch dein wollustreiches Bild.

Und du, o Hain, o duftend Veilchenthal!
O holder Kranz von fernen blauen Hügeln!
O stille See, in der ich tausendmal
Auroren sah ihr Rosenantlitz spiegeln,
Betaute Flur, die mich so oft entzückt,
Wenn wird von mir dein bunter Schmuck erblickt!

Sprich, Widerhall, der, wenn die Laute klang,
Vom kühlen Sitz, in dickbelaubten Linden,
Mit hellem Ton in güldne Saiten sang,
Sprich, soll ich nie die Ruhe wiederfinden?
Wie oft, wenn ich vergnügt im Schatten lag
Und „Doris!“ rief, riefst du mir „Doris!“ nach!

Jetzt fliehet mich die vor empfundne Lust;
Ich kann nicht mehr dein schwirrend Schallen hören!
Du füllteſt dort mit Anmut Ohr und Brust;
Hier fliegt der Tod aus tausend ehrnen Röhren.
Dort bot die Flur, der Bach mir Freude dar;
Hier wächst der Schmerz, hier fließet die Gefahr.

Wie wenn der Sturm aus Äols Höhle fährt
Und Wolken Staub im Wirbel heulend drehet,
Dem Sonnenstrahl den freien Durchgang wehrt,
Das grüne Feld mit Stein und Kies besäet:

Sehnsucht nach Ruhe, etwa im Oktober 1744 während des zweiten schlesischen Krieges in Prag gedichtet, zuerst in Schwabes „Belustigungen“ vom Brachmonat 1715 gedruckt. Das Motto stammt aus Virgils Georgicon II, 485 f.

So tobt der Feind, so wütend füllet er
Die Luft mit Dampf, die Felder mit Gewehr.

Der Fruchtbaum trau'rt, die Halmen bücken sich,
Der Weinstock stirbt von räuberischen Streichen.
Die schöne Braut sieht hier ihr ander Ich,
Den Blumen gleich, durch kalten Stahl erbleichen;
Ein Thränenbach, indem sie es umschließt,
Netzt ihr Gesicht, wie Tau von Rosen fließt.

Dort flieht ein Kind; sein Vater, der es führt,
Fällt schnell dahin, durchlöchert vom Geschütze;
Er nennt es noch, eh' er den Geist verliert.
Der Knabe wankt und stürzet ohne Stütze,
Wie Boreas, wenn er die Schwingen regt,
Gepfropftes Reis, das stablos, niederschlägt.

Die Felder hat ein Feuermeer erfüllt,
Das um sich reißt, von keiner Macht gehemmet,
Wie wenn die See aus ihren Ufern schwillt,
Durch Dämme stürzt und Länder überschwemmet;
Die Tiere fliehn, das Feu'r ergreift den Wald,
Der Stämme hegt, wie seine Mutter alt.

Was Kunst und Witz durch Müh' und Schweiß erbaut,
Korinth und Rom mit Gold und Pracht gezieret,
Der Städte Schmuck wird schnell entflammt geschaut.
Wie mancher Turm, aus Marmor aufgeführet,
Der stolz sein Haupt hoch in die Wolken hebt,
Stürzt von der Glut! Des Bodens Feste bebt!

Das blasse Volk, das löschen will, erstickt;
Die Gassen deckt ein Pflaster schwarzer Leichen,
Und dem es noch das Feu'r zu fliehen glückt,
Der kann dem Grimm der Stücke nicht entweichen.
Statt Wasser trinkt die nahe Wiese Blut;
Es zischt und rollt auf Felsen voller Glut.

Wenn Phöbus weicht, weicht doch die Klarheit nicht;
Die Nacht wird Tag vom Leuchten wilder Flammen.

58. Stücke, Stückkugeln, Geschosse.

Den Himmel färbt ein wallend Purpurlicht;
Von Dächern schmilzt ein Kupferfluß zusammen.
Der Kugeln Saat pfeift, da die Flamme heult;
Mond und Gestirn erschrickt, erblaßt und eilt.

Wie wenn ein Heer Kometen aus der Kluft,
Die bodenlos, ins Chaos niederfiele:
So zieht die Last der Bomben durch die Luft,
Mit Feu'r beschweift. Vom reißenden Gewühle
Fließt hier Gehirn, liegt dort ein Rumpf gestreckt;
Hier raucht Gedärm; so ist der Grund bedeckt

Der Erden Bauch wirft oft, vom Pulver wild,
Nebst Mau'r und Heer sein felsicht Eingeweide
Den Wolken zu. Die ferne Klippe brüllt;
Des Himmels Raum erbebt und schallt vor Leide.
Er wird mit Schutt und Leichen überschneit,
Als wenn Vesuv und Hekla Steine speit.

O, wer entwirft den Jammer, das Geschrei,
Des Pulvers Grimm, das Winseln und das Sterben
Naturgemäß! — Mir sinkt der Kiel aus Scheu.
Wer kann mit Blut und Feu'r die Worte färben?
Du kannst es, Mond. Auf, wink' es, wehe du
Das, was du hörst, o Luft, den Völkern zu!

So wütet Mars. Und hört sein Wüten auf,
So drehn wir selbst das Schwert in unsre Leiber.
Ja, Gott des Streits, hemm' deiner Waffen Lauf!
Was braucht es Krieg, wir sind uns selber Räuber.
Uns schließt der Stolz in güldne Ketten ein;
Der Geldgeiz schmelzt aus Schächten seine Pein.

Bald bringet uns ein Schurk' um Ruh' und Glück;
Bald suchen uns die Richter zu betrügen.
Hier wirkt das Geld ein heilig Bubenstück;
Dort rast ein Freund und tötet uns mit Lügen.
Bist du geschickt, ein andrer glaubt es nicht;
Warum? — Weil ihm Geschicklichkeit gebricht.

83. Du kennst es, (Handschrift und erster Druck). — 93. ein heilig Bubenstück, ein Bubenstück bei Geistlichen; die Handschrift und der erste Druck lesen: ein geistlich Bubenstück.

Des Nächsten Glück, Erfahrung, Frömmigkeit,
Und Wissenschaft und echter Tugend Proben
Sind Fehler, die kein kluger Mensch verzeiht;
Ein großer Geist muß niemals andre loben.
Wer küßt und drückt und lästert, ist verschmitzt;
Wer höhnisch blinkt, der hat sich selbst genützt.

Wenn dich das Glück auf seinen Flügeln hebt,
So mag man nichts der Freunde Huld vergleichen.
Wenn Unglück stürmt, daß Mast und Steuer bebt,
O, wie dem Frost alsdenn die Schwalben weichen!
Man hat den Schwarm wie Stumme anzusehn,
Die bloß zur Pracht auf unsern Bühnen stehn.

Und wer auch noch auf Tugend standhaft hält,
Wird doch zuletzt vom Haufen hingerissen,
Gleich einem, der in wilde Fluten fällt.
Er peitscht den Strom mit Händen und mit Füßen;
Er klimmt hinauf; doch endlich fehlt die Kraft:
Der Leib erstarrt, sinkt und wird fortgerafft.

Ja, Welt, du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reizt mich auch ein heißer Trieb zur Tugend;
Vor Wehmut rollt ein Bach die Wang' herab.
Das Beispiel siegt, und du, o Feu'r der Jugend,
Du trocknest bald die edlen Thränen ein.
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.

Pflügt denn das Meer zum fernen Mohrenland!
Ihr, Thoren, eilt, fischt Perlen aus dem Grunde!
Es sei ein Brett des Todes Scheidewand;
Beraubt den Berg, steigt tief in seine Wunde! —
Dies rührt mich nicht. Ihr suchet Angst und Not;
Ein güldner Dolch befördert euren Tod.

Führt Schlösser auf, laßt eine Morgenwelt
An jeder Wand, mit Gold durchwirket, sehen!
Laßt Trinkgeschirr, aus Indien bestellt,
Und Diamant den Wert von euch erhöhen!
Ihr grabt die Ruh' bei Marmorsäulen ein;
Ihr sehet Pracht, ich Leinwand, Erde, Stein.

Vergießt das Blut aus falscher Tapferkeit!
Tobt kühn herum, wie wilde Hauer toben,
Damit ihr seid, wenn ihr gleich nicht mehr seid,
Damit euch einst die Totenlisten loben!
Wird wohl der Geist durch Schilderei ergetzt,
Wenn euch der Star die Augen hat verletzt?

Wie täuscht der Schein! Ihr seid Verliebten gleich,
Die feuervoll den Gegenstand nicht kennen.
Macht mich das Glück nicht groß, berühmt und reich?
Geringer Gram! Ich will es Fürsten gönnen.
Ein ruhig Herz im Thal, wo Zephyr rauscht,
Sei nimmermehr für Flittergold vertauscht!

Zeig du dich mir, o teppichgleiche Flur,
O Bach, den Rohr, Gebüsch und Wald umfangen!
Kein güldner Sand, dein Murmeln reizt mich nur
Und Zweige, die Vorhängen ähnlich hangen.
Wenn ich im Geist auf euch, Gebirge, steh',
Schätz' ich die Welt so klein, als ich sie seh'.

Wie der, der sich von seiner Schönen trennt,
Untröstbar ist, — die dunklen Blicke kleben
An allem steif, ohn' daß er sieht; er rennt,
Er seufzet tief und sucht umsonst sein Leben,
Liebt Kluft und Wald, klagt, ringt die Hände, schreit;
Der Widerhall klagt auch und mehrt sein Leid: —

So sehn' ich mich, o grüne Finsternis
Im dichten Hain, ihr Hecken und ihr Auen,
Nach eurem Reiz; so klag' ich, ungewiß,
Euch nur einmal, geschweige stets zu schauen.
O, zeigt euch bald! O Doris, meine Ruh',
Drück' mir einst dort die Augen weinend zu!

---

## 5. An Herrn Rittmeister Adler.

Une éternité de gloire
Vaut-elle un jour de bonheur?
Gresset.

Die Stürme wüten nicht mehr; man sieht die Zacken der Tannen
Nicht mehr durch gläsernen Reif; man sieht im eislosen Bach
Am Grunde Muscheln und Gras und junge wankende Blumen;
Ein dunkles schwebendes Laub erfüllt den Buchwald mit Nacht.
Hier reizt der Nachtigall Lied durch tausend laufende Töne;
Der West im Rosengebüsch bläst süße Düfte zur Flur.
Dort strahlt im glänzenden Strom das Bildnis blühender Hecken
Und flieht nebst Ufer und Rohr des Fischers gleitenden Kahn.
Freund, flieh' der Waffen Geräusch, jetzt ist die Zeit des Vergnügens;
Fühl' jetzt in Wäldern die Lust, die Held und Höfling nicht kennt!
Was hilft's, mit freudigem Blick, vom Dunst der Ehre betrunken,
Mit Ordensketten beschwert, gekrönte Henker zu scheun?
Was hilft's, wenn künftig dein Grab vergüldete Waffen beschützen,
Wenn man aus Marmor dein Bild im schreckenden Panzer erhöht?
Achill und Hannibal muß die Nacht des Todes durchschlafen,
Die nach der Schickung Gesetz mich einst in Finsternis hüllt.
Im Tode werd' ich ihm gleich, im Leben bin ich beglückter.
Er sah nur Auen voll Blut, schlief nur vom Himmel bedeckt
Und hört' ein ewig Geschwirr von Schilden, Spießen und Pfeilen;
Ihn flohn Vergnügen und Scherz und Cypris' freundlicher Sohn.
Ich seh' auf blumichter Flur das Winken schattichter Erlen,
Den Schmuck des lachenden Thals, die weißen Birken voll Laub,
Den drinnen irrenden Bach. Ich schlaf' in Lauben von Rosen
Und höre Chloens Gesang, ob dem die Nachtigall schweigt
Und lauscht und aufmerksam horcht. Rings um mich flattert die Freude.
Die kleine Phyllis im Hain verbirgt sich, wenn sie mich merkt.
Ich such', und finde sie nicht, bis sie im dicken Gesträuche,
Wo Phöbus selbst sie nicht sieht, ein schalkhaft Lächeln verrät.

---

An Herrn Rittmeister Adler, wohl im Frühling 1745 entstanden, zuerst 1749 in den Bremer Beiträgen, Bd. V, Stück 4 gedruckt. Der Husarenrittmeister Adler, geistig hochgebildet und mit Kleist innig befreundet, fiel im September 1745 in einem Scharmützel bei Landeshut in Schlesien.

### 6. Phyllis an Damon.

Ja, liebster Damon, ich bin überwunden:
Mein Geist empfindet, was er nie empfunden;
Dein Harm, von dem dein Angesicht erbleichet,
Hat mich erweichet.

Als ich die Hand jüngst, die dein Auge deckte,
Vorwitzig fortriß, Himmel, was erweckte
Dein schönes Auge, voller treuen Thränen,
Mir nicht für Sehnen!

Ich floh und weinte. Wie ward mir zu Mute!
Ein heftig Feuer wallte mir im Blute.
Die Flammen werden unaufhörlich währen,
Die mich verzehren.

Komm', treuster Damon, den ich mir erwähle!
Auf meinen Lippen schwebt mir schon die Seele,
Um durch die deinen unter Scherz und Küssen
In dich zu fließen.

---

### 7. Das Landleben.

An Herrn Ramler.

O rus, quando ego te aspiciam? quandoque licebit,
Nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis,
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae?
Horat.

O Freund, wie selig ist der Mann zu preisen,
Dem kein Getümmel, dem kein schwirrend Eisen,
Kein Schiff, das Beute, Mast und Bahn verlieret,
Den Schlaf entführet!

Phyllis an Damon, wohl im Frühling 1745 entstanden, zuerst 1750 im Anhang zur zweiten Ausgabe des „Frühlings" gedruckt. — V. 3—4 im Brief an Ramler vom 26. Januar 1759 nachträglich korrigiert aus:

Ich fühl' die von mir sonst verlachten Schmerzen
Jetzt in dem Herzen.

— Das Landleben, am 11. Dezember 1745 an Gleim gesandt, zuerst 1748 in den Bremer Beiträgen, Bd. V, Stück 1 gedruckt. Das Motto stammt aus Horazens Satiren IV, 6, 60—62.

Der nicht die Ruhe darf in Berge senken,
Der fern vom Purpur, fern von Wechselbänken,
In eignen Schatten, durch den West gekühlet,
Sein Leben fühlet.

Er lacht der Schlösser, von Geschütz bewachet,
Verhöhnt den Kummer, der an Höfen lachet,
Verhöhnt des Geizes in verschloßnen Mauren
Thörichtes Trauren.

Sobald Aurora, wenn der Himmel grauet,
Dem Meer entsteigend, lieblich abwärts schauet,
Flieht er sein Lager, ohn' verzärtelt Schmücken,
Mit gleichen Blicken.

Er lobt den Schöpfer, hört ihm Lerchen singen,
Die durch die Lüfte sich dem Aug' entschwingen,
Hört ihm vom Zephyr, lispelnd auf den Höhen,
Ein Loblied wehen.

Er schaut auf Rosen Tau wie Demant blitzen;
Schaut über Wolken von der Berge Spitzen,
Wie schön die Ebne, die sich blau verlieret,
Flora gezieret.

Bald zeigt sich fliehend auf des Meeres Rücken
Ein Schiff von weitem den nachfliehnden Blicken,
Das sie erst lange gleichsam an sich bindet
Und dann verschwindet.

Bald sieht er abwärts, voller Glanz und Prangen,
Noch einen Himmel in den Fluten hangen,
Noch eine Sonne Amphitritens Grenzen
Grundaus durchglänzen.

Er geht in Wälder, wo an Schilf und Sträuchen
Im krummen Ufer Silberbäche schleichen,
Wo Blüten duften, wo der Nachtigallen
Lustlieder schallen.

Jetzt pfropft er Bäume, leitet Wassergräben,
Schaut Bienen schwärmen, führt an Wänden Reben;
Jetzt tränkt er Pflanzen, zieht von Rosenstöcken
Schattende Hecken.

Eilt dann zur Hütten, (da kein Laster thronet,
Die Ruh' und Wollust unsichtbar bewohnet,)
Weil seine Doris, die nur Liebreiz schminket,
Ihm freundlich winket.

Kein Knecht der Krankheit mischt für ihn Gerichte;
Unschuld und Freude würzt ihm Milch und Früchte.
Kein bang Gewissen zeigt ihm Schwert und Strafe
Im süßen Schlafe.

Freund, laß uns Golddurst, Stolz und Schlösser hassen
Und Kleinigkeiten Fürsten überlassen!
Mein Lange ruft uns, komm' zum Sitz der Freuden
In seine Weiden!

---

### 8. Menalk.

Menalk floh kummervoll den Reiz der schönsten Flur;
Kein Schatten und kein Bach, sein Harm gefiel ihm nur.
Die Herde ging zerstreut; er nährt' in einer Höhle
Vom frühen Morgen an die Schmerzen seiner Seele.
„Unglücklicher Menalk!" gedacht' er da bei sich,
„Warum bist du gezeugt? Die Schickung hasset dich;
Durch sie ward Doris jüngst von dieser Flur gezogen.
O, wär' den Augenblick dein Geist ihr nachgeflogen,
Und dieser Leib verwest! Zwar bei Amyntens Tod
Fühlt' ich die Freude nicht, die mir der Frühling bot;
Doch endlich hat die Zeit den Kummer überwunden.
Er ist, dacht' ich, zuerst der Nichtigkeit entbunden
Und schaut dir jetzt vielleicht von oben glänzend zu,
Schaut Sternen unter sich, ist glücklicher als du.
Nur jetzt wird keine Zeit mein ewig Leid vermindern:
Sie lebt und lebt entfernt! — Komm', Tod, du kannst es lindern!
Komm', jetzt ist Welt und Glück und Leben mir verhaßt!
Ihr Felsen, stürzt herab, begrabt mich in der Last,

Menalk, am 26. Dezember 1745 an Gleim gesandt, zuerst 1749 in den Bremer Beiträgen, Bd. V, Stück 2 gedruckt. — 1. Menalkas, ein besonders in Virgils Eklogen häufig vorkommender Schäfername.

Die meiner Scheitel droht! — — O, muß ich euch, ihr Auen,
Die ihr uns oft verbargt, noch ferner grünen schauen?
Ihr martert meinen Geist, reizt ihr gleich das Gesicht;
Ihr zeigt mir Doris' Bild, und zeigt mir Doris nicht.
Nur zum entfernten Belt! — — Doch wer kann dir entrinnen,
O Liebe? Welch ein Wahn betäubt die müden Sinnen!
Und trieb' auch Angst und Qual zum Nordpol meinen Schritt,
So flöh' doch Doris' Bild gleich meinem Schatten mit.
Ja, dort — — dort seh' ich sie, dort hat sie oft gesprungen
Und oft in buntem Klee den Arm um mich geschlungen;
Dort, deucht mich, hör' ich noch am Teich den Zauberklang,
Als sie und Galathee Dianens Glut besang.
Ich war Endymion, nach dem sie heimlich blickte,
Dem sie bei manchem Ort die Hand verstohlen drückte.
Dort ruht' ich einst allein im Rosenthal am Bach;
Ich schloß die Augen zu, dacht' ihrem Liebreiz nach.
Die Lose wußte sich am Ufer hinter Sträuchen,
Ohn' daß ich sie vernahm, behutsam anzuschleichen,
Und stund ihr Damon gleich, der um sie buhlte, nah,
So küßte sie mich doch, als er nur seitwärts sah.
Schnell sprang sie um den Strauch; die Blätter hört' ich rauschen
Und merkte, wer es that, und ließ mich gern belauschen.
Doch wer belauscht mich jetzt? Wo seid ihr Zeiten hin?
O, daß ich mit der Lust nicht auch vergangen bin!
Jetzt wird der Südwind mich nicht mehr aus regen Büschen,
Davon der Schatten wankt, in ihrem Arm erfrischen.
Jetzt werd' ich nicht, wie sonst, die rauchen Faunen gehn
Und Ziegen über uns am Felsen klettern sehn.
Mein vor beglücktes Vieh, jetzt kann ich dich nicht weiden.
Die Kluft, des Grabes Bild, vermehr' hinfort mein Leiden!"

So quälte sich Menalk, bis Philomele sang,
Und bis der Wachtel Schlag im Felsen widerklang;
Da stand er auf und sah, daß sich der Schatten streckte,
Und daß der Abend schon die Flur mit Purpur deckte.

— — —

## 9. Amynt.

„Sie fliehet fort! Es ist um mich geschehen!
Ein weiter Raum trennt Galateen von mir.
Dort floh sie hin! Komm', Luft, mich anzuwehen!
Du kommst vielleicht von ihr.

„Sie fliehet fort! Sagt Galateen, ihr Flüsse,
Daß ohne sie der Wiesen Schmuck verdirbt!
Ihr eilt ihr nach, — sagt, daß der Wald sie misse,
Und daß ihr Schäfer stirbt!

„Welch Thal blüht jetzt, von ihr gesehen, besser?
Wo tanzt sie nun ein Labyrinth? Wo füllt
Ihr Lied den Hain? Welch glückliches Gewässer
Wird schöner durch ihr Bild?

„Nur einen Druck der Hand, nur halbe Blicke,
Ach, einen Kuß, wie sie mir vormals gab,
Vergönne mir von ihr; dann stürz', o Glücke,
Mich, wenn du willst, ins Grab!"

So klagt Amynt, die Augen voll von Thränen,
Den Gegenden die Flucht der Galatee;
Sie schienen sich mit ihm nach ihr zu sehnen
Und seufzten: Galatee!

---

## 10. Damöt und Lesbia.

Nach dem Horaz: Donec gratus eram tibi, etc.
(Carm. III, 9.)

Damöt.

Du liebtest mich. Kein Glück war meinem gleich;
Durch dich hatt' ich ein irdisch Himmelreich.

Lesbia.

Du liebtest mich. Es floh Gram und Beschwerde;
Durch dich war ich die Glücklichste der Erde.

Amynt, am 1. Januar 1751 an Gleim gesandt, zuerst 1751 in den Bremer Beiträgen, Bd. VI, Stück 2 gedruckt, dann umgearbeitet. — Damöt und Lesbia, zuerst am 15. Oktober 1754 an Gleim gesandt, 1756 in den „Gedichten" gedruckt. Vgl. unter den zahlreichen Nachbildungen derselben Ode die durch Hagedorn oben Teil I, S. 125.

Damöt.

Anitzt weiß ich bei Phyllis nichts von Qual;
Für sie ließ' ich mein Leben tausendmal.

Lesbia.

Anitzt find' ich mein Glück in Thyrsis' Treue,
Für den ich mich auch nicht zu sterben scheue.

Damöt.

So schön wie du ist Phyllis auch; allein,
Verließ' ich sie, würd' ich dir Thyrsis sein?

Lesbia.

Er weiß wie du sich Liebe zu erwerben; —
Mit dir wünscht' ich zu leben und zu sterben!

---

## 11. Über die Statue der Venus, an die sich Amor schmiegt, von dem von Papenhoven, in Sanssouci.

Bezaubernd Bild, des Meißels Meisterstück,
Ach, schlüge deine Brust! Ach, wär' dein Auge helle!
Ein jeder, der dich sieht, wünscht dir Elisens Glück
Und sich an Amors Stelle.

---

Über die Statue der Venus, am 20. August 1755 an Gleim gesandt, 1756 in den „Gedichten" gedruckt. Im allgemeinen angeregt durch ein Epigramm Ewalds von 1750, das in der Sammlung von Ewalds „Sinngedichten" 1755 folgendermaßen lautet:

Geliebte Venus, wie du lächelnd
Den Garten unsers Friedrichs zierest!
O, wollte mir die blonde Daphne
Vergönnen, was dein Amor waget,
Der das Gewand dir untreu machet,
Das deine weißen Hüften decket!
Reiz', schönste Venus, meine Daphne,
Wenn ich sie zu dir führen werde,
Daß sie mir selbst in ihrem Zimmer
Die allerliebste Stellung zeige,
Worin sie dich allhier gesehen,
Und mich dem Amor gleichen lasse.

Auch Joh. Nik. Götz pries in einem Sinngedicht die Venus des Bildhauers Alexander van Papenhoven aus Antwerpen. — 3. Elise, des Pygmalions Statue, die lebendig ward. (Anm. Kleists.)

### 12. Vetulla.

Vetulla schwärzt ihr graues Haar
Und sagt, ihr Alter sei nicht über dreißig Jahr.
Vetulla redet wahr:
Sie sagt dies nun schon zwanzig Jahr.

---

### 13. An Iris,

als der Verfasser ein Lied auf sie gemacht hatte.

Küß nicht das Lied, gieb mir's, o Schönste, wieder!
Küß mich! In mir steckt eine Sammlung Lieder.

---

### 14. Ode an die preußische Armee.

Unüberwundnes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die güldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh, Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.

Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Scharen
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spein, so wie des Osts, Barbaren
Und Ungeheu'r, dich zu verschlingen, aus.

Verdopple deinen Mut! Der Feinde wilde Fluten
Hemmt Friedrich und dein starker Arm,
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm.
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Vetulla, am 20. August 1755 an Gleim gesandt, zuerst 1757 in Ewalds „Liedern und Sinngedichten" gedruckt. — An Iris, wahrscheinlich im Herbst 1755 entstanden, in den „Gedichten" 1756 gedruckt. — Ode an die preußische Armee, am 3. Mai 1757 an Gleim gesandt, sogleich 1757 in einem Einzeldruck erschienen, dann umgearbeitet 1758 in den „Neuen Gedichten".

Die Nachwelt wird auf dich als auf ein Muster sehen;
Die künft'gen Helden ehren dich,
Zieh'n dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen.

Nur schone wie bisher im Lauf von großen Thaten
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Not, wenn du von Not entfernet bist!
Das Rauben überlaß den Feigen und Kroaten!

Ich seh', ich sehe schon — freut euch, o Preußens Freunde! —
Die Tage deines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran;
Doch Friedrich winket dir — wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach und drückst in schweren Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

---

## 15. Die Freundschaft.

### Eine Erzählung.

An Herrn Gleim.

Leander und Selin, zween Freunde, die
Verstand und Edelmut und gleicher Trieb
Zur Tugend fest verband, vertrauten sich
Einst in Geschäften dem treulosen Meer.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sahn;
Das Ufer floh, und bald erblickten sie
Rings um nur Luft und See. Das Firmament

Die Freundschaft, am 26. August 1757 an Gleim gesandt, 1758 in den „Neuen Gedichten" gedruckt. — 1. Bei Leander und Selin dachte Kleist an Gleim und sich selbst, wie er dem Freund am 6. September 1757 versicherte.

War heiter und voll Glanz. Sie segelten
In seinem Widerschein geruhig fort
Und nahten sich bereits der Reise Ziel,
Als schnell die Wellen sich empöreten;
Ein reißender Orkan erwacht' und schlug
Das Schiff von seiner Bahn. Es scheiterte
Am Felsen. Jeder sucht den Tod zu fliehn;
Das kleinste Stück vom Schiff wird jetzt sein Schiff.
Den beiden Freunden ward ein Brett zu teil;
Allein es war zu leicht für seine Last.
„Wir sinken," sprach Selin; „das Brett erträgt
Uns beide nicht. O Freund, leb' ewig wohl!
Du mußt erhalten sein: an dir verliert
Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
Wär' mir das Leben doch nur eine Qual." —
„Nein," sprach Leander, „nein, ich sterb', o Freund!"
Allein Selin verließ zu schnell das Brett
Und übergab getrost dem nassen Grab
Der Wasserwogen sich. Die Vorsehung,
Die über alles wacht, sah seine Treu'
Und seine Großmut an und ließ das Meer
Ihm nicht zum Grabe sein; mitleidig trug's
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er fand Leandern schon daselbst. — O, wer
Beschreibt die Regungen der Freude, die
Sie beide fühlten! — Sie umarmten sich
Mit Zähren in dem Aug'. Leander sprach:
„O allzu treuer Freund, in was für Qual
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! Ich hab'
Um dich des Todes Angst zehnfach gefühlt.
Was du thatst, wollt' ich thun; denn ohne dich
Wünscht' ich das Leben nicht." — „Geliebtester,
Was wär' ich ohne dich?" versetzt' Selin.
„Der Himmel sei gelobt, der dich mir schenkt!
Komm', laß uns ihn, der uns vom Tod befreit,
Verehren und ihm ganz das Leben weihn!"
Sie knieten weinend an das Ufer hin
Und dankten dem, der sie errettete,
Und ihre Regung drang die Wolken durch. —

Leander teilte mit Selin, der arm
An Gütern und nur reich an Tugend war,
All seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch glückselig pries.
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus,
Und lange waren sie das Wohl der Welt.

---

## 16. Der gelähmte Kranich.

Eine Fabel.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirtbar Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden
Und war der laute Spott der frohen Schar.

„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht' er,
In sich gekehrt; „ich half so viel als ihr
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur, ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn, mir, dem der Schmerz
Mut und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. — Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit für Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' für Gram und Schmerz. —

Der gelähmte Kranich, am 6. September 1757 an Gleim gesandt, 1758 in den „Neuen Gedichten" gedruckt.

Nach vielem Ruhn sah er das beßre Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Fürsicht leitet' ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit dem Ufer giebt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

---

## 17. Auf den Tod eines großen Mannes.

Als jüngst des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt' ich und weint' und sah den Himmel plötzlich offen.
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

---

## 18. Lied eines Lappländers.

Komm', Zama, komm', laß deinen Unmut fahren!
O du, der Preis
Der Schönen, komm'! In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.

Du zürnst umsonst. Mir giebt die Liebe Flügel.
Nichts hält mich auf;
Kein tiefer Schnee, kein Sumpf, kein Thal, kein Hügel
Hemmt meinen Lauf.

Ich will im Wald auf hohe Bäume klimmen,
Dich auszuspähn,
Und durch die Flut der tiefsten Ströme schwimmen,
Um dich zu sehn.

Auf den Tod eines großen Mannes, am 12. Oktober 1757 an Gleim gesandt, am Tag vorher entstanden, als Grabschrift für den auf dem Lande gefährlich krank liegenden Gellert, dessen Tod Kleist befürchtete, 1758 in den „Neuen Gedichten" gedruckt. — Lied eines Lappländers, am 14. Oktober 1757 an Gleim gesandt, 1758 in den „Neuen Gedichten" gedruckt; mit manchen Anklängen an „A Laplander's song to his mistress" von Elisabeth Rowe, welch letzteres Gedicht selbst auf einem in Johann Scheffers „Lapponia, id est regionis Lapponum et gentis nova et verissima descriptio" (Frankfurt 1673) in lateinischer Prosa angeführten Gesange beruht (vgl. Sauers Ausgabe I, 107 f., Anm.).

Das dürre Laub will ich vom Strauche pflücken,
Der dich verdeckt,
Und auf der Wies' ein jedes Rohr zerknicken,
Das dich versteckt.

Und solltest du weit übers Meer, in Wüsten
Verborgen sein,
So will ich bald an Grönlands weißen Küsten
Nach Zama schrein.

Die lange Nacht kommt schon. Still' mein Verlangen
Und eil' zurück!
Du kommst, mein Licht, du kommst, mich zu umfangen?
O, welch ein Glück!

---

## 19. Arist.

Auf einer langen Reis' Arists war stets
Die Sonn' in Dunst versteckt. Oft heulte Sturm
In der durchwühlten Luft; oft, wenn er schwieg,
Fiel schnell ein Wolkenbruch mit wildem Lärm
Zur bangen Erd' herab. Die Seel' Arists
War finster wie die Luft. Er hofft' umsonst,
Die Sonne wiederum am Firmament
Zu sehen, die daraus verschwunden schien,
Und klagt' voll Ungeduld den Himmel an,
Der bald die Welt verbrennt und bald ersäuft. —
Schnell fuhr ein Pfeil vor ihm ins Erdreich. — „Thor!
Um was beschwerst du dich?" rief eine Stimm'
Vom Himmel. „Dieser Pfeil hätt' dich erreicht,
Wär' nicht die Sehne durch den Regen schlaff
Geworden. Tadle nicht, so kühn als schwach,
Die Einrichtung der Welt! Was willst du doch

Arist, am 21. Oktober 1757 an Gleim gesandt, 1758 in den „Neuen Gedichten" mit folgender Anmerkung gedruckt: Diese Erfindung des fürtrefflichen Herrn Prof. Gellerts [vgl. Gellerts Erzählung „Der Reisende", Dtsch. Nat.=Litt. Bd. 43, 1, S. 84f.] hat mir so ausnehmend gefallen, daß ich es gewagt habe, sie auch nach meiner Art einzukleiden. — V. 4—5 von Kleist im Brief an Ramler vom 26. Januar 1759 nachträglich geändert aus:

Ergoß der Wolken Last gleich einer See
Sich über Berg und Thal.

Mit Maulwurfsaugen durch den Himmel sehn?
Den du in Stürmen hörst und über dir
In Blitz gehüllet siehst, der sorgt für dich!"

---

## 20. Milon und Iris.

### Idylle.

An Herrn Lessing.

Milon.

Komm', Iris, komm' mit mir ins Kühle, komm'!
Die Geisblattlaube dort erwartet uns
In grüner Dunkelheit und streut Geruch.
Die holde Stimme hab' ich lange nicht
Gehört, mit welcher du mir ehedem
Den Himmel öffnetest und in mein Herz
Ruh' und Vergnügen sangst. Die Musen sind
Mir auch anjetzt nicht feind; sie lehren mich
Gesänge, die das Chor der Nymphen liebt,
Und die der Widerhall im Haine singt.
Komm', laß uns singen! Komm', o meine Lust!

Iris.

O Milon, wie wird mich dein Lied erfreun,
Das Liebe dich gelehrt und Grazien!
Dein Ton, indem du sprichst, ergetzt mich mehr,
Als wenn im Veilchenthal der Westwind rauscht,
Als wenn der laute Bach durch Blumen rinnt.
O, wie viel mehr wird mich dein Lied erfreun!
Komm' in die Laube, komm'! Mir schlägt das Herz.

Sie gingen fröhlich hin, und Milon sang:

Milon.

O Widerhall, der meine Pein erfuhr,
Als Iris spröde war,
Vernimm nun auch mein unaussprechlich Glück
Und breit' es aus: Sie liebet mich!

Milon und Iris, wohl in den letzten Monaten 1757 entstanden, 1758 in den „Neuen Gedichten" gedruckt.

Sie liebet mich; wer ist so froh als ich?
Wer ist so schön als sie?
Aurora, die in rosenfarbner Tracht
Vom Himmel sieht, ist nicht so schön.

Iris

Auch du bist schön, auch du erfreust mein Herz.
Die Ros' ist nicht so schön,
Voll Silbertau, die zarte Lilie nicht,
Vom Morgenrot gefärbt, als du.

Milon.

Wenn in dem Teich das Bild des Gartens hängt
Und jedes blüh'nden Baums,
Um den ein Heer von Schmetterlingen sich
Mit hundertfarb'gen Flügeln jagt:

Dann freu' ich mich. Doch wenn im Rosenkranz
Am Ufer Iris läuft,
Alsdann seh' ich des Gartens Bildnis nicht;
Dann seh' ich nur ihr Bild und sie.

Iris.

Schön ist der Bach, wenn Zephyrs Fittich drauf
Der Bäume Blüten weht;
Die Silberflut, auf ihre Decke stolz,
Rauscht froh dahin und hauchet Duft.

Doch schöner ist's, wenn sanfter Wind die Flut
Von Milons finsterm Haar
Mit Blüten und mit güldnen Veilchen schmückt;
Dann fließ, o Bach! Ich seh' sein Haar

Milon.

O welch ein Glück ist treue Liebe! Wenn
Dein sanftes Auge sagt,
Daß du mich liebst, dann seh' ich aufwärts hin
Zum Sitze der Unsterblichen.

Ich seufze dann, und Thränen fließen mir
Vom Aug'; ich dank' entzückt

Dem Himmel für mein Glück und bitte nicht
Um Schätze, nur um Ruh' und dich.

O, sei mir stets, was du mir jetzo bist,
Mein Reichtum, Glück und Ruhm!
Mit dir ist mir die finstre Wüste schön
Und ohne dich die Welt ein Grab.

Iris.

Wenn mir dein Auge sagt, daß du mich liebst,
Dann fühl' ich auch mein Glück;
Geschwinder läuft mein Blut, der Busen wallt;
All meine Sinnen sind Gefühl.

Ich suche dann einsame Gänge, wo
Nichts die Gedanken stört.
Ich seh' dein Bild und seufze sehnsuchtsvoll
Und dank' dem Himmel für mein Glück.

Sei mir auch stets, was du mir jetzo bist,
Mein Wunsch, mein Trost, mein Ruhm!
Mit dir ist mir die finstre Wüste schön
Und ohne dich die Welt ein Grab. —

Indem sie sangen, schwieg der Wind im Hain,
Der Himmel hörte zu, das Volk der Luft
Lauscht' auf ihr Lied, versteckt in dunkles Laub.
Die kleine Lalage lauscht' auch darauf
Im krausen Schatten vom Gebüsch und sprang
Hervor und sprach bewegt: „Jetzt hab' ich euch
Belauscht, recht sehr belauscht! Ihr singet schön."
Sie seufzet' und die Brust empörte sich. —
„Was seufzest du? Warum bist du bewegt?"
Frug Milon. Aber sie errötete
Und seufzt' und wollte nicht gestehn, warum.

## 21. Grablied.

Weh' dir, daß du gestorben bist!
Du wirst nicht mehr Auroren sehn,
Wenn sie vom Morgenhimmel blickt
In roter Tracht, mit güldnem Haar,
Und die betauten Wiesen nicht,
Auch nicht im melanchol'schen Hain
Die Sonn' im Spiegel grüner Flut.
Der Veilchen Duft wird dich nicht mehr
Erfreun und das Gemurmel nicht
Des Bachs, der Rosenbüsche tränkt,
Auf dem vor Zephyrs sanftem Hauch
Die kleinen krausen Wellen fliehn.
Auch wird dich Philomele nicht
Mehr rühren durch der Töne Macht;
Auch meines Krausens Laute nicht,
Die Philomelen ähnlich seufzt.

Allein, du wirst auch nicht mehr sehn,
Daß sich der Tugendhafte quält,
Sich seiner Blöße schämt und darbt
Und seine Lebenszeit verweint,
Indessen daß in Seid' und Gold
Der Bösewicht stolziert und lacht.
Du wirst nicht sehn, daß ein Tyrann
Die Ferse frei gebornem Volk
In den gebognen Nacken setzt,
Das ihm Tribut und Steu'r bezahlt,
Nicht für den Schutz, nein, für die Lust.
Kein Narr, kein Höfling wird dich mehr
Mit dummer Falschheit peinigen,
Und keine Rachsucht sieht auf dich
Mit scheelen Blicken eines Wolfs.
Nicht Ungewitter, Pestilenz
Und Erderschütterung und Krieg

Grablied, am 22. Dezember 1757 an Gleim gesandt, 1758 in den „Neuen Gedichten" gedruckt. — 15. Krause, Verfasser der Schrift von der musikalischen Poesie, ein so guter praktischer als theoretischer Tonkünstler. (Anm. Kleists.) Vgl. auch oben S. 112.

Erschreckt dich mehr. Der Erde Punkt
(Samt Pestilenz und Krieg und Not)
Flieht unter deinen Füßen fort,
In Dunst und Blitz gewickelt. Sturm
Und Donner ruft weit unter dir,
Und Ruh' und Freude labt dein Herz
In Gegenden voll Heiterkeit.
Wohl dir, daß du gestorben bist!

---

## 22. Irin.

### Idylle.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in den Schilf
Zu legen, der ringsum den Strand
Von nahen Eilanden umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Flut und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.

„O, wie schön
Ist jetzt die Gegend!" sagt' entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh," sagt' er, „den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den roten Widerschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rote Furchen in die Flut
Und spannt des Fittichs Segel auf.
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt! —
O, was für Anmut haucht anjetzt

Irin, 1758 in den „Neuen Gedichten" gedruckt.

Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!" —

„Ja," sagt' Irin, „sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig sein dein Lebelang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O, bleib' der Tugend immer treu
Und weine mit den Weinenden
Und gieb von deinem Vorrat gern
Den Armen! Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt, sei arbeitsam!
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist! Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest!
Ehr', Überfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Teil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen unter Freud' und Lust.
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.

Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Flut herab
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Flut
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit roten Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach,
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Flut im Sonnenschein;
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein. —
O Sohn, sei fromm und tugendhaft!
So wirst du glücklich sein wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön."

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins und sprach: „Nein, Vater, nein,
Du stirbst noch nicht. Der Himmel wird
Dich noch erhalten mir zum Trost."
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie

Die Reusen ausgelegt. . Die Nacht
Stieg aus der See; sie ruderten
Gemach der Heimat wieder zu. —

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn:
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Ihm auch ein Frühlingstag zu sein.

---

## 23. Liebslied an die Weinflasche.

— — — — — — — jocos
Quid vetat innocuos? — —
Vanierius.

O Flasche, voll vom Saft der rhein'schen Traube,
Du Schmuck der Welt!
Beglückt ist der, der in der Rosenlaube
Im Arm dich hält!

Nun du mich liebst, ist gut und schlimm Geschicke
Mir gänzlich gleich;
Du bist mein Trost, mein Leben, Ruh' und Glücke
Und Himmelreich.

Wenn andre sich in Grausame vergaffen,
O, wie lach' ich
Der Thoren! Du bist für mein Herz erschaffen
Und ich für dich.

Du stärkst den Mut und führest Himmelsfreuden
In meine Brust.
Das Wassers Freund muß Pein und Schwermut leiden
Und missen Lust.

Liebslied an die Weinflasche, wahrscheinlich zu Ende Januars 1758 an Gleim gesandt, dann sogleich 1758 in den „Neuen Gedichten" gedruckt. Das Motto stammt aus dem Gedicht „Praedium rusticum" von Jacques Vanière (1664—1739).

Fiel Adam wohl, der Trauben gnug verschlucket,
Dadurch in Not?
Der Biß in Frucht, aus der man Cider drucket,
Verdiente Tod.

Bleib' mir forthin, was du mir stets gewesen,
Mein Ruhm und Heil!
Dich hab' ich mir aus einer Welt erlesen
Zum besten Teil.

Und sterb' ich einst, so wein' auf meine Asche
Und schluchz' betrübt:
„Hier ruhet der, der mich gekränkte Flasche
Getreu geliebt."

---

## 24. Geburtslied.

Weh' dir, daß du geboren bist!
Das große Narrenhaus, die Welt,
Erwartet dich zu deiner Qual.
Nicht Wissenschaft, nicht Tugend ist
Ein Bollwerk vor der Bosheit Wut,
Die dich bestürmen wird. Verdienst
Beleidiget die Majestät
Der Dummheit und wird dir gewiß
— Im Fall du dir's einmal erwirbst —
Ein kerkerwert Verbrechen sein.
Der Schatten eines Fehlers wird,
Bei hundert deiner Tugenden,
Der Lästrung greulichstes Geschrei
Oft hinter dir erwecken. Wenn
Voll edeln Zorns du kühn die Stirn
Zum Lästrer kehrst, ist alles Ruh'.
Ein Zeigefinger, der schon sinkt,
Ein Nickkopf weist dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter dir
Des Unsinns Stimme wiederum. —

19. Cider, ein altes deutsches [vielmehr romanisches] Wort, das Äpfelmost bedeutet. (Anm. Kleists.) — Geburtslied, im März 1758 entstanden, am 11. April an Gleim gesandt, zuerst im 40. Litteraturbrief vom 17. Mai 1759 gedruckt.

Wenn du nicht wie der Sturmwind sprichst,
Nicht säufst, wie da die Erde säuft,
Wo sich das Meer in Strudeln dreht,
Wenn kein Erdbeben deinen Leib
Zu rütteln scheint, indem du zürnst:
So mangelt's dir an Heldenmut.
Und tanzest du den Phrynen nicht
Von weiten einen Reverenz:
So mangelt's dir an großer Welt.
Wenn du nicht spielst und viel gewinnst,
Bis der, mit dem du spielst, erwacht,
Wenn Wollust unter Rosen nicht
Dich in die geilen Arme schlingt:
So fehlt dir Witz, so fehlt dir Witz.
Nichts, nichts als Thorheit wirst du sehn
Und Unglück. Ganze Länder fliehn,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Pest,
Des Kriegs Gesellen; und die See
Ergießt sich wild, Verderben schwimmt
Auf ihren Wogen und der Tod.
Ein unterird'scher Donner brüllt;
Die Erd' eröffnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,
Und was im Feld und Walde wohnt. — —
Und fast kein tugendhafter Mann
Lebt ohne Milzsucht, lahmen Fuß
Und ohne Buckel oder Star;
Ihn foltert Schwermut, weil er lebt. —
Dies alles wirst du sehn und mehr.

Allein du wirst auch die Natur
Voll sanfter Schönheit sehn. Das Meer,
Der Morgenröte Spiegel, wird
Mit rotem Lichte dich erfreun
Und rauschen dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar

Wird dich beschatten. Oft wirst du
In blüh'nden Hecken eines Thals
Voll Ruh' einhergehn, atmen Luft
Und sehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüt' in bunter Pracht
Und den Fasan im Klee, der dir
Denselben Hals bald rot, bald braun,
Bald grün im Glanz der Sonne zeigt.
Auch Wiesen werden dich erfreun,
Mit Regenbögen ausgeschmückt,
Und in der Flut ein Labyrinth
Von Blumen und manch bunter Kranz,
Aus dessen Mitte Phöbus' Bild
Voll Strahlen blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr schwärmt.
Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren ist,
Singt aus den Wolken Freud' herab
Dir in die Brust. Auch Tugend ist
Noch nicht verschwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der sie belohnt,
Und sie ist selbst ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmut, Dankbarkeit
Und Menschenlieb' und Edelmut
Wirkt Freud', und Freude nur ist Glück.
Fühl' Tugenden, so fühlst du Glück!
Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe — wie mein Lange mich —
Beseligen und sein dein Trost,
Wenn Falschheit dein Verderben sucht.
Laß Neid und niedre Raben schrein,
Und trinke du der Sonne Glut
Gleich einem Adler! Hülle dich
In deine Tugend, wenn es stürmt! —
Doch öfter lacht der Himmel dir:
Das Leben ist mehr Lust als Schmerz. —
Wohl dir, daß du geboren bist!

## 25. Hymne.

Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen,
Sein Wagen Sturm und donnernde Gewölk'
Und Blitze sein Gespann.

Die Morgenröt' ist nur ein Widerschein
Von seines Kleides Saum,
Und gegen seinen Glanz ist alles Licht
Der Sonne Dämmerung.

Er sieht mit gnäd'gem Blick von seiner Höh'
Zur Erd' herab; sie lacht.
Er schilt, und Feuer fährt von Felsen auf,
Des Erdballs Achse bebt.

Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere! Flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, singt sein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere, braust sein Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Zedern hohes Haupt
Und jeder Wald für ihn!

Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Seid sein Altar, ihr Felsen, die er traf!
Eu'r Dampf sei Weihrauch ihm!

Der Widerhall lob' ihn, und die Natur
Sing' ihm ein froh Konzert!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ'
In Harmonieen ganz!

Dich hat er mehr als alles sonst beglückt.
Er gab dir einen Geist,

Hymne, an Gleim am 29. Mai 1758 gesandt, zuerst im 40. Litteraturbriefe 1759 gedruckt. Neue Besserungen brachte Kleist in der Ode an, als er sie am 6. Oktober 1758 an Bodmer sandte.

Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.

Erheb' ihn hoch, zu deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
Wenn du zu ihm dich schwingst.

Die Sonne steige nie aus roter Flut
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigst mit
Der Stimme der Natur!

Lob' ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm,
Wenn's schneit, wenn Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt!

In Überschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau' ihm und sing' ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

Und o, wie liebreich sorgt er auch für mich!
Statt Golds und Ruhms giebt er
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freund' und Saitenspiel.

Erhalte mir, o Herr, was du verleihst!
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich.

In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen
Und seufzen laut und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt,

Und irren ans Gestad' des Meers und dich
In jeder Woge sehn
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich!

Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerriss'ne Wolken sehn
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

## 26. Hymne.

Nicht niedre Lust, auch nicht Eroberer,
Noch Gold und Schätze will ich singen.
Mein Geist soll sich dem Tand der Erde kühn entschwingen.
Der Himmel sei mein Lied! Mein Lied der Herr!

Wohin, wohin reißt mich der Andacht Glut?
Seht, ich entweich' auf kühnen Flügeln
Dem niedern Hochmut und der Erde finstern Hügeln
Und trinke froh schon andrer Sonnen Glut.

Schon reizet mich die falsche Hoheit nicht;
Die Welt, die ich voll Qual befunden,
Verschwindet unter mir — ist unter mir verschwunden,
Und mich entzückt bereits ein himmlisch Licht.

O welche Pracht! Welch Auge siehet ganz
Die Herrlichkeit, die den umgeben,
Der alles, alles füllt, vor dem die Himmel beben?
Des Herren Thron verhüllt sein eigner Glanz.

Kein Wunder ist's, daß er durch einen Ruf
Den Menschen, der Geschöpfe Heere
Und Felsen, Seeen, Wald, der Sonnen Flammenmeere,
Das Geisterreich und tausend Welten schuf.

Unendlicher! — Doch Scharen Seraphim,
Entzückt in fröhlichem Gewimmel,
Sind ganz Gesang und strömen durch den Himmel;
Ihr Saiten, schweigt! Der Himmel singet ihm.

Hymne, am 7. Februar 1759 an Gleim gesandt, 1760 in Kleists sämtlichen Werken gedruckt.

# Der Frühling.

## Ein Gedicht.

---

Dem folgenden Abdruck liegt der letzte von Kleist selbst verbesserte Text in seinen „Gedichten" von 1756 zu Grunde.

Empfang' mich, schattichter Hain, voll hoher grüner Gewölbe!
Empfang' mich! Fülle mit Ruh' und holder Wehmut die Seele!
Führ' mich in Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Tugend,
Der um sich die Schatten erhellt! Lehr' mich den Widerhall reizen
Zum Ruhm verjüngter Natur! Und ihr, ihr lachenden Wiesen,
Ihr holde Thäler voll Rosen, von lauten Bächen durchirret,
Mit euren Düften will ich in mich Zufriedenheit ziehen
Und, wenn Aurora euch weckt, mit ihren Strahlen sie trinken.
Gestreckt im Schatten, will ich in güldne Saiten die Freude,
Die in euch wohnet, besingen. Reizt und begeistert die Sinnen,
Daß meine Töne die Gegend wie Zephyrs Lispeln erfüllen
Und wie die rieselnden Bäche!

Auf rosenfarbnem Gewölke, bekränzt mit Tulpen und Veilchen,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Aus seinem Busen ergoß sich
Die Milch der Erden in Strömen. Schnell rollte von Hügel und Bergen
Der Schnee in Haufen herab, und Felder wurden zu Seeen. — — — —
Allmählich versiegte die Flut. Von eilenden Dünsten und Wolken
Flohn junge Schatten umher. Es schien der Himmel erweitert
Und war voll Schimmer und Strahlen Zwar streute der weichende Winter
Noch oft bei nächtlicher Umkehr von den geschüttelten Flügeln
Reif, Eis und Schauer von Schnee; noch ließen wüt'rische Stürme
Die rauhe, dumpfichte Stimm' aus Islands Gegend ertönen,
Durchstreiften klagende Klüfte, verheerten taumelnde Wälder
Und bliesen Schrecken und Furcht herum, Verderben und Kälte.
Doch endlich siegte der vor noch ungesicherte Frühling.
Die Luft ward sanfter; es deckt' ein bunter Teppich die Felder;
Die Schatten wurden belaubt, ein sanft Getöne erwachte

25. vor, vorher.

Und floh und wirbelt' umher im Hain voll grünlicher Dämm'rung;
Die Bäche färbten sich silbern, im Luftraum flossen Gerüche,
Und Echo höret' im Grunde die frühe Flöte des Hirten.

Ihr, deren zweifelhaft Leben gleich trüben Tagen des Winters
Ohn' Licht und Freude verfließt, die ihr in Höhlen des Elends
Die finstern Stunden verseufzt, betrachtet die Jugend des Jahres!
Dreht jetzt die Augen umher, laßt tausend farbichte Scenen
Die schwarzen Bilder verfärben! Es mag die niedrige Ruhmsucht,
Die schwache Rachgier, der Geiz und seufzender Blutdurst sich härmen;
Ihr seid zur Freude geschaffen, der Schmerz schimpft Tugend und Unschuld.
Saugt Lust und Anmut in euch! Schaut her, sie gleitet im Luftkreis
Und grünt und rieselt im Thal. Und ihr, ihr Bilder des Frühlings,
Ihr blühenden Schönen, flieht jetzt den atemraubenden Aushauch
Von güldnen Kerkern der Städte! Kommt, kommt in winkende Felder!
Kommt, überlasset dem Zephyr die kleinen Wellen der Locken,
Seht euch in Seen und Bächen, gleich jungen Blumen des Ufers!
Pflückt Morgentulpen voll Tau und ziert den wallenden Busen!

Hier, wo das hohe Gebirge, bekleidet mit Sträuchen und Tannen,
Zur Hälfte den bläulichen Strom, sich drüber neigend, beschattet,
Will ich ins Grüne mich setzen auf seinen Gipfel und um mich
Thal und Gefilde beschauen. O, welch ein frohes Gewühle
Belebt das streifichte Land! Wie lieblich lächelt die Anmut
Aus Wald und Büschen hervor! Ein Zaun von blühenden Dornen
Umschließt und rötet ringsum die sich verlierende Weite,
Vom niedrigen Himmel gedrückt. Von bunten Mohnblumen laufen,
Mit grünem Weizen versetzt, sich schmälernde Beete ins Ferne,
Durchkreuzt von blühendem Flachs. Feldrosen-Hecken und Schleh-strauch,
In Blüten gleichsam gehüllt, umkränzen die Spiegel der Teiche
Und sehn sich drinnen Zur Seite blitzt aus dem grünlichen Meere
Ein Meer voll güldener Strahlen durch Phöbus' glänzenden Anblick.
Es schimmert sein gelbes Gestade von Muscheln und farbichten Steinen,

45. das hohe Gebirge, von Kleist nachträglich im Brief an Ramler vom 26. Januar 1759 verbessert aus „der spitzige Fels".

Und Lieb' und Freude durchtaumelt in kleiner Fische Geschwadern
Und in den Riesen des Wassers die unabsehliche Fläche.
Auf fernen Wiesen am See stehn majestätische Rosse;
Sie werfen den Nacken empor und fliehn und wiehern für Wollust,
Daß Hain und Felsen erschallt. Gefleckte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernsthaften Stier, des Meierhofs büschichte Sümpfe,
Der finstre Linden durchsieht. Ein Gang von Espen und Ulmen
Führt zu ihm, welchen ein Bach durchblinkt, in Binsen sich windend,
Von Reihern und Schwänen bewohnt. Gebirge, die Brüste der Reben,
Stehn fröhlich um ihn herum; sie ragen über den Buchwald,
Des Hügels Krone, davon ein Teil im Sonnenschein lächelt
Und glänzt, der andere trau'rt im Flor vom Schatten der Wolken.
Die Lerche steigt in die Luft, sieht unter sich Klippen und Thäler;
Entzückung tönet aus ihr. Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergetzt den ackernden Landmann. Er horcht eine Weile; denn lehnt er
Sich auf den gleitenden Pflug, zieht braune Wellen ins Erdreich.
Der Sämann schreitet gemessen, gießt gleichsam trockenen Regen
Von Samen hinter ihm her. — O, daß der mühsame Landwirt
Für sich den Segen nur streute! Daß ihn die Weinstöcke tränkten
Und in den Wiesen für ihn nur bunte Wogen sich wälzten!
Allein der fräßige Krieg, vom zähneblecklenden Hunger
Und wilden Scharen begleitet, verheert oft Arbeit und Hoffnung.
Er stürmet rasend einher, zertritt die nährenden Halmen,
Reißt Stab und Reben zu Boden, entzündet Dörfer und Wälder
Für sich zum flammenden Lustspiel. Wie wenn der Rachen des Ätna
Mit ängstlich-wildem Geschrei, daß Meer und Klippen es hören,
Die Gegend um sich herum, vom untern Donner zerrüttet,
Mit Schrecken und Tod überspeit und einer flammenden Sündflut.

Ihr, denen zwanglose Völker das Steuer der Herrschaft vertrauen,
Führt ihr durch Flammen und Blut sie zur Glückseligkeit Hafen?

60. unabsehliche, aus unabsehbare von Kleist nachträglich im Brief vom 26. Januar 1759 verbessert. — 74 ff. Nachträglich in demselben Briefe von Kleist verbessert aus:

ins Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern. Der Säemann schreitet gemessen,
Und wirft den Samen ihm nach. O daß u. s. w.

Ähnlich hatte es schon 1749 geheißen:

Der Säemann schreitet gemessen,
Gießt güldene Tropfen ihm nach.

— 88. zur, unregelmäßig aus zu der zusammengezogen, obgleich der hier Genitiv ist Vgl. V. 347.

Was wünscht ihr, Väter der Menschen, noch mehrere Kinder? Ist's wenig,
Viel Millionen beglücken? Erfordert's wenige Mühe?
O, mehrt derjenigen Heil, die eure Fittiche suchen,
Deckt sie gleich brütenden Adlern, verwandelt die Schwerter in Sicheln,
Laßt güldne Wogen im Meer, fürs Land, durch Schiffahrt sich türmen,
Erhebt die Weisheit im Kittel und trocknet die Zähren der Tugend!

Wohin verführt mich der Schmerz! Weicht, weicht, ihr traurigen Bilder!
Komm', Muse, laß uns die Wohnung und häusliche Wirtschaft des Landmanns
Und Viehzucht und Gärte betrachten! Hier steigt kein Marmor aus Bergen
Und zeuget Kämpfer; kein Taxus spitzt sich vor Schlössern, kein Wasser
Folgt hier dem Zuruf der Kunst. Verschränkte wölkichte Wipfel
Von hohen Linden beschatten ein Haus, von Reben umkrochen,
Durch Dorn und Hecken befestigt. Ein Teich glänzt mitten im Hofe,
Mit grünem Floßkraut bestreut, wodurch aus scheinbarer Tiefe
Des Himmels Ebenbild blinkt. Er wimmelt von zahmen Bewohnern.
Die Henne jammert ums Ufer und ruft die gleitenden Entchen,
Die sie gebrütet; sie fliehn der Stiefmutter Stimme, durchplätschern
Die Flut und nagen am Schilf. Voll majestätischen Ernstes
Schwimmt hier der Schwan und treibet fern von der Luftbahn der Jungen
Mit starken Flügeln den Schießhund. Nun spielen die haarichten Kinder;
Sie tauchen den Kopf ins Wasser, sie hängen im Gleichgewicht abwärts
Und zeigen die rudernden Füße. Dort läuft ein munteres Mädchen,
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weitschreitenden Hühnern.
Nun steht es und täuscht sie leichtfertig mit eitelem Wurfe; begießt sie
Nun plötzlich mit Körnern und sieht sie vom Rücken sich essen und zanken.
Dort lauscht in dunkeler Höhle das weiße Kaninchen und drehet
Die roten Augen umher. Aus seines Wohnhauses Fenster
Sieht das Lachtäubchen sich um; es kratzt den rötlichen Nacken,
Und fliegt zum Liebling aufs Dach. Er zürnt ob dessen Verweilen

97. Gärte, von Kleist gewöhnlich statt Gärten gebraucht, auch in Prosa. Im Singular sagt er meistens Garten. — 108. Schießhund, Jagdhund.

Und dreht sich um sich und schilt. Bald rührt ihn das Schmeicheln der Schönen;
Viel Küsse werden verschwendet, bis sie mit schnellem Gefieder
Die Luft durchlispeln und aufwärts sich zu Gespielen gesellen,
Die blitzend im Sonnenglanz schwärmen. Von blühenden Fruchtbäumen schimmert
Der Garten, die kreuzende Gänge mit roter Dunkelheit füllen,
Und Zephyr gaukelt umher, treibt Wolken von Blüten zur Höhe,
Die sich ergießen und regnen. Zwar hat hier Wollust und Hochmut
Nicht Nahrung von Mohren entlehnt und sie gepflanzet; nicht Myrten,
Nicht Aloen blicken durch Fenster. Das nutzbare Schöne vergnüget
Den Landmann und etwan ein Kranz. Durch lange Gewölbe von Nußstrauch
Zeigt sich voll laufende Wolken der Himmel und ferne Gefilde
Voll Seen und büschichter Thäler, umringt mit blauen Gebirgen.
Das Auge durchirret den Auftritt, bis ihn ein näherer schließet.
Die Fürstin der Blumen, die Tulp', erhebt die Krone zur Seiten
Hoch über Aurikeln, dran Flora all ihre Farben verschwendet.
Die holde Maiblume drängt die Silberglöckchen durch Blätter,
Und manche Rose durchbricht schon ungeduldig die Knospe.
Es steigen holde Gerüche vermischt vom Garten zur Höhe
Und füllen mit Balsam die Luft. Die Nachtviole läßt immer
Die stolzeren Blumen den Duft verhauchen; voll Edelmut schließt sie
Ihn ein im Vorsatz, den Abend noch über den Tag zu verschönern, —
Ein Bildnis großer Gemüter, die nicht gleich prahl'rischen Kämpfern
Der Kreis von Zuschauern reizt, die, tugendhaft wegen der Tugend,
In der Verborgenheit Schatten Gerüche der Wohlthaten streuen.
Seht hin, wie brüstet der Pfau sich dort am farbichten Beete!
Voll Eifersucht über die Kleidung der fröhlichen Blumen, stolziert er,
Kreist rauschend den grünlichen Schweif voll Regenbögen und wendet
Den farbenwechselnden Hals. Die Schmetterlinge, sich jagend,
Umwälzen sich über den Bäumen mit bunten Flügeln, voll Liebe
Und unentschlossen im Wählen beschauen sie Knospen und Blüte.
Indessen impfet der Herr des Gartens Zweige von Kirschen
Durchsägten Schlehstämmen ein, die künftig über die Kinder,
Die sie gesäuget, erstaunen. Das Bild der Anmut, die Hausfrau
Sitzt in der Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand;
Die Freude lächelt aus ihr; ein Kind, der Grazien Liebling,

Hängt ihr mit zarten Armen am Hals und hindert sie schmeichelnd;
Ein anders tändelt im Klee, sinnt nach und stammelt Gedanken.

O, dreimal seliges Volk, dem einsam in Gründen die Tage
Wie sanfte Weste verfliegen! Laß andre, dem Pöbel, der Dächer
Und Bäum' ersteiget, zur Schau, in Siegeswägen sich brüsten,
Von Elefanten gezogen; laß sie mit Heeren von Schiffen
Untreue Wellen bedecken und Japan in Westen versetzen!
Der ist ein Liebling des Himmels, den fern von Lastern und Thorheit
Die Ruh' an Quellen umschlingt. Auf ihn blickt immer die Sonne
Von oben lieblich herab, ihm braust kein Unglück in Wogen,
Er seufzt nicht eitele Wünsche, ihn macht die Höhe nicht schwindelnd,
Mit Arbeit würzt er die Kost, sein Blut ist leicht wie der Äther,
Sein Schlaf verfliegt mit der Dämm'rung, ein Morgenlüftchen verweht ihn.

Ach, wär' auch mir es vergönnt, in euch, ihr holden Gefilde,
Gestreckt in wankende Schatten am Ufer schwatzhafter Bäche,
Hinfort mir selber zu leben und Leid und niedrige Sorgen
Vorüberrauschender Luft einst zuzustreuen! Ach, möchte
Doch Doris die Thränen in euch von diesen Wangen verwischen,
Und bald Gespräche mit Freunden in euch mein Leiden versüßen,
Bald redende Tote mich lehren, bald tiefe Bäche der Weisheit
Des Geistes Wissensdurst stillen! Dann gönnt' ich Berge von Demant
Und goldne Klüfte dem Mogul; dann möchten krieg'rische Zwerge
Felshohe Bilder sich hauen, die steinerne Ströme vergössen;
Ich würde sie nimmer beneiden. Du Quelle des Glückes, o Himmel,
Du Meer der Liebe, o tränkte mich doch dein Ausfluß! Soll gänzlich
Wie eine Blume mein Leben, erstickt von Unkraut, verblühen?
Nein, du beseligst dein Werk. Es lispelt ruhige Hoffnung
Mir Trost und Labsal zum Herzen; die Dämm'rung flieht vor Auroren;
Die finstre Decke der Zukunft wird aufgezogen; ich sehe
Ganz andre Scenen der Dinge und unbekannte Gefilde.
Ich seh' dich, himmlische Doris! Du kommst aus Rosengebüschen
In meine Schatten, voll Glanz und majestätischen Liebreiz;
So tritt die Tugend einher, so ist die Anmut gestaltet.

164. Mit Arbeit würzt er, nachträglich von Kleist im Brief vom 26. Januar 1759 nach Ramlers Vorschlag verbessert aus „Die Arbeit würzt ihm".

Du singst zur Zither, und Phöbus tritt schnell durch dicke Gewölke;
Die Stürme schweigen, Olymp merkt auf; das Bildnis der Lieder
Tönt sanft in fernen Gebirgen, und Zephyr weht mir's herüber.
Und du, mein redlicher Gleim, du steigst vom Gipfel des Hämus
Und rührst die Tejischen Saiten voll Lust. Die Thore des Himmels
Gehn auf, es lassen sich Cypris und Huldgöttinnen und Amor
Voll Glanz auf funkelnden Wolken in blauen Lüften hernieder
Und singen lieblich darein. Der Sternen weites Gewölbe
Erschallt vom frohen Konzert. Komm' bald in meine Reviere,
Komm', bring' die Freude zu mir, beblüme Triften und Anger,
O Paar, du Trost meines Lebens, du milde Gabe der Gottheit!
Doch wie, erwach' ich vom Schlaf? Wo sind die himmlischen Bilder?
Welch ein anmutiger Traum betrog die wachenden Sinnen?
Er flieht von dannen; ich seufze: Zu viel, zu viel vom Verhängnis
Im Durchgang des Lebens gefodert! Hier ist statt Wirklichkeit Hoffnung!
Des Wirklichen Schatten beglückt; selbst wird mich's nimmer erfreuen.

Allein, was quält mich die Zukunft? Weg, ihr vergeblichen Sorgen!
Laß mich der Wollust genießen, die jetzt der Himmel mir gönnet,
Laß mich das fröhliche Landvolk in dicke Haine verfolgen
Und mit der Nachtigall singen und mich beim seufzenden Gießbach
An Zephyrs Tönen ergetzen. Ihr dichten Lauben, von Händen
Der Mutter der Dinge geflochten, ihr dunkeln einsamen Gänge,
Die ihr das Denken erhellt, Irrgärte voller Entzückung
Und Freude, seid mir gegrüßt! Was für ein angenehm Leiden
Und Ruh' und sanftes Gefühl durchdringet in euch die Seele!
Durchs hohe Laubdach der Schatten, das streichende Lüfte bewegen,
Worunter ein sichtbares Kühl in grünen Wogen sich wälzet,
Blickt hin und wieder die Sonne und übergüldet die Blätter.
Die holde Dämm'rung durchgleiten Gerüche von Blüten der Hecken,
Die Flügel der Westwinde duften. In überirdischer Höhle,
Von krausen Büschen gezeugt, sitzt zwischen Blumen der Geishirt,
Bläst auf der hellen Schalmei, hält ein und höret die Lieder
Hier laut in Buchen ertönen, dort schwach und endlich verloren,
Bläst und hält wiederum ein. Tief unter ihm klettern die Ziegen
An jähen Wänden von Stein und reißen an bitterm Gesträuche.

208. Irrgärte, vgl. V. 97.

Mit leichten Läuften streift jetzt ein Heer gefleckter Hindinnen
Und Hirsche, mit Ästen gekrönt, durch grüne, rauschende Stauden,
Setzt über Klüfte, Gewässer und Rohr. Moräste vermissen
Die Spur der fliegenden Last. Gereizt vom Frühling zur Liebe
Durchstreichen mutige Rosse den Wald mit flatternden Mähnen;
Der Boden zittert und tönt; es strotzen die Zweige der Adern,
Ihr Schweif empört sich verwildert; sie schnauben Wollust und Hitze
Und brechen, vom Ufer sich stürzend, die Flut der Ströme zur Kühlung;
Dann fliehen sie über das Thal auf hohe Felsen und schauen
Fern über den niedrigen Hain aufs Feld durch segelnde Dünste,
Und wiehern aus Wolken herab. Jetzt eilen Stiere vorüber;
Aus ihrer Nasen raucht Brunst, sie spalten mit Hörnern das Erdreich
Und toben im Nebel von Staub. — — —

Aus ausgehöhltem Gebirge fällt dort mit wildem Getümmel
Ein Fluß ins büschichte Thal, reißt mit sich Stücke von Felsen,
Durchrauscht entblößete Wurzeln der untergrabenen Bäume,
Die über fließende Hügel von Schaum sich bücken und wanken;
Die grünen Grotten des Waldes ertönen und klagen darüber.
Es stutzt ob solchem Getöse das Wild und eilet von dannen.
Sich nahende Vögel verlassen, im Singen gehindert, die Gegend
Und suchen ruhige Stellen, wo sie den Gatten die Fühlung
Verliebter Schmerzen entdecken in pyramidnem Gesträuche,
Und streiten gegen einander mit Liedern von Zweigen der Buchen.
Dort will ich lauschen und sie sich freun und liebkosen hören.
Fließ' sanft, unruhiges Flüßchen! Still, ächzende Zephyrs im Laube,
Schwächt nicht ihr buhl'risches Flüstern! Schlagt laut, Bewohner der Wipfel,
Schlagt, lehrt mich euren Gesang! Sie schlagen; symphonische Töne
Durchfliehn von Eichen und Dorn des weiten Schattensaals Kammern;
Die ganze Gegend wird Schall. Der Fink, der rötliche Hänfling
Pfeift hell aus Wipfeln der Erlen. Ein Heer von bunten Stieglitzen
Hüpft hin und wieder auf Strauch, beschaut die blühende Distel;
Ihr Lied hüpft fröhlich wie sie. Der Zeisig klaget der Schönen
Sein Leiden aus Zellen von Laub. Vom Ulmbaum flötet die Amsel
In hohlen Tönen den Baß. Nur die geflügelte Stimme,
Die kleine Nachtigall, weicht aus Ruhmsucht in einsame Gründe,

251. Strauch, hier im kollektiven Sinn für Gesträuche.

Durch dicke Wipfel umwölbt, der Traurigkeit ewige Wohnung,
(Worin aus Lüften und Feld der Nacht verbreitete Schatten
Sich scheinen verenget zu haben, als sie Auroren entwichen,)
Und macht die schreckbare Wüste zum Lustgefilde des Waldes.
Dort tränkt ein finsterer Teich rings um sich Weidengebüsche;
Auf Ästen wiegt sie sich da, lockt laut und schmettert und wirbelt,
Daß Grund und Einöde klingt So rasen Chöre von Saiten.
Jetzt girrt sie sänfter und läuft durch tausend zärtliche Töne,
Jetzt schlägt sie wieder mit Macht. Oft, wenn die Gattin durch Vorwitz
Sich im belaubten Gebauer des grausamen Voglers gefangen,
Der fern im Lindenbusch lau'rt, dann ruhn die Lieder voll Freude,
Dann fliegt sie ängstlich umher, ruft ihrer Wonne des Lebens
Durch Klüfte, Felsen und Wald, seufzt unaufhörlich und jammert,
Bis sie vor Wehmut zuletzt halbtot zur Hecken herabfällt,
Worauf sie gleitet und wankt mit niedersinkendem Haupte.
Da klaget um sie der Schatten der toten Gattin, da dünkt ihr,
Sie wund und blutig zu sehn. Bald tönt ihr Jammerlied wieder;
Sie setzt es Nächte lang fort und scheint bei jeglichem Seufzer
Aus sich ihr Leben zu seufzen. Die nahen Felsen und Hügel,
Hiedurch zum Mitleid bewogen, erheben ein zärtlich Gewinsel.

Allein, was kollert und girrt mir hier zur Seiten vom Eichstamm,
Der halb vermodert und zweiglos von keinem Geflügel bewohnt wird?
Täuscht mich der Einbildung Spiel? Sieh, plötzlich flattert ein Täubchen
Aus einem Astloch empor mit wandelbarem Gefieder;
Dies zeugte den dumpfichten Schall im Bauch der Eichen. Es gleitet
Mit ausgespreiteten Flügeln ins Thal, sucht nickend im Schatten
Und schaut sich vorsichtig um, mit dürren Reisern im Munde.
Wer lehrt die Bürger der Zweige, voll Kunst sich Nester zu wölben
Und sie für Vorwitz und Raub voll süßen Kummers zu sichern?
Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen mit Liebe?
Durch dich ist alles, was gut ist, unendlich wunderbar Wesen,
Beherrscher und Vater der Welt! Du bist so herrlich im Vogel,
Der niedrig in Dornstauden hüpft, als in der Feste des Himmels,
In einer kriechenden Raupe, wie in dem flammenden Cherub.
See sonder Ufer und Grund! Aus dir quillt alles; du selber

274. Felsen und Hügel, von Kleist nachträglich im Brief vom 26. Januar 1759 aus strauchichten Hügel verbessert.

Hast keinen Zufluß in dich. Die Feuermeere der Sterne
Sind Widerscheine von Pünktchen des Lichts, in welchem du leuchtest.
Du drohst den Stürmen, sie schweigen, — berührst die Berge, sie rauchen;
Das Heulen aufrührischer Meere, die zwischen wässernen Felsen
Den Sand des Grundes entblößen, ist deiner Herrlichkeit Loblied.
Der Donner, mit Flammen beflügelt, verkündigt mit brüllender Stimme
Die hohen Thaten von dir. Vor Ehrfurcht zittern die Haine
Und widerhallen dein Lob. In tausend harmonischen Tönen,
Von dem Verstande gehört, verbreiten Heere Gestirne
Die Größe deiner Gewalt und Huld von Pole zu Pole.
Doch wer berechnet die Menge von deinen Wundern? Wer schwingt sich
Durch deine Tiefe, o Schöpfer? Vertraut euch Flügeln der Winde,
Ruht auf den Pfeilen des Blitzes, durchstreicht den glänzenden Abgrund
Der Gottheit, ihr endlichen Geister, durch tausend Alter des Weltbaus:
Ihr werdet dennoch zuletzt kein Pünktchen näher dem Grunde
Als bei dem Ausfluge sein. Verstummt denn, bebende Saiten!
So preist ihr würd'ger den Herrn. —

Ein Fluß von lieblichem Duft, den Zephyr mit säuselnden Schwingen
Von nah' gelegener Wiese herbeiweht, nötigt mich zu ihr.
Da will ich an schwirrendem Rohr, in ihrer Blumenschoß ruhend,
Mit starken Zügen ihn einziehn. Kommt zu mir, Freunde der Weisheit,
Mein Spalding und Hirzel, durch die jüngsthin der Winter mir grünte,
Von deren Lippen die Freude zu meinem Busen herabströmt,
Kommt, legt euch zu mir und macht die Gegend zur himmlischen Wohnung!
Laßt uns der Kinder der Flora Gestalt und Liebe bewundern
Und spotten, mit ihnen geschmückt, des trägen Pöbels im Purpur!
Besingt die Schönheit der Tugend! Laßt eures Mundes Gespräche
Mir sein wie Düfte von Rosen! Hier ist der Grazien Lustplatz;
Kunstlose Gärte durchirrt hier die Ruh', hier rieselt Entzückung
Mit hellen Bächen heran. Den grünen Kleeboden schmücken
Zerstreute Wälder von Blumen. Ein Meer von holden Gerüchen

319. Gärte, vgl. V. 97.

Wallt unsichtbar über der Flur in großen taumelnden Wogen,
Von lauen Winden durchwühlt. Es ist durch tausend Bewohner
Die bunte Gegend belebt. Hochbeinicht watet im Wasser
Dort zwischen Kräutern der Storch und blickt begierig nach Nahrung.
Dort gaukelt der Kiebitz und schreit ums Haupt des müßigen Knaben,
Der seinem Neste sich naht; jetzt trabt er vor ihm zum Ufer,
Als hätt' er das Fliegen vergessen, reizt ihn durch Hinken zur Folge
Und lockt ihn endlich ins Feld. Zerstreute Heere von Bienen
Durchsäuseln die Lüfte, sie fallen auf Klee und blühende Stauden
Und hängen glänzend daran wie Tau vom Mondschein vergüldet;
Dann eilen sie wieder zur Stadt, die ihnen im Winkel des Angers
Der Landmann aus Körben erbaut, — rechtschaff'ner Weltweisen Bildnis,
Die sich der Heimat entziehn, der Menschheit Gefilde durchsuchen
Und dann heimkehren zur Zelle, mit süßer Beute beladen,
Und liefern uns Honig der Weisheit. Ein See voll fliehender Wellen
Rauscht in der Mitte der Au'; draus steigt ein Eiland zu Höhe,
Mit Bäumen und Hecken gekrönt, das, wie vom Boden entrissen,
Scheint gegen die Fluten zu schwimmen. In einer holden Verwirrung
Prangt drauf Hanbuttengesträuch voll feuriger Sternchen, der Quitzbaum,
Hollunder, raucher Wachholder und sich umarmende Palmen.
Das Geisblatt schmiegt sich am Zweige der wilden Rosengebüsche,
Die Blüten küssen einander und scheinen eine am Atem
Der andern sich zu ergetzen. Der blühende Hagdorn am Ufer
Bückt sich hinüber aus Stolz und sieht verwundernd im Wasser
Den weißen und rötlichen Schmuck. O Schauplatz, der du die Freude
In's Herzens Innerstes malst, ach, daß die Wärme, die annoch,
Seitdem der Winter von uns entflohn, kein Regen gemildert,
Dich samt Gefilden und Gärten, die nach Erfrischung sich sehnen,
Doch nicht der Zierde beraubte und seiner Hoffnung den Landmann!
Erquick' sie, gnädiger Himmel, und überschütte von oben
Mit deiner Güte die Erde! — — Er kommt, er kommt in den Wolken
Der Segen; dort taumelt er her und wird sich in Strömen ergießen.

340. Hanbutte, gewöhnlich Hagebutte, die Frucht wilder Rosenarten. — Quitzbaum, Vogelbeerbaum, gemeine Eberesche. — 343 f. Von Kleist nachträglich im Briefe vom 26. Januar 1759 verbessert aus:

Aus Wollust küssen einander die jungen Blüten und hauchen
Mit süßem Atem sich an.

— 347. In's, aus In des zusammengezogen, ähnlich wie V. 88.

Schon streicht der Westwind voran, schwärmt in den Blättern der Bäume
Und wirbelt die Saaten wie Strudel. Die Sonn' eilt hinter den Vorhang
Von baumwollähnlichem Dunst; es stirbt der Schimmer des Himmels
Gemach, und Schatten und Nacht läuft über Thäler und Hügel.
Gekraust durch silberne Zirkel, die, sich vergrößernd, verschwinden,
Verrät die Fläche des Wassers den noch nicht sichtbaren Regen. — —
Jetzt fällt er häufiger nieder, sich wie Gewebe durchkreuzend.
Kaum schützt des Erlenbaums Zelt mich vor den rauschenden Güssen.
Das Volk, das kürzlich aus Wolken die Gegend mit Liedern erfüllte,
Schweigt und verbirgt sich in Büsche. Im Lindenthal drängt sich in Kreisen,
Vom Dach der Zweige bedeckt, die Wollenherde um Stämme.
Feld, Luft und Höhen sind öde; nur Schwalben schießen in Scharen
Im Regen, die Teiche beschauend. — — Die Augenlider, die jetzo
Das Auge des Weltkreises decken, die Dünst', erheben sich plötzlich.
Nun funkelt die Bühne des Himmels, nun sieht man hangende Meere
In hellen Tropfen zerrinnen und aus den Lüften verschwinden.
Es lachen die Gründe voll Blumen, und alles freut sich, ob flösse
Der Himmel selber zur Erden. Jedoch schon schiffen von neuem
Belad'ne Wolken vom Abend und hemmen wieder das Licht;
Sie schütten Seeen herab und säugen die Felder wie Brüste. —

Auch die vergießen sich endlich. Ein güldner Regen von Strahlen
Füllt jetzo wieder die Luft; der grüne Hauptschmuck der Felsen,
Voll von den Saaten der Wolken, spielt blendend gegen der Sonne.
Ein Regenbogen umgürtet den Himmel und sieht sich im Meere;
Verjüngt, voll Schimmer und lächelnd, voll lichter Streifen und Kränze
Sehn die Gefilde mich an. Tauch' in die Farben Aurorens,
Mal' mir die Landschaft, o du, aus dessen ewigen Liedern
Der Aare Ufer mir duften und vor dem Angesicht prangen,
Der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,
Zu Ehrensäulen gemacht! Wie blitzt die streifichte Wiese
Von demantähnlichen Tropfen! Wie lieblich regnen sie seitwärts

372. Katalektischer Vers in allen Drucken, selbst in Ramlers Ausgabe; nur in der Handschrift ist der Vers vollständig: Beladene Wolken vom Abend und hemmen den lieblichen Anblick. — 376. gegen mit dem Dativ im 18. Jahrhundert sehr gewöhnlich. — 379 ff. Dankbare Apostrophe an Haller.

Von farbichten Blumengebüschen und blühenden Kronen der Sträuche!
Die Kräuter sind wieder erfrischt und hauchen stärkre Gerüche;
Der ganze Himmel ist Duft. Getränkte Halmen erheben
Froh ihre Häupter und scheinen die Huld des Himmels zu preisen.

Grünt nun, ihr holden Gefilde! Ihr Wiesen und schattichte Wälder
Grünt, seid die Freude des Volks! Dient meiner Unschuld hinfüro
Zum Schirm, wenn Bosheit und Stolz aus Schlössern und Städten mich treiben!
Mir wehe Zephyr aus euch durch Blumen und Hecken noch öfter
Ruh' und Erquickung ins Herz! Laßt mich den Vater des Weltbaus,
(Der Segen über euch breitet im Strahlenkreise der Sonne,
Im Tau und Regen) noch ferner in eurer Schönheit verehren
Und melden voll heiliger Regung sein Lob antwortenden Sternen!
Und wenn nach seinem Geheiß mein Ziel des Lebens herannaht,
Dann sei mir endlich in euch die letzte Ruhe verstattet!



387. Halmen: die schwache Pluralform ist bei Kleist und überhaupt im 18. Jahrhundert bei mehreren stark deklinierten Substantiven gebräuchlich; vgl. V. 10, 198 und öfter die Sinnen, V. 193 der Sternen u. a.

# Cissides und Paches.

---

Dem folgenden Abdruck liegt der Text der Einzelausgabe (Berlin 1759) zu Grunde.

## Erster Gesang.

Die beiden Freunde, die voll Edelmut
Sich gegen ein gewaltig Heer Athens
Mit kleiner Macht beherzt verteidigten,
Besing' ich. Muse, sei dem Vorsatz hold!
Begeistre mich, auf daß der eh'rne Klang
Des Kriegs aus jedem Ton erschall', auf daß
Mein Lied der großen That nicht unwert sei!

Kaum starb der griech'sche Held, für dessen Mut
Der Orient erbebt, als sich Athen
Erkühnete, gereizt durch Eigennutz,
Vom macedon'schen Reich Thessalien
Zu sich zu reißen, und ein furchtbar Heer
Versammelt' und es dem Leosthenes
Vertraute. Wie ein Strom im frühen Lenz,
Von Regengüssen und geschmolznem Schnee
Geschwollen, rauscht und aus den Ufern dringt,
Die Flur zum Meere macht und Wohnungen
Des Landmanns, Bäum' und Stein' fortrollt und tobt,
Daß Fels und Wald erschrickt und drüber klagt:
So rauscht' die wilde Schar Athens daher,
Verheert' und überschwemmt' Thessalien.

7. Der wirkliche Verlauf der geschichtlichen Ereignisse im sogenannten lamischen Kriege, die Kleist mit größter dichterischer Freiheit behandelt, war folgender: Auf die Nachricht vom Tode Alexanders des Großen empörten sich die Griechen unter Führung Athens gegen die makedonische Herrschaft. Zuerst besiegte der athenische Feldherr Leosthenes die Makedonier unter Antipatros im Sommer 323 v. Chr. bei Herakleia in Thessalien, bewog die thessalische Reiterei, zum Bundesheer überzutreten, und belagerte den Antipatros in Lamia, wurde hier aber bei einem Ausfall der Makedonier tödlich verwundet. Sein Nachfolger Antiphilos zog dem Leonnatos, der dem Antipatros Hülfstruppen aus Kleinasien herbeiführte, entgegen und schlug ihn nordöstlich von Lamia. Inzwischen aber hatte Antipatros Lamia verlassen und sich nach Makedonien zurückgezogen, wo er sich bedeutend verstärkte; dann schlug er im August 322 die Griechen bei Krannon (nördlich von Pharsalos), zwang sie nach einander zur Unterwerfung und beendigte durch die Einnahme Athens den Krieg.

Antipater zog sich mit seiner Macht
Aus Lamia zurück, dem kühnen Feind
Im freien Feld die Stirn zu bieten. Nur
Blieb Cissides als Haupt von wenig Volk
In einem festen Schloß bei Lamia,
Und Paches gab darin nach ihm Befehl,
Den gleiche Tugend ihm zum Freund gemacht.

„Ihr Macedonier!“ sprach Cissides
Zur kleinen Schar, die um die Mau'r bereits
Den fernen Feind mit Blicken tötete,
„Ihr Macedonier! Zeigt jetzt, daß ihr
Verdienetet, von Alexandern einst
Gebote zu empfahn. Sein Heldengeist
Sieht vom Olymp auf alles, was ihr thut.
Den, der fürs Vaterland den Tod nicht scheut,
Erwartet sein Olymp und ew'ger Ruhm,
Wie ew'ge Schande den, dem Mut gebricht.
Die Menge nicht, nur Mut macht Heere stark,
Und nur durch ihn bezwangt ihr sonst die Welt.
Athen ist nicht die Welt. Es wird, es wird
Sich neigen für Antipater und uns!
Durch uns geschwächt, erliegt Leosthenes,
Und durch Verlust von seinem halben Heer
Erkauf' er unser Schloß! Erinnert euch,
O Macedonier, stets, wer ihr seid,
Und fechtet noch auf Knieen, wenn ihr fallt!“
So sagt' er, und ein laut Gemurmel, wie
Vor nahem Sturm im regen Meer entsteht,
Durchlief die Schar. Ein Krieger, der mit Blut
Den Ganges färben half, dem edler Stolz
Im offnen Angesicht voll Narben saß,
Erhub die Stimm' und sprach zum Cissides:
„Mißtrauen hat das Heer, das dir gehorcht,
Noch nie verdient, und doch zeigt, was du sagst,
Mißtrau'n und Sorgen an. Derselbe Geist

22. Antipater, Alexanders General. (Anm. Kleists.) — 23. Lamia, die Hauptstadt in Thessalien. (Anm. Kleists.) In Wirklichkeit ist Lamia nur eine der bedeutenderen Städte in der thessalischen Provinz Phthiotis.

Der Tapferkeit beseelt uns noch, der uns
In Asien beseelte. Jeder denkt
In Nächten, die, für Ehrbegierd' erhitzt,
Er oft durchwacht, an nichts als seine Pflicht
Und seinen künft'gen Ruhm. Sein Leben hat
Ein jeder gegens Wohl des Vaterlands
Und gegen seinen Ruhm verrechnet. Wird
Von Helden was gered't, horcht jeder auf
Und glaubt, es geh' ihn an. Mehr Zuversicht!
Mehr Zuversicht zu uns, o Cissides!
Von Schande sprich uns nicht und Feigheit nicht!
Bis auf den letzten Mann wird sich dein Volk
Verteidigen, und hat die Schickung mich
Zum letzten auserseh'n, so ficht' ich noch,
Bis mit dem Blut das Leben von mir fließt."

Der Feldherr sprach: „O Freunde! Nie hat mich
Ein Schatten von Mißtrauen gegen euch
Und euren Mut gequält, und ich bin stolz,
Daß solch ein Heer mir anvertrauet ist.
Ehr' und Unsterblichkeit ist unser Teil;
Denn unsre Thaten wird einst das Gerücht
Auf ew'gen Fittichen von einem Pol
Zum andern tragen, und es wird einmal
Gestirn nach uns benannt, und unser Ruhm
Wird funkeln ewiglich am Horizont."

Wenn, vom Orkan gepeitscht, des Meeres Flut,
Die mit den sinkenden Gewölken sich
Hoch in der finstern Luft zu mischen schien,
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben, fällt
Und wieder steigt und fällt, daß alles heult
Und alles Donner wird, und schnell Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So legte sich der Schar Unwille schnell,

Nachdem der Feldherr dies zu ihr gesagt,
Und Hoffnung flößte Lust den Tapfern ein.

Indessen nahte sich der kühne Feind,
Und Mann und Roß trat aus dem Staub hervor.
Ein unabsehlich Heer, das Bogen, Pfeil'
Und lange Spieße, Schild' und Schwerter trug,
Zog einen Kreis ums Schloß im wilden Lärm.
Und eine weiße Stadt von Zeltern stieg
Schnell aus der Erd'. Im Meere sehen so
Beim Mondenschein die lichten Wellen aus. — —

Mit Pfeilen und Ballisten war der Feind
Nicht zu erreichen; drum faßt' Cissides
Kühn den Entschluß, ihn in der nahen Nacht
Zu überfallen und den Schlaf in Tod
Ihm zu verwandeln. Bald sank sie herab
Vom Himmel, diese Nacht. Und Paches nahm
Zweihundert Krieger aus der dunkeln Burg
Und überfiel in Eil' den müden Feind,
Den gleichsam Schlaf von Blei belästigte.

Wie ein gewalt'ger Sturm den Hain ergreift,
Auf Eichen Eichen stürzt und eine Bahn
Sich durch die Wohnung der Dryaden macht,
So machte Paches auch sich eine Bahn
Durch's Feindes Lager, würgt' und tötete
Erst die entschlafne Wacht, dann eilt' er fort
Und tränkte Schwert und Spieß mit vielem Blut
Und machte jedes Zelt zur Totengruft,
Bis, durch der Sterbenden Geschrei erweckt,
Das weite Lager zu den Waffen griff.
Schnell zündet' er die öden Zelter an,
Das Feuer lief durch ihre Reih'n; und schnell
Lief jedermann nach seinem leichten Haus,

97. Dieser Gedanke des Herrn Bodmers ist in dem Neologischen Wörterbuche [von Ch. O. v. Schönaich 1754] gemißhandelt worden. Aber eben deswegen bediene ich mich desselben, weil man ihn gemißhandelt hat, und weil er schön ist. (Anm. Kleists.) — 104. Ballisten, Maschinen, mit denen man Steine warf. S. Lipsii Poliorceticῶν lib. III. Dial. 3. (Anm. Kleists.)

Entweder es zu löschen oder auch
Es einzureißen, wenn's vom Feu'r noch nicht
Ergriffen war. Indessen zog, vergnügt
Und unverfolgt, sich Paches in die Burg
Und sah draus, selbst erstaunt, am Morgen, was
Sein Schwert und die Gewalt des Feu'rs verübt.

Leosthenes ergrimmt'. Im Lager kam
Kaum der Ballisten Last beschwerlich an
Und Katapulte, Türm' und was die Wut
Zum Untergang der Menschen ausgedacht,
Als er dem Schlosse sich in Gräben und
Verdecken näherte. Nichts ward versäumt,
Was fähig war, es mit Gefahr und Tod
Zu füllen. Eisen fiel wie Regen drein;
Der Felsenstücke Last, von dem Ballist
Geschleudert, sauset' und durchkreuzte sich,
Irrsternen gleich, im Raum der finstern Luft,
Und jeden, den sie traf, begrub sie tief.
Und vom Geschrei der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Libyen ertönt, wenn Löw'
Und Tiger und manch wütend Tier ins Netz
Der schrei'nden Jäger fällt und heult und brüllt;
Der Widerhall brüllt von den Felsen auch,
Und jede Höhle brüllt. — Doch Cissides
Blieb ruhig und ward nicht betäubt vom Lärm
Und überschüttet' auch mit Tod den Feind.
Gleichsam ein Wolkenbruch von Steinen fiel
Aufs Heer Athens. Der mächt'ge Katapult
Durchbohrte Brustwehr und den Feind zugleich
Mit langen Pfeilen wie des Blitzes Strahl

134. Katapulte, Maschinen, mit denen man Eisenpfeile, Spieße und dergleichen warf. (Anm. Kleists.) — Türm', bewegliche Thürme, welche die Alten oben mit Volk besetzten und sie gegen die besetzten Thürme der Mauern gebrauchten. Siehe den Polybius. (Anm. Kleists.) — 136. Gräben, die Alten machten Laufgräben, die den unsrigen sehr ähnlich waren. Siehe St. Genie, Art milit. pratique, Tom. I. pag. 82. (Anm. Kleists.) — 137. Verdecken, eine Art beweglicher Hütten, deren flache, aber starke Dächer die Belagerer vor den Steinen sicherten und bei den Römern Musculi, Crates, Vineae etc. hießen. S. Lipsii Poliorc. Lib. I. Dial. 9. (Anm. Kleists.)

Und Spießen. Eine Ernt' Erschlagener
Lag auf dem Felde weit verbreitet. Selbst
Des Feindes Widder, die den Grund der Mau'r
Erschütterten, wie Harz und Schwefel, in
Der Erd' entbrannt, die Felsen beben macht
Und spaltet, — und die Mauerbohre, Türm',
Samt der gewaltigen Phalangen Wut,
Auch Scharen, die, gehoben in die Luft
Durch Hebel auf Gerüsten stürmeten,
Erschreckten nicht die Macedonier.
Das Ungewitter, das vom Schlosse fiel,
Zerschlug und schleuderte zum Grund den Feind.
So schlug die wütenden Giganten Zeus,
Als sie, den Himmel zu bekriegen, Berg
Auf Berg getürmt. Sein Blitz warf sie herab;
Verbrannt und blutig lag die tolle Schar
Umher und maß der Berge Höh' verkehrt. — —

Doch blieb auch mancher Held des Cissides;
Die Toten lagen in der Burg gehäuft
Wie Halmen, die die Sichel hat gefällt.
Den tapfern Parmeo durchbohrt' ein Pfeil;
Simotes auch. Dem Zelon, der allein
Ein Heer an Mut und Geiste war, zerschlug
Ein Felsstück beide Bein'. Er lebte lang
Ein grausam Leben und verbiß den Schmerz
Voll Großmut. Endlich fand sein Bruder ihn
Im Kampf mit Schmerz und Tod und schlug erblaßt
Die Hände über sich zusammen. Selbst
Dem Tode für Entsetzen nah, verband
Er den Geliebtesten. Ein Thränenbach
Floß ihm vom Aug'. — — „Ach, Bruder, endige
Mein Leben! Endig' es, o du, um den
Es mir allein gefiel!" sprach Zelon. „Nimm

163. Mauerbohre, von Mauerbohr (= Mauerbohrer); vgl. Ges. III, V. 57. — 164. Phalangen, Φαλαγξ, Συνασπισμος oder, wie es die Römer nannten, Testudo militaris. Geschlossene Kolonnen legten ihre Schilde über die Häupter. Andere Kolonnen stiegen auf dieses Dach von Schilden und von da über die Mauer. (Anm. Kleists.) — 166. Hebel auf Gerüsten, dergleichen die Tollenones der Römer waren. (Anm. Kleists.) — 178. Parmeo, die hier genannten Macedonier waren alte Officiers des Alexanders. (Anm. Kleists.)

Mein unnütz Gold von mir, das du und nicht
Der Feind verdient!" — Allein der Bruder weint'
Und ging davon. „Verlässest du mich auch?"
Rief Zelon, „gönnst du mir langsamen Tod?
Sonst treuster Freund, gönnst du mir, daß ich noch
Den Schmerzen und der Schwachheit unterlieg'
Und winsel', und nicht sterbe wie ein Held?
Grausamer, geh', und rühme dich nur nie,
Daß du mein Bruder warst!" — Der Bruder kehrt'
Zurück, umarmet' den Verwundeten,
Auf dessen Lippen mit den seinigen
Er lang erstarret lag, indessen daß
Mit Schmerzen und mit Jammer Zelon rang.
Zuletzt setzt' er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden mit weggewandtem Blick.
Mitleidig fuhr der Pfeil ihm durch das Herz
Und endigt' ihm die Qual. Der edle Mörder, der
Freundschaftliche, floh drauf wehklagend nach
Der Mau'r, um auch den Tod fürs Vaterland
Zu sterben, den sein Bruder starb, und ließ,
Zu groß zum Eigennutz, der Leich' ihr Gold.

---

## Zweiter Gesang.

Leosthenes sah, daß die Burg mit Sturm
Schwer zu erobern war; er gab demnach
Befehl, sie in den Brand zu stecken. Schnell
Warf der Ballist statt Steinen eine Saat
Von Klumpen griech'schen Feu'rs. — Wie, wenn Vesuv

207—211 lauten im Einzeldruck 1759:

Und endigt' ihm die Qual. Und jammernd floh
Der edle Mörder, der freundschaftliche,
Zur Mau'r, um auch den Tod fürs Vaterland
Dem Bruder gleich zu sterben, aber ließ,
Zu groß zum Eigennutz, der Leich' ihr Gold.

Kleist änderte die Verse nachträglich im Brief an Gleim vom 23. November 1758; für den Druck kam aber die Besserung zu spät. — 5. Griechisches Feuer: „Le feu grégeois, ce feu inextinguible dont le secret s'est perdu depuis bien des siècles, étoit composé de souffre, de bitume, de gomme, de poix et de résine, qui bruloit jusques dans l'eau. On le nomme grégeois du nom de Grecs qui s'en sont servi les premiers." Ray de St. Genie, Art de la guerre pratique. T. I. p. 97. (Anm. Kleists.)

Sein brennend Eingeweid' hoch durch die Luft
Umherspeit, mit erschrecklichem Geräusch
Der Feuerregen in ein Feuermeer
Im Thal zusammenfließt und weit das Feld
Mit laufenden und roten Wellen deckt,
Daß sich das Wasser in den Seeen scheut
Und vor dem Lande flieht, daß Fels und Meer
Erschrickt und jammert: so floß in der Burg
Der Feuerregen in ein Feuermeer
Zusammen; Tod und Schrecken schwamm darauf.

Bald donnert' in des Schlosses Innerem
Die Flamme wie im Bauch der Höll' und fuhr
Zu allen Fenstern und zum Dach heraus
In Strudeln. Und der ganze Bau ward Glut,
Fiel in einander, wie ein Fels, vom Blitz
Gespalten, fällt. Die Erde zitterte,
Des Himmels weiter Raum erscholl umher. —
Zu löschen war umsonst. Auch drang der Feind
Stets wütender heran und dacht' einmal
Den macedon'schen Mut zu schwächen. — Doch
Er schwächt' ihn nicht, und Cissides blieb stets
Derselbe; Paches auch. Sie breiteten
Nacht übers Volk Athens mit Pfeilen aus,
Ermunterten ihr Heer, und wo Gefahr
Groß war, da waren sie. Begegneten
Sie sich, so sahen sie vergnügt sich an.
Schwieg gleich der Mund, so sprach ihr Auge viel
Und sagt': „Unsterblichkeit ist unser Teil!" —
Doch auch die Freundschaft sah zum Blick heraus,
Und es blieb ungewiß, ob Heldenmut
Die Freunde mehr beherrscht' als Zärtlichkeit.
Sie drückten sich die Händ' und eilten dann,
Wohin sie Ehre trieb, und wo der Tod
In Feu'r und Stein und Pfeilen sausete. —
Gleich unerschrocken blieb ihr kleines Heer.
Sah jemand seinen Freund getötet, floß
Vom trüben Aug' ihm eine Thränenflut;
Doch schickt' er Pfeil auf Pfeil dem Feinde zu. —

Zuletzt befiel den von dem Streit, vom Brand
Und Not an Ruh' erhitzten Cissides
Ein heft'ger Durst. Er kämpfte lange schon
Mit Angst und Ohnmacht, weil Getränk gebrach.
(Des Schlosses Brunnen war verschüttet von
Ruinen.) — „Ach, ich sterbe!“ sagt' er schwach
Zum Paches; „schon seh' ich den Himmel schwarz;
Durst ist mein Tod, und nicht Leosthenes.“ —
Sein Freund erblaßte mehr für Angst als er
Und eilte fort und schöpft' in seinen Helm
Von eben nur Erschlagnen Blut und bracht's
Dem Cissides und sagte: „Trink!“ Er trank
Und seufzte schaudernd: „Ach, ihr Götter, ach,
Wozu bringt ihr die schwachen Sterblichen!“ —
Allein er ward erquickt, und Heiterkeit
Kam ihm ins Antlitz. Nach dem Tau der Nacht
Erheben Blumen so, die schon die Au'
Besäen wollten mit der Blätter Schmuck,
Gedruckt vom Sonnenstrahl des vor'gen Tags,
Voll Pracht ihr hangend Haupt und glänzen wie
Der helle Morgenstern, der auf sie sieht —
Er ward erquickt, der tapf're Cissides,
Und eilte zu der Mau'r, wo alles noch
Mit Löwenmute stritt, obgleich die Zahl
Der Toten seines Volks schon größer war
Als der noch Lebenden. Er kam nicht hin!
Ein Pfeil flog über die zerfallne Burg
Und fuhr dem Helden — ach, erschreckliche
Erinn'rung! Müssen auch des Todes Raub
Diejen'gen sein, die zu der Erde Glück,
Zu leben ewiglich verdieneten! —
Fuhr in den Rücken ihm und durch die Brust.
Er fiel aufs Angesicht. Gefühllos lag
Er lange so, — erholte sich dennoch
Und wollte sich erheben; aber Kraft
Gebrach ihm. — Paches kam und fand den Freund
Im Blute schwimmend. Ach, wer kann den Schmerz
Des Redlichen beschreiben! Ohne sich
Zu regen, stand er. — So erstarrt die Flut

Im Winter, wenn der rauhe Nordwind stürmt;
Sein Atem rührt sie an, und sie ist Stein.
„Ach," sagte Cissides, „zieh' doch den Pfeil
Mir aus dem Rücken, Freund, und kehr' mich um!
Der Tod fürs Vaterland wird mir nicht schwer;
Die Art des Todes nur wird mir's. Wer so
Mich findet, kann vermuten, als hätt' ich
Die Brust dem Feinde nicht gezeigt. Laß nicht
Mit Schande mich mein Leben endigen,
Da stets mein Wunsch nur Ehr' und Tugend war!"
Und Paches zog den Pfeil zur Wund' heraus
(Blut stürzt' dem Eisen nach, wie Wasser aus
Der Quell'), umarmet' und erhub den Freund
Mit Thränen in dem Aug' und kehrt' ihn um.
„Hab Dank! — — Leb ewig wohl!" — — sprach Cissides,
„Freund!" — — und verschied. Von tausend Sterbenden
Die Qual zusammen ist kein Teil der Qual,
Die Paches fühlt'. Er glaubt', nur halb zu sein,
Wehklagte laut und irrte wild umher
Wie eine Löwin in der Wüste, wenn
Man ihr die Jungen raubt. Das Heer erschrak
Und klagte mit. Der Feind erfuhr den Schmerz
Desselben durch Ballist und Katapult.
Von Neuerschlagnen raucht' umher das Feld,
Blut und Gehirn und Leichen deckten es.

---

## Dritter Gesang.

Nachdem der Feind den Cissides nicht mehr
Erblickte, der durch einen Federbusch
Am Helm erkenntlich war, vermutet' er
Den Tod desselben und dacht' im Triumph
Bald in das Schloß zu steigen, wenn er's jetzt
Aufbieten ließ'. Ein Herold ward dazu
Befehliget. Sein Roß war stolz wie er;

93. Die Alten hatten vielerlei Arten Pfeile, und einige davon waren mit keinen Widerhaken versehen. Die es nicht waren, konnten also leicht aus einer Wunde gezogen werden. Siehe den Lipsius. (Anm. Kleists.)

Es schien die Erde zu verachten, kaum
Berührt' es sie mit leichten Füßen, schnob
Und wieherte zu der Trompete Klang
Und foderte zum Kampf heraus wie er.

„Euch wenigen," sagt' er, indem er sich
Der Mauer naht', „euch wenigen, die noch
Die Macht der Waffen des Leosthenes
Bisher verschonet hat, euch bietet er
Das Leben an und seine Gnad', im Fall
Ihr euch an ihn ergebt. Verwegenheit
Ist eu'r vermeinter Mut. — Seht um euch! Seht,
Was für ein zahlreich Volk euch noch umschließt!
Seht, seine Spieß' erheben sich umher
Wie Ähren auf dem Feld, und Tapferkeit
Wird in den Busen sie euch tauchen, wenn
Ihr länger kämpft. Laßt eure Wut einmal
Gehorchen der Vernunft und übergebt
Die Mau'r der öden Burg dem Heere, das
Voll Langmut euch bewundert und nicht scheut.
Wählt seine Huld, wo nicht, so wählt den Tod!"

„Wir haben längst gewählt," sprach Paches. (Ernst
Und Majestät sah aus dem Angesicht
Des Helden.) „Tod ist unser Wunsch und Glück,
Wenn wir dadurch des Vaterlandes Wohl
Erkaufen können. Und wir werden es
Gewiß dadurch erkaufen. Schande trifft
Den niedern Stolz und Geiz Athens gewiß.
Warum bekriegtet ihr uns ehmals nicht,
Als Alexander uns beherrschte? Glaubt
Ihr, unser Mut sei mit ihm eingescharrt?
Und wenn ihr dieses glaubt, ist's edel, daß
Ihr Schwachheit überfallt? — Allein, allein,
Noch lebt des Helden Geist in seinem Heer,
Und eure Scheitel wird es fühlen. — Auch
Raubt uns der Tod des Cissides nicht Mut;
Mit ihm liegt unsre Lust, nicht Tapferkeit.
Nicht euch, nicht Tod, nur Schande fürchten wir."

Der Herold brachte dem Leosthenes
Die Antwort kaum, als alles um die Burg
Zum Angriff sich bereitete. Wenn Sturm
Aus Äols Höhle fällt wie Wasser aus
Der Schleus' und drückt den Wald, dann neigen sich
Die starken Wipfel zu der Erd' herab;
Tumult herrscht überall, und jeder Zweig
Vermehret das Geräusch; der Klüfte Schlund
Brüllt dumpficht; tauber Lärm erfüllet weit
Des Himmels Raum, drin Wolke Wolke jagt:
So auch erwacht' im ganzen Heer Athens
Schnell Aufruhr. Turm, Ballist und Katapult
Und Hebel, Bohr und alles regte sich
Und nahte sich dem Schloß in wildem Lärm.

Zwar Paches ließ an tapfrer Gegenwehr
Nichts mangeln. Pfeil' und Steine schlugen den
Erhitzten Feind wie Schlossen schwaches Korn
Darnieder. Tiger sind so wütend nicht,
Wenn man zum Zorn sie reizet, wie sein Heer
Jetzt war. Doch die Besatzung war zu schwach
Und allgemein der Sturm. Mißlung es hier
Dem Feinde, so erstieg er dort die Mau'r.
Das Schloß ward überschwemmt und ward ein Raub
Des Todes. So verschlingt die Flut des Meers
Das Ufer nach der Ebb', und was sich ihm
Genaht. Wo Blumen jetzt stolzierten, tobt
In Wasserwogen das Verderben jetzt. —

Auch Paches ward des Todes Raub wie sein
Furchtloses Heer. Leosthenes fand ihn
Durchbohrt und hingestreckt und kannt' ihn an
Der Rüstung. Lange sah mitleidig er
Nebst seinem Volk, das auf die Spieße sich
Umher gelehnt, den toten Helden an,
Und eine Thräne floß ihm von dem Aug'.
Er sah noch Edelmut in Zügen des
Erblaßten Angesichts. — Drauf wünscht' er, auch

57. Bohr, der, Nebenform zu Bohrer; vgl. Ges. I, V. 163.

Den Cissides zu sehn, doch lang umsonst.
Zuletzt erblickt' er einen Teppich auf
Der Erd', erhub ihn und erschrak, als sich
Ein Macedonier aufrichtete,
Der mit dem Cissides darunter lag.
„Was liegst du bei dem Toten?“ frug man ihn.
„Er war mein Herr,“ erwidert' er; „doch mehr
Mein Vater. Ich war, als er lebt', ihm treu;
Sollt' ich vergessen, es anjetzt zu sein?
Ihr habt ihn mir geraubt, raubt mir nur auch
Das Leben, meine Last!“ — Ein Thränenguß
Netzt' ihm das Angesicht. Leosthenes
Raubt' ihm das Leben nicht, dem redlichen
Schildträger, sondern pries die seltne Treu'
Und tröstete den immer Jammernden
Und schenkt' ihm viel, — betrachtete nachher
Samt dem gerührten Volk den Cissides
Und glaubte, die entwichne Seele noch
In großen Zügen des Gesichts zu sehn;
Beweint' ihn, ließ die Asche beider Freund'
In einer Urn' bewahren, ihnen auch
Ein prächtig Denkmal bau'n und zog sich drauf
Schnell nach Athen zurück. — — Sein Heer war so
Geschwächt, daß er vergaß, in einer Schlacht
Antipatern zu überwältigen.

Und so ward durch der beiden Freunde Mut
Des Vaterlands Verderben abgewandt.

* * *

Ihr Krieger, die ihr meiner Helden Grab
In später Zeit noch seht, streut Rosen drauf
Und pflanzt umher von Lorbeern einen Wald!
Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung wert. — Wie gern sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft!
Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei

Verwandelten, — als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug und achtete
Der teuern Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt'. —
Doch es verzagt nicht drin, das treue Land;
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.
Der Tag bricht an! Schon zöge Schwab' und Russ',
Lappländer und Franzos, Illyrier
Und Pfälzer in possierlichem Gemisch
Den Helden im Triumph, verstattet' es
Desselben Großmut. Schon fliegt himmelan
Die Ehr' in blitzendem Gewand und nennt
Ein Sternenbild nach seinem Namen. Ruh'
Und Überfluß beglücken bald sein Reich.

# Karl Wilhelm Ramler.

# Einleitung.

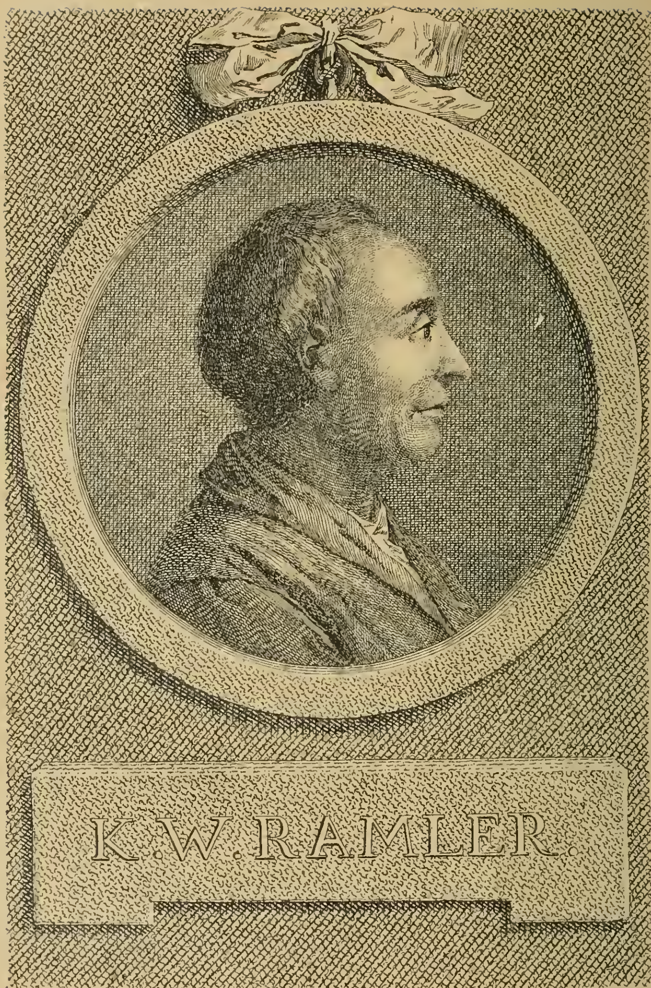
Wie Kleist, so war auch Ramler kein Anakreontiker im Sinne eines Gleim, Götz oder Uz. Auch ihn verband persönliche Freundschaft mit den Führern der leichten Poesie des Lebensgenusses, und gelegentlich stellten sich auch in seinen Gedichten einzelne Anakreontische Motive ein; aber seine Lyrik im ganzen zeigte ihn weder hinsichtlich ihrer Form noch ihres Inhaltes in der Gefolgschaft jener Sänger zärtlicher Tändeleien und taumelnder Trunkenheit. Die zaghafte Nachbildung antiker Silbenmaße, zu der sie sich verstanden, kann kaum als eine niedrige Vorstufe gelten für die in allen Äußerlichkeiten peinlich genaue, raffiniert künstliche Nachahmung griechisch-römischer Verse und Strophen, in der Ramler seine metrische Meisterschaft erwies. Auch lehnte er sich bei dieser Nachahmung weniger an die Anakreontiker, von deren ähnlichen Versuchen nur die Uzische Frühlingsode stärkeren Einfluß auf ihn gewann, als an Pyra und Lange und später an Klopstock und dessen Schule an. In der Horazischen Odensprache erkannte er freilich wie alle deutschen Lyriker jener Zeit, oder vielmehr er noch unbedingter als die andern, das höchste der Nacheiferung würdige Muster. Den Inhalt seiner Dichtung aber bildete vor allem andern sein rückhaltlos bewunderter König Friedrich II. und dessen Haus.

Mit Gleim, Kleist und Lessing stand Ramler unter den preußisch-patriotischen Dichtern seiner Zeit in erster Reihe; während die andern jedoch vornehmlich oder ausschließlich Fritzisch gesinnt waren, den großen König innig bewunderten, aber um die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses ebenso wie um die preußische Politik, soweit sich nicht der Geist Friedrichs unmittelbar in ihr ausprägte, sich nur wenig bekümmerten, war Ramler überhaupt königlich-preußisch gesinnt, und wie er überhaupt immer, auch bei geringen Anlässen, sein ganzes Pathos aufbot, so besang er nach Friedrichs Tode mit derselben Inbrunst dessen Nachfolger und erstreckte seinen poetischen Eifer schon vorher auf große und kleine Prinzen der königlichen Familie, auf Berliner Ereignisse und anderes, was mit dem preußischen Hof und Staat in Beziehung stand. Nur that er dies alles nie mit der künstlerischen Kraft und Unmittelbarkeit Lessings, Kleists und des Sängers der „Grenadierlieder"; immer wirkt die Künstlichkeit seiner Auffassung und Darstellung, seine bewußte, äußerliche Nachahmung der Antike mit seinem ungeheuren mythologisch-historischen Apparat auf den Leser erkältend. Seinen Zeitgenossen kam das freilich nicht immer gleich zum Bewußtsein; selbst mit die bedeutendsten unter ihnen, ein Lessing z. B., ließen sich von seiner formalen Korrektheit blenden und überschätzten sein poetisches Verdienst weitaus.

Karl Wilhelm Ramler wurde am 25. Februar 1725 zu Kolberg als ältester Sohn des dortigen Acciseinspektors Wilhelm Nikolaus Ramler geboren. Der Knabe, dessen Lust zur Reimkunst sich frühzeitig regte, wurde in der Stadtschule seiner Heimat, dann in den lateinischen Schulen des Waisenhauses zu Stettin und zu Halle vorgebildet und bezog im März 1742 als angehender Theologe die Hallesche Universität. Aber das Studium der Theologie zog ihn in keiner Weise an; vielmehr zeigte Ramler später sich allem theologischen Wesen von Herzen abgeneigt und huldigte den freiesten religiösen Ansichten. Auch sonst scheint er nicht der fleißigste Student gewesen zu sein, so daß der strenge, pedantisch gewissenhafte Vater unzufrieden ihn nach Hause zurückrief und ihn erst wieder 1745 nach Halle ließ, als der seinem ersten Beruf Abtrünnige sich zu einem andern Brotstudium, jetzt dem der Medizin, entschloß. Aber unterwegs in Berlin, wo er Gleim und bald noch mehr Freunde kennen lernte, ließ sich Ramler durch diese neuen Bekanntschaften und durch das aufstrebende geistige Leben in der Hauptstadt Friedrichs des Großen fesseln. Er trieb poetische und litterarische Studien, nebenher wohl zuerst auch etwas Medizin, später Rechtswissenschaft. Als es nicht so schnell zu einer Anstellung kommen wollte, wie er gehofft hatte, vermittelte Gleim ihm 1746 einen sehr wenig anstrengenden Hauslehrerposten bei seiner ältesten Schwester auf der Domäne Lähme bei Werneuchen. Über ein Jahr lebte er hier in ländlicher Einsamkeit. Erst im Herbst 1747 kehrte er nach Berlin zurück, um es, einige kleine Reisen nach Halberstadt, Leipzig, Kolberg abgerechnet, nicht mehr zu verlassen. Bald darauf fand sich für ihn auch

hier eine Hofmeisterstelle, aber unter viel unangenehmeren Umständen als in Lähme. Dennoch hielt er bis zum nächsten Sommer 1748 auf seiner „Galeere" aus. Da erfüllte sich ihm endlich eine längst gehegte Hoffnung: er wurde als maître de la philosophie am Kadettenkorps angestellt, um populäre Vorträge über Logik und Philosophie, später vornehmlich über die schönen Künste und Wissenschaften zu halten. Sein Gehalt war niedrig, der pädagogische Erfolg Jahrzehnte lang unendlich gering, so daß Ramler oft den Mut und die Lust verlor. Doch sagte ihm seine Lehrthätigkeit an und für sich besser als ein anderes Amt zu; auch ließ sie ihm genügende Muße zu seinen litterarischen Arbeiten; überdies hätte er sich außerhalb Berlins nie behaglich und heimisch gefühlt: so blieb denn Ramler trotz mancher Klagen seinem Berufe bis ins Alter treu. Daneben hielt er eine Zeit lang in seiner Wohnung öffentliche Vorlesungen über Litteratur und Philosophie sowie ästhetische Vorträge an der Realschule. Erst 1790 legte er seine Professur am Kadettenkorps nieder. Vorher war er 1786 Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften geworden. Gleichzeitig hatte König Friedrich Wilhelm II. ihm zu seinem kleinen Gehalte eine für jene Zeit sehr ansehnliche jährliche Pension verliehen. 1787 wurde er auf den Vorschlag J. J. Engels zu dessen Mitdirektor des königlichen Nationaltheaters in Berlin ernannt; als Engel 1793 von der Oberdirektion zurücktrat, verwaltete Ramler allein noch drei Jahre lang das gemeinsame Amt. 1796 zog sich der Greis auch von dieser öffentlichen Wirksamkeit zurück. Bald darauf befiel ihn die Krankheit, der er schließlich am 11. April 1798 erlag.

Sein Leben war immer einfach gewesen, seine äußeren Verhältnisse sehr bescheiden, lange Zeit beinahe kümmerlich, aber stets wohlgeordnet. Später, als die persönliche Gunst Friedrich Wilhelms II. ihm reichere Mittel an die Hand gab, war er schon zu alt und bequem, um seine gewohnte sparsame Lebensweise, bei der er sich zudem einer leidlichen Gesundheit erfreute, zu ändern. Sein Charakter wird als wohlwollend und dienstfertig geschildert, sanft, heiter, offen und uneigennützig, nicht ohne Eitelkeit, doch ohne prahlerische Aufdringlichkeit, empfänglich und voll lebhaften Sinnes für alles Edle und Große. Von dem Glanz der Liebe fiel kein Schimmer auf seinen Lebensweg; wie die meisten seiner dichterischen Genossen blieb auch er unverheiratet. Seine Freunde mußten ihm die Freuden der Häuslichkeit ersetzen. Und nahezu alle litterarisch hervorragenden Persönlichkeiten des damaligen Berlin traten ihm nach und nach freundschaftlich näher, zuerst unter andern einige Schweizer, die sich in der Hauptstadt Friedrichs des Großen niederließen oder wenigstens längere Zeit daselbst auf ihren Reisen durch Norddeutschland verweilten, Sulzer, Schultheß, der Stifter des Donnerstags-, später Montagsklubs in Berlin (1749), dessen Senior Ramler fünfunddreißig Jahre lang (1763 bis 1798) war, Salomon Geßner, auf dessen Idyllendichtung Ramler einen bedeutsamen Einfluß ausübte, dann besonders Ewald v. Kleist


K.W.RAMLER.

Mein Anthing, der du weiter als Ulyss
Gereiset bist, und vieler Völker Sitten,
Der Russen, Tartarn, Pohlen, Franzen, Britten
Gesehen hast, ich weiss gewiss,
Dass der Poet aus Bilbilis,
Der Sittenmahler, dir gefällt.
Er machte manchen Schattenriss
Von Rom, wie du von aller Welt.
Er mahlte zwar den Geist mehr als den Leib; allein
Das thust du auch, nur muss erst Geist vorhanden seyn

---

Karl Wilhelm Ramler.
Berlin, den 12. April,
1787.

---

(seit 1749), einige Jahre später Lessing und seine Freunde Mendelssohn und Nicolai. Dazu kamen zahlreiche auswärtige Freunde, unter ihnen einzelne, die Ramler nie von Angesicht sah, mit denen ihn aber gleichwohl innig gepflegte litterarische Beziehungen verbanden. Einige dieser Freundschaften lockerten sich allerdings mit der Zeit, und wohl nicht immer ganz ohne Ramlers Schuld; sogar von Gleim, seinem ältesten und geraume Zeit besten, fürsorglichsten Freunde, entfremdete ihn 1765 ein nachhaltiges Zerwürfnis so vollständig, daß nichts, auch nicht eine lange Reihe von Jahren, den Riß wieder zu heilen vermochte. Dagegen trennte erst der Tod, und selbst dieser nicht völlig, das Band, das ihn mit Kleist, Lessing, Götz und andern Gefährten eng verknüpfte. Der Verkehr mit den Freunden bedeutete für Ramler den eigentlichen Genuß des Lebens; aber auch die Richtung und die Art und Weise seiner dichterischen Arbeiten wurde durch den Rat einzelner Freunde, besonders Gleims und hernach Lessings, zum großen Teile bestimmt.

Der Knabe Ramler hatte noch für die Werke der jüngeren schlesischen Schule geschwärmt. Lohenstein und Günther waren seine Lieblingspoeten; daneben las er Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott" und allerlei Kirchengesänge. Mit gereimten Paraphrasen biblischer Abschnitte begann seine eigene dichterische Thätigkeit. Gelegenheitspoeme, gereimte Briefe und ähnliche Versuche, die er später fast sämtlich vernichtete, schlossen sich daran, alles noch unselbständig älteren Mustern nachgebildet. Über seinen ungezügelten Nachahmungstrieb, der ihn bald zu epischen Entwürfen im Stile Miltons, bald zu Trauerspielen im französischen Geschmacke dränge, klagte noch der Zwanzigjährige. Aus dieser Zerfahrenheit befreite ihn erst Gleim, der ihn 1745 auf Horaz verwies — eine Mahnung, die etwa anderthalb Jahrzehnte später Lessing wiederholte. Und Ramler blieb von nun an dem römischen Lyriker treu, so lange er eine Saite rührte; sein Stolz war es, mit Recht der deutsche Horaz zu heißen. Das hinderte aber nicht, daß zumal in den nächsten Jahren sich auch noch andere verwandte Einwirkungen der Antike auf ihn geltend machten, ebenso wie er in seinen gereimten Gelegenheitsgedichten nicht auf einmal die alte, von Günther, Canitz und dessen Zeitgenossen ererbte Manier abzustreifen vermochte. Auch die Anakreontik ging natürlich an dem Freunde Gleims nicht spurlos vorüber. So machte sich Ramler sogleich 1745 an eine lateinische Übersetzung des „Versuchs in scherzhaften Liedern" von Gleim, die — ohne Verlust für die Litteratur — ungedruckt blieb. Für Hagedorn hegte er nunmehr warme Verehrung und wandte sich überhaupt, wenngleich mit aller Vorsicht, den Vertretern der neuen Kunst zu, mißachtete Gottsched und seine Anhänger völlig und ließ die theoretischen Schriften der Schweizer auf sich wirken. Sowohl mit Pyra und Lange, denen er sich wenige Jahre später schon entfremdet fühlte, als mit den Anakreontikern ging er Hand in Hand, wenn er mit Entschiedenheit für reimlose Verse eintrat.

Er selbst bildete zunächst den Pseudohexameter der Uzischen Frühlingsode mehrfach nach, anfangs auch in der Verteilung der Daktylen oder Anapäste von seinem Vorbilde streng abhängig, hernach in diesem Punkte freier. Auch versuchte er Horazische Strophen in der Weise Langes für den deutschen Gebrauch einfacher umzuformen; erst viel später wagte er es, nach Klopstocks Vorgang die echten antiken Versmaße unverändert in die deutsche Dichtung herüberzunehmen. Dann aber that er es auch allen Zeitgenossen und den meisten späteren Dichtern in der Genauigkeit des Metrums und in der dreisten Sicherheit zuvor, mit der er alle möglichen Versmaße des Römers nachbildete, auch solche, welche dem rhythmischen Gefühl des Deutschen mehr oder weniger widerstrebten. Aber hier war eben die Grenze von Ramlers formalem Talent: so unfehlbar er die Länge oder Kürze jeder einzelnen Silbe abmaß, so regelrecht er Wort für Wort dem äußeren Schema des lateinischen Versmaßes anpaßte, so gering war sein Sinn für den rhythmischen Fluß und Wohlklang des ganzen Satzes, der weitverzweigten Periode, die sich oft nicht in eine einzige Strophe fassen ließ. Hierin war ihm der metrisch unbeholfnere Klopstock von Anfang an weit überlegen. Am deutlichsten zeigte sich das, wo Ramler einmal als Nachahmer Klopstocks etwas wie freie Rhythmen versuchte (z. B. in der Ode „Der Triumph"). Hier bot er wirklich nur eintönige, rein äußerlich in Verse zerschnittene Prosa ohne inneren Rhythmus, Verse für das Auge, nicht für das Ohr. Doch auch mehrere seiner metrisch fester gefügten reimlosen Oden trifft dieser Tadel. Namentlich behandelte er das Enjambement und die Cäsur ganz kunstlos und äußerlich mit vollständiger Verkennung der für den deutschen Dichter geltenden rhythmischen Gesetze. Aber freilich machten sich desselben oder ähnlicher Fehler fast alle pedantischen Verskünstler unserer Litteratur, auch Platen nicht ausgenommen, wiederholt schuldig.

Übrigens besaß Ramler trotz dieser häufigen Verstöße gegen den Rhythmus viel musikalische Anlage und Neigung. Diese und in Verbindung damit größere Sorgfalt für den Rhythmus bekundete er vornehmlich in seiner gereimten Lyrik, seinen Kantaten, dann und wann auch seinen Veränderungen fremder Gedichte zum Zwecke der musikalischen Komposition. Am Metrum künstelte er hier nicht; mit ungemein wenigen Ausnahmen beschränkte er sich durchweg auf schlichte Jamben oder Trochäen. Auch wählte er hier fast immer ziemlich einfache Strophen, am liebsten eine vierzeilige iambische Strophe mit gekreuzten Reimen, aber mit verschiedener Länge der einzelnen Verse, so daß die erste Zeile aus je fünf ein halb, die zweite aus vier, die dritte aus sechs ein halb, die vierte aus drei Füßen bestand. Zu wirklich volkstümlichen Strophen, in denen namentlich auch ein genaueres Gleichmaß der Verse waltete, griff er in seinen gereimten Oden fast nie — nur einmal verwertete er 1778 die Strophenform der Gleimschen „Grenadierlieder" —, öfters in liedartigen Abschnitten seiner Kantaten. Andrerseits bildete er auch nicht gern Reim-

strophen, die einen geradezu kunstreichen Versbau aufwiesen. Die Ode auf den in Berlin zur Reife gelangten Granatapfel von 1749 mit ihren metrischen Kunststücken blieb ziemlich vereinzelt in seiner Poesie; am ersten fühlte sich Ramler wieder in seinen Kantaten bisweilen zu ähnlichen Versuchen gereizt. Aber auch wo er sich einer verhältnismäßigen Einfachheit in Vers und Strophe befliß, hielt er nicht minder streng auf möglichste Korrektheit. Immer waren seine Verse glatt, ohne jeglichen Anstoß für den Leser, seine Reime für den Geschmack seiner Zeit, der gerade in dieser Hinsicht nicht übertrieben heikel war, ungewöhnlich rein. Sorgfältig war er bedacht, den Hiatus zu vermeiden, ein jedes Reimpaar nur einmal im nämlichen Gedichte anzubringen, nicht durch Häufung von Konsonanten hinter einander den Wohlklang zu stören, ihn vielmehr durch reichliche Verteilung voller Vokale oder Diphthonge zu heben, und was derartige Kleinigkeiten mehr waren.

Dieselbe Korrektheit, ebenso einseitig-starr durchgeführt und ebenso übertrieben, bestimmte den Charakter der poetischen Sprache Ramlers. Richtigkeit und Klarheit galt ihm auch hier als oberstes Gesetz. Man wird schwerlich eine fehlerhafte oder verwirrte Konstruktion, ja kaum eine etwas freiere Satzfügung, eine Ellipse, einen Anakoluth, oder eine gezwungene Stellung bei ihm entdecken. Ebenso sind seine zahlreichen Bilder alle einheitlich und rein durchgeführt; nie verliert er sich aus der bildlichen Anschauung zu früh, nie fließen zwei heterogene Bilder in seiner Darstellung zusammen. In sehr vielen Einzelausdrücken und Wendungen erscheint er als unmittelbarer Nachahmer des Horaz. Von ihm entlehnt er namentlich den ganzen Pomp der römischen Odensprache, die immer, auch bei geringfügigen Alltagsereignissen, wiederkehrende Verwendung der antiken Mythologie mit allem ihrem gelehrten Kleinkram und Reichtum an den seltensten Beinamen der Götter und Göttinnen, ebenso die Vorliebe für Metaphern, Allegorien, Personifikationen abstrakter Begriffe, die Freude an gelegentlichen Anspielungen auf fern liegende geschichtliche Begebenheiten oder Personen. Namentlich spielt er gern bestimmte, sinnlich greifbare Vorgänge der Gegenwart ins Mythologisch-Allegorische hinüber oder kleidet sie wenigstens antik-mythologisch ein, knüpft allerlei der griechisch-römischen Mythologie angehörige Vorstellungen an sie an. Neben dem unmittelbaren Einfluß des Horaz mag hier übrigens für ihn auch die Poetik Breitingers maßgebend gewesen sein; ausdrücklich hatte diese gelehrt, gemeinen Dingen das Ansehen der Neuheit beizulegen, sie prunkvoll aufzustutzen. Ein- oder zweimal thut Ramler dies mit einem gewissen Humor, der, so sparsam er auch verwertet ist, doch wohlthätig erfrischend und belebend wirkt. In der Regel aber verfährt er mit steifem nüchternem Ernst, und dann wird sein mehr rhetorisches als poetisches Pathos auf die Dauer leicht eintönig. Dabei gerät er aus lauter Scheu vor jedem unrichtigen oder ungenauen Worte bisweilen stark ins Prosaische. So wagt er es z. B. in der Ode auf die von den Russen 1760 nach Berlin hineingeschleuderte Kugel nicht,

Friedrich den Großen den Enkel des großen Kurfürsten zu nennen, sondern bezeichnet ihn mit trivialer Korrektheit als Urenkel. Und trotz der antikisierenden Einkleidung des ganzen Gedichts, bei der er ein einigermaßen freies Spiel der Phantasie zuläßt, rechnet er es genau aus, daß sein hochbewunderter König damals gegen sechs Monarchen, abgesehen von den vielen kleineren Reichsfürsten, den „Satrapen ohne Zahl", Krieg führte, und versäumt nicht, diese sechs Majestäten in der Anmerkung gewissenhaft aufzuzählen. Trotz ihrer hochtönenden Worte und schwungvollen Redewendungen stammen seine Oden doch aus einem nüchtern klügelnden, mit vorsichtigster Kritik jede Silbe abwägenden, im Grunde ganz und gar prosaischen Geiste. Alles ist Verstandeswerk; das Herz spricht niemals unmittelbar. Innere Wärme, lebendige, leidenschaftlich mit fortreißende Begeisterung fehlt ihnen daher vollständig. Auch wo Ramler selbst warm empfunden haben mag, spürt der Leser nichts mehr davon. Ramler schuf nirgends wie ein geborner Dichter aus innerem Drange, sondern er machte seine Oden auf einseitig logischem Wege mühsam mit kritischem Fleiße, entwarf sich zuerst den Gedankengang in dürrer Prosa und suchte sich dann für die sorgfältig geprüften, wieder und wieder korrigierten, wohl auch bisweilen Jahre lang abgelagerten Gedanken die poetischen Ausdrücke, Gleichnisse und sonstigen Zieraten zusammen. Und auch dabei war er unbedingter Nachahmer der Antike. In wie vielen seiner Oden ist nicht nur da und dort ein Ausdruck, sondern die ganze Anlage, der Aufbau, die Einkleidung der gesamten Gedankenfolge dem Horaz entlehnt! Auch Catull mußte gelegentlich aus seinem Reichtum dem erfindungsarmen deutschen Poeten borgen. Besonders gern eignete sich dieser einen Gebrauch an, den Horaz selbst von Pindar überkommen hatte, indem er, von dem eigentlichen Thema seines Gedichts scheinbar abschweifend, einen mythischen oder historischen Vorgang fast episch breit ausmalte, den er doch nur für einen Nebengedanken der Ode zur Vergleichung und deutlicheren Beleuchtung herbeiziehen konnte. Aber meistens flickte Ramler solche Exkurse gar zu äußerlich an das Vorausgehende an — ein Fehler, dessen sich freilich auch sein größerer Nachfolger Platen in einzelnen seiner Oden und Festgesänge schuldig machte. Ein Musterbeispiel solch kunstloser Anknüpfung des Fremdartigsten war der Schluß von Ramlers Ode „An die Könige" (vgl. unten S. 242).

Zu dieser Nachahmung antiker Muster im ganzen wie im einzelnen stand der Inhalt der Ramlerschen Oden, der in der Hauptsache modern, ja geradezu aktuell heißen darf, in einem natürlichen Gegensatze, den alle Kunst nicht völlig verdecken konnte. Ramlers Oden waren zum Teil Gelegenheitsgedichte an Freunde gerichtet, zum größeren Teil Gesänge auf Friedrich den Großen und das preußische Königshaus, auf Friedrichs Kämpfe, Siege, Bestrebungen in Friedenszeiten, auf Heldenthaten seiner Offiziere, auf Ereignisse aus der Regierungszeit seines Nachfolgers, auf große und kleine Begebenheiten in der königlichen Familie, auf die Stadt

Berlin, gelegentlich auch auf außerdeutsche Vorgänge im europäischen Staatsleben. In der Regel also war ihr Thema der unmittelbaren Gegenwart entnommen, freilich manchmal derart, daß es auch ohne Rücksicht auf eine bestimmte Zeit im allgemein menschlichen Sinne aufgefaßt und behandelt werden konnte. So ließen sich in den freundschaftlichen Gelegenheitsgedichten und in einigen wenigen zeitlich ganz unbestimmt gedachten Oden leicht Horazische Vorstellungen unterbringen; auch Anakreontische Motive (die badende Schöne, der sie belauschende und endlich erhaschende Liebhaber u. dgl.) und Reminiscenzen an die empfindsame, sehnsuchtsvoll klagende Poesie, die von Ramlers Zeitgenossen und unmittelbaren Vorgängern gepflegt wurde, konnten hier nicht störend empfunden werden. Schwieriger wurde die Aufgabe des deutschen Horaz aber in seinen preußisch-patriotischen Gesängen. Zu statten kam ihm auch hier, daß für ihn als Odendichter das Christentum so gut wie nicht vorhanden war. Er bildete einmal die erste Hälfte des neunzehnten Psalms in iambischen reimlosen Strophen, die eine gewisse Verwandtschaft mit dem Versmaß in Kleists letzten Hymnen aufweisen, ganz frei nach; sonst aber dürften in seinen Oden (abgesehen von einem Gelegenheitsgedicht, das sich auf seine erste geistliche Kantate bezieht) kaum irgendwelche biblische Anklänge zu vernehmen sein. Die aufklärerische Tendenz, der Ramler im Leben huldigte, zeigt sich mitunter auch in seiner Dichtung. Duldsam will er die Bekenner der verschiedenen Religionen als ebenbürtig in ihrem Menschentume betrachtet wissen. So ruft er z. B. in einem seiner spätesten Gedichte, den ledernen Versen auf die Zurückkunft Friedrich Wilhelms II. von 1790, klagend aus:

„O der unsinnigen Sitte finstrer Jahrhunderte, tödlich
Ganze Nationen zu hassen, den Regen des Himmels
Ihnen nicht noch Gottes wohlthätige Sonne zu gönnen,
Welche Moscheen, Pagoden und Tempel gleich gütig bestrahlet!"

Und in den Anfangsversen eines älteren Bruchstücks, deren Wortlaut an Popes „Universal prayer" erinnert, bezeichnet er selbst jenes Wesen, das „danksagende Weise" bald Jehovah, bald Oromazes, bald Gott nennen, einfach als die ewige Quelle des Lebens, als Obersten in der vielgliedrigen Kette der Wesen, als Weltgeist, dessen Begriff er pantheistisch zu fassen sucht. Gewöhnlich aber holt er sich in seinen Oden für christlich-religiöse Vorstellungen Ersatz in der antiken Mythologie. Aber manchmal will diese zu der modernen Weltordnung, die Ramler doch auch in seiner Poesie zu Recht bestehen lassen muß, gar nicht stimmen. Wir schwanken zwischen Heidentum und Christentum, zwischen Altertum und Neuzeit und vermissen den festen Boden unter unsern Füßen, wenn wir den Spott des Dichters auf Papst Clemens XIII. lesen, der den österreichischen Feldmarschall Daun mit einem geweihten Degen beschenkt hatte („An den österreichischen Fabius, nach dem Siege des Königs von Preußen bei Torgau in Sachsen, den 3. November 1760", Vers 25—28):

„Weh' deinem Pontifex, der stets die Laien
Mit Wundern hintergeht!
Er kann ja keinen Degen weihen,
Der wider Pallas' Helm besteht."

Und wenn in einer andern Ode die Spree als Najade erscheint, die mit ihren Schwänen zum Berliner Tiergarten gezogen kommt und entzückten Mundes vor Faunen und Hamadryaden singt, oder wenn in einem musikalischen Vorspiel die Nymphen der Spree, des Pregels, der Oder und Weichsel mit latinisierten Namen als Sprea, Pregolla, Viadrina und Wissula auftreten, um schließlich Friedrich-Nestor als Quirinus und seinen Neffen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm II., als Numa zu besingen, so ist das um kein Haar besser. Wir kommen schwerlich über den Eindruck hinweg, daß hier Modernes nur in ein antikes oder antik sein sollendes Maskenkleid gesteckt ist, das überdies hie und da zu kurz oder durchlöchert ist und darum, was es verhüllen soll, nur ungenügend verbirgt.

Die Begeisterung für Friedrich „den Einzigen", wie Ramler 1763 seinen König zuerst nannte, war der ursprüngliche Quell seiner patriotischen Lyrik, und speziell während des siebenjährigen Krieges brachte Lessings Aufmunterung vor allem diese dichterische Produktion seines Freundes in Fluß. Ramler selbst bekannte ihm nach dem Friedensschlusse, daß er ihm seit dem Januar 1759 mehrere Oden verdanke. Aber Ramler war schon vorher einzelnen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses persönlich nahe getreten, und so dehnte er bald seinen poetischen Enthusiasmus auch auf sie und auf anderes aus, was den preußischen Hof betraf. Namentlich übertrug er nach Friedrichs Tode den ganzen Überschwang seiner Lobpreisungen sogleich auf Friedrich Wilhelm II., noch ehe dieser etwas hatte thun können, was ihn so besonderer Verehrung würdig machte. Naiv genug rief er freilich bei der Huldigung des neuen Königs 1786 aus:

„Triumph! Der leere Raum ist nun ausgefüllt,
Den Eines Großen Hinsturz im menschlichen
Geschlecht zu lassen drohte. Nichts ist,
Liebling des Himmels, dir unerreichbar."

Auch in seiner Poesie füllte Friedrich Wilhelm in erster Linie nur erwünschtermaßen die Lücke aus, die Friedrichs Tod daselbst gerissen hatte. Doch erniedrigte sich Ramler, auch wo er unbedeutende Vorgänge im preußischen Königshause dichterisch verherrlichte, niemals zum Genossen jener verächtlichen Hofpoeten, die ein halbes Jahrhundert vor ihm besonders in Berlin und Dresden eine Rolle gespielt hatten. Charakterlose Schmeichelei lag ihm ebenso ferne, wie er seine Gedichte nicht auf Bestellung oder im Auftrag eines Höherstehenden verfertigte. Wen er poetisch pries, den verehrte er auch persönlich; immer sang er aus voller, ehrlicher Überzeugung.

Friedrich Wilhelm insbesondere hatte schon als junger Prinz den Dichter mehrmals besucht und ihn sogleich nach seinem Regierungsantritt mit Beweisen seiner Huld überhäuft; Ramlers begeisterte Oden waren sein mit herzlicher Freude gespendeter poetischer Dank dafür.

Auch in mehreren Theaterreden sprach Ramler, namentlich in seinen späteren Jahren, die gleichen Gesinnungen für die königliche Familie aus. Künstlerisch bedeuten diese nüchternen Deklamationen nur wenig; größer ist ihr kulturgeschichtlicher Wert. Form und Stil weist dieselbe Schablone auf wie bei den Oden; äußerlich wechseln Hexameter, Trimeter, reimlose Trochäen, gereimte Jamben von ungleicher Länge, auch etwas freiere reimlose Versmaße.

Schon viel früher, seit dem Jahre 1754, versuchte sich Ramler auch in der Kantate. Aufgefordert, für die Prinzessin Amalia, die Schwester Friedrichs II., den Text zu einem Passionsoratorium zu schreiben, dessen Komposition dann Graun übertragen bekam, verfaßte er seine erste geistliche Kantate „Der Tod Jesu", die am 26. März 1755 im Dom zu Berlin ihre erste Aufführung erlebte. 1757 dichtete er für den ihm befreundeten Musiker Agricola in Berlin „Die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem", 1760 für den alten Telemann in Hamburg, der auch diese beiden Werke in Musik gesetzt hatte, „Die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu". Alle drei Kantaten sind genau nach dem Muster der zahlreichen Oratorien gebildet, die seit mehreren Jahrzehnten in Deutschland entstanden waren. In frei gereimten oder auch reimlosen Versen bewegen sich die Recitative, inhaltlich ganz von der Bibel abhängig, so daß die neutestamentliche Geschichte mit Betrachtungen aus den Psalmen und Propheten des alten Bundes durchflochten ist. Die Darstellung schwebt hier zwischen Epik und Lyrik in der Mitte, während in den Chorälen, Arien, Duetten und weiteren Ensembles die rein lyrische Empfindung des Dichters, nicht selten mit lehrhaftem Beigeschmack, sich ohne direkte biblische Citate unmittelbar mit seinen eignen Worten ausspricht. Die geschickte Auswahl der Bibelstellen, die Ramler in seine geistlichen Kantaten einwob, und die Einwirkungen der gewaltigen Poesie der Bibel überhaupt, die mannigfachen Anklänge an die Sprache des Buchs aller Bücher gaben diesen Dichtungen Ramlers einen künstlerischen Reiz und Wert, der seinen sonstigen Versuchen in der Kantate kaum eigen sein dürfte, der auch sogleich von den Zeitgenossen rühmend anerkannt wurde.

Auch in seinen weltlichen Kantaten, die zum Teil wieder seinen preußischen Patriotismus bekundeten, machen sich biblische Einflüsse mehrfach geltend. So naturgemäß in einer Dichtung auf den Tod Mendelssohns, noch mehr aber in der „Davidischen Kantate" auf Friedrich Wilhelm II., die aus lauter Psalmstellen musivisch zusammengesetzt ist. Daneben aber zeigt sich der antikisierende Stil der Oden, die fleißige Erinnerung an griechisch-römische Mythologie und Geschichte, die allegorische Einkleidung auch in diesen musikalischen Gedichten recht oft, am öftesten in den

Kantaten, die unmittelbar einen antiken Stoff behandeln, doch auch in jenen, die, ganz allgemein dem Preise der Natur und der Liebe gewidmet, die alten Motive der Schäferpoesie verwerten, ja selbst in den preußisch-patriotischen Kantaten. Nach ihrer formalen Anlage stellen sich mehrere dieser Dichtungen als Wettgesänge zwischen zwei Personen dar. In ihnen fällt die strenge Symmetrie des Aufbaus, der Parallelismus zwischen den einzelnen Wechselreden auf, die durchweg paarweise gegliedert sind und auch metrisch genau wie Strophe und Gegenstrophe sich entsprechen. Andere solche musikalische Texte gleichen vollkommen dramatisch bewegten Monologen mit lyrischer Grundstimmung und unterscheiden sich technisch in nichts von den spätern Monodramen, deren höchstes Meisterstück wir in Goethes „Proserpina" erblicken. Bei einer dritten Klasse von Kantaten hat Ramler überhaupt keine Verteilung des Textes auf verschiedene Personen vorgenommen; was er uns bietet, ist nur eine lang ausgesponnene lyrische Betrachtung, die in wechselnden Versmaßen und Tönen sich den wechselnden Empfindungen des Dichters anschmiegt. Einige größere Kantaten hat Ramler zu vollständigen Singspielen in je einem Akte ausgearbeitet, so „Cephalus und Prokris" (1778) und „Cyrus und Kassandane" (1784), das eine Stück mythologischen, das andere halb geschichtlichen Inhaltes. Beiden Versuchen fehlt es trotz einer gewissen dramatischen Bewegung doch an wirklichem Leben, an überzeugender und erwärmender Wahrheit, an individueller Charakteristik, an Tiefe der Empfindung. Sie enthalten nur schöne Worte und treffen gelegentlich auch den lyrischen Ton für die Gesänge gut, bieten aber dem Leser, den es nach seelischer Anregung verlangt, so gut wie nichts.

In Zeitschriften und Einzeldrucken erschienen die meisten Oden, Theaterreden und Kantaten Ramlers zuerst. 1760 ließ er vorläufig die drei geistlichen Kantaten in einem Bändchen zusammendrucken, das 1768 und 1770 neu aufgelegt wurde. Seine Oden sammelte er erst 1767, nachdem ein Jahr zuvor bereits eine unechte Gesamtausgabe seiner Gedichte nach den Einzeldrucken von Johann Georg Scheffner veranstaltet worden war. Die rechtmäßige Ausgabe erlebte sogleich 1768 eine neue Auflage. 1772 kam sodann die erste umfassende Sammlung seiner „Lyrischen Gedichte" in vier Abteilungen heraus: eigne Oden, Oden aus dem Horaz übersetzt, musikalische Gedichte (d. i. weltliche Kantaten), geistliche Kantaten. Endlich bereitete Ramler in seinen letzten Jahren selbst noch eine Prachtausgabe seiner „Poetischen Werke" vor, die jedoch erst nach seinem Tode 1800—1801 in zwei Bänden, von seinem Freunde L. F. G. v. Goeckingk besorgt, zugleich mit einem einfacheren Abdrucke des nämlichen Textes, an die Öffentlichkeit trat. Namentlich diese letzte Ausgabe wies bedeutende Vermehrungen durch zahlreiche seit 1772 entstandene Gedichte auf; in etwas geringerem Maße war dies auch bei der Ausgabe von 1772 gegenüber den früheren Sammlungen der Fall. Nicht minder beträchtlich aber waren die Veränderungen des Wortlauts, die Ramler unermüdlich feilend bei jedem neuen Drucke vornahm.

Er wurde von Jahr zu Jahr strenger in der äußeren Form, korrekter, aber auch pedantischer; dazu bemühte er sich immer mehr, den Anforderungen der Deutlichkeit, des gesunden Menschenverstandes in allem und jedem zu genügen. So waren seine Änderungen keineswegs immer Verbesserungen; manche schöne Strophe voll Poesie verdarb er durch prosaisch-nüchterne Korrekturen, und manchen verdienten Spott heimste er für die schlechten Dienste, die er seinem eignen Künstlertume leistete, auch von unsern größten Dichtern ein. Um möglichst verständlich zu sein, stattete er überdies seine Gedichte immer reicher mit erklärenden Anmerkungen aus. Dabei verwischte allerdings oft die lehrhafte Prosa seiner Erläuterungen, die dem Leser selbst nur wenig zu denken übrig ließ, den etwaigen Eindruck seiner Verse bis auf die letzte Spur. Gewiß war bei verschiednen seiner entlegenen Anspielungen die erklärende Anmerkung erwünscht, ja zum Verständnis unentbehrlich; in andern Fällen jedoch leistete der Kommentator entschieden des Guten zu viel, wenn er z. B. in der Ode „An Lalagen“ die Wendung „wann Hesper erwacht“ ausdrücklich umschreiben zu müssen glaubte: „Das heißt: wann der Abendstern oder die Venus aufgeht“ (woran sich eine gelehrte mythologische Notiz über den Planetennamen Venus anschloß) und zu der sehnsuchtsvollen Frage des Dichters, ob er umsonst an jedem Morgen ein Elegienopfer auf den Altar der Geliebten bringe, die schulmeisterliche Bemerkung beifügte, das heiße „in der Sprache der Prose: auf deinen Nachttisch“. Auch diese überflüssigen Glossen haben schon die Zeitgenossen Ramlers beklagt und unter ihnen am meisten die, welche sein poetisches Talent wahrhaft schätzten.

Indes waren die Gedichte, die er selbst verfaßt hatte, doch immer sein Eigentum und ihre Verballhornung sein unbestreitbares Recht. Schlimmeres Bedenken aber mußte es erregen, wenn er rücksichtslos seine Feile auch an fremdes Gut anlegte. Schon frühzeitig (1749) wurde er durch Gleims Bitte, die Korrektur von Kleists „Frühling“ zu übernehmen, zu diesem Eingriff in den geistigen Besitz anderer verleitet, um hernach dies gefährliche Handwerk trotz allen unangenehmen Folgen, die es nach sich zog, unentwegt bis ans Ende zu treiben. Gleich der erste der von ihm „verbesserten“ Autoren, Kleist, erkannte seine Umarbeitung des „Frühlings“ nicht an, und Ramler mußte sich bis nach dem Tode des Freundes gedulden, um dann freilich nicht nur dieses, sondern auch die übrigen Gedichte Kleists 1760 der Leserwelt mit seinen höchst willkürlichen Veränderungen vorzulegen. Inzwischen hatte er einen neuen Anstoß zu dieser bedenklichen Thätigkeit durch einen befreundeten Komponisten Christian Gottfried Krause erhalten, der 1753 und 1755 zwei Teile „Oden mit Melodien“ herausgab; die Texte, in der Hauptsache Lieder von Hagedorn, Gleim, Ebert, Adolf Schlegel, Uz und andern Anakreontikern, sollte Ramler „der bessern Musik wegen“, so weit es nötig sei, ändern, gestaltete sie dann jedoch ganz eigenmächtig und meistens recht überflüssig um. Dann machte er sich, im Bunde mit Lessing, an eine Auswahl aus dem alten Logau (1759), von dessen Sinn-

gedichten er über den dritten Teil, fast 1300 Nummern, modern umarbeitete, ohne die charakteristischen Eigentümlichkeiten des ursprünglichen Verfassers nach Gebühr zu schonen. Nach drei Jahrzehnten griff er dieselbe Arbeit für eine zweite Auflage dieser Auswahl (1791) wieder an, jetzt aber mit rücksichtslosester Keckheit im Korrigieren, so daß von der originalen Form der Logauschen Epigramme nur noch wenige vereinzelte Verse unversehrt übrig blieben. In ähnlicher Weise verarbeitete er mehrere sonstige Sinngedichte aus dem siebzehnten Jahrhundert, von Opitz, Tscherning, Fleming, Olearius, Gryphius und andern, zuletzt auch die von Wernicke in seinen Sammlungen von Epigrammen 1766 und 1780. Immerhin waren diese Dichter damals längst tot, und Ramler hätte sich allenfalls zu seiner Entschuldigung auf die Modernisierungen älterer Kirchenlieder berufen können, die unter andern Cramer, Adolf Schlegel und selbst Klopstock unternahmen. Ganz unbefugt aber vergriff er sich an dem noch in rüstiger Manneskraft lebenden Lichtwer in der tollsten Weise, indem er 1761 zur peinlichen Überraschung des Dichters dessen auserlesene Fabeln und Erzählungen beliebig verbessert herausgab. Doch verurteilten auch hier die Zeitgenossen sein Verfahren nicht so unbedingt, wie wir es nach modernen Begriffen verdammen müssen, und als Lichtwer in heller Entrüstung heftig auf den ungebetenen Korrektor schalt, fand dieser in keinem Geringeren als in Lessing (im 233. Litteraturbrief) einen energischen Verteidiger. Lessing selbst erbat sich für seine Gedichte wie für die „Minna von Barnhelm" und den „Nathan" die Verbesserungen Ramlers und änderte in den allermeisten Fällen die ursprünglichen Lesarten nach den Vorschlägen des Freundes. Ähnlich machten es Weiße bei einigen seiner Dramen, Moses Ephraim Kuh bei seinen im „Deutschen Museum" veröffentlichten Gedichten, Ludwig Heinrich v. Nicolay bei der Mehrzahl seiner poetischen Arbeiten. Auch die Gesamtausgabe der Gedichte von Johann Nikolaus Götz (1785) besorgte Ramler auf den ausdrücklichen Wunsch des 1781 verstorbenen Verfassers und seiner Erben; nach seinem eignen Urteil ging er dabei verhältnismäßig sparsam mit der Feile um. Ohne einen derartigen Auftrag aber setzte er die Idyllen Geßners in Verse um (seit 1785 nach und nach gedruckt), obgleich gerade er einst dem jüngeren Freund zur poetisch gehobenen Prosa geraten hatte. Ältere und neuere, tote und lebende Dichter in großer Anzahl vereinigte er 1767 und 1768 in seinen „Liedern der Deutschen mit Melodien" und wieder 1774 und 1778 in den zwei starken Bänden seiner „Lyrischen Blumenlese". Seine Verbesserungsmanie wuchs dabei von Jahr zu Jahr. Zahlreiche Gedichte, die in der ersteren Sammlung noch gnädig mit maßvollen Korrekturen durchgekommen waren, erschienen in der umfangreicheren zweiten Anthologie wieder, nun aber fast bis zur Unkenntlichkeit umgeformt. Ebenso willkürlich verfuhr er mit den Fabeln und Erzählungen verschiedner Verfasser, die er 1783—1790 in den drei Bänden seiner „Fabellese" und 1797 in dem reichhaltigen Nachtrage dazu sammelte. Er scheute sich hier nicht einmal, Lessings

Prosafabeln im direkten Widerspruch zu der Fabeltheorie seines verstorbenen Freundes und zum innern Wesen dieser kleinen stilistischen Meisterstücke in Verse zu bringen — eine poetische Vergewaltigung, die noch schlimmer und unbegreiflicher war als die ähnliche Mißhandlung der Idyllen Geßners.

Auch bei seinen Übersetzungen aus fremden Sprachen vermochte Ramler nicht immer seine Verbesserungssucht zu zähmen. Mit großen Übersetzungsplänen trug er sich bereits als Jüngling; das erste Gedicht, das von ihm zum Druck gelangte, war die Verdeutschung einer Horazischen Ode. Ähnliche Versuche an andern Gesängen seines römischen Lieblingsdichters folgten sogleich in den nächsten Jahren; dann blieb aber die Arbeit vorläufig liegen, und erst 1769, als Ramler sich längst für seine eignen Gedichte des Horazischen Tones und Stiles vollkommen bemächtigt hatte, erschienen seine „Oden aus dem Horaz“, eine Auswahl von fünfzehn Stücken, die 1772 in die Sammlung seiner lyrischen Gedichte aufgenommen, aber auch für sich noch einmal 1787 zusammen mit auserlesenen Stücken von Catull und Anakreon gedruckt wurde. Aber Ramler begnügte sich damit nicht, und noch in seinen letzten Lebensjahren widmete er seine heitersten Stunden seinem Horaz, bis sämtliche fünf Bücher seiner Oden übersetzt und mit (oft freilich überflüssigen) Anmerkungen erläutert, im einzelnen auch zum Teil mehrmals durchgefeilt, fertig vor ihm lagen. Im Druck erschien die Arbeit erst nach seinem Tode 1800 in zwei Bänden. Ramler hielt zuerst unter den deutschen Übersetzern von metrisch schwierigeren Dichtungen des Altertums streng darauf, daß Zeile für Zeile genau im Versmaß des Originals wiedergegeben wurde und daß die Verdeutschung ebenso viele Verse betrug wie der Grundtext. Hierin war er der Vorgänger von Voß, A. W. Schlegel und allen späteren, im höchsten Sinne künstlerischen Übersetzern unserer Litteratur. Jenen Grad von Treue, den sie erstrebten, erreichte er freilich bei seiner Übertragung noch nicht. Nur im großen und ganzen gab er den Sinn und Wortlaut seiner Vorlage sorgfältig wieder und bemühte sich hauptsächlich, deutlich für seine deutschen Leser zu sein, ohne dabei den eigentümlichen Stil des Horaz zu verwischen. Und das gelang ihm auch meistens recht gut. Aber unter dem Zwange des Metrums ließ er nicht selten ein Beiwort des lateinischen Textes weg, fügte ein andermal eines nach eignem Gutdünken ein, vertauschte öfters bei mythologischen Anspielungen den im Original genannten Namen mit einem gleichbedeutenden (besonders die Beinamen der Götter), änderte auch häufig die lateinische Satzfügung und zwar nicht bloß da, wo sie im Deutschen ohne Schwerfälligkeit nicht wohl nachgebildet werden kann. Meistens erlaubte er sich diese und ähnliche Freiheiten sogleich in den ersten Ausgaben seiner Übersetzung. Später näherte er sich in verschiedenen Fällen dem Wortlaute des Originals wieder mehr, ließ aber im allgemeinen den ersten Entwurf seiner Verdeutschung, besonders die Satzfügung ziemlich unverändert. Nur am Einzelausdruck besserte er fleißig. Neben dem

Horaz gab Ramler noch einen nach denselben Grundsätzen übertragenen Auszug aus Martial in fünf Teilen nebst Anhang und Nachlese 1787—1794 heraus, diesmal jedoch mit Beifügung des lateinischen Textes. In den ersten Band nahm er auch fremde Übersetzungsversuche aus dem römischen Epigrammatiker auf, die er natürlich überarbeitete und nachträglich noch durch eigne, genauere Verdeutschungen ersetzte. Dann folgten 1793 ein Auszug aus Catull, gleichfalls lateinisch und deutsch, und endlich 1801 Anakreons auserlesene Oden und die zwei noch übrigen Oden der Sappho übersetzt, alles gebührend mit Anmerkungen versehen.

Hielt sich Ramler hier sowie bei seiner Verdeutschung von Drydens „Alexanderfest" (1770) und bei seiner Beteiligung an Benzlers Übertragung des „Spectator" im Auszuge (1782—1783) im ganzen getreulich an seine Vorlagen, so verfuhr er viel freier mit dem allegorischen Lehrgedicht eines Neulateiners, der „Scacchia" des Marcus Hieronymus Vida, das er 1752 vorerst in Prosa zu übersetzen und dabei zu einem komischen Epos umzuarbeiten begann. Zwar den eigentlichen Kern des Originals wollte er unverändert lassen und nur die Einkleidung und die Nebenumstände verbessern, den Ernst des lateinischen Gedichts überall in parodistische Komik verwandeln. Als er aber 1753 vorläufig den ersten Gesang dieses „Schachspiels" in Prosa erscheinen ließ, verhielt sich die Kritik so einmütig ablehnend dagegen, daß er bald darauf den ganzen Plan aufgab.

Viel größeren Erfolg erzielte er mit seiner Bearbeitung von Batteux' ästhetischem Lehrbuch „Principe de la littérature ou cours des belles lettres", das selbst in der Hauptsache nur eine erweiterte Umgestaltung seines (bereits 1752 von Adolf Schlegel übersetzten) Werkes „Les beaux arts réduits à un même principe" war. Ramlers Verdeutschung des berühmten Werkes erschien nach mehrjähriger Arbeit 1756—1758 in vier Bänden unter dem Titel „Einleitung in die schönen Wissenschaften" und fand solchen Beifall, daß sie bis 1785 noch vier weitere Auflagen erlebte. Erst Lessings und Herders siegreicher Kampf gegen Batteux' Theorie untergrub nach und nach auch den Erfolg der deutschen Bearbeitung. Nur zum Teil war diese eine getreue Übersetzung des Originals, dessen Grundlehren Ramler anfangs vollständig anerkannte, um erst nach und nach, besonders in seinen Anschauungen über das Drama, von ihnen freier zu werden, ja in Einzelheiten ihnen geradezu zu widersprechen. Den zuerst noch ungelenk übertragenen französischen Text vermehrte Ramler durch Zusätze, die sich hauptsächlich auf deutsche Sprache und Poesie bezogen; zu den Musterbeispielen Batteux' aus der antiken und aus der französischen Litteratur, die er, teilweise in Prosa wie die „Ars poetica" des Horaz, übersetzte, fügte er solche aus der deutschen. Dabei beging er nur den Fehler, daß er die einmal bestimmte Auswahl solcher deutschen Proben auch in den späteren Auflagen nahezu unverändert beibehielt, obwohl bei der damaligen raschen Entwicklung unserer

Poesie viele der von ihm gewählten Exempel bald nicht mehr genügten. Kein Auszug aus Batteux' Lehrbuch war die „Kurzgefaßte Einleitung in die schönen Künste und Wissenschaften", die im Todesjahre Ramlers nach einem Hefte, das er einst seinen Schülern im Kadettenkorps diktiert hatte, von einem Verehrer des Dichters herausgegeben wurde.

Die Bearbeitung des Batteux war übrigens weder der erste noch der letzte Versuch Ramlers auf kritisch-ästhetischem Gebiete. Schon 1750 hatte er sich verleiten lassen, zusammen mit Sulzer, der ihm aber mehrere Monate lang die ganze Arbeit allein überließ, eine nach Züricher Muster angelegte, den litterarischen Interessen im weitesten Umfange gewidmete Wochenschrift, die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", herauszugeben. Aber damals war er noch keineswegs seiner Aufgabe gewachsen, kritisch unselbständig und vor allem zu schüchtern, journalistisch ungeschult (auch wenn er etwa schon früher den einen und andern Beitrag zu Sucros moralischer Wochenschrift „Der Druide" geliefert haben sollte). So half er sich vielfach mit langatmigen Auszügen und Übersetzungen aus fremden, besonders französischen Werken und schließlich mit den alten Aushilfsmitteln der moralischen Wochenschriften und war froh, als er nach Jahresfrist die Redaktion an den zuerst verachteten Mylius, dem der junge Lessing zur Seite stand, abgeben konnte.

In ähnlicher Weise war er zeitlebens nicht mehr journalistisch oder kritisch thätig. Dagegen gab er sich namentlich in seinen letzten Jahren wieder mit großem Eifer theoretisch-ästhetischen Untersuchungen hin, teils durch seine Freundschaft mit dem Maler Bernhard Rode, teils durch seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften zu solchen Studien angeregt. So veröffentlichte er unter anderm 1788 die Abhandlung „Allegorische Personen zum Gebrauch der bildenden Künstler", die 1791 aufs neue als selbständiger und umfangreicher Anhang zu seiner zweibändigen „Kurzgefaßten Mythologie oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Altertums" (1790) erschien, 1794 und 1796 Arbeiten über die Bildung der deutschen Beiwörter und Nennwörter, die er zuerst in der Akademie vortrug, dann in den von ihr herausgegebenen „Beiträgen zur deutschen Sprachkunde", schließlich auch einzeln für sich zum Abdruck brachte, endlich 1797 die Gedächtnisrede auf Rode. Noch wenige Tage vor seinem Tode übergab er einem akademischen Kollegen, dem Philologen Joh. Heinr. Ludw. Meierotto eine kritische Sammlung deutscher Wörter, die er in seinen letzten Jahren zusammengestellt hatte. Diese gelehrten Schriften Ramlers, fleißig und sorgfältig ausgeführt und im einzelnen oft mit brauchbaren Bemerkungen ausgestattet, wurden jedoch durch den mächtigen Aufschwung, den die klassische Philologie und besonders die Germanistik in den nächsten Jahrzehnten nahmen, bald überholt und blieben daher ohne nachhaltige Bedeutung.

Aber auch der Dichterruhm Ramlers begann schon vor seinem Tode zu verblassen. Kaum die nächsten Angehörigen des Berliner Kreises teilten

am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts mehr die überschwängliche Bewunderung, mit der ein Menschenalter vorher Lessing allzu freundschaftlich an Ramler geschrieben hatte: „Ich will lieber an der geringsten von Ihren Oden schuld sein als, ich weiß nicht was selbst gemacht haben. Und ich will hoffen, daß mir es die Nachwelt auch höher anrechnen wird." Neben Voß urteilte zwar unter andern noch Goethe in „Dichtung und Wahrheit" sehr anerkennend über die „höchst würdige Weise", in der Ramler die Thaten Friedrichs II. besang: „Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Wert." Viel herber aber hatten sich die Xenien über den „Krebs in Berlin" ausgesprochen, und nicht minder schroff verwahrte sich bald darauf A. W. Schlegel an der Spitze der Romantiker gegen die äußerliche Korrektheit, die Ramlers unermüdliche Feile seinen eignen und fremden Gedichten aufzwang. Damals freilich beklagten sich noch Berliner Freunde des Verstorbenen über das „Schmachurteil", das Schlegel „auf eine so kleingeistische, illiberale und präceptormäßige Art" gefällt habe. Als aber etwa dreißig Jahre später Heine bei seinem bösen Ausfalle auf Platen im Grunde dasselbe sagte und Ramler, trotzdem seine Verse „die vollendetsten in deutscher Sprache" gewesen, nicht als Dichter gelten ließ, erhob sich kaum mehr ein Widerspruch. Die Nachwelt hatte das Lob, das Lessing und seine Freunde an den Berliner Sprachmeister und Verskünstler verschwendeten, nicht bestätigt. —

Bald nach Ramlers Tode erschienen mehrere Skizzen seines Lebens und Wirkens, die heute nur noch geringen wissenschaftlichen Wert besitzen. Sie finden sich einzeln verzeichnet in der weitaus besten neueren Schrift, die unserm Dichter gewidmet ist, der einzigen, die auch das gesamte handschriftliche Material seiner Briefe, Dokumente, litterarischen Ausarbeitungen, so weit es noch vorhanden ist, gründlich ausnützt, leider aber nur einen Teil seines Lebens behandelt, „K. W. Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lessing" von Karl Schüddekopf (Wolfenbüttel 1886). Eine übersichtliche Darstellung von Ramlers ganzem Leben und dichterischem Schaffen gab Hermann Petrich im ersten Teil seiner „Pommerschen Lebens- und Landesbilder" (Hamburg 1880, S. 193—236). Außerdem sind besonders noch einige Aufsätze über Ramlers Änderungen an Gedichten Hagedorns und Kleists von Albert Pick (vgl. oben Teil I, S. 36) und von August Sauer (vgl. oben Teil II, S. 125) zu nennen.

Die folgende Auswahl enthält etwa die Hälfte der Oden, die Ramler unter seine poetischen Werke aufnahm, und einige Proben seiner Kantaten und Theaterreden. Dem Text liegt die letzte Fassung zu Grunde, die der beständig Feilende seinen Gedichten gab. Doch sind mehrfach die älteren Lesarten teils aller mir zugänglichen früheren Ausgaben, teils einzelner von ihnen verzeichnet, damit wenigstens an ein paar, obgleich lückenhaften Beispielen das Verfahren Ramlers bei seinen Änderungen

ersichtlich werde. Die Anmerkungen, die gerade in der Ausgabe letzter Hand übermäßig reich bemessen sind, habe ich ebenfalls nur in Auswahl mitgeteilt, neben den zum Verständnis des Textes wirklich nötigen aber auch manche überflüssige mit abgedruckt, die sonst irgendwie für den alles erklärenden und mit vermeintlich gelehrten Betrachtungen ausschmückenden Dichter charakteristisch ist. Zum Unterschied von den übrigen Anmerkungen sind Ramlers Erläuterungen mit R. bezeichnet.

Franz Muncker.

# Lyrische Gedichte.

## 1. An den König von Preußen, Friedrich II.

Friedrich! du dem ein Gott das für die Sterblichen
Zu gefährliche Los eines Monarchen gab,
Und (ein Wunder für uns) der du dein Los erfüllst!
Ach! kein Denkmal aus Stein himmelan aufgetürmt
Sagt der Nachwelt dein Lob. Hebe zur herrlichsten
Aller Städte, die je Reichtum und Macht erschuf,
Deine Thronstadt empor: alle die Tempel, der
Pallas und dem Apoll und dem verwundeten
Unbezwinglichen Mars heilig, sind Trümmer einst.
Zwar das Jahrbuch der Welt nennt, wann der Eifergeist
Stolzer Könige schläft, dich den Eroberer,
Dich den Großen: doch ach! heißt dies ein Leben für
Deine Tugenden? So lebt in Europens, so
In der älteren Welt Asiens mancher Fürst,
Dir an Weisheit nicht gleich. Selbst der unsterbliche
Macedonier — wie lebt er? Bewundert nur,
Nicht geliebt: denn er fand keinen dircäischen

An den König, 1766 gedichtet, worauf unter anderm auch die ältere Lesart der Verse 3—9 deutet:

Und, o Wunder! der du glorreich dein Los erfüllst,
Siehe! deiner von Ruhm trunkenen Tage sind
Zwanzigtausend entflohn; ihnen folgt allzu bald
Jedes Denkmal von dir: alle die Tempel, der
Pallas und dem Apoll und dem verwundeten
Kriegesgotte geweiht, werden Ruinen sein.

— 7—9. Der Tempel des verwundeten Kriegesgottes bedeutet hier das prächtige Gebäude für die verwundeten Krieger, welches die Aufschrift führt: laeso et invicto militi. Von dem Tempel des Apollo (dem Opernhause) und dem Tempel der Pallas (dem Akademiehause) wird im folgenden geredet werden. (R.) — 10—11. Wann ihre Eifersucht mit ihnen im Grabe schläft, wann sie längst gestorben sind, und kein Geschichtschreiber ihren Ehrgeiz zu schonen hat. (R.) — 14. Die Geschichte der asiatischen Welt ist die älteste, die wir besitzen; auch suchen die Naturforscher zu beweisen, Asien sei das erste bewohnbare Land und schon trocken gewesen, als Europa und Afrika noch unter Wasser gestanden hätten. (R.) — 17. Daß der kleine Fluß Dirce bei Theben dem thebanischen Dichter Pindar den Namen des dircäischen gegeben hat, ist den Lesern der Poeten bekannt. (R.)

Herold, dessen Gesang mehr als Lysippus' Erz,
Länger spricht als Apells atmender Schattenriß
Und noch Thaten erzählt, wann das Geschichtbuch schweigt.
Aber siehe, wie lebt Cäsar Octavius
Durch zwei Edele Roms? (edel nach göttlichen
Ranggesetzen, obgleich nicht auf der Rolle des
Censors.) Ewig geliebt, ewig ein Muster für
Alle Herrscher der Welt. — Glücklicher Barde, der,
Unverdächtig, ein Lob, reiner als beider Lob,
In sein Saitenspiel singt! Glücklicher Barde, der
Nicht den Feldherrn allein und den geschäftigen
Landesfürsten in dir, der auch den Vater des
Hauses, der auch den Freund singt, und den fröhlichen
Weisen, ihn, in der Kunst jeder Kamöne groß!
Götter! wäre doch ich dieser beneidete
Barde! Selber zu schwach, aber gestärkt durch ihn
Und die Sprache voll Kraft, die wie Kalliopens
Tuba tönet, wie weit ließ' ich euch hinter mir,
Sänger Heinrichs, und dich, Ludewigs ganze Zunft!

---

18—19 lautete früher:

Herold, dessen Gesang weiter als Phidias'
Marmor oder Apells atmende Farbe strebt.

Ramler änderte für die Ausgabe letzter Hand wohl, weil Phidias kein Zeitgenosse Alexanders war, auch damit er eine gelehrte Anspielung unterbringen konnte, die er selbst folgendermaßen erklärte: „Alexander befahl, daß ihn kein anderer als Apelles malen, als Pyrgoteles in Stein schneiden, als Lysippus in Erz bilden sollte. Plinius VII, 37. Daß die Gedichte mehr auszudrücken imstande sind als die Bildsäulen, und daß sie länger dauren als die Gemälde, leugnet niemand; bei den Poeten ist es sogar eine ausgemachte Wahrheit, daß sie länger dauern als die historischen Nachrichten. Horaz, Oden IV, 9." — 22. Durch den Virgil, den Sohn eines geringen Lohnarbeiters, und durch den Horaz, den Enkel eines Freigelassenen. (R.) — 23—24. auf der Rolle des Censors: das heißt auf der Bürgerliste. (R.) — 31. Die Kamönen oder Musen sind Vorsteherinnen der Poesie, der Redekunst, der Geschichte, der Musik und der höhern Tanzkunst. In allen diesen Künsten hatte sich der König Friederich II. hervorgethan. Die Schwierigkeit der letztern zu versuchen, übte er sich darin auf eine kurze Zeit in seiner Jugend. (R.) — 34—35. Die Stärke, der Reichtum, die Kühnheit der deutschen Dichtersprache macht sie zu den höchsten Gattungen der Poesie geschickt: Eigenschaften, die ihr auch diejenigen nicht absprechen können, die ihr eine allzugroße Härte vorwerfen. Diese besitzt sie nach der Aussprache gewisser Provinzen; wird sie von feinern und geübtern Organen ausgesprochen, so verwandelt sich diese Härte in einen kraftvollen und männlichen Ton. (R.) — 36. Malherbe hat in seinen Oden, Voltaire in seiner Henriade den König in Frankreich Heinrich IV. besungen. Unter der Regierung Ludewigs XIV. war die Anzahl guter Schriftsteller in Frankreich so groß, daß man diesen Zeitraum dort das goldene Alter der Wissenschaften genannt hat. (R.)

## 2. Amynt und Chloe.

Ich, ich bin's, Chloe! flieh' nicht mit nacketem Fuß;
Dich stechen Dornen! flieh' nicht den frommen Amynt.
Hier ist dein Kranz, dein Gürtel; bade
Dich ohne Furcht, ich belausche dich nicht.

Sieh' her! ich eile zurück, und hänge den Raub
An diesen Weidenbaum auf. — Ach! stürze doch nicht!
Es folgt dir ja kein wilder Satyr,
Kein ungezähmter Cyklope dir nach. — —

Dich, schlankes flüchtiges Reh, dich hab' ich erhascht.
Nun widerstrebe nicht mehr; nimm Gürtel und Kranz,
Und weihe sie der strengen Göttin,
An deren ödem Altare du dienst.

---

## 3. Sehnsucht nach dem Winter.

Im November 1744.

Die Stürme durchheulen die Luft und schleudern Wolken auf Wolken,
Und donnernd stürzen die Ströme durchs Land.
Die Wälder trauern entblößt; das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler gejagt.
Der Weinstock, ein dürres Gesträuch ... Was klag' ich so müßig den Weinstock?
Auf, Freunde! trinket sein schäumendes Blut!
Schon seht ihr den triefenden Herbst mit leerem Fruchthorn entweichen;
Bald kömmt der Winter, mit Tannen bekränzt,
Und deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde,
Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,
Und hüllt in Blüte den Wald (dem fröhlichen Barden ein Frühling!)
Und streuet Lilien über das Thal.

Amynt und Chloe, zuerst in den „Oden" 1767 gedruckt. — 11. der strengen Göttin, der Diana, zum Zeichen, daß Chloe ihren Dienst verläßt. — Sehnsucht nach dem Winter, teilweise schon 1748 in den Züricher „Freimütigen Nachrichten" und 1749 in Bodmers „Neuen kritischen Briefen" gedruckt, auch in gleichzeitigen Briefen (z. B. von Klopstock an Bodmer am 21. September 1748) citiert. Die letzten Verse mit der Anspielung auf Kleist entstanden erst 1751. Das ganze Gedicht weist deutlich als Vorbild die Frühlingsode von Uz auf; vgl. oben Teil II, S. 25 ff.

Dann schwimmt der Jüngling nicht mehr durch reißende Fluten, dann schweift er
Auf harten Wassern laut jauchzend umher,
Die Füße beschuhet mit Stahl, und überwindet den Reiter,
Der am Gestade den Wettlauf gewagt.
Dann zittern die Bräute nicht mehr in wankender Gondel, sie fliegen
Beherzt auf gleitenden Wagen dahin,
Erwärmt vom siberischen Pelz, durch silberne Schleier beschirmet,
An ihre zärtliche Führer gelehnt.
O Winter! eile voll Zorn, und nimm den kältesten Ostwind,
Und treib' die Krieger aus Böhmen zurück
Und meinen erstarreten Kleist! Noch hab' ich ihm seine Lykoris
Und Wein von mürrischem Alter bewahrt.

---

## 4. An den Vulkan, bei Einweihung eines Kamines in einem Gartenhause.

Dir, o Sohn der Juno, sei dieser Marmorherd heilig,
Herrscher der Feueressen in Lemnos,
Der du mit flammender Lohe den aufgebläheten Xanthus
Halb verraucht in sein Lager zurück zwangst, —

V. 19—20 lauteten 1748 und 1749:

Der Liebling wärmet die Hand im warmen Pelze des Mädchen;
Es lacht das Mädchen und hindert ihn falsch.

1768 und 1772 (wohl auch schon in der mir unzugänglichen Ausgabe von 1767):

Der Liebling wärmet sich falsch im Hermeline der Nymphe,
Die Nymphe lächelt und wehret ihm falsch.

— 21. voll Zorn: er kann mit Recht zürnen, daß die Krieger seine sonst friedliche Jahreszeit entweihen. (R.) — 23—24. Liebe und Wein erwarten ihn. Ihm ist der Genuß der jungen Lykoris und des alten Weines aufbehalten: bleibt er zu lange aus, scherzt der Freund, so kann ich für beides nicht mehr stehen. Das Beiwort mürrisch, von den Menschen hergenommen, deren hohes Alter gewöhnlicherweise mürrisch ist, wird hier dem strengen Geschmack des ältesten Weines gegeben. (R.) — An den Vulkan, zuerst in den „Lyrischen Gedichten" 1772 gedruckt, wohl bedeutend früher, vielleicht schon vor 1750 entstanden. — 2. Auf der Insel Lemnos war die Werkstätte Vulkans. Anakreon (Ode 45) sagt:

Cythereens Ehmann schmiedet
In der Feueresse Lemnens
Pfeile für die Liebesgötter;

und Valerius Flaccus (II, 95), daß dort sein liebster Aufenthalt sei:

Lemnos liebet der Gott; nicht Lipara scheint ihm, noch Ätna
Werter, als dieser Sitz. (R.)

— 3—4. Vulkan trieb, auf Bitte seiner Mutter, den Flußgott Xanthus, welcher, den Achill zu ertränken, aus den Ufern getreten war, mit Feuer und Flammen wieder in sein Bett zurück. Iliade XXI, 234—382. (R.)

Daß du den Boreas hier und sein kaltes Gefolge verjagest.
Dankbar weih' ich dir täglich ein Opfer:
Ein unsträfliches Blatt von der schönen Elvire geschrieben,
Der Vermählten des mürrischen Balbus.
Daß kein böser Verdacht die muntere Freundin entehre,
Lodre dir, eifersüchtigem Gatten
Der süß lächelnden Cypria, sonder Reue dies Opfer,
Wann ich am Morgen vor deinem Altare
Die geröstete Frucht des arabischen Kaffeebaums trinke
Und ein blaues Ambrosienwölkchen
Mir die Stirn umwirbelt, gleich einem der seligen Götter,
Oder am Abend den Fürsten der deutschen
Weine versuche, den einst der reiche Patrizier Ulfo
Feierlich schwur so lange zu schonen,
Bis ihm ein lachender Sohn entgegen lallte; der aber,
Dreißig Jahre sein Weibchen bewachend,
Ohne Sohn verstarb und ohne den sorgsam bewahrten
Festwein, dessen Erlösung nun anhebt.

---

## 5. Nänie auf den Tod einer Wachtel.

Weint, ihr Kinder der Freude! weine Jocus,
Weine, Phantasus! Alle des Gesanges
Töchter, alle des jungen Frühlings Brüder,
Sirenetten und Zephyretten, weinet!
Ach! die Wachtel ist tot, Naidens Wachtel,
Die so gern in Naidens hohler Hand saß,
Und gestreichelt von ihrer Rechten achtmal
Ihren Silberschlag so hell gellend anschlug,
Daß das purpurbemalte Porzellan klang.
Wenn das Mädchen zu singen und zu spielen
Anhub, lauschte sie still und nickte freundlich.
Wenn das Mädchen zu singen und zu spielen
Abließ, hüpfte die kleine Liederfreundin

Nänie, freie Nachbildung des von Ramler 1769 übersetzten Klageliedes von Catull auf den Tod eines Sperlings, zuerst 1770 in der „Hamburgischen neuen Zeitung" gedruckt. — 3—4. Sirenetten oder kleine Sirenen bezeichnen die Singevögelchen, welche von den Poeten oft Waldsirenen genannt werden. Sie stimmen ihre Gesänge an, wenn die Zephyrwinde oder lauen Frühlingswinde wehen. (R.)

Auf die Laute des Mädchens, lockte horchend
In die Laute, daß alle sieben Saiten,
Bauch und Boden der Laute wiedertönten.
Wenn das Mädchen, versenkt in Träume, stumm saß,
Flog die Gauklerin dem Pagoden Lama
Auf den Wackelkopf, wiegte mit dem Kopfe
Des Pagoden sich weidlich hin und wider.

Ach! kein Vogel war diesem gleich: der Juno
Vogel nicht, der nur schön ist; auch der Pallas
Vogel nicht, der nur altklug ist, nie scherzet.
Unser Vogel war schön und klug; Naide
Scherzt' und kosete gern mit unserm Vogel;
Und der Vogel verstand Naiden, gab ihr
Nickend Antwort, schlug an, so bald sie winkte,
Ging und kam auf ihr Wort, und saß ihr rüstig
Auf der Schulter, und ließ sich küssen, ließ sich
Aus den Lippen der trauten Wirtin ätzen.

Welcher menschliche Geist belebte diesen
Vogel? Rede, du kleiner lieber Liebling,
Eh die bräunliche Seide dich umwickelt
Und dies Grab dich auf ewig einschließt! Warst du
Nicht ein lieblicher Flötenspieler? warst du
Nicht vor Zeiten ein süßer Minnesinger? —
Nichts! er redet nicht mehr; es hat ihn seiner
Schönen Stimme der Tod beraubt und seines
Schönen Nickens! der böse Tod, gestaltet
Als ein Geiergeripp, der nächtlich alle
Kleine Vögel erwürgt und alle große.
Doch sein niedlicher Schnabel soll nicht sterben:
Unter Perlen und Gold und edle Steine
Will das Mädchen ihn wohl durchbalsamt legen,

18. Man setzt dergleichen chinesische Puppen mit beweglichen Köpfen sehr häufig auf die Gesimse der Kamine. Ein Pagode heißt ein Götz, und eine Pagode ein Götzentempel. Der Großlama ist eigentlich der Hohepriester des Landes Lassa bei Tibet in Indien, welchen ein Teil der Indier, Tartarn und Chineser als einen Gott verehren und für unsterblich halten, doch aber vorgeben, daß er zuweilen seinen Körper verändere. (R.) — 39—40. Selbst in dieser Nachbildung eines antiken Gedichts, die erst ein Jahr nach Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“ gedruckt wurde, erscheint der Tod noch als Gerippe gestaltet!

Oft mit Seufzen ihn ansehn, oft mit Thränen,
Oft ihn herzlich an ihre Lippen drücken.

Hier nun ruhe sein kalter Leichnam, unter
Diesem Rosenbaum. Maienblumen pflanz' ich
Auf sein Grab und von bunten Tausendschönchen
Einen Kranz. Sein vergnügter Geist, das weiß ich,
Ist gen Himmel geflohn, gleich einem kleinen
Funken. Laß ihn auf deiner Schulter sitzen,
Schnittermädchen des Himmels, die du Weizen
In den Händen und Mohn im Körbchen trägest.

---

## 6. Uraniens Lob Berlins; bei Gelegenheit eines Granatapfels, der daselbst zur Reife gekommen war.

1749.

„Hier blühst du? hier, in dieser kalten Zone?
Hier öffnest du die purpurrote Brust?

51—53. Er ist zu einem kleinen Stern geworden, der nunmehr auf der Schulter der Jungfrau des Tierkreises sitzt, welche hier ein Schnittermädchen des Himmels und im Astronomikon des Manilius eine Ährenträgerin heißt. Einen Stern erster Größe in ihrem Sternbilde nennt man die Kornähre. (R.) — Uraniens Lob Berlins wurde zuerst in der Neujahrsnummer der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" 1750, darnach im gleichen Jahre in den „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" und in den Züricher „Freimütigen Nachrichten", 1766 in der unechten Ausgabe von Ramlers Gedichten gedruckt. Vollständig umgearbeitet erschien die Ode in den echten Sammlungen von 1767, 1768 und 1772. Noch einmal von Grund aus umgestaltet veröffentlichte sie Ramler dann im Göttinger Musenalmanach auf 1796 und darnach in der Ausgabe letzter Hand. Ich teile im folgenden die beiden älteren Fassungen der Ode vollständig mit, die erste nach den „Freimütigen Nachrichten" (da mir die beiden andern Zeitschriften hier nicht zugänglich sind) mit den geringfügigen Abweichungen von 1766, die zweite nach dem Text von 1768, der mit dem mir fehlenden Text von 1767 nahezu identisch sein dürfte, mit den Varianten von 1772. Die Überschrift fehlt 1748, lautet 1766: „Ode auf einen Granatapfel. 1750", 1768 und 1772: „Auf einen Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war. 1749", im Musenalmanach: „Lob der Stadt Berlin, bei Gelegenheit eines Granatapfels, der daselbst zur Reife gekommen war."

Text von 1748 (1766).

O die du dich zur Königin der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind, an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die purpurrote Brust,
Die Proserpinen ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb
Und machte, daß sie ferner
In Plutons Armen blieb!

Text von 1768 (1772).

Find' ich dich hier in deiner grünen Krone?
Zerspaltest du die purpurrote Brust
An dieser Sonn'? o Liebling der Pomone!
O Proserpinens Apfel! [O Apfel Proserpinens! 1772] die mit Lust
Und Wollust deine goldnen Körner
Im Reich des Höllengottes aß
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaß.

Siegprangest hier in deiner goldnen Krone,
Du Liebling Proserpinens, die mit Lust
Und ohne Reue deine Körner
Selbst in des Orkus Gärten aß,

Der Erdball ändert sich: das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein,
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet:
Pomona füllt ihr Horn in dir allein,
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn
Und mit gesunknen Ähren
Die blonde Ceres gehn.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
Der Gott Sylvan und zieht ein Labyrinth
Selbst irrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind:
Die Künste nehmen Dädals Federn
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer zarten [harten 1766] Hand.

Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken
Zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt,
Die rund umher der Pyrrha Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?
Ihr Götter, prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon:
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen,
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond, und spaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und steiget an der Wesen Kette
Bis dahin, wo der höchste Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos' Aufruhr hing.

Die Zweitracht [Zwietracht 1766], die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte;
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich,
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht, voll Selbstvertraun:
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß, wie Sparta war:
Es zog, vom Schall der Flöte schön verführet,
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,

Der Erdball ändert sich: das Meer entfliehet
Und macht dem Pfluge Raum, der Fels sinkt ein,
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet:
Pomona füllt ihr Horn in dir allein;
In dir kann Flora nach Begehren
Sich tausendfache Kränze drehn
Und ganz verdeckt in Ähren
Die blonde Ceres gehn.

Und fremde Bäum', ihr junges Haupt umschoren,
Bringt dir Sylvan und zieht ein Labyrinth
Von Büschen auf vor diesen stolzen Thoren,
Die mir und allen Künsten offen sind,
Die jetzt auf Dädals Flügeln eilen
Hoch über Meer und über Land,
Bleimaße, Meißel, Feilen
In ihrer harten Hand.

Urplötzlich sind der Felsen graue Rücken
Zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt,
Die rund umher der Pyrrha Kinder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt.
Ihr Götter, prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon:
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen,
Und sagt dem wilden Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond, und spaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und steiget an der Wesen Kette
Bis dahin, wo den höchsten Ring
Zeus an sein Ruhebette
Zu seinen Füßen hing.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
Athen an Geist, voll Mut, wie Sparta war:
Es zog, von Kastors Liede gern verführet,
Zum Kampf hinaus mit aufgebundnem Haar;

Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaß? — —

„Der Erdball ändert sich: dem alten Strande
Entflieht das Meer, Gebirge sinken ein;
Und hier? ein Tempe grünt auf diesem Sande;
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein;
Hier kann sich Flora nach Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und ganz versteckt in Ähren
Die blonde Ceres gehn;

„Und fremde Bäum', ihr junges Haupt umschoren,
Trägt hier Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Von Büschen auf vor diesen stolzen Thoren,
Die nun den klugen Künsten offen sind,
Die schnell auf Flügeln Dädals eilen,
Hoch über Meer und über Land,
Bleimaße, Meißel, Feilen
In ihrer harten Hand.

Und alle, die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid,
Die Stadt sei nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So sang Kalliope, die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm,
Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Musen sich bereiten
Zum schönen Reihentanz.

Die Feinde, die den Kampf verloren,
Erwiderten (nicht ohne Neid!),
Die Stadt sei nur geboren
Zu Waffen und zum Streit. —

So sang Kalliope, die voll Entzücken
Mit ihrer kriegerischen Tuba kam
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm,
Wo schon mit Lauten und mit Flöten
Verlarvt und im Cypressenkranz
Sich ihre Schwestern drehten
Im schönsten Reihentanz.

Ramler selbst wies in den „Kritischen Nachrichten" auf die kunstvolle Bildung der Strophe hin, die dem Auge so schön dünke, als sie dem Ohre wohl klinge; die Verse werden nämlich von der dritten Zeile an immer um eine Silbe kürzer, was auch schon der Druck des Gedichts anzeigt: die Zeilen „laufen schmal zusammen und spitzen sich mit einer männlichen Schlußsilbe fast wie ein Pfeil". — S. 230, V. 4—5. mit Lust und ohne Reue: Virgil nimmt an, daß sie gern zurückgeblieben sei:

(Obgleich) Persephone gern der Mutter zu folgen Verzicht that.

Landbau, I, 39. (R.)

14. Aus tausend Blumen (Musenalmanach). — 17—18. Man kappt die Bäume, ehe man sie versetzet. Sylvan, ein Waldgott, wie sein Name anzeigt, soll die Verpflanzung der Bäume erfunden haben. Virgil ruft ihn im ersten Buche seines Gedichtes vom Landbau um Beistand an:

Und auch du, Sylvan, in der Hand die zarte Cypresse. (R.)

— 18—19. ein Labyrinth von Büschen: Der Lustwald an der Spree zwischen Berlin und Charlottenburg enthält eine angenehme Vermischung von allen Arten wilder Bäume. (R.)

„Urplötzlich seh' ich Felsen in Gestalten
Ausonischer Paläste ausgehöhlt:
Der Pyrrha Kinder stehn umher, dem kalten
Geburtsstein halb noch gleich, und halb beseelt.
Hier steigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwichne Pallas, dir;
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen hier.

„Wohlan, ihr Sterblichen! erforscht die Zahlen
Der Sphären, sagt den Winden ihren Lauf;
Wägt euren Mond, zerspaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf;

25—26. Ausonien ist einer von den alten Namen Italiens, der noch bei den Poeten im Gebrauch geblieben ist. Zu Palästen ausgehöhlte Felsen bedeuten hier eine ernsthafte und dauerhafte Bauart, die der alten römischen gleicht. Addison läßt einen indianischen König folgende Beschreibung von der Paulskirche zu London machen. „Vermutlich war es anfangs ein ungeheurer ungestalter Felsen, den die Eingebornen des Landes, nachdem sie ihn in eine Art von regelmäßiger Form gehauen, mit unglaublicher Mühe und Fleiß bohrten und aushöhlten, bis sie alle die schönen Gewölbe und Höhlen zustande gebracht hatten, woraus er gegenwärtig zusammengesetzt ist. Nachdem dieser Felsen so wunderbar nach ihrem Gefallen ausgeleert war, muß eine ungeheuere Menge von Händen beschäftigt gewesen sein, die Außenseite desselben zu beschaben, die jetzt so glatt als die Fläche eines Kieselsteins und an verschiedenen Stellen in Pfeiler ausgehauen ist, die gleich so vielen Baumstämmen dastehen und oben mit Laubwerk umwunden sind." Zuschauer I, 50 (im deutschen Auszuge I, 30). Auf diese Vorstellung konnte der Indianer desto leichter geraten, weil man wirklich Tempel findet, die auf diese Art entstanden sind. In Asien nämlich, an der malabarischen Küste, auf der kleinen gebirgigen Insel Elephanta, befindet sich ein solcher Tempel, der nebst seinen vielen inwendigen Bildsäulen aus einem einzigen Felsen gehauen ist. Man sehe hievon Niebuhrs Beschreibung seiner Reisen nach Arabien und andern herumliegenden Orten. Auch sind einige ähnliche Tempel oder Pagoden auf der benachbarten Insel Saleette anzutreffen, imgleichen in dem Felsen vor Ilura im Lande Dekan, auf der Halbinsel des Bengalischen Meerbusens. (R.) — 29—30. Durch diesen Tempel wird das Gebäude der Akademie der Wissenschaften bezeichnet, welches auf der Brandstätte des alten Gebäudes im Jahre 1744 aufgeführet ward. (R.) — 33—36. Der Musenalmanach hat hier noch die Lesart der älteren Ausgaben; nur V. 34 lautet: Den ungestümen Winden ihren Lauf. — 33. Die Fixsterne, diese Sonnen, deren jede vielleicht mehr als einen dunkeln und kalten Erdball erleuchtet und erwärmet, hat man dadurch zu zählen gesucht, daß man den ganzen gestirnten Himmel in gewisse Bilder abgeteilet hat. Mittelst der Sehrohre bereichern die Astronomen manches dieser Bilder mit mehr Sternen, als unsern Augen am ganzen Himmel sichtbar sind. (R.) — 34. Von dem Ursprunge der Winde sehe man die Preisschrift der Berlinischen Akademie der Wissenschaften: Réflexions sur la cause générale des vents, par Mr. d'Alembert; imgleichen den zweiten Teil der Naturgeschichte des Buffon und die Abhandlung ihres Vorgängers, des Bacon de ventis. (R.) — 35. Die Schwere des Mondes hat Newton durch den Druck desselben auf die Luft und den fortgepflanzten Druck auf das Meer und die dadurch verursachte Ebbe und Flut zu berechnen versucht. Die bekannte Zerteilung der Sonnenstrahlen durch das Prisma hat nach Newtons System Algarotti, ein Mitglied der Berlinischen Akademie, weitläuftig abgehandelt und für alle Leser faßlich zu machen gesucht. (R.) — 36. Über die Erzeugung der Metalle und besonders des Goldes, des seltensten, dichtesten und unzerstörbarsten unter allen, hat man zu allen Zeiten Untersuchungen angestellt. Das Beiwort alt wird hier dem Golde gegeben, um es allen den Mineralien entgegenzusetzen, die in kürzerer Zeit zu ihrer Vollkommenheit gelangen, und deren Ursprung also leichter zu ergründen ist. (R.)

Verfolgt der Wesen lange Kette
Bis an den allerhöchsten Ring,
Der an Zeus' Ruhebette
Hängt, hangen wird, und hing."

So sang Urania, die voll Entzücken
Jüngsthin zu Friedrichs hohem Wohnsitz kam,
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zu Phöbus' neuem Tempel nahm,
Wo schon mit Lauten und mit Flöten,
Verlarvt und im Cypressenkranz,
Sich ihre Schwestern drehten
Im schönsten Reihentanz.

---

## 7. An die Stadt Berlin.

1759.

Ich sah sie! (noch erzittern die Gebeine)
Ich sah, bekümmertes Berlin,
Die Göttin deines Stroms vor deinem Tannenhaine
Mit ihren Schwänen ziehn.

37—40. Alle Wesen sind durch gleichartige Eigenschaften mit einander verknüpft, alle scheinen in einer unendlichen Stufenfolge über einander erhöhet zu sein: vom Staube an durch mancherlei Erdarten, Schwefel, Metalle, Krystallisierungen und Steingewächse hindurch bis zu den Pflanzen; von diesen bis zu den mannigfaltigen unsichtbaren und sichtbaren Insekten der Erde und des Wassers; von diesen bis zu den Fischen, den Vögeln, den vierfüßigen Tieren und endlich dem Menschen; und von dem Menschen bis zu dem vortrefflichsten Geschöpf der unbekannten Geisterwelt. Man sehe hiervon das 519. Stück des englischen Zuschauers, oder das 300. des deutschen Auszuges. Von dieser Kette der Wesen sagt Bacon, ihr höchster Ring sei am Fuße des Thrones Jupiters befestigt: Summus naturalis catenae annulus pedi solii Jovis adfixus est. Hier wird Zeus' Thron sein Ruhebette genannt, wodurch ein Gott bezeichnet wird, der ein ewig ruhiges Leben führt: qui placidum degit aevum, wie Lucretius sagt, und wie die Göttin, die hier redet, wissen muß. (R.) Ziemlich dieselbe Vorstellung findet sich aber auch bei Young, Night-thoughts IX, 1509 ff.:

How great that pow'r, whose providential care
Thro' these bright orbs' dark centres darts a ray!
Of nature universal threads the whole!
And hangs creation, like a precious gem,
Tho' little, on the footstool of his throne!

Vgl. übrigens zu diesen Versen Schillers Spott im Xenienmanuskript (Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII, 83). — 44. Zu dem neu gebaueten Opernhause, welches seiner Überschrift zufolge dem Apollo und den Musen geweihet ist. (R.) — 45—48. Die tragische Poesie, wozu die höhere Oper gehört, wird durch die traurige Cypresse, die Musik, welche die Recitative und Arien begleitet, durch Flöte und Laute, und der darunter gemischte pantomimische Tanz durch die Larve angedeutet. (R.) — Ode an die Stadt Berlin, zuerst einzeln mit dem Datum des 24. Januar 1759 (Geburtstag Friedrichs II.) gedruckt.

Vergönne mir, Najade, nachzulallen,
Was tief in meine Seele drang,
Als dein entzückter Mund es allen Faunen, allen
Hamadryaden sang. — —

„Sei mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!
Die Städte Deutschlands bücken sich!
Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone,
Und weichen hinter mich!

„Was fürchten wir, ist gleich die Zahl des Feindes
Wie dieser beiden Ufer Sand?
O Tochter! hast du nicht zur Seite meines Freundes
Stets einen Gott erkannt?

„Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke,
Und donnerte den Feind zurück?
Warf nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
Vor seines Mörders Blick?

„Ward nicht das Blutpanier, von ihm gefasset,
Zur drohenden Ägide? stand
Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
Erstarrt an Haupt und Hand?

7—8. Man nimmt an, daß sich die Faunen und Hamadryaden, diese bekannten Gottheiten der Wälder, in dem Berlinischen, an der Spree liegenden Lustwalde ergehen, wo der Verfasser die meisten seiner Gedanken zu verschiedenen Oden gesammelt hat. (R.) — 9. Augusta: so nennt Ramler auch in andern Oden Berlin. — 10. Kursachsen und die vom Kaiser aufgebotenen Reichsfürsten. (R.) — 11. Hierdurch wird Schweden, Österreich, Rußland, Frankreich angedeutet: dieses waren die wider Preußen vereinigten Mächte. (R.) — 17—18. Während des siegreichen Treffens bei Lowositz in Böhmen, den 1. Oktober 1756, entstand ein Gewitter. (R.) — 19—20. Man zielte auf die Person des Königes und verfehlte sie. Hier werden bloß die Augen desjenigen benebelt, der auf den König sein Geschoß richtet; der Held selbst wird nicht mit Wolken bedeckt. (R.) — 21—22. In der siegreichen Schlacht mit den Russen bei Zorndorf in der Neumark, im Jahre 1758, ergriff der König die Fahne eines Regiments und feuerte dadurch die Truppen an, mutiger in den Feind zu dringen. Ägide hieß der Schild der Minerva, an welchen sie das schlangenhaarige Haupt der Medusa befestigt hatte, welches alle, die es ansahen, in Stein verwandelte. (R.) — 23. Die Riesenhorde, die Minerva hasset, die der Weisheit unkundig ist: a plurimis fit denominatio. Von ihren Feinden sprachen Griechen und Römer, auch sogar in der Geschichte, wo man billig keine Partei nehmen sollte, mehrenteils parteiisch. In einem Gedichte, und noch mehr in einem Gedichte wider Feinde, und zwar wider Feinde, die mit ihren zahlreichen Bundesgenossen wider Einen König ausziehen, verzeihet, oder erwartet vielmehr, jedermann eine leidenschaftliche Sprache. Indessen können sich die Russen trösten: was hier von ihnen gesagt wird, das sagen Völker aus einer wärmern Himmelsgegend von den Einwohnern Deutschlands, und mancher Deutsche ist höflich genug, ihnen Recht zu geben. (R.)

„Bis alle, von dem kleinen Heer zerschlagen,
Das unaufhaltsam weiter drang,
Wie Halme von des Himmels Schlossen, niederlagen
Dreihundert Hufen lang?

„Ja! dinget nur die halbe Welt zusammen,
Und raset wider Einen Mann,
Und wendet wider ihn Verrat und Gift und Flammen,
Den ganzen Orkus an!

„Borussiens gerechter Held soll siegen:
Die Götter schützen ihren Sohn.
Bald wird er im Triumph zu seinen Kindern fliegen.
Er kömmt! ich seh' ihn schon.

„Er kömmt, das Haupt mit Strahlen rings umwunden,
Wie Delius-Apollo kam,
Als er den Python schlug und ihm mit tausend Wunden
Die schwarze Seele nahm.

„Eilt, ihn in Erz den Enkeln aufzustellen!
Eilt, einen Tempel ihm zu weihn
Am Rande meines Stroms! ich brenne, seine Schwellen
Mit Blumen zu bestreun."

---

## 8. An den Frieden.

1760.

Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede?
Gen Himmel, in dein mütterliches Land?
Hast du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde,
Ganz von der Erde weggewandt?

Wohnst du nicht noch auf einer von den Fluren
Des Ozeans, in Klippen tief versteckt,
Wohin kein Wuchrer, keine Missethäter fuhren,
Die kein Eroberer entdeckt?

31—32. Die That eines verräterischen Vasallen, der seines Königs Person den Feinden in die Hände liefern wollte, ward damals durch öffentliche Blätter bekannt gemacht. Die Geschichte einer gewissen Giftmischerei ward geflissentlich unterdrückt. Durch Flammen wird das unkriegerische Sengen und Brennen im Lande bezeichnet. (R.) — An den Frieden, erst in der Sammlung von 1772 gedruckt.

Nicht, wo, mit Wüsten rings umher bewehret,
Der Wilde sich in deinem Himmel dünkt?
Sich ruhig von den Früchten seines Palmbaums nähret?
Vom Safte seines Palmbaums trinkt?

O! wo du wohnst, laß endlich dich erbitten:
Komm wieder, wo dein süßer Feldgesang
Von herdevollen Hügeln und aus Weinbeerhütten
Und unter Kornaltären klang.

Sieh' diese Schäfersitze, deine Freude,
Wie Städte lang, wie Rosengärten schön,
Nun sparsam, nun wie Bäumchen auf verbrannter Heide,
Wie Gras auf öden Mauern stehn.

Die Winzerinnen halten nicht mehr Tänze;
Die jüngst verlobte Garbenbinderin
Trägt ohne Saitenspiel und Lieder ihre Kränze
Zum Dankaltare weinend hin.

Denn ach! der Krieg verwüstet Saat und Reben
Und Korn und Most, vertilget Frucht und Stamm,
Erwürgt die frommen Mütter, die die Milch uns geben,
Erwürgt das kleine fromme Lamm.

Mit unsern Rossen fährt er Donnerwagen,
Mit unsern Sicheln mäht er Menschen ab;
Den Vater hat er jüngst, er hat den Mann erschlagen,
Nun fodert er den Knaben ab.

Erbarme dich des langen Jammers! rette
Von deinem Volk den armen Überrest!
Bind' an der Hölle Thor mit siebenfacher Kette
Auf ewig den Verderber fest.

---

9. Einige Völker haben keine bessere Schutzwehr gegen die Eroberer der Länder als sandige Wüsten. Das Kriegesheer, welches der persische König Kambyses wider die Ammonier aussandte, kam auf dem Wege im Sande um. Herodotus III, 26. (R.) — 16. Kornaltäre: so werden die im Felde aufgehäuften Garben genannt. (R.)

## 9. Lied der Nymphe Persante.

(Als die Festung Kolberg von dem russischen Heere einmal zu Lande, und zum zweitenmal von der russischen und schwedischen Flotte vergebens belagert worden war.)

Den 24. September 1760.

Er siegt! mein Perseus siegt! — Ihr Freudenzähren,
Erstickt nicht meinen Lobgesang!
O Fluten meines Stroms, erzählt in allen Meeren
Des Drachen Untergang!

Hier, wo der Belt, mein Kolberg zu verschonen,
Mit Dünen sein Gestad' umzieht,
Saß ich und sang entzückt den horchenden Tritonen
Von meinem Freund' ein Lied.

„Er schlug das Raubtier jüngst, das der beschneite
Riphäus auf mich ausgespien,
Als ich, verlassen von den Göttern, seine Beute
Unwiederbringlich schien." —

Ich sprach's, als ich urplötzlich einen Drachen
Aus blauer Tiefe steigen sah
Mit funfzig aufgerißnen feuerspei'nden Rachen:
Ohnmächtig lag ich da.

Mein Perseus flog in diesem Augenblicke
Herab von seiner Warte, schwang
Sein glorreich Eisen, hielt den Tod im Meer zurücke
Dreimal neun Tage lang.

Lied der Nymphe Persante, zuerst 1761 einzeln gedruckt. Am Fluß Persante liegt Ramlers Vaterstadt Kolberg. — 1. Unter dem Perseus wird hier der Verteidiger der Festung, der Oberste von der Heyde, verstanden. (R.) — 10. Die bei den Alten berühmten riphäischen oder rhipäischen Gebirge bezeichnen Rußland. In dieses Land setzt sie auch Cellarius, Geograph. antiq. Tom. I, pag. 407. Daß sie im äußersten Nordosten liegen, sieht man aus Virgils Gedichte vom Landbau I, 240; III, 382. Einige halten sie für eben die Gebirge, die von den Russen der große steinerne Weltgürtel genannt werden. (R.) — 15. Die Flotte, welche die Stadt bombardierte, bestand aus funfzig Schiffen. (R.) — 20. Kolberg, zuerst im Oktober 1758 drei Wochen lang von dem russischen Landheere vergeblich belagert, hielt vom 28. August 1760 an das Bombardement der vereinigten russischen und schwedischen Flotte und die Angriffe der seit dem 4. September ausgeschifften russischen Landtruppen mit heldenhafter Tapferkeit aus, bis am 18. September General Paul v. Werner mit sieben Schwadronen Husaren und etwas Infanterie zum Entsatz heranrückte und die russischen Landtruppen so völlig schlug, daß sogleich am nächsten Tage die schwedische, am 23. September auch die russische Flotte abzog und das befreite Kolberg am 24. September ein allgemeines Dankfest feiern konnte.

Ha! welche Flammenströme schoß die Hyder
Nach seinem Leben! — Endlich fand
Mein Flehn der Götter Ohr, und Waffen fielen nieder
Da, wo mein Gastfreund stand.

Sobald ihm Plutons Helm das Haupt verhüllte,
Ihn Hermes' Flügel trug, der Speer
Der schrecklichen Minerva seine Rechte füllte,
Stürzt' er die Pest ins Meer.

Von meinen Lippen soll sein Lob erschallen,
Mein Lied sei mein geliebter Held,
So lang' in dieses Hafens Arme Segel wallen,
Vom Ostwind aufgeschwellt.

Ihm selbst will ich, wann er den Strand begrüßet,
Auf seine Wege Kalmus streun
Und Muscheln: denn mein Fluß ist arm; kein Goldsand fließet,
Kaum Ambra rollt hinein.

Und du, mein Barde, der du vor den Thoren
Von deiner mütterlichen Stadt
Einst Lieder lalletest, wenn sie, die dich geboren,
Noch deine Liebe hat:

So singe meinen Liebling, meinen Retter
In jene Laute, die dir jüngst
Besaitet ward, in welche du den Kampf der Götter
Mit den Titanen singst.

---

25—27. Perseus erhielt nach der Sage zum Kampfe mit der Medusa von Pluton einen unsichtbar machenden Helm, von Hermes Flügelschuhe, von Pallas einen spiegelhellen Schild, an dessen Stelle Ramler in Erinnerung an das diamantene Schwert des Perseus einen Speer setzt. Er selbst deutet die Waffen auf folgende Eigenschaften: Geheimhaltung der Anschläge und in der Ausführung Geschwindigkeit und Tapferkeit. Dazu bemerkt er ferner, daß auf der Rückseite der beiden Schaumünzen, die zu Ehren des Verteidigers und des Befreiers von Kolberg geprägt wurden, der preußische Perseus dargestellt war, der einen Schild mit dem Bildnisse des Adlers hält und mit seinem Schwerte ein feuerspeiendes Ungeheuer von der Nymphe Kolbergs entfernt. Vermutlich gab erst Ramlers Gedicht die Idee zu diesem Bilde. — 36. Die Ostsee wirft nur sehr wenig Bernstein an dieses Ufer aus. (R.) — 42—44. Dieses heißt so viel als in die heroische Laute. Jüngst besaitet zeigt an, daß die Heldenode erst seit kurzem von dem Verfasser bearbeitet worden war. (R.)

## 10. Auf ein Geschütz.

(Als von den Russen vor Berlin eine Kugel aus einer ungewöhnlichen Ferne bis mitten in die Stadt geschossen ward.)

Den 3. Oktober 1760.

O du, dem glühend Eisen, donnernd Feuer
Aus offnem Ätnaschlunde flammt,
Die frommen Dichter zu zerschmettern, Ungeheuer,
Das aus der Hölle stammt!

Wer zur Verheerung blühender Geschlechter
Dich an das Sonnenlicht gebracht,
Hat ohne Reue seine Mutter, seine Töchter
Frohlockend umgebracht.

Schon wär' ich diesen immer neuen Scenen,
Womit das Jahr den Erdkreis ziert,
Entrissen, und dem Arm der Freundschaft und den schönen
Entwürfen, halb vollführt.

Schon säh' ich, rings von stygischen Gewässern
Umwunden, das geheime Feld
Elysiens; den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt

Voll wackrer Brennen säh' ich, hörte Lieder
Von Ihm, bei jedem Freudenmahl
Von Ihm, der wider sechs Monarchen ficht und wider
Satrapen ohne Zahl.

Ode auf ein Geschütz, zuerst einzeln 1760 gedruckt. Berlin wurde von den Russen im Oktober 1760 eingenommen und einige Tage lang besetzt gehalten. Als Muster schwebte dem Dichter die Ode des Horaz II, 13 vor. — 15. den großen Kurfürsten. — 16—19. Die abgeschiedenen Seelen beschäftigen sich in Elysium mit eben den Dingen, mit welchen sie sich in diesem Leben beschäftigt hatten. Die Krieger schlagen sich Zelte auf, versammeln sich zum Schmause, singen Heldenlieder ꝛc. Virgil sagt eben dieses ausführlicher. Man sehe im vierten Buch der Äneide den 642. bis 659. Vers, oder in der Übersetzung des Horaz die Anmerkung zu Buch II. Ode XIII, Vers 39. (R.) — 19—20. Diese sechs Monarchen waren 1. der römische Kaiser, der viele Reichsfürsten (die hier Satrapen genannt werden) zum Kriege aufbot; 2. die selbstregierende Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Österreich, Gemahlin des Kaisers; 3. die Kaiserin von Rußland; 4. der König von Frankreich; 5. der König von Schweden; 6. der König von Polen, als Kurfürst von Sachsen. (R.)

Schon säng' ich seine jüngste That: wie brausend
Ein Meer von Feinden ihn umfing,
Er aber seinen Weg hindurch auf zehen tausend
Zertretnen Schädeln ging.

Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden;
Bald säh' ich Cäsarn lauschend nahn
Und bald den weisen Antonin und den mit beiden
Vertrauten Julian.

Allein Merkur stand neben mir und wandte
Durch seinen wundervollen Stab
Den Ball, der mich ins Reich der Nacht zu schleudern brannte,
Von meinen Schläfen ab.

Denn stärker soll ich noch die Laute schlagen,
Wann er durch Weihrauchwolken zeucht,
Die Kriegesfurie gefesselt an dem Wagen
Des Überwinders keucht;

Wann er auf einem Throne von Trophäen,
Rund um sich her der Künste Kranz,
Und wir im Musentempel seine Siege sehen
Versteckt in Spiel und Tanz;

Wann er, ein Gott Osir! durch unsre Fluren
Im seligsten Triumphe fährt,
Indes der Überfluß auf jede seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.

---

21—22. Sieben Wochen vorher hatte der König von Preußen den Sieg bei Liegnitz in Schlesien erfochten und eins von den Heeren geschlagen, welche ihn von allen Seiten einschließen wollten. (R.) — 26—28. Cäsar, Antonin und Julian, drei gelehrte Kaiser, deren jeder ebensowohl Schriften hinterlassen als Kriege geführt hat. Antonin der Weltweise wird in den Gedichten des Königs vorzüglich geehrt. Julians Lob findet man in eben diesen Gedichten in der ersten Ode und im sechzehnten Briefe. (R.) — 29—30. Merkur, der eigentliche Erfinder der Leier; ist ein Gott der Redner und Poeten, die daher viri mercuriales genannt werden. Mit seinem Schlangenstabe verrichtete er allerlei Wunder: er verwandelte damit die Gestalten der Dinge und erweckte die Toten. (R.) — 31. Der mich dahin zu schleudern vor Begierde brannte; wie Ode 7, 43, wo die Nymphe der Spree sagt: „Ich brenne, seine Schwellen mit Blumen zu bestreun." Der Kugel wird zugeschrieben, was sonst nur denkenden Wesen zukömmt. Die physische Hitze kömmt hierbei in keine Betrachtung. (R.) — 38. Aus dem folgenden „sehen" ist auch hier „sieht" zu ergänzen. — 41. Osiris, ein König in Ägypten, soll einen großen Teil der Welt durchzogen und den Ackerbau und andre nützliche Künste bei den Völkern eingeführt haben. Er ward nach seinem Tode, und auch schon bei seinem Leben, gleich einem Gotte verehret. Der König von Preußen bereisete alle Jahre seine Staaten, bemerkte, wo Verbesserungen vorzunehmen waren, und suchte den Bedürfnissen seiner Unterthanen abzuhelfen. (R.)

## 11. An die Könige.

1761.

Soll wieder eine ganze Welt vergehen?
Bricht wieder eure Sündflut ein?
Und sollen wieder alle Tempel und Trophäen
Berühmte Trümmer sein?

Und alle Künste spät aus Asch' und Moder
Und Totengrüften auferstehn,
Und aus der Nacht des regellosen Zufalls? oder
Auf ewig untergehn:

Wenn nun die weise Vorwelt ausgestorben,
Das unerzogne Kindeskind
Ein Räuber ist, die nicht zu Räubern angeworben,
Armsel'ge Pflüger sind? — —

O ihr, verderblicher als der entbrannte
Vesuv, als unterirdische
Gewitter! ihr des magern Hungers Bundsverwandte,
Der Pest Verschworene!

Die ihr den schnellen Tod in alle Meere
Auf Donnergaleonen bringt
Und von Lisboa bis zum kalten Oby Heere
Zum Wechselmorde dingt!

Und ach! mit Deutschlands Bürgern Deutschlands Bürger
Zerfleischet, Einen bessern Held,
Der Brennen weisen König zu betrüben, Würger
Der Welt und Afterwelt!

An die Könige, erst 1770 in den Hamburger „Unterhaltungen" gedruckt. Das Jahr 1761, in welchem Friedrich II., rings von Feinden, besonders Österreichern und Russen, bedroht, durch die Kündigung des englischen Subsidienvertrags in neue Bedrängnis geriet, war für Preußen die gefährlichste Zeit des ganzen siebenjährigen Krieges. — 5—6. Batteux schreibt in der Einleitung in die schönen Wissenschaften: Die Künste wurden aus Konstantinopel verbannt und flüchteten sich nach Italien. .... Hier stieg man bis in die Gräber hinab, die den bildenden Künsten zur Zuflucht gedienet hatten. (R.) — 19. Oby, jetzt gewöhnlich Ob genannt, westlichster unter den großen Flüssen Sibiriens, von Ramler als Grenzfluß zwischen Europa und Asien aufgefaßt. — 24. Afterwelt, auch sonst von Ramler im Sinn von Nachwelt gebraucht, wohl dem englischen after-ages oder after-time nachgebildet.

Wenn eurer Mordsucht einst ein Friede wehret,
Der jedem das geraubte Land
Und seine bangen Festen wiedergiebt, — verheeret,
Entvölkert, abgebrannt:

Ihr Könige, wie wird es euch nicht reuen,
(Wo nicht die fromme Reue fleucht,
Durch Wollust, falsche Weisheit, laute Schmeicheleien
Des Höflings weggescheucht,)

Daß euer Stahl unmenschlich Millionen
Urenkelsöhne niederstieß;
Daß keiner, satt des Unglücks, seine Legionen
Das Blutfeld räumen hieß,

Und lieber, schuldlos tapfer, durch die Wogen
Des stillen Ozeans den Pfad
Gesuchet, eine Welt entdeckt, ein Volk erzogen,
Wie Manko Kapak that,

Der neue Schöpfer seiner Vatererde:
Er teilte Feld und Binsenhaus
Und Weib und Kleid und Zucht und Götter einer Heerde
Zerstreuter Wilden aus;

Und hieß dem frommen Volk ein Sohn der Sonne,
Gleich milde, wachsam so wie sie,
Und so wie sie des neugebornen Landes Wonne,
Und ewig jung wie sie.

---

33—34. Das ist: machte, daß eine zahlreiche Nachkommenschaft nicht zur Welt kam, sie in ihren Urältervätern ermordete. (R.) — 39—40. Bloß die letzten Worte ein Volk erzogen gaben Gelegenheit zu der lyrischen Abschweifung in das Lob des Manko Kapak; das Vorhergehende von der Beschiffung des Ozeans und Entdeckung einer Welt hat keine Beziehung auf ihn. Manko Kapak war der Stammvater der Könige in Peru und ward der Verbesserer einer wilden Nation. (R.)

## 12. An seinen Freund Lycidas.

Wen seine Mutter unter den zärtlichen
Gesängen heller Nachtigallchör' empfing,
Wer ihr in ihren Götterträumen
Nächtlich als Schwan sich vom Busen loswand,

Hängt nicht erstrittne Fahnen und Schlüssel von
Bezwungner Städte Thoren und feindliche
Galeerenschnäbel in Gradivus'
Blutige Tempel auf; keine Schiffe,

Mit Künsten aller Völker, mit jeder Frucht
Der sonnenroten Berge, des kalten Meers,
Der ausgehöhlten Erde wuchernd,
Fliegen für ihn um die beiden Pole.

Ununterwiesen wird er als Knabe schon
Die Frühlingsblume singen und froh bestürzt
Sich einen Dichter grüßen hören.
Ihm wird die jüngste der Charitinnen,

Die Tugendfreundin Scham sich zur Führerin
Erbieten; ihm wird Pallas die Wolke früh
Vom Auge nehmen, daß ihr Jünger
Wahrheit und blendenden Trug erkenne.

Die Ode an Lycidas, zuerst in der Sammlung von 1767 gedruckt, ist der Ode des Horaz IV, 3 nachgebildet. — 1—2. „Ich reisete mit deinem Vater neun Monat vor deiner Geburt aufs Land, mehr der Nachtigallen als des Gesundbrunnens wegen." Diese Worte einer damals sechzigjährigen Mutter gaben zu diesem kleinen Liede Anlaß. (R.) — 7. Gradivus, Beiname des Mars. — 9—11. Mit Waren der Kunst, mit Manufakturwaren; ferner mit Waren aus allen drei Reichen der Natur, z. B. mit Wein, der auf den Bergen wächst, mit Seefischen und andern Erzeugnissen des Meeres, und mit Mineralien von allen Arten. Was die Weinberge, das Meer, die Schachten enthalten, wird in der Poesie ihre Frucht genannt. Bodmer sagt in der Colombona: „Reich an Bergen, die Früchte bringen von Gold und Demanten." (R.) — 13—14. Als ein Nachahmer von Brockes, dessen „Irdisches Vergnügen in Gott" die einzigen Verse waren, die er außer den Kirchengesängen zu lesen bekommen hatte. (R.) — 15. „Er ist ja ein Poet; mache Er doch Verse aus biblischen Sprüchen!" sagte der Lehrer zu seinem zehnjährigen Schüler. Der Knabe, voll Freude über diesen unerwarteten Ehrennamen, ergriff die Bibel und wählte sich eine Stelle aus den Psalmen Davids und eine aus dem Propheten Jesaias und brachte sie in Reime: eine Geschichte seiner Kindheit, die dem Verfasser im Gedächtnis geblieben war. (R.) — 18. Anspielung auf Hom. Il. V, 127—128.

In Wäldern wird er einsam den Vater der
Natur verehren. Endlich, o Lycidas!
Erwartet er, gleich eines fremden
Mannes Besuche, den Tod mit Gleichmut.

---

### 13. An die Göttin der Eintracht.

1762.

Concordia! — durch dich rollt jede Sphäre,
Und wo dein Fuß ein Land betrat,
Da zeichneten volkreiche Städte, Tänze, Chöre
Der Jungfraun deinen Pfad;

Doch Draht und Beil trägt dir mit schnellem Schritte,
Die Blicke drohend, taub das Ohr,
Der Brüder Blut, der Ehen Schmach, den Raub der Hütte
Zu rächen, Ate vor: —

Zu dir erheben aus zerstörten Städten,
Aus ihrer Dörfer Schutt und Brand,
Zu dir auf Saaten, die des Rosses Huf zertreten,
Die Völker Aug' und Hand;

Zu dir die Pflanzstadt ungeborner Söhne,
Die deiner milden Künst' entbehrt,
Daß doch dein Geist den Zorn der Könige versöhne,
Der jetzt die Welt verheert.

Dir hat dein Freund, Teutoniens Erretter,
Der Held, der dreimal Frieden heischt,

Ode an die Göttin der Eintracht, zuerst einzeln mit dem Datum „Berlin, den 24. Jenner 1763" gedruckt, der Ode des Horaz I, 35 nachgebildet. — 1—4. Eintracht regiert in den Sphären des Himmels; Eintracht hat die wilden Menschen in Städte versammelt und erhält sie durch weise Gesetze in Ordnung; Eintracht ordnet die Töne der Musik und die Schritte des Tanzes. (R.) — 5—8. Ate, die gerechte Rache, die Strafgerechtigkeit, wird hier der Concordia als eine Dienerin mit Beil und Drahtgeißel zugeordnet, die bürgerliche Eintracht zu erhalten. (R.) — 13—14. Die noch nicht geborene Nachwelt, die wieder zu einer Pflanzstadt, das heißt, sehr klein geworden sein und eine Menge von Künsten, den Geburten des Friedens, verloren haben wird, diese würde schon jetzt zu dir beten, falls sie schon beten könnte. S. Ode 11, 5—12. Anstatt der zukünftigen Zeit wird hier die gegenwärtige gesetzet, welches den Eindruck verstärkt. (R.) — 18. Der König ließ dreimal in Wien anfragen, ob man den gemachten Frieden (richtiger den im November 1762 geschlossenen Waffenstillstand) wenigstens noch ein Jahr lang halten wollte: er bekam zweideutige Antworten, und die Feindseligkeiten nahmen ihren Anfang. (R.)

Bevor sein schwerer Arm durch sieben Donnerwetter
Der Fürsten Raubsucht täuscht,

Vereint mit Suecien durch deine Bande
Und mit Ruthenien vertraut,
Nach langer Arbeit einen Tempel an dem Rande
Des alten Belts erbaut.

Schränkt sich Semiramis in ihre weiten
Fruchtreichen Dynastien ein,
So wird er mit entzückter Seele dir den zweiten
Auf den Sudeten weihn.

---

### 14. Auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzuge.

Den 30. März 1763.

Er kömmt, um den du bebtest, wann im Streite,
Wohin ihn dein Verhängnis trug,
Der ehrne Donner von den Bergen ihm zur Seite
Die Feldherrn niederschlug;

Er, wider den mehr Feinde sich gesellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und der mit unerschrockner Seele sich zwei Welten
Allein entgegenwarf;

Dein König, o Berlin! durch den du weiser
Als alle deine Schwestern bist,
Voll Künste deine Thore, Felsen deine Häuser,
Die Flur ein Garten ist;

19. Sieben gewonnene Schlachten in dem dritten schlesischen Kriege, nämlich bei Lowositz, Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz, Torgau. (R.) — 21—24. Friedrich II. schloß am 5. Mai 1762 zu St. Petersburg mit Rußland und am 22. Mai 1762 mit Schweden Frieden. — 25. Semiramis wird Maria Theresia öfters in Ramlers Oden genannt. — 26. Dynastien anstatt Fürstentümer. (R.) — Ode auf die Wiederkunft des Königs, zuerst einzeln 1763 gedruckt, im allgemeinen der Ode des Horaz III, 14 nachgebildet. Am Abend des 30. März 1763 war Friedrich II. unbemerkt nach Berlin zurückgekehrt. — 7. zwei Welten, dem größten Teil der europäischen und einem großen Teil der asiatischen Welt unter Rußlands Botmäßigkeit. (R.)

Dein Vater, der dich in der Teurung nährte,
Er kömmt, mit Staub und Ruhm bedeckt,
Und hat die Zwietracht, die der Völker Mark verzehrte,
Zur Höll' hinabgeschreckt.

Fall' an sein Herz, o Königin, mit Zähren
Der Freude; fleug an seine Brust,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Lust

Dich reden läßt. Vermählte seiner Brüder,
Küßt sein friedselig Angesicht:
„Willkommen, Schutzgeist deines Volkes!" und sagt wieder:
„Willkommen!" und mehr nicht.

Ihr Jungfraun deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorbeerhain
Den Weg! mischt Blumen, die der offnen Erd' entsteigen,
Und frühe Blüte drein!

Ihr edeln Mütter, opfert Spezereien,
Die Sabatha den Tempeln zollt,
Da, wo sein goldner Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.

Heil uns, daß unser Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So sagt, ihr Jünglinge. Du, Chor der Alten, sage:
Heil uns, daß wir das Ziel

19. Amalia, Schwester des Königs, Äbtissin zu Quedlinburg. (R.) — 21—24. Was die poetische Sprache so zuversichtlich gebieten darf, weil voraus zu sehen ist, daß es gewiß geschehen wird, das würde in der historischen Sprache lauten: Die Gemahlin weinte vor Freude; die Schwester wollte reden und konnte nicht; die Schwiegerinnen brachten kaum einige Worte hervor. (R.) — 30. Sabatha, eine Stadt in dem weihrauchreichen Arabien im Lande der Sabäer. (R.) — 31—32. Reihen entzückter Augen, anstatt Reihen von Menschen, aus deren Augen Entzückung strahlt: eine Redefigur, die hier ihren besten Platz fand, weil man bei solchen Gelegenheiten fast nach nichts als nach den fröhlichen Gesichtern sieht. Thomson, welchem, so wie vielen seiner Landsleute, die lyrische Sprache so sehr zur Gewohnheit geworden ist, daß er sie auch in dramatischen und didaktischen Gedichten anbringt, gebraucht diese Redefigur in einer Tragödie:

— — — Then, after a strict search,
They let him pass thro' ranks of glaring eyes.

Edward and Eleonora, act. IV. sc. I. (R.)

— 34. Des einzigen Monarchen, wie Ramler zuerst seinen König hier nannte, ist ursprünglich nur Nachahmung von Hor. od. III, 14, 5 Unico gaudens mulier marito.

So kronenwerter Thaten sahn! wir sterben
Von Wonne trunken: Friederich
Bleibt hinter uns; ihr stolzen Enkel sollt ihn erben.
Triumph! so sag' auch ich,

Wenn unter lauten jubelvollen Zungen
Ein süßer Ton auch mir geriet;
Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen gesungen,
Und ihm gefällt mein Lied.

---

## 15. An Hymen.

Lyäens und Cytherens Sohn,
Vom schönsten Rausch geboren,
Gott Hymen, der du dir zum Thron
Das Hochzeitbett erkoren!

Dir fleht der sorgenvolle Greis:
O Stifter der Geschlechter!
Nimm, was ich nicht zu schützen weiß,
Nimm mir die großen Töchter.

Dir schmückt das fromme Mädchen sich
Bei seinem Morgenliede;
Der weise Jüngling hofft auf dich,
Des falschen Amors müde.

Dich rufen junge Witwen an
Im hochbetrübten Schleier;
Im Flor bekennt der Trauermann
Dir sein gewaltig Feuer.

44. Nämlich unter der Bedingung: wenn unter lauten jubelvollen Zungen ein süßer Ton auch mir geriet. Anstatt dieses Schlußverses ihm gefällt mein Lied, hatte der Verfasser zuerst hingeschrieben: Vielleicht mein Schwanenlied, weil er aus einem viertägigen Fieber in ein abzehrendes zu fallen schien; allein er mußte diese Worte ändern, und zwar auf Befehl seines Arztes, welcher drohete, ihn zum Lügner zu machen. (R.) — Ode an Hymen, zuerst einzeln 1760 und 1763 gedruckt. — 1—2. Vom Rausch des Weins und der Liebe geboren. (R.)

Du, mehr als andre Götter wert,
Dir flehen auch die Prinzen:
Erfülle, was der Krieg geleert,
Erfüll' uns die Provinzen.

O! wenn dich noch ein Opferschmaus
Herab vom Himmel ziehet,
So komm' in meines Leukons Haus,
Der am Altare knieet.

Komm', einen Ring an jeder Hand,
Und um die Schläfe Myrten,
Und um den Arm ein goldnes Band,
Das Knie der Braut zu gürten,

Die, wenn von Wein und Liebe voll,
Ein Gast zu viel begehret,
Und sie doch etwas missen soll,
Am liebsten Band entbehret.

Die Schar der trunknen Räuber teilt
Sich in die goldne Beute:
Sie flieht indes, der Liebling eilt
Und giebt ihr das Geleite.

---

## 16. An den römischen Kaiser Joseph II.

1769.

Von deinen Siegen, Cäsar Germaniens,
Singt mein gerechtes Loblied den ersten Sieg:
Wie du, zu groß dem Eifergeiste,
Preußens erhabenen König aufsuchst,

32. Dieses bezieht sich auf einen Gebrauch, der nicht an allen Orten bekannt und an vielen wieder abgeschafft ist. Nach dem Hochzeitschmause mußte nämlich die Braut den Gästen ihr Strumpfband austeilen, welches mehrenteils von Gold und Silber gewirkt war. Jeder steckte sich sein empfangenes Teil, gleichsam als ein Siegeszeichen, an den Hut oder vor die Brust. (R.) — Ode an Joseph II., auf die Zusammenkunft Friedrichs und Josephs im Lager zu Neiße 1769 verfaßt, zuerst einzeln 1769 gedruckt.

In Landen aufsuchst, welche sein Schwert, sein Glück,
Sein Recht vom Erbe deiner Erzeugerin
Getrennt, in ihm den weisen Vater
Ehrend, den biedersten Freund eroberst,

Und seiner Feldherrntugenden höchste dir
Erstrebst, dein weites Reich zu befestigen,
Ihn selber nimmer zu bekämpfen:
Josephs des Völkererhalters Eidschwur.

O, deiner Thaten erste strahlt herrlicher
In eines Gottes Augen als Ilions
Und Babylons Eroberungen,
Oder die Schlachten der Dschingiskane.

Geh nun in deiner rühmlichen Laufbahn fort,
Und leuchte künftig (unter der glänzenden
Gekrönten Reihe deiner Ahnherrn
Groß in den Künsten der Triumphierer,

In allen Friedenskünsten der größere,)
Gleich dieses Erdballs Sonne, bei tausenden
Des grenzelosen blauen Äthers
Sichtbar allein und allein erwärmend.

---

12. Ein junger Monarch, der einen alten kriegserfahrenen Monarchen besucht, ob dieser gleich mit seiner damals noch regierenden Mutter Krieg geführt und einen Teil ihres Landes seinen Rechten gemäß erobert hat, wird hier geschildert, als ob er diesen Eroberer erobert habe und alle Heldentugenden desselben erlernen wolle, seine eigene weitläuftige Staaten zu verteidigen, nie aber ihn selbst zu bekriegen; ja, man setzt hinzu, er habe einen Eidschwur hierauf gethan. Alles dieses ward mit Wärme ausgedrückt, weil die Vaterlandsliebe wünschte, es möchte so sein, der junge Monarch möchte, wenn er solchen heroischen Charakter geschildert sähe, ihm in allen Stücken ähnlich zu werden, einen Eidschwur thun. Erudimini reges! sagt ein berühmter Schriftsteller, ist die Anrede der Tragödie an die Großen. Sollte der Ode diese Anrede weniger erlaubt sein, als dem öffentlichen Schauspiel? (R.) Ramler thut hier dasselbe, was noch zuversichtlicher Klopstock in der „Gelehrtenrepublik“ that, indem er die vom Kaiser gehoffte Unterstützung der deutschen Litteratur als bereits vollzogene Thatsache im Präteritum erzählte (11. Abend). — 16. Dschingis-Chan (1155—1227), Sohn eines mongolischen Hordenführers, erstritt durch überaus blutige Eroberungen sich und seinen Söhnen ein gewaltiges Reich von China an bis nach Persien und Indien.

## 17. An seinen Philibert.

1770.

Des Patrioten Muse, mein Philibert,
Haßt eitle Selbstsucht, eifert um Vorrang nie;
Stolz auf des Vaterlandes Ehre,
Heischet sie Kränze für ihre Schwestern.

Sie frönet nie dem Glück, das ererbet ward,
Dem unverdienten Ehrenamt nie; sie drängt
Sich nicht mit heuchlerischem Weihrauch
Schamlos zum Throne der Erdengötter.

Sie singt, dem Neide willig verborgen, bald
Die Großmut Josephs, bald der Gerechtigkeit
Und Gnade Bündnis in der weisen
Heldin Rutheniens, Deutschlands Tochter;

Vor allen Einen göttlichen Bürgerfreund,
Der Häuser, Künste, Sicherheit rings umher
Dem Volke schenket, unbekümmert
Um der Kurzsichtigen Dank und Undank;

Der jüngst die kargen Felder dem Ackersmann
Aus eignem Füllhorn reichlich befruchtete;
Dem Fleiß entnervter Landessassen
Königlich milde sein Schatzhaus aufthat;

Gefallner Kriegesobersten darbende
Versteckte Witwen speisete, kleidete:
Selbst mäßig, wie sein Antonin, und
Ohne den Kleiderprunk weicher Barbarn.

---

An seinen Philibert, von Ramler später irrtümlich in das Jahr 1771 verlegt, schon im Oktober 1770 in den Hamburger „Unterhaltungen" gedruckt. — 12. Katharina Alexiewna, seit 1763 Kaiserin von Rußland, Tochter des Fürsten von Anhalt-Zerbst. (R.) — 13—22. Den König von Preußen, Friedrich II., der auf seine Kosten eine Menge schlechter Bürgerhäuser abbrechen und sie weit geräumiger und prächtiger wieder aufbauen ließ, vielen Dorfschaften Getreide gab, den Landedelleuten zur Verbesserung ihrer Güter mit großen Summen Geldes für geringe Zinsen Beistand leistete, und den armen Offizierwitwen alle diese Zinsen zum Geschenk machte. (R.)

## 18. Schlachtgesang.

1778.

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht ist unser Krieg;
Uns führet Deutschlands größter Held:
Uns folget Ehr' und Sieg.

Ihr Feinde zittert! unser Heer
Hat Kriegeskunst und Mut,
Ist schneller mit dem Mordgewehr,
Und hegt der Väter Blut.

Wir streiten noch den alten Streit:
Ein Mann verjaget vier.
Wir fragen nicht, wie stark ihr seid;
Wo stehn sie? fragen wir.

Auf, Brüder! schlagt den stolzen Feind,
So kehrt ihr früh zurück:
Wer starb, wird dann mit Recht beweint;
Wer lebt, hat Ruhm und Glück.

Der Knabe wünscht sich seinen Stand,
Das Mädchen blickt ihn an:
„Der schützt, als Krieger, unser Land,
Der schütz' auch mich, als Mann!"

Hört ihr der Stücke Donnerschlag,
So grüßt ihn mit Gesang:
Euch lohnet diesen einen Tag
Der Friede lebenslang.

Die Kugel treffe, wer sich bückt
Und scheu zurücke fährt!
Und wer zur Flucht den Fuß nur rückt,
Deß Nacken treff' ein Schwert!

Schlachtgesang, für das Regiment des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Öls in Musik gesetzt und bei dem Ausmarsch der Truppen aus Berlin am 10. April 1778 zum bayrischen Erbfolgekrieg gespielt und gesungen, 1778 gedruckt; im Versmaß der Gleimschen Grenadierlieder gehalten.

Nein! eh' ich fliehe, stürz' ich hin
Mit Waffen in der Hand.
Seid Rächer, wenn ich treulos bin,
Gott, König, Vaterland!

---

## 19. Die Bruderliebe.

An den König von Preußen Friedrich Wilhelm II.

Im Julius 1789.

Beschützer eines tapfern und treuen Volks,
Der du, wie Friedrich, aber so blutig nicht,
Der Herrschaft Anfang mit gerechtem
Kriege bezeichnetest, (als die Belgen,

Aus falschem Eifergeiste für Vaterland
Und Freiheit, grausam wider sich selbst und Ihn,
Den angebornen Fürsten, Frevel
Übten) mit wenigen deiner Sieger

Durch deinen Freund, der Gwelfen Beherrscher, schnell,
Mit Klugheit, huldreich-tapfer, dem Lande Glück
Und Ruhe gabst, und deiner Schwester
Schmach als ein schonender Engel rächtest!

Laß, Vater deiner Brennen, forthin dein Schwert,
Geschärft und furchtbar, neben dir friedlich ruhn,
Indessen an Europens Ende
Mächtige Völker sich selbst zerstören.

31—32. Die Eidesformel, die in Athen jeder Jüngling von zwanzig Jahren beschwören mußte, wenn er in die Zahl der Bürger aufgenommen ward, hieß: Ich werde mich im Kriege nicht verunehren, ich werde mein Leben durch keine schändliche Flucht zu retten suchen, ich werde bis auf den letzten Tropfen meines Blutes in der Reihe meiner Mitbürger, oder allein, wenn es die Umstände fodern, für das Vaterland streiten, zu seinem Dienst alle Tage meines Lebens dahin geben, und dafür seien Agraule (Minerva), Mars und Jupiter meine Zeugen. (R.) — Die Bruderliebe, 1789 gedichtet, als Friedrich Wilhelm II. den Besuch seiner Schwester Friederike Sophie Wilhelmine, der Gemahlin des Erbstatthalters der Niederlande, empfing, sogleich 1789 gedruckt. — 3—12. Als die Niederlande sich gegen den Erbstatthalter Wilhelm V. empörten, schickte im September 1787 ihm sein Schwager Friedrich Wilhelm II. 25000 Preußen unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel zu Hilfe, der in zwanzig Tagen das feindliche Land besetzte, Amsterdam einnahm (doch mit den Einwohnern schonend umging) und so die Wiedereinsetzung Wilhelms V. erzwang. — 12. Die Erbstatthalterin war auf ihrer Reise nach dem Haag von den Aufständischen aufgehoben und wie eine Gefangene behandelt worden. — 15—16. Vielleicht Anspielung auf die Kriegsunruhen und Kriegsgelüste in Schweden und Rußland.

Du, frühe schon zum Heldentum eingeweiht,
Dem großen Oheim Feldherr und Sohn gegrüßt!
Laß alle deine Feinde wähnen,
Daß du nur Zeiten des Numa liebest,

Nur Städte, nur dein Land zu verschönern strebst,
Nur Hermanns Volk ein goldenes Alter schaffst,
Im Schoß der Deinen nur die Freuden
Eines Gemahles und Vaters achtest;

Und jetzt der höchsten Freundschaft die Stunden weihst,
Der Bruderliebe, seit aus Batavien
Durch Blumenweg' und Ehrenbogen
Deinen Umarmungen Wilhelmina

Entgegen eilte. „Könnt' ich den Bruder dir
Ersetzen, dem du lange Zeit nachgeweint,
Du, mein Erretter!" also dachte
Dankbar die Fürstin in deinen Armen. —

O Bruderliebe! heilig verehrte dich
Die graue Vorwelt. Persiens Heldin rief:
„Monarch! soll Intaphernes Gattin
Einen, nur Einen, vom Tode retten,

Da dein entbrannter Eifer ihr Haus vertilgt:
Wohlan, so treffe kalte Vernunft die Wahl! —
Ersetzt kann mein Gemahl mir werden;
Kinder zu hoffen erlaubt mein Alter;

Doch keinen Bruder können die Himmlischen
Mir wieder geben: schon bin ich mutterlos,
Im Schoß der Erde ruht mein Vater.
Einer soll leben? — Der Bruder lebe!"



17. Im siebenjährigen Kriege. (R.) — 18. Im bayerischen Feldzuge 1778. (R.) — 26. Batavien, lateinischer Name für Holland. — 29—31. Der einzige Bruder Friedrich Wilhelms II., Friedrich Heinrich Karl, starb 1765. Ramler beklagte seinen Tod in einer Ode. — 34—44. Die Geschichte von des Darius Hystaspis Rache am Intaphernes (der, zuerst ein Vertrauter des Darius, bald nach dessen Thronbesteigung wegen Verletzung der Hofsitte hingerichtet wurde) und von dem Entschlusse der Gemahlin desselben beschreibt Herodotus III, 114. (R.)

# Vermischte Gedichte.

## 1. Pygmalion.

Eine Kantate.

Abgöttin meiner Seele! wie?
Mit jedem Morgen schöner? — Ach, Elise!
Auch leblos bist du liebenswürdiger als diese,
Von der ich deinen Namen lieh.
So schön gebaut war meine junge Schwester nicht;
Auch saß auf ihrem Augenlide
Nicht diese warme Zärtlichkeit;
Auch hatte sie das süße Lächeln nicht,
Das an dem Rande dieses Mundes hängt. —
Glückseliger bin ich bei dir,
Glückseliger, wann diesen glatten Nacken hier
Mein unbescholtner Arm umfängt,
Als in den Myrtenlauben
Der Nymphen dieser Flur.
Ach, daß ich dich verlassen muß!
Ach, daß ich, sterblicher als du,
Unheiligen dich überlassen muß!
Gespielin, Freundin, Liebe!
O! winke mir nur einmal zu,
Weil doch kein Gott die Zunge dir entbindet,
Daß dich mein Seufzen rührt, dein Busen Lieb' empfindet.

Ihr Götter! welche Phantasein!
O Wahnsinn! ... Wahnsinn, den ich liebe! ...
Ihn hauchte mir ein Dämon ein. —
Hoff' ich bei dir auf Gegenliebe,
Fühlloser, tauber Marmorstein?

Pygmalion, zuerst einzeln 1768 gedruckt. — 2—4. Pygmalion, wie man annimmt, hatte eine schöne Schwester mit Namen Elise, die er sehr liebte, und die in ihrer zartesten Jugend starb. Ihre Schönheit hatte solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß, als er das schönste weibliche Ideal abbilden wollte, er immer an sie dachte und seine schöne Bildsäule auch nach ihrem Namen nannte. (R.)

Bist du zur Strafe mir so schön geglückt?
Hat dir ein Gott in diese Wangen
Dies Lächeln mir zur Qual gedrückt?
Was sagt dies zärtliche Verlangen,
Das dir aus beiden Augen blickt?
Nicht wahr? „Wir leiden gleiche Pein.“

Ihr Götter! welche Phantasein!
O Wahnsinn! ... Wahnsinn, den ich liebe!
Ihn hauchte mir ein Dämon ein. —
Hoff' ich bei dir auf Gegenliebe,
Fühlloser, tauber Marmorstein?

Nicht taub, nicht fühllos, nein!
Ihr Auge giebt mir zärtliche Verweise;
Ihr Mund will zürnen. ... Horch! dringt nicht ganz leise
Der feinste Silberton hervor?
Eröffnen sich die halbgeschlossnen Lippen nicht? ...
Sie öffnen sich. — Ach! daß mein irdisch Ohr
Nicht fähig ist, den zarten Laut zu fassen!
Mich hört sie; denn ihr Auge spricht,
Die Stirne denkt; — sie denkt gewiß.
Ist nicht in jedem Baum ein Geist enthalten?
Warum nicht auch ein Geist
In dieser schönsten aller menschlichen Gestalten?
Dies ist ja die Gestalt der Cypria,
Die ich bei Nacht in Träumen sah,
Die jeden Morgen um mich schwebte,
Indem mein arbeitsamer Stahl
Ihr diesen Marmor nachzubilden strebte. —
Und führt' ich nicht einmal —
O wunderbares Schicksal! — statt des Meißels
In meinen Händen einen Pfeil?
Der war aus Amors Köcher! — Ach! es muß ein Teil
Der Gottheit, Liebe muß in diesem Bilde wohnen,
Ein Keim von Lieb', ein Embryo von Geist. Ja, ja!
Schon ist er der Entwicklung nah'.

55—57. Der Künstler glaubte einst sein Werkzeug in den Händen zu haben und hatte in der Zerstreuung einen Pfeil ergriffen und damit an seinem Marmor gearbeitet: diesen Pfeil macht er in seiner Schwärmerei zu einem Pfeile Amors. (R.)

Ich darf nur diesem kalten Haupte Leben,
Nur meine Wärme diesem Herzen geben. —
Hat nicht Prometheûs seinen Thon
Durch einen Feuerfunken
Zum Leben angefacht?
Hat nicht der Juno Sohn,
Hephästos, Red' und Weisheit
In ein gegossnes Bild gebracht?
Hat nicht Deukalion
Aus ungeformten Steinen
Ein Volk hervorgebracht? — —
Ach, armer Sterblicher!
Was ist dein Feuer, was dein Atem
Ohn' eines Gottes Macht? —
Verlassener Pygmalion!
Wer von den Göttern wird dein Werk vollenden?
Wer wird ein himmlisch Licht in diese Stirne senden?

O Venus Urania! bracht' ich nur dir,
So bald Aurora mich weckte,
So bald mich Hesperus hier
Am Busen Elisens entdeckte,
Nur dir auf jedem Altar,
Im Hain, am Ufer, auf Höhen, auf Wiesen,
Wo nur ein heil'ger Stein, wo nur ein Rasen war,
Das erste Weihrauchopfer dar,
So höre mein Gebet: Belebe mir Elisen.

Hab' ich die Töchter dieser Insel je
Zu deinem reinen Dienst beschworen;
Hab' ich dein Cypern vom Altar
Der Aftergöttin abgezogen;
Hab' ich zu tadellosen Priesterinnen dir
Die jüngste Blüte meines Volks erkoren:
O Göttin! so begnadige
Mit diesem einzigen Geschenke deinen Freund:
Laß Blut in diese Wange rinnen!

88. dieser Insel, Pygmalion ist nach der Sage König der Insel Cypern und Oberpriester der Venus.

Geuß Feuer in dies Auge!
Erweiche diese Brust! — — —

Nein, Aphrodite, nein!
Du kannst mich nicht erhören:
Die Macht, die dir das Schicksal gab, ist allzu klein. — —

Doch wie? Beherrscherin der Sphären?
Der Wasser? aller Erdbewohner? — — Nein,
Du willst mich nicht erhören!
Du willst nicht! Diese würde schöner sein
Als deine ganze göttliche Gestalt ... O Himmel!
Der Boden wankt; das offene Gewölbe zittert.
Ein Strahl, ein Schwefelkeil! er zielt auf mich.
Elise ... Wehe mir! sie wird zersplittert.
Ich Lästerer! die Gottheit rächet sich. — — —

Wo bin ich? leb' ich? ... rund umflossen
Von himmlischen Gerüchen? ...
Ha! welch' ein reiner Strom von Licht
Ist über meinem Bildnis ausgegossen! ...
Ihr Götter! ist's ein Traum? ... ihr Angesicht ...
Es rötet sich! ... ihr Auge lebt! ...
Mit einem tiefen Seufzer hebt
Ihr Busen sich empor! —
Erstickendes Vergnügen, töte mich nicht eher,
Als bis ich sie voll Inbrunst an mein Herz gedrückt. —
Nun hebt sie Haupt und Hand
Voll freudiger Erstaunung in die Höhe.
Dankt sie der Göttin? Ja, sie dankt, sie dankt. — —
Nun senkt sie Haupt und Hand
Herab; bewundert nun den neuen Leib;
Betastet ihr in Purpurflor
Verwandeltes Gewand ...
O gute Göttin! nun erblickt sie mich.

Erschrick nicht! ich bin dein;
Dein bin ich, meine Liebe!
Du bist für mich geschaffen, du bist mein.

Gieb mir die Hand — wie weich! wie warm! —
Und steig' herab, und komm' in meinen Arm. — — —
Jetzt fühlst du doch? jetzt fühlst du meinen Kuß, Elise? —
Schlägt dieses Herz vor Furcht? schlägt es vor Liebe? —
Fühlst du, wie meines ihm entgegenschlägt? — —
Wie? meine Braut! du kannst mir nichts zur Antwort geben?
Ach! bald sollst du mir Antwort geben.

Bald sollen diese Lippen mich
Pygmalion! mein Trauter! nennen;
Bald soll dein süßer Mund mir zärtlich sagen können:
Pygmalion! ich liebe dich.

So bald dein Aug' erwacht, will ich dich lallen lehren:
Ich liebe dich.
Und eh' dein Aug' entschläft, sollst du noch einmal hören:
Ich liebe dich.

Bald sollen diese Lippen mich
Pygmalion! mein Trauter! nennen;
Bald soll dein süßer Mund mir zärtlich sagen können:
Pygmalion! ich liebe dich.

Ja diese leichte Mühe,
Dies selige Geschäft,
Dies stündliche Vergnügen
Behielt mir meine Göttin vor.

Allgütige! wofern dich hier
Noch dein ambrosisches Gewölk umhüllt,
So siehe hier mich in den Staub gebückt:
Mit Freudenthränen dank' ich dir.

O Venus Amathusia,
Die du die grenzenlosen Wünsche
Des kühnsten Sterblichen erfülltest,
Nimm an das Reineste, was ich dir opfern kann:
Nimm meinen frommen Dank,
Nimm meinen lauten Lobgesang
Für deine Schöpfung an!

## 2. Sulamith und Eusebia.

Eine Kantate auf den Tod des Weltweisen Mendelssohn.

Sulamith.

Ergreife deiner Väter Harfe,
Beweine dieses werte Haupt.

Strömt fort, ihr Quellen meiner Augen!
Versieget nie!
Brecht auf, ihr Wunden meiner Seele,
Und heilet nie!
Die Weisheit, Redlichkeit und Güte
Bedeckt ein Grab.

Teilt meine Schmerzen, ihr Gespielen!
Geliebte Töchter Israels,
Stimmt ein in meinen Jammer!

„Ach! unsers Volkes Ehre,
Die Krone seines Hauptes fällt.“

Wer pflanzt auf seines Grabes Hügel
Die Trauerweide Babylons,
Die mit zerstreuten Haaren zeige,
Wen dieser Rasen deckt?
Wer sagt es an vom Tajo
Bis an den Wolgastrand,
Von unsrer Väter altem Sitze
Bis über Kores' Reich,
Wen unser Stamm verloren?

Ihr Söhne Jakobs, klaget!
Wohin euch euer Schicksal warf,
In jeder fremden Zunge klaget:
„Ach! unser Stern verlosch.“

Sulamith und Eusebia, zuerst im Juni 1786 in der „Berlinischen Monatsschrift“ gedruckt. — 20. alter Sitz, Ägypten. (R.) — 21. Kores, eigentlich Koresch, hebräische Form des Namens Cyrus.

Mein tief gebeugtes Volk,
Dein Mendelssohn vernichtete
Den grauen Wahn der Völker um dich her,
Daß unter dir nicht Weisheit wohne,
Daß dir die Tugend fremde sei. — —
Getäuschte Völker, die durch dich allein
Den einzigen Jehovah kannten,
Die deiner Patriarchen heiligstes Gesetz
Verehrten, — dich verwarfen!

Ach! nicht mehr facht der Weisen bester
Das Licht der Wahrheit heller an;
Er leuchtet nicht mehr seinem Volke
Mit jeder Tugend vor.

Du wirst in deine Nacht versinken,
Mein aufgeklärtes Volk!
Du wirst in deine Schmach verfallen,
Aus der mein Freund dich zog.

Ach! nicht mehr facht der Weisen bester
Das Licht der Wahrheit heller an;
Er leuchtet nicht mehr seinem Volke
Mit jeder Tugend vor.

Eusebia.

O Sulamith! und ihr Freundinnen!
Ich kam als Tröſterin,
Und leide gleichen Schmerz.
Ein Schauer drang durch meine Seele,
Als ich die tiefe Trauer eures Volkes sah.
Von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang
Sah ich der Wechsler Tische leer,
Der Krämer Haus verschlossen,
Des Handels Lauf gehemmt.
Man trauert um den Redlichsten in Israel,
Als um den Obersten im Volk,
Als um den Ältesten des Landes.

56. Man hatte allen Handel in Berlin einen Tag lang eingestellt. (R.)

Auch meines Volks Fürstinnen trauerten
Um euren edlen Freund.
„Begrabt ihn spät, damit er noch erwache!“
So rief man durch die Stadt:
„O! gebt uns, gebt uns eine Locke
Von seinem weisen Haupt,
Für uns ein bittersüßes Angedenken!“

Erhabner Geist!
Nicht Reichtum, Ehrenamt
Und stolzer Väter Name;
Dir gab die Weisheit Adel,
Die Tugend Fürstenrang.

Der beste Freund der Besten
Stand auf der höchsten Stufe
Des ganzen Israels,
Steht in der ersten Reihe
Des menschlichen Geschlechts.

Erhabner Geist!
Dir gab die Weisheit Adel,
Die Tugend Fürstenrang.

Sulamith.

Ach! unser Freund, Eusebia,
Genoß auch noch im Leben,
Was andern nur das stille Grab gewährt:
Und nie kam Stolz in seine große Seele.

Eusebia.

Dein Freund und mein Freund, Sulamith,
Und unsers Volks Orakel
War größrer Ehre wert, als er empfing:
Wie konnte Stolz in seine Seele kommen?

60—61. Dieses bezieht sich besonders auf die Prinzessin Ferdinand, Gemahlin des jüngsten Bruders Friedrichs II., und auf die Herzogin Dorothea von Kurland, welche damals mit dem Herzoge, ihrem Gemahl, in Berlin lebte, und auf die Schwester derselben, die Frau von der Recke, geborene Reichsgräfin von Medem, welche sich unter dem Namen Elisa durch ihre Schriften berühmt gemacht hat. (R.) — 62. Dieses ist, wider die Gewohnheit der Glaubensgenossen des Seligen, wirklich geschehen. (R.) — 64—65. Auch dieses erlaubte man sich, wider die Ritualgesetze der jüdischen Nation. (R.)

Sulamith.

Mein Volk! wer soll nun dein Orakel sein?
Wer soll dich seine Weisheit lehren?
Dein bester Lehrer ist nicht mehr.

Eusebia.

O Stadt! wer soll dein Tugendmuster sein?
Wer euer Freund, ihr wahren Weisen?
Ach! euer Liebling ist nicht mehr.

Sulamith und Eusebia.

Weisheit, Tugend, Menschenliebe
Klagen alle:
Mendelssohn! du bist nicht mehr.

Sulamith.

Er war des Blinden Auge,
Er war des Lahmen Fuß;
Der Witwen Herz erfreuete sein Trost.

Eusebia.

Er rettete den Armen,
Er half dem Waisen auf;
Er öffnete dem Wanderer sein Thor.

Sulamith und Eusebia.

Arme, weint um euren Retter!
Waisen, klagt um euren Helfer!
Witwen, traurt um euren Trost!

Eusebia.

Du starbst, wie du gelebt:
So heiter, wie dein Sokrates. —
Du starbst? o nein! du warfst die Hülle von dir,
Die mit der Körperwelt dich höhern Geist verband.
Nun unterhalte dich mit deinem Freunde.

97—99. Hiob XXIX, 13. 15. (R.) — 100—102. Hiob XXIX, 12; XXXI, 32. (R.)

Er, welcher deinen Gott erkannte
Und doch, sein schwaches Volk zu schonen,
Den Götterbildern Opfer brachte,
Ja selbst Göttinnen bildete; —
Er, der Gesetze heilig hielt
Und ihren Strafen nicht entrann,
Auch wenn die Strafen ungerecht
Und der Gesetze Richter seine Mörder waren; —
Er, dir an Weisheit gleich, verdammt dich nicht,
Daß du, dem angestammten Glauben treu,
Gebräuche, welche die Natur beschweren,
Aus Liebe für dein Volk befolget hast.
Und nun geneuß mit deinem Freunde
Der seligen Unsterblichkeit,
Die du mit ihm zugleich die Welt gelehret.

Überschaut nun, weise Lehrer,
Alle Sphären um euch her!
Seht der Wesen lange Kette!
Forscht das Labyrinth des Schicksals!
Betet an den großen Ordner
Einer grenzenlosen Welt!

Sulamith.

Nun unterhalte dich mit deinem David;
Errichte mit dem Busenfreunde Jonathans
Den engsten Freundschaftsbund.
Er, dessen feurige Gesänge
Du hier in kältrer Sprache nachsangst,
Stimmt nun mit dir in höherm Ton
Das Lob der Gottheit an;
Erhebt mit dir den Ewigen,
Den er und du geliebt;
Den er auf Sions Bergen lobte,
Den du die Welt gelehrt,
Zur Zeit, als neue Weisheitslehrer ihn verkannten.

114. Sokrates hatte von seinem Vater die Bildhauerkunst erlernet und soll in seiner Jugend die Grazien, und zwar bekleidet, in Stein ausgehauen haben. (R.) — 143. Bezieht sich auf die atheistischen Grundsätze, die damals von einigen Philosophen Frankreichs ausgestreuet wurden. (R.)

Ihr, Jehovens fromme Lehrer,
Nun genießet eures Gottes! —
Hört, es mischt in eure Jubel
Sich der Himmelssöhne Chor.
Alle singen euch die Wunder
Seiner unerschöpften Güte,
Seiner unbeschränkten Macht.

Und nun, Gespielen, traurt nicht mehr um unsern Freund;
Singt mit mir, was er jetzo singt,
Und was der König unsers Volks ihm vorgesungen:

„Ich wallete im Todesschattenthale,
Und wallete dort ohne Furcht;
Mein Gott begleitete mich. —
Mir folgten Heil und Seligkeit
Im ersten Leben nach. —
Nun ruh' ich ewige Zeit
Im Hause des Ewigen aus."

---

## 3. Rede auf dem Döbbelinischen Theater in Berlin, gehalten von einer Schauspielerin.

1767.

Ihr großmutsvollen Gönner unsrer Bühne!
Die deutsche Muse, die noch jetzt von Stadt zu Stadt
Mit Larv' und Dolche flieht, noch keinen Schutzgott hat,
Noch keinen festen Sitz, der ihr zum Tempel diene,
Die ruft durch meinen Mund euch an:
Beschützt sie! laßt sie hier auf ewig wohnen!
Ja, hier, wo jede Kunst das Bürgerrecht gewann,
Wo Friedrich und Minerva thronen,
Hier nehme Deutschland einst Gesetze von ihr an.

154—160. Psalm XXIII, 5. 7 nach der Mendelssohnischen Übersetzung. (R.) — Rede auf dem Döbbelinischen Theater in Berlin gehalten, erst im Oktober 1791 in der „Berlinischen Monatsschrift" gedruckt, geschichtlich interessant, weil sie das Berliner Schauspielrepertoire in demselben Jahre, da das Hamburger Repertoire zu Lessings „Dramaturgie" die Grundlage bildete, charakterisiert. Karl Theophil Döbbelin (1727—1793), zuerst Heldendarsteller in der Neuberschen und Ackermannschen Schauspielergesellschaft, erhielt 1767 ein preußisches Privilegium und spielte nun mit seiner Truppe in verschiedenen Städten Preußens und Sachsens; er verfaßte auch einige Vorspiele.

O ihr, die ihr dies Haus und unsre Spiele
Durch euren ersten Zuspruch eingeweiht,
Ihr, die mein Blick mit innigstem Gefühle
Der Dankbarkeit begrüßt, ich zweifle nicht, ihr seid
Die feurigsten Beschützer deutscher Musen.
Entzündet gleiche Glut in jedem kältern Busen
Durch eure mächtige Beredsamkeit,
Entzündet sie, wie heut',
Durch euer lehrendes Exempel.

Der Frommen, die bisher das Schauspielhaus geflohn,
Der sagt: „Die Schaubühn' ist ein Tempel;
Hier kämpfet Lieb' und triumphiert Religion
Im Herzen einer schüchternen Zaire.
Hier stirbt den schönsten Christentod
Der Ehgemahl der Wahrheit liebenden Alzire.
Hier färbet Polieukt mit Blut den Boden rot,
Und Saaten neuer Christen blühen
Aus seinem Blut empor.
Hier fürchtet Jojada nur Gott, nicht Athalien. —
Der Freigeist wird in unserm Trauerspiel gehaßt
Und stirbt als Sünder, ohne Reu' und unbeweint.
In unserm Lustspiel wird ein spottender Adrast
Beschämt, gebessert und ein Christenfreund.
Sogar im Tanze sehn wir einen Bösewicht
Die Strafe seiner Frevel tragen,
Wann unter ihm die Erde bricht
Und Flammen über ihn zusammenschlagen."
Dies alles sagt der Frommen, welche spricht:
Das Schauspiel schickt sich für kein Kind des Lichts.
Allein von kargen Richardinnen,
Von betenden Verleumderinnen,
Von Zänkerinnen, Teufelinnen,
Von allen diesen sagt ihr nichts.

22—24. „Zaire" und „Alzire", zwei Trauerspiele von Voltaire. — 25. „Polyeukt", von Pierre Corneille. — 28. Diese Stelle ist aus der „Athalia", einem biblischen Trauerspiele des Racine, entlehnt. (R.) — 29. „Der Freigeist", Trauerspiel von Brawe. — 31. Adrast, eine Person in Lessings Lustspiele „Der Freigeist". (R.) — 33—36. Dieses geschah in dem pantomimischen Ballett „Don Juan, oder der steinerne Gast", welches so glücklich aufgeführet ward, daß man die Geschichte ohne Buch verstehen konnte. (R.) — 39. Frau Richardin ist die Hauptperson in Gellerts „Betschwester", einem Stücke, das damals häufig aufgeführet ward. (R.)

Dem Moralisten lobt den heuchelnden Tartüff,
Nennt ihm den Beverley, der Schlangenbisse fühlte
Und Gift zur Linderung ergriff.
Stellt ihm den Jüngling vor, der schmauste, buhlte, spielte,
Und über den, verarmt, bald Freund und Freundin pfiff.
Statt aller trockenen Moralphilosophien
Von hundert Schulen und Akademien
Preist ihm Destouchens Lehrbuch an.

Dem Staatsmann und dem Kriegesmann
Und jedem Freunde der Geschichte preist
Den Cinna, den Horace, den Cid; und nennt den Geist,
Der Kriegeskunst und Staatskunst lehrte,
Und den man lebend so wie seinen König ehrte.
Preist seines Bruders Essex und Elisabeth;
Empfehlt den Mithridat des zärtlichen Racine,
Den Pyrrhus Crebillons; erhebt die Trauerbühne,
Wo Cäsar blutet, Brutus richtet, Mahomed
Ermordet. Nennt die Namen
Der Helden, welche nachzuahmen,
Der Räuber, welche zu verfluchen sind.

Dem Weisen, der die Sitten fremder Völker kennet
Und sie belacht; dem Jünglinge, der, allzu blind,
Eh' er sie kennt, sie liebgewinnt,
Dem preist das Lustspiel an, dem nennet
Den ganzen Schwarm von Thoren,
In Deutschland nachgemacht und — anderswo geboren.

Wann eure Gnade so die königliche Stadt
Für unser Schauspiel eingenommen hat,
Dann wollen wir uns täglich bessern,
Die Pracht erhöhn und Bühn' und Haus vergrößern.

43. „Der Tartüff", von Molière. — 44—45. Anspielung auf Moores bürgerliches Trauerspiel „Der Spieler". — 46—47. Dieser Jüngling ist die Hauptperson in dem „Spieler", einer Komödie des Regnard. (R.) — 50. Destouchens Lehrbuch, seine Charakterstücke. — 53—55. „Cinna", „Horace", „Cid", drei vorzüglich gute Trauerspiele von Peter Corneille, dem man, so wie Ludewig XIV., den Beinamen des Großen gab. (R.) — 56. Dieses Trauerspiel von Thomas Corneille ist das beste unter seinen zahlreichen Schauspielen. (R.) — 59. „Brutus", „Mahomed" und „Der Tod Cäsars" sind drei Trauerspiele von Voltaire. (R.)

Alsdann erwerb' uns unsre Kunst
Die jetzt von euch noch nicht verdiente Gunst.
Denn jetzt ... Was soll ich hier von unsern Fehlern sagen?
Wie? soll ich sie frei zu bekennen wagen? —
Ihr Edelmütigen, die ihr so gern Geduld
Mit Deutschlands Musen habt, ihr werdet unsre Schuld
(Die der oft selbst nicht weiß, der sie begangen)
Aus meinem Munde doch zu hören nicht verlangen?
O nein! so hart ist nur Roms Inquisition.
In euren Augen les' ich schon
Vergebung, nicht Beschämung. Ihr erkennet,
Wie schwer die Schauspielkunst. Nicht einem ist vergönnet,
Daß er sie ganz erfüllt. Ihr wißt,
Daß in zweitausend Jahren
Die größten Meister Roscius und Baron waren
Und Garrick (der noch jetzt der Abgott Englands ist,
Mit dem es lacht und weint, zagt, wütet, liebt und hasset):
Doch blieben diese hochgerühmten drei
Gewiß nicht überall, nicht immer fehlerfrei.
Ihr wißt, daß unsre Kunst zwei schwere Künst' umfasset:
Die feinste Tonkunst und die höchste Malerei.
Und welche Maler, die den Rang vor allen hatten,
Erreichten von der Kunst die größre Hälfte nur,
Erfindung, Ausdruck, Zeichnung, Farbe der Natur,
Ihr Licht und ihre sanften Schatten?
Wer ist (nach andrer Zeugnis, nicht nach eignem Wahn)
Zugleich ein Raphael, Correggio, Tizian?
Bei uns muß jenes Spiel, das redet, wann wir schweigen,
Ein unaufhörliches Gemälde zeigen.
Kein Gestus darf hier unbedeutend sein,
Kein Schritt gescheh' umsonst, kein Blick werd' hier vergessen.
Aug', Hand und Fuß stimm' allzeit überein,
Oft abgeändert, aber immer angemessen. —
Gesellt sich noch hierzu der Töne Zauberkraft,
Das unbuchstäbliche Geschrei der Leidenschaft,

87. Roscius und Baron, zwei vortreffliche Schauspieler, Roscius in dem alten Rom, Baron zu den Zeiten des Molière. (R.) — 99. Außer ihren übrigen Eigenschaften wird Raphael besonders wegen seiner vortrefflichen Zeichnung, Correggio wegen seiner angenehmen Schattierung, Tizian wegen seiner höchst natürlichen Farbengebung gerühmt. (R.)

Durch welches Menschen tief ins Herz der Menschen dringen
(Der Tonkunst höchster Zweck): wer zittert nicht alsdann
Vor so viel Schwierigkeiten? Wem wird es gelingen,
Daß er sie glücklich überwinden kann?
Vielleicht nicht Einem Sterblichen. Vielleicht besitzet
Der Beste, wenn ihn heut' sein Genius erhitzet,
Den schönsten Ausdruck nur zwei Stunden lang,
Den Tag darauf verrät er Kunst und Zwang.
Jetzt weint die Spielerin am wehmutsvollsten Orte;
Jetzt fällt ihre Klageton auf allzu kalte Worte.
Der malt die wildern Leidenschaften furchtbar schön;
Bei Schilderung der andern ist er übertrieben
Und hart; nie kann er sanft vom Haß zum Lieben,
Vom Zorn zum Schmeicheln übergehn.
Hier wird das Komische ausschweifend frei:
Warum? es sollte neu,
Es sollte stets dem Lacher angenehmer werden.
Dort ändert man nicht Töne, nicht Gebärden,
Und schläfert durch dies Einerlei
Den Kenner ein. — O! wer kann alle Fehler zählen,
Wo tausendmal Gelegenheit zu fehlen
Vorhanden ist? — Doch eure Huld
Giebt uns gewiß nicht alle Fehler schuld;
Ihr laßt auch einen Teil den Dichter tragen,
Der nicht getreu den Sitten der Personen bleibt,
Oft schwer und unnatürlich schreibt,
Uns viel Unnützes sagen,
Viel wiederholen läßt; nicht Zeit und nicht Geduld
Auf Verse wendet, die kaum vorzutragen,
Auf Reime, die kaum zu verstecken sind.

Ihr Gönner! füllt indes auf Hoffnung diese Stühle;
Macht gütig, daß der Spieler Mut gewinnt,
Wenn ihr von Zeit zu Zeit dem wohlgelungnen Spiele
Durch beider Hände Zeugnis Beifall gebt.

Wie glorreich ist das Amt, das dich, Parterr, echebt,
Amphitheater, dich, zum Oberrichter
Der ganzen Schauspielkunst: der schweren Kunst der Dichter

Der Tonkunst, Malerkunst, Architektur,
Des Pantomimentanzes:
Und dies das ganze Jahr um vier Lot Goldes nur! — —

Ein sanftes Murmeln scheint mir anzudeuten:
„So viel Lot Goldes sind nicht jedem Kleinigkeiten."
Die Antwort ist nicht schwer. In einer Stadt,
Wo man auf dieses Spiel der Bühnen
So viel Guineen nicht und nicht so viel Zechinen
Als London und Venedig zu verwenden hat,
Da wird man klüger seine Sachen,
Sich aber selbst nicht ärmer machen.
Man spart alsdann — den neuesten Pariser Tand,
Den, mit Verachtung für den nordischen Verstand,
Die fade Modenkrämerin erfand.
Man spart in Gärten auf den blühenden Rabatten
Viel Blumen, die nicht Reiz, nur teure Preise hatten,
Und bei der Bäum' und Lauben Wohlgeruch und Schatten
Die ungeheure Menge grün gefärbter Latten.
Man spart an seltnen Speisen, falschem Marnewein
Und an dem Arzt dazu, drei Summen, die nicht klein.
Man spart, um meine Worte selbst zu sparen,
An jedem Spiel, bei welchem man
Zeit, Gold und Freund zugleich verlieren kann.

Ihr Kenner, sagt, wo wird ein Spiel gefunden,
Das uns so lang' und stark ergetzt?
Das Leib und Geist nie schwächt? das auch die Folgestunden
Mit mannigfacher Lust besetzt? —
O Leidenschaft, die uns das Spiel der Bühne giebet,
Du wirst zu keiner Zeit
Durch Bitterkeit vergällt, durch Habsucht oder Neid.
Wenn jetzt Sophia schüchtern liebet,
Wenn jetzt der Marwood Blick die süße Wollust malt
Und jetzt ihr Auge Rache strahlt:

147. Um neun Pistoletten oder ungefähr um achtundvierzig Thaler: eine Summe, wofür man sechsundneunzigmal auf das Parterre gehen kann. (R.) — 162. Zielt auf die Tischlerarbeit, womit man die Gärten überlud. (R.) — 163. Marnewein, Champagner, dessen so viel in Europa getrunken wird, daß der größte Teil davon notwendig unecht sein muß. (R.) — 175. Sophia, in Diderots „Hausvater". — 176. Marwood, in Lessings „Miß Sara Sampson".

Nicht wahr? hiedurch wird jedes Herz weit mehr gerühret
Als durch sechs Augen, die der Würfel führet?
Nicht wahr? Alzir', Alvares, Gusmann und Zamor
Sind schöner als vier Matador?

O unsrer Bühne teure Gönner! nehmet
Für euren Beifall, der uns unterstützt,
Uns stets ermuntert, nie beschämet,
Den reinsten Dank, den ich euch opfern kann,
Von diesen demutsvollen Lippen an.

Wenn ein Monarch uns schützt, der alle Künste liebet,
Der feinste Hof uns Beifall giebet,
Euch Gönnern unser Spiel gefällt:
Dann ist Berlin für uns die ganze weite Welt.

---

## 4. Der Tod Jesu.

Eine geistliche Kantate.

(Choral.)

Du, dessen Augen flossen,
So bald sie Zion sahn
Zur Frevelthat entschlossen
Sich seinem Falle nahn,
Wo ist das Thal, die Höhle,
Die, Jesu, dich verbirgt?
Verfolger seiner Seele,
Habt ihr ihn schon erwürgt?

180. Alzire, Alvares, Gusmann und Zamor sind die vier Hauptpersonen in der „Alzire" von Voltaire. (R.) — Der Tod Jesu, 1754 gedichtet, zuerst mit Telemanns Komposition 1755 in Hamburg, dann 1756 ohne Musik in Berlin, 1760 mit Grauns Komposition in Leipzig gedruckt, gleichzeitig 1760 mit mehrfachen Veränderungen des Textes in der Sammlung von Ramlers „Geistlichen Kantaten" veröffentlicht, auch später noch im einzelnen verschiedentlich umgemodelt. Ich gebe im folgenden den Text nach der Ausgabe letzter Hand im allgemeinen ohne die älteren Lesarten, füge aber aus den früheren Ausgaben die später gestrichenen Überschriften „Arie", „Recitativ" u. s. w. in Klammern ein. — V. 1—8 nach der Melodie „O Haupt voll Blut und Wunden".

(Solo.)

Sein Odem ist schwach; —
Seine Tage sind abgekürzet;
Seine Seele ist voll Jammer;
Sein Leben ist nahe bei der Hölle.

(Recitativ.)

Gethsemane!
Wen hören deine Palmen hier
So bange, so verlassen klagen?
Wer ächzet hier die Seel' in tausend Ängsten aus? . . .
Ist das mein Jesus? — Bester aller Menschenkinder,
Du zagst? du zitterst, gleich dem Sünder,
Dem die Gerechtigkeit das Todesurteil fällt? —
Ach seht! er sinket hin, der fromme Held,
Als trüg' er allen Zorn des Himmels, alle Plagen
Von einer ganzen Welt.
Sein Herz, in Arbeit, fliegt aus seiner Höhle.
Sein Schweiß rollt purpurrot
Die Schläf' herab Er ruft: Betrübt ist meine Seele
Bis an den Tod!
Laß, Vater, diese Stunde —
Laß sie vorübergehn!
Nimm weg, nimm weg den bittern Kelch von meinem Munde! — —
Du nimmst ihn nicht? — — Wohlan! dein Wille soll geschehn.

(Arie.)

Du Held, auf den die Köcher
Einst Höll' und Tod geleert,
Du hörest den, der, schwächer,
Am Grabe Trost begehrt;
Du willst, du kannst sein Schutzgott sein.

Wann ich am Rande dieses Lebens
Abgründe sehe, wo vergebens
Mein Geist zurücke strebt;

9—12. In den älteren Ausgaben sind diese Zeilen und ebenso die übrigen mit „Solo“ oder „Tutti“ bezeichneten Abschnitte der Kantate als Prosa gedruckt.

Wann ich den Richter kommen höre
Mit Wag' und Donner, und die Sphäre
Von seinem Fußtritt bebt:
Wer will, wer kann mein Schutzgott sein?

Du, Held, auf den die Köcher
Einst Höll' und Tod geleert,
Du hörest den, der, schwächer,
Am Grabe Trost begehrt;
Du willst, du kannst sein Schutzgott sein.

(Choral.)

Wen hab' ich in der letzten Pein?
Wer wird mir Rat und Trost verleihn?
Mit neuer Hoffnung mich beleben?
Wer blickt voll Huld mich Schwachen an,
Wann mir kein Mensch mehr helfen kann
Und ich der Welt muß Abschied geben?
Wer schafft der trüben Seele Licht?
Thust du es, o mein Heiland, nicht?

(Recitativ.)

Der Held erhebt sich von der Erde,
Gestärkt von Gott durch eines Engels Hand,
Und sucht die Jünger auf, die seine Seele liebet.
Die Jünger hat ein Schlummer übermannt;
Hier liegen sie gestützt, mit trauriger Gebärde.
Betrachtend steht der Menschenfreund und spricht
Mit über sie gehängtem holdem Angesicht:
„Der Geist ist willig, nur der Leib ist schwach."
Und bückt sich, Petrus' Hand sanft anzurühren, nieder:
„Auch du bist nicht mehr wach?
O! wacht und betet, meine Brüder!"

(Terzett)

Ein Gebet um Mut und Freude,
Freud' im Tode, Mut im Leide,

67—82. Inhalt und Wortlaut dieser Verse ist in der letzten Ausgabe völlig ver-

Teilt die Wolken, dringt zum Herrn,
Und der Herr erhört es gern.

Klimm' ich zu der Tugend Tempel
Matt den steilen Pfad hinauf,
O! so sporn' ich meinen Lauf
Nach der Wanderer Exempel
Durch die Hoffnung jener schönen
Über mir erhabnen Scenen
Und erleichtre meinen Gang
Mit Gebet und mit Gesang.

Ein Gebet um Mut und Freude,
Freud' im Tode, Mut im Leide,
Teilt die Wolken, dringt zum Herrn,
Und der Herr erhört es gern.

(Tutti.)

Herr, höre die Stimme unseres Flehens,
Wann wir zu dir schreien,
Wann wir unsere Hände erheben
Zu deinem heiligen Chor.

ändert. In den beiden vorhergehenden Sammlungen der „Geistlichen Kantaten" von 1768 und der „Lyrischen Gedichte" von 1772 lauten sie:

Terzett.

A. B. C.

Rette mich, ich flehe dir,
Gott der Menschen, Gott der Götter!
Rette mich!

A.

Die mich liebten, fliehn zurück,
Mächtig sind sie, die mich hassen,
Schwach bin ich.

B.

Offne Gräber drohen mir,
Stürme, Fluten, Donnerwetter
Rüsten sich.

C.

Sieh', wie mich des Todes Strick'
Und der Hölle Band' umfassen!
Rette mich!

A. B. C.

Rette mich, ich flehe dir,
Gott der Menschen, Gott der Götter!
Rette mich!

(Recitativ.)

Es klingen Waffen, Lanzen blinken bei dem Schein
Der Fackeln; Mörder dringen ein,
Ich sehe Mörder! — Ach! es ist um ihn geschehen.
Er aber, unerschrocken, nahet sich
Den Feinden selbst; großmütig spricht er: „Sucht ihr mich,
So lasset meine Freunde gehen.“
Die schüchternen Gefährten fliehn auf dieses Wort.
Ihn bindet man, ihn führt man fort.
Sein Petrus folgt, der einzige von allen;
Er folgt, zur Hilfe schwach, von fern;
Mitleidig folgt er seinem Herrn
Zum schrecklichen Palaste
Des Hohenpriesters Kajaphas. —
Was hör' ich hier? Ach! Petrus selber spricht:
Ich kenne diesen Menschen nicht? —
Wie tief bist du von deinem Edelmut gefallen! —
Doch siehe! Jesus wendet sich
Und blickt ihn an. Er fühlt den Blick,
Er geht zurück,
Er weinet bitterlich.

(Arie.)

Ihr weich geschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Ihr thränenlosen Sünder, bebet!
Einst, mitten unter Rosen, hebet
Die Reu' den Schlangenkamm empor
Und fällt mit unheilbaren Bissen
Dem Frevler an das Herz.

Ihr weich geschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

(Tutti.)

Unsere Seele ist gebeuget zur Erde.
O Wehe, daß wir so gesündiget haben!

(Recitativ.)

Jerusalem, voll Mordlust, ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm' über uns und unsre Söhn' und Töchter!"
Du siegst, Jerusalem! und Jesus blutet schon;
In Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter:
Damit er ohne Trost in seiner Marter sei,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmut frei,
Und trägt sein Dornendiadem. —
Und eine Vatermörderhand faßt einen Stab
Und schlägt sein Haupt: ein Strom quillt Stirn' und Wang' herab. —
Seht, welch ein Mensch! — Des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht:
Seht, welch ein Mensch! — und Juda hört sie nicht;
Und legt dem Blutenden, mit noch nicht sattem Grimme,
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll:
Er trägt ihn willig fort und sinkt ohnmächtig hin.
Nun kann kein edles Herz die Wehmut mehr verschließen;
Unaufgehaltne Thränen fließen.
Er aber sieht sich tröstend um und spricht:
„Ihr Töchter Zions, weinet nicht!"

(Arie.)

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.

Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Fluten heulen,
Er mag der Erde Rand zersplittern:
Der Weise sieht ihn heiter an.

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.

(Choral.)

Zu deiner Ehre will ich alle Plagen,
Schmach und Verfolgung ohne Murren tragen;
Nach deinem Beispiel will ich selbst mit Freuden
Den Tod erleiden.

(Recitativ.)

Da steht der traurige, verhängnisvolle Pfahl.
Unschuldiger! Gerechter! hauche doch einmal
Die matt gequälte Seele von dir! — Wehe! Wehe!
Nicht Bande, Ketten nicht, ich sehe
Gespitzte Keile. — Jesus reicht die Hände dar,
Die teuren Hände, deren Arbeit Wohlthun war.
Auf jeden wiederholten Schlag durchschneidet
Die Spitze Nerv' und Ader und Gebein. Er leidet
Es mit Geduld, bleibt heiter, und hängt da,
Zur Schmach erhöht, voll Blut, in Todesschmerzen,
Am Golgatha. —
Ihr Männer Israels, o! ruft in eure Herzen
Erbarmung! Laßt die Rach' im Tode ruhn! —
Umsonst: die Väter höhnen ihn;
Ihr Hohn ist bitter, grausam fröhlich ihre Mienen.
Und Jesus ruft: „Mein Vater, ach! vergieb es ihnen!
Sie thun unwissend, was sie thun."

(Duett.)

A.

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daß mein Herz euch liebt:
Euch verzeihn ist meine Rache.

B.

Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache!

A. B.

Jesu, wir sind deine Kinder;
Menschenfreund, wir folgen dir!

177 ff. Die Verteilung der Stimmen A und B fehlt in der Ausgabe letzter Hand.

A.

Heilig ist Gott Zebaoth:
Und erträgt den Missethäter
Mit erbarmender Geduld.

B.

Mächtig ist der Welten Gott:
Und erzeigt dem Hochverräter
Stündlich neue Gnad' und Huld.

A. B.

Ihr nur eifert über Sünder,
Grausam, Sünder, eifert ihr.

A.

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daß mein Herz euch liebt:
Euch verzeihn ist meine Rache.

B.

Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache!

A. B.

Jesu, wir sind deine Kinder;
Menschenfreund, wir folgen dir!

(Recitativ.)

O! welch ein neuer Greuel kränket
Den Heiligen in Israel? Wo find' ich ihn?
Hier unter Missethätern aufgehenket,
Woran erkenn' ich ihn? — —
An seiner Tugend. —
Schmach, Folter, Todesangst vergißt er, und bedenket,
Maria, dein verlassnes Alter, und erteilt
Dem Freunde seines Busens diesen letzten Willen:
„O Jüngling! das ist deine Mutter." — Dieser eilt
(Ein Schüler Jesu!) sein Vermächtnis zu erfüllen:
Und Jesus sieht es an; —

Und wird noch mehr entzückt, und fühlet keine Wunden,
Weil er jetzt einen Strahl von Trost den trüben Stunden
Noch Eines reuerfüllten Sünders schenken kann.
Er kehrt sein Antlitz hin zu dem an seiner Seite
Gekreuzigten Verbrecher, ihm zu prophezein:
„Ich sage dir, du wirst noch heute
Mit mir im Paradiese sein!“

(Arie.)

Singt dem göttlichen Propheten,
Der Unsterblichkeit verkündigt.

Singt dem himmlischen Gesandten,
Der ein Paradies euch aufschleußt.

Singt dem großen Gottessohne,
Der euch zu den Engeln abruft.

Erdensöhne, singt ihm Dank!

Die du von dem Staube fliehest
Und die rollenden Gestirne
Unter deinen Füßen siehest,
Nun genieße deiner Tugend!

Steig' auf der Geschöpfe Leiter
Bis zum Seraph!
Steige weiter,
Seele! — Gott sei dein Gesang!

Seele! Gott sei dein Gesang!

Singt dem göttlichen Propheten,
Der Unsterblichkeit verkündigt!

Singt dem himmlischen Gesandten,
Der ein Paradies euch aufschleußt!

Singt dem großen Gottessohne,
Der euch zu den Engeln abruft!

Erdensöhne, singt ihm Dank!

219—240 ist in den vorhergehenden Ausgaben als Arie bezeichnet, scheint aber zufolge der Einteilung der Verse in der letzten Ausgabe von Ramler schließlich als Terzett gedacht worden zu sein.

(Chor.)

Freuet euch alle, ihr Frommen!
Das Wort des Herrn ist wahrhaftig;
Was er verheißet, das hält er gewiß.

(Recitativ.)

Auf einmal fällt der aufgehaltne Schmerz
Des Helden Seele wütend an: sein Herz
Hebt die gespannte Brust; — in jeder Ader wühlet
Ein Dolch; — sein ganzer Körper fliegt
Am Kreuz empor; — er fühlet
Des Todes siebenfache Greuel; — auf ihm liegt
Die Hölle ganz; er kann ihn nicht mehr fassen,
Den Schmerz, der ihn allmächtig drückt;
Er ruft: „Mein Gott! Mein Gott! wie hast du mich verlassen!" — —
Auch diese finstre Stunde rückt
Vorbei. Nun seufzet er: „Mich dürstet." Ihn erfrischet
Sein Volk mit Wein, den es mit Galle mischet. — —
Nun steigt sein Leiden höher nicht;
Nun triumphiert er laut und spricht:
„Es ist vollbracht! empfang', o Vater, meine Seele!'
Und neigt sein Haupt auf seine Brust — und stirbt.

(Accompagnement.)

Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erde Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!

Erzittre, Golgatha! er starb auf deinen Höhen.
O Sonne, fleuch! und leuchte diesem Tage nicht!
Zerreiße, Land, worauf die Mörder stehen!
Ihr Gräber, thut euch auf! ihr Väter, steigt ans Licht!
Das Erdreich, das euch deckt,
Ist ganz mit Blut befleckt.

241—243 ist in den früheren Ausgaben auf zwei Chöre verteilt und als Prosa gedruckt.

Er ist nicht mehr! so sage
Ein Tag dem andern Tage:
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr!

(Choral.)

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Verläßt sein teures Leben.
Künftig wird sein Mund uns nicht
Lehren Gottes geben.

(Solo.)

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

(Choral.)

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Sinkt unter tausend Plagen.
Konnte seine sanfte Brust
So viel Schmerz ertragen?

(Solo.)

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

(Choral.)

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund,
Der Edle, der Gerechte,
Wird verachtet, wird verschmäht,
Stirbt den Tod der Knechte.

(Solo.)

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

(Schlußchor.)

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unser Opfer an!

Freund Gottes und der Menschenkinder,
Der seinen ewigen Gesetzen
Des Todes Siegel aufgedrückt,
Anbetung sei dein Dank!
Den opfre jedermann!

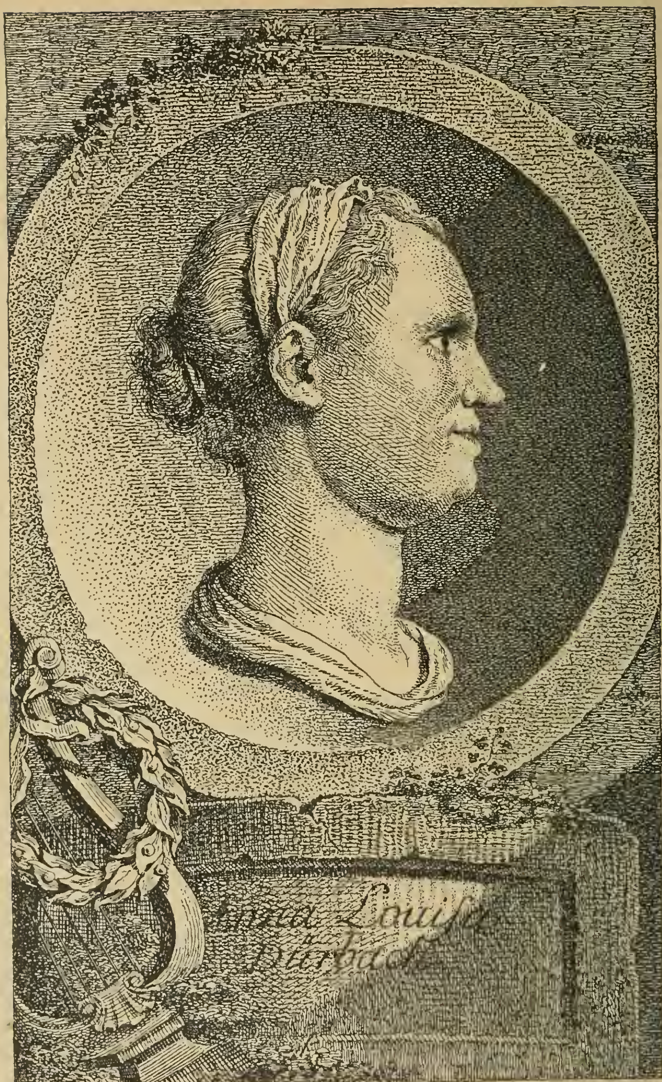
Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unser Opfer an!



# Anna Luisa Karschin.

# Einleitung.

Die preußisch-patriotische Lyrik im Sinne Ramlers und Gleims fand vor allem auch bei der berühmtesten Dichterin Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert eifrige Pflege, bei der schreib- und reimfertigen Karschin, die ihre Freunde in maßloser Überschätzung thöricht genug und ihr selbst zum ernsten Schaden mit den Ehrennamen der deutschen Sappho schmückten. So verschwenderisch man auch in jener Zeit mit der Übertragung antiker Dichternamen auf lebende Poeten war, unverdienter als die Karschin führte wohl keiner unter ihren Zeitgenossen seine griechischen oder römischen Beinamen. Klopstock hatte immerhin ein gewisses Recht, der deutsche Homer zu heißen; Ramler oder Uz mochte als deutscher Horaz, Geßner als unser Theokrit in mancher Hinsicht gelten: was aber hatte sie außer ihrem Geschlechte mit Sappho gemein? Sie machte Verse, ebenso wie die Griechin; das ist aber auch alles. Die Kraft ihres künstlerischen Talentes, der Charakter ihrer Poesie, ihre Stellung in der Geschichte unserer Litteratur erinnert in keiner Weise an Sappho. Die Karschin war eine litterarische Erscheinung, wie sie zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern vorkommen kann und gewiß auch wirklich vorkommt, nur ohne jene Aufmerksamkeit zu erregen, die gerade sie in Deutschland fand. Ein mittel-




G.F. Schmidt Fecit aqua Forti 1763.

A L Karschin

mäßiges, aber sehr reges dichterisches Talent, das ganz ungebildet unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen sich eifrig zu bethätigen suchte, wird durch kunstverständige Freunde in einen besseren Boden verpflanzt und in künstlerische Pflege genommen; es erweist sich nun ganz so gelehrig und fruchtbar, wie man erwartet hat, wahrt sich auch bis zu einem gewissen Grade seine naive Frische, kann sich aber selbstverständlich die ihm von der Natur versagte Eigenart und Größe nicht geben, wird vielmehr von verschiednen Mustern, an denen es formale Zucht lernen sollte, geistig abhängig, bleibt in allen seinen Leistungen unbedeutend und ersetzt nur allzusehr durch Fülle und Breite, was ihm an Tiefe und Selbständigkeit abgeht. In hundert Fällen wird eine solche Erfahrung das ursprüngliche Interesse, das man an dem neu entdeckten Dichter nimmt, schnell abkühlen; das eine Zeit lang gehegte Talent ist bald wieder so unbeachtet als am Anfang. Die Karschin hatte das Glück, daß ihre Gönner zäher an der Meinung festhielten, die sie einmal von ihr gefaßt hatten. So verdankt sie die immerhin nicht ganz unbedeutende Stelle, die sie in der Geschichte der deutschen Litteratur inne hat, weniger dem, was sie selbst leistete, als dem, was ihre Freunde bewundernd in ihr sahen.

Anna Luisa wurde am 1. Dezember 1722 als drittes Kind des Bauerngastwirts Dürbach auf dem Hammer, einer Meierei nahe der Grenze von Niederschlesien und der Mark Brandenburg, geboren. Die vielbeschäftigten Eltern überließen ihre erste Erziehung fast ganz der Großmutter von mütterlicher Seite. Mit ihr siedelte auch das sechsjährige Mädchen nach dem Tode des Vaters zu einem Großoheim nach Tirschtiegel (bei Meseritz in Posen) über. Der Großonkel, früher Amtmann und selbst akademisch gebildet, trug Sorge, daß das aufgeweckte Kind lesen, schreiben, rechnen lernte; schließlich unterrichtete er es sogar im Lateinischen. Aber nach vier glücklichen Jahren, an die Anna Luisa noch Jahrzehnte darnach mit dankbarer Rührung zurückdachte, mußte sie wieder heim zur Mutter, die inzwischen sich aufs neue verheiratet hatte. Statt zu lernen, hatte sie hier ihre jüngeren Stiefgeschwister zu warten; dann, als diese etwas älter waren, mußte sie das Vieh hüten. Sie wohnte jetzt wieder in Tirschtiegel, wo ihr Stiefvater eine Wirtschaft gepachtet hatte; aber der Großoheim war nunmehr tot. Eine Zeit lang übergab man sie auch einer Müllersfrau in der Nachbarschaft, die sie in weiblichen Handarbeiten unterrichtete, im übrigen aber hart und karg behandelte. Geistige Anregung, mitunter recht oberflächlicher Art, boten ihr nur die Romane, Märchen und Volksbücher, die ihr meistens ein befreundeter Hirtenknabe auf der Weide vorlas oder zu nächtlicher, heimlicher Lektüre nach Hause mitgab. Verse, die sie in einem solchen Buch entdeckte, sollen sie zuerst zur Nachahmung gereizt haben; so entstanden ihre ersten Reimereien. Noch nicht volle sechzehn Jahre alt, wurde Luisa an einen Tuchweber und Tuchhändler Hirsekorn in Schwiebus verheiratet, einen fleißigen, aber heftigen und geizigen Mann, der gegen sie, zumal sie durch ihre rege Phantasie nicht selten von ihren

häuslichen Obliegenheiten abgelenkt wurde und dann träumerisch oder vergeßlich erschien, roh und gewaltthätig verfuhr und sie von Jahr zu Jahr knapper hielt. Endlich, als sie ihm schon mehrere Kinder geboren hatte und eben wieder ihrer Niederkunft entgegensah, drang er auf Scheidung von ihr. Vergebens widersetzte sich Luisa diesem Vorhaben, dessen eigentliche Beweggründe nicht völlig klar uns enthüllt sind. Sie mußte schließlich nachgeben: ihre Ehe wurde geschieden; sie selbst zog ganz mittellos, von ihren Kindern getrennt, in ein Dorf zwischen Schwiebus und Tirschtiegel, wo ihre Mutter wohnte, selbst zu arm, um sich der Tochter anzunehmen. Hier gebar die verstoßene Frau ein Söhnchen, für sie zunächst vor allem eine neue Quelle von Sorgen. In ihrem Elend fand sie am ersten Trost in der Poesie; wie sie in Schwiebus mehrere Gelegenheitsgedichte, auch 1740 eine „Satire auf die Verfassung von Schlesien während der kaiserlichen Regierung", die in ein Lob Friedrichs II. ausmündete, zusammengereimt hatte, so suchte sie sich jetzt den Gram durch Trost- und Hoffnungslieder zu verjagen.

So verging beinahe ein Jahr. Da lernte sie ein wandernder Schneider Namens Karsch kennen, der Mitleid mit ihrem Unglück fühlte, bei ihrer Mutter um ihre Hand anhielt und so, obwohl Luisa selbst keine Neigung zu ihm empfand, schließlich auch ihr Jawort sich eroberte. Etwa 1750 machten sie Hochzeit in Fraustadt, wo Karsch sich auf gut Glück niederließ. Aber hier begann die Not nur aufs neue. Karsch war ein Trunkenbold, auch in seinem Berufe weder fleißig noch geschickt; seine Familie, nach und nach um einige Töchter vermehrt, geriet dadurch in die bitterste Armut; die Vorwürfe seiner Frau hatten nur heftige Zwistigkeiten zwischen den Eheleuten, zuletzt Mißhandlungen der Scheltenden durch den betrunkenen Mann zur Folge. Wieder mußte ihr Reimtalent ihr Trost und Hilfe spenden. Sie setzte die Predigten, die sie in der Kirche hörte, in Verse um und spielte schüchtern und dreist zugleich dem Pfarrer derartige Proben ihrer Poesie in die Hände. Der Geistliche wurde nun ihr Berater und Freund, besorgte ihr anregende Bücher und verschaffte ihr vor allem in Fraustadt und der Umgegend, besonders in Polnisch-Lissa und Groß-glogau, noch weitere Gönner, die sich ihres poetischen Talentes bedienten. Emsig lieferte sie nun auf Bestellung Gelegenheitsgedichte aller Art; aber je mehr sie dabei verdiente, desto leichtfertiger wirtschaftete ihr Mann darauf los: ihre Armut und ihre Sorgen minderten sich kaum, trotz ihrem Schreibeifer. Auch als sie 1755 auf den Rat wohlmeinender Freunde mit den Ihrigen nach Glogau übersiedelte, wurde ihre äußere Lage um kein Haar besser. Doch fand sie hier in angesehenen Familien mancherlei Aufmunterung; namentlich aber wurde sie nun mit den poetischen Werken Friedrichs des Großen, ebenso mit andern, älteren und neueren, auswärtigen und deutschen Dichtern bekannt und gewann dadurch eine ungeahnte Anregung für ihren Geist, der sich so lange mit der dürftigsten Kost hatte begnügen müssen. Gesänge auf Friedrich II. und seine Siege machten sie nun bald

der geist von deiner Pilgrimschaft
so würde dir der arme wanderer
dass bergsteigen und nach ganz
verlohrner kraft —
sie glaubte dass für ihr ein anderer
ein sanfterer zuschlag dort noch
vorhanden sey
als hier in deiner kinder schoosse
die du ihr deinem from und treu —
hört auf ihr kinder, dankt dem
gotte der ihr grosser
vollkomner freuden giebt für
seinen festen tritt
auf einer laufbahn sanft vollendet
bey allen schmertzen die sie liedt —

Diese Verse der Karschin sind gerichtet „An die leidtragenden Kinder des selig vollendeten Herrn Schulze zur Antwort auf ihren Trauerbrief".

Sein auge war voran gewendet
zu seinem Schöpfer ach sein geist
war fortgesendet
und seine werke gingen mit
ins leben über alle Sterne
wohin der Geist zu kommen hofft
er denkt vielleicht in jener ferne
an seine kinderzeiten oft
und bittet da von gottes willen
sich neue segensgaben aus
die Herzensbangigkeit zu stillen
zieht er sich freuden in das haus
und wandelt seine Trauerhüllen
in schimmernde frühlingsschön

Dies könnt Ihr hoffen, sollt er wachen
und ruhig auf dem Pfade gehn
Den Euer Vatter ging der alle Tugenden
Euch als ein Erbtheil hinterließ
und wenn Ihr auf den selben Euch Euer
Hoffnung gründet
auf den der sich bis an sein Ziel
Verliert
wenn die Religion mit Engeln
Euch verbindet
dann lächelt sie hinab und stärket
und herzfindet
die Seeligkeit gedoppelt sind

A. L. Karschin

den 22 Maÿ
1781

in den preußischen Landen bekannter; Offiziere und Feldgeistliche, die im siebenjährigen Kriege durch Glogau kamen, besuchten sie in ihrer ärmlichen Stube und erbaten sich Verse von ihr; hervorragende Generale im Heere Friedrichs und Damen aus der höchsten Gesellschaft Berlins knüpften einen Briefwechsel mit ihr an. Ein angesehener Gönner befreite sie zunächst wenigstens von der schwersten Sorge, indem er ihren Mann unter die Soldaten stecken ließ und so, ohne daß die Ehe rechtlich geschieden wurde, dauernd von ihr entfernte. Endlich nahm sich auf Empfehlung einer hochstehenden Berliner Dame 1760 ein Baron von Kottwitz ihrer an, der in der Nähe von Glogau große Güter besaß. Er unterstützte sie edelmütig und nahm die in schwärmerischen Gedichten ihren Dank Ausströmende auf ihre Bitte mit sich nach Berlin. Von ihren drei Kindern aus zweiter Ehe lebte nur noch das älteste, ein Mädchen, das die Mutter nach Berlin begleitete; den Sohn aus erster Ehe, der ihr geblieben war, brachte Kottwitz bei einem Amtmann auf seinen Gütern unter.

Im Januar 1761 kam die Karschin in der preußischen Hauptstadt an. Neugierde und ehrenvolle Bewunderung wurde ihr von allen Seiten entgegengebracht; man zog sie, das dichtende Naturkind, in die höchsten Gesellschaften; man drängte sich zu ihr, um Proben ihres poetischen Talentes zu erhalten. Wohnung, Kleidung und Unterhalt gab ihr Kottwitz in freigebigster Weise. Die vor kurzem noch so Arme schwamm nun förmlich in Überfluß und Glück. Auch litterarische Bekanntschaften machte sie: Mendelssohn, Sulzer und vor allen Ramler wurden ihre Lehrer, ihre Freunde. Dann fand sie Monate lang gastfreie Aufnahme bei Gleim in Halberstadt, von wo sie mehrfache kleine Reisen in die Umgegend, besonders nach Magdeburg unternahm. Hier, wo sich gerade der preußische Hof befand, wurde sie von der Königin und andern Mitgliedern der königlichen Familie als patriotische Sängerin wiederholt zur Audienz berufen. Ebenso freundlich und ehrenvoll begegneten ihr Gleims Vorgesetzter, der Domdechant Freiherr von Spiegel, und der regierende Graf zu Stolberg-Wernigerode, der ihr bis zu ihrem Tode ein jährliches Taschengeld aussetzte. Nicht alle Hoffnungen freilich, die sie mit ihrem Halberstädter Aufenthalte verknüpfte, gingen in Erfüllung. In Gleim gewann sie zwar einen Wohlthäter und Freund, der sie auch künstlerisch zu fördern suchte, mit Horaz, Pindar, Homer und andern antiken Dichtern bekannt machte, ihren Geschmack und Ausdruck zu bilden sich bemühte; wie sie aber als eine neue Sappho an ihn selbst ihre Lieder richtete und zärtlicheren Gefühlen, als sie die bloße Freundschaft und Dankbarkeit zu zeitigen pflegt, einen immer unzweideutigeren Ausdruck verlieh, da wurde ihre Nähe und ihre Verehrung dem gemütlichen Junggesellen ersichtlich unbehaglich, und er blieb gegen ihre Andeutungen und Wünsche taub und stumm, wie einst Phaon gegen die griechische Dichterin. Dagegen veranstaltete er eine Auswahl ihrer bisher nur zum geringsten Teil einzeln gedruckten Gedichte und forderte zur Subskription auf diese Sammlung auf: eine damals noch ziemlich ungewöhnliche Art des Büchervertriebs, bei der

sich jedoch für die Karschin über 2000 Thaler Reingewinn ergaben. Nach verschiedenen Verzögerungen erschien die Ausgabe, durch eine empfehlende Vorrede Sulzers geschickt eingeleitet, 1764 zu Berlin. Von den Zinsen aus dem Erträgnis dieser Ausgabe und von mehreren kleinen Jahresgehalten, die ihr norddeutsche Fürsten, namentlich die braunschweigischen Herzöge Friedrich und Ferdinand aussetzten, hätte die Dichterin, die inzwischen 1762 nach Berlin zurückgekehrt war, sparsam leben können, wenn sie nicht so oft unbesonnen oder eigensinnig die besten Absichten ihrer beratenden Freunde durchkreuzt hätte. Sie aber, die noch kaum für sich allein zu sorgen gelernt hatte, nahm in Berlin einen ihr besonders lieben Stiefbruder zu sich, mit dem sie schließlich noch ihre Tochter wider deren Willen unglücklich verheiratete, und lud sich so Lasten auf, die sie um so weniger tragen konnte, als gerade jetzt ihr alter Gönner Kottwitz starb und Friedrich II., von dem sie nach einer Audienz in Sanssouci (1763) eine Pension erwartete, sie mit einem einmaligen Geschenke von 50 Thalern absand. So fiel sie wieder, wenn schon nicht so tief wie früher, in Not zurück, mußte wieder Gelegenheitsgedichte gegen Bezahlung verfertigen und war auch sonst auf die Wohlthätigkeit ihrer reicheren Freunde mannigfach angewiesen. So leicht sie auch immer für den Augenblick zu befriedigen war, ganz glücklich und sorgenlos wurde sie doch nie; so verstummten denn auch ihre Klagen nicht, und ihrer Poesie war jeder Fortschritt versagt, den sie bei ruhigem Studium und strenger Selbstzucht leicht hätte machen können. Ohne das einstige Aufsehen mehr zu erregen, gab sie noch verschiedene kleine Sammlungen von Oden, poetischen Einfällen und Neujahrswünschen heraus, am bemerkenswertesten darunter die „Neuen Gedichte", die zu Mietau und Leipzig 1772 erschienen.

Manche Gelegenheitsgedichte freilich konnten in diese Ausgaben keine Aufnahme finden, und zwar gerade solche, die zu den besten Improvisationen der Karschin gehörten. So hatte ihr Friedrich II. auf ihre wiederholten Bittbriefe 1773 kränkend genug durch die Post zwei Thaler zugesandt, offenbar um sie dadurch für immer zum Schweigen zu bringen. Sie hatte aber hinreichend Ehrgefühl und Mut, um die unkönigliche Gabe sogleich mit den treffenden, in jeder Beziehung sachgemäßen Versen zurückzuschicken:

Zwei Thaler giebt kein großer König!
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig:
Drum geb' ich es zurück.

Ihre Kühnheit blieb ohne schlimme Folgen; so wagte sie sie zu wiederholen und schrieb im Januar 1783, als ihr der König auf erneutes Bitten, wohl um ein Haus, drei Thaler schickte, als Quittung folgende Verse:

Seine Majestät befahlen,
Mir, anstatt ein Haus zu baun,

Doch drei Thaler auszuzahlen. —
Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und freundlich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
Zu Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen.
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern über'n Schmaus
Bei des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Überrest,
Die der König darben läßt.

Endlich löste Friedrich Wilhelm II. das Versprechen seines Oheims ein und ließ ihr ein hübsches, kleines Haus in guter Lage zu Berlin erbauen. Sie bezog es in ihrer freudigen Ungeduld fast zu frühzeitig für ihre ohnedies seit einigen Jahren erschütterte Gesundheit und brachte darin, gegen pekuniäre Sorgen nun besser geschützt, ihre letzten Jahre zu. Als im Frühling 1791 ihr Enkel die Universität Frankfurt a. O. bezog, fiel ihr die Trennung so schwer, daß sie wenige Monate später ihm nachreiste, in der Absicht, von Frankfurt aus auch Tirschtiegel, die Stätte ihrer frohesten Kindererinnerungen, zu besuchen. Krankheit hielt sie davon ab; nach drei Monaten, die sie meistens an das Bett, wenigstens an das Zimmer gebannt blieb, kehrte sie im Herbst völlig entkräftet nach Berlin zurück, um wenige Tage darnach, am 12. Oktober 1791, von ihrem Leiden, einer langsamen Abzehrung, durch einen sanften Tod erlöst zu werden. Durch ihre Mildherzigkeit und stets bereite Gefälligkeit hatte sie sich bei vielen ein liebevolles Andenken gesichert. Ebenso rühmten ihre Freunde, die ihr unlenksamer Eigensinn, ihre Unbesonnenheit und ihr Mangel an wirtschaftlichen Tugenden oft verdroß, ihre Offenheit und Wahrheitsliebe, ihre kindliche Freude auch über die kleinsten Aufmerksamkeiten und ihre treue Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter.

Nach ihrem Tode erschienen noch zahlreiche Gedichte von ihr in verschiedenen Taschenbüchern, Musenalmanachen und Zeitschriften; eine umfangreichere Nachlese gab ihre Tochter Karoline L. von Klenke 1792 zugleich mit einer ermüdend weitschweifigen, das Lob der Dichterin und ihrer Freunde maßlos übertreibenden Biographie der Karschin heraus, die jedoch nebst einem ebenfalls 1792 von K. H. Jördens veröffentlichten Aufsatz nach eigenhändigen Aufzeichnungen der Verstorbenen bis heute die Hauptquelle ihrer Lebensgeschichte bildet. Minderwertige Nekrologe wurden ihr in den nächsten Jahren noch zu wiederholten Malen zu teil. In neuerer Zeit widmete ihr besonders Theodor Heinze eine ihren Wert noch

immer überschätzende, aber kenntnisreiche und durchaus tüchtige biographisch-litterarhistorische Skizze (Anclam 1866) und H. Palm eine kurze Charakteristik in der „Allgemeinen deutschen Biographie". Unbekannte Gedichte und Briefe von ihr teilten hauptsächlich C. A. H. Burkhardt und Aug. Kluckhohn im zweiten und elften Bande des „Archivs für Litteraturgeschichte", sowie Bernh. Seuffert in der „Zeitschrift des Harzvereins", Band XIII mit.

Die Karschin besaß von Natur einen überaus lebhaften, bildungsfähigen und bildungssüchtigen Geist, der fremde Eindrücke leicht in sich aufnahm und rasch verarbeitete, einen regen Sinn für die Außenwelt, ein offnes Auge für die Schönheiten der Natur, eine reiche, aber selten kühne und eigenartige Einbildungskraft, ein durch momentane Regungen schnell bewegtes Herz, eine große Gabe der Anempfindung und ein erstaunliches Reimtalent. So war sie ganz eigentlich zur Gelegenheitsdichtung und Improvisation berufen. Der Fleiß, mit dem sie ihre poetischen Kräfte unablässig übte, entwickelte diese immer stärker. Es kostete ihr keinerlei Überwindung, aus fremden Rollen herauszudichten, im Namen und unter der Maske ihrer Auftraggeber. Vers und Reim wurde ihr aber allmählich so natürlich, daß sie auch alle ihre Freundschafts- und Geschäftsbriefe metrisch abfaßte. Unschwer brachte sie daher künstliche Spielereien, die andere verblüfften, wie die Verfertigung eines leidlich zusammenhängenden Gedichtes nach aufgegebenen Reimwörtern, in wenigen Augenblicken zustande. Aber Tiefe oder leidenschaftliche Macht der Empfindung, selbständige Größe der Phantasie, eine wirklich schöpferische Begabung war ihr durchaus versagt; nie bekundete sie im Leben oder in ihrer Poesie eine eigenartige geistige Bedeutung. Ja nicht einmal jene äußere Schönheit der Form, durch die sich viele an Talent ihr nicht überlegene Zeitgenossen verdientes Lob erwarben, vermochte sie ihren Gedichten zu geben. Obwohl Ramler, Gleim, Sulzer und andere sie in ihre metrisch-ästhetische Schule nahmen, sträubte sie sich doch gegen jede beharrliche und entschiedene Selbstzucht. So nötig diese ihrem Talente gewesen wäre, so fühlte sie sich doch dadurch beengt, und in der That blieb das Beste, was sie leistete, zwanglose Improvisation. Gleichwohl schädigte sie sich selbst empfindlich, indem sie nicht eifriger auf formale Zucht bedacht war. Von einem Fortschritt, von einer künstlerischen Entwicklung konnte nun bei ihr nicht mehr die Rede sein; ihre späteren Gedichte blieben im großen und ganzen auf derselben Stufe stehen, die sie etwa mit ihrem vierzigsten Jahre erreicht hatte, ja sie sanken teilweise unter diese Stufe, weil sie in mancher Hinsicht nur mehr Wiederholungen des bereits früher Geleisteten sein konnten. Was ihr Talent nicht vertrug, war auch nicht die formale Zucht überhaupt, sondern jene ganz äußerliche, dazu auf halbem Wege stehen bleibende Regelung ihres Dichtens nach Grundsätzen, die völlig zu verstehen und geistig sich anzueignen sie sich nicht die Mühe geben mochte. So blieb sie überall da, wo sie nach einer einigermaßen

künstlerisch strengeren Form strebte, in unselbständiger, kleinlicher und ungenügender Nachahmung fremder Muster befangen. Die verschiedensten dichterischen Arten, Tendenzen und Motive, die uns in der deutschen Lyrik ihrer Zeit begegnen, finden sich auch in der Poesie der Karschin neben einander. Religiöse und moralische Betrachtungen wechseln mit gelegentlichen Anakreontischen Reminiscenzen und Anklängen an die Schäferdichtung; neben patriotischen Oden stehen freundschaftliche Tändeleien, aus Prosa und Versen gemischte Briefe, auch durchweg gereimte Episteln, witzige oder spaßhafte Nichtigkeiten, burleske Balladen, Eifersuchts- und Mordgeschichten im Bänkelsängerton, wie ihn Gleim zuvor angeschlagen hatte. Bald sieht die Dichterin auf ihr früheres Elend zurück, vergleicht gerührt damit ihr gegenwärtiges Glück und fragt sich bescheiden, ob sie einen solchen Umschwung ihrer Lage auch verdiene; bald regen sich in ihr auch jetzt wieder neue Wünsche: offen oder versteckt, wie es sich gerade trifft, klagt sie ihre unerwiderte Liebe zu Gleim; dann beginnen die poetischen Bettelbriefe aufs neue, in langer Reihe neben den ziemlich eben so zahlreichen Dankschreiben für empfangene Gaben und sonstigen massenhaften Gelegenheitsgedichten geschart. Kindlich naiv, höchstens da und dort einmal an Gesangbuchsverse anklingend, stellt sich die Sprache in der Mehrzahl ihrer Versuche dar; aber groß genug ist auch die Summe jener Gedichte, deren Vorstellungs- und Ausdrucksweise weiter nichts als ein — meist schlechterer — Abklatsch von Ramlers Poesie ist Ramlers Anspielungen auf antike Mythologie und Geschichte, seine Bilder und Gleichnisse, seine pathetische Odensprache bis auf einzelne Wendungen und Lieblingsworte, alles das suchte sie getreu nachzuahmen. Aber bei ihrem Mangel jeglichen Stilgefühls hielt sie sich selten durch ein ganzes Gedicht hindurch andauernd in der Sphäre, zu der sie sich aufgeschwungen hatte. Zugleich mit Ramler wirkten Gleim und andere, vielleicht noch einfachere Dichter auf ihre Sprache ein, und so löste unter Umständen die dürrste Prosa oder lehrhaft-nüchternste Trivialität unvermutet den pathetisch-rhetorischen Prunk ab. Komisch ungeschickt war sie mitunter in der Wahl der Beiwörter. Um z. B. auszudrücken, daß sie sich noch in ihrem Alter von ganzem Herzen über eine unverhoffte Gnade des Königs freue, sagte sie, ihr „abgelebter Busen" werde zu enge für den Drang des Herzens (vgl. im folgenden Seite 332). Schielende Bilder und hinkende Gleichnisse ließ sie sich oft genug zu schulden kommen. Dann wieder häufte sie einmal dichter noch als Ramler die mythologischen Namen, wenn sie etwa 1765 die Braut des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II. zu besingen unternahm („An die Najade" sc. der Havel):

Sie kömmt — sie kömmt, o göttliche Najade!
  Die neue Deidamia!
So kam mit Grazien aus ihrem Silberbade
  Die Venus Acidalia;

So bräutlich ward die Jugendgöttin Hebe
Dem Sohn Alkmenens zugeführt,
Und so liebreizend ist Apollens Schwester Phöbe,
Wenn sie die Nächte ziert

An andern Stellen jedoch verriet sie nur zu sehr, wie fremd ihr im Grunde alle diese griechischen Namen blieben, die sie nicht einmal richtig aussprechen lernte. Da betonte sie Amphitrýon, Períkles, Cybéle auf der vorletzten Silbe, schrieb und sprach Tírteus zweisilbig statt Tyrtäus und machte mehr dergleichen Schnitzer elementarster Art. Auch durch die unmittelbare Bekanntschaft mit den Oden des Horaz, von denen sie einige frei nachbildete, aus andern wenigstens gewisse Bilder und Wendungen in ihrer eignen Poesie verwertete, wurde ihr die griechisch-römische Welt innerlich nicht vertrauter. Gleichwohl nahm sie den zuerst von Gleim ihr verliehenen Namen einer deutschen Sappho in aller Ruhe an und schmückte sich damit ohne Bedenken selbst in ihren Gedichten. Seltsam wechselnd zeichnete sie in diesen überhaupt ihr eignes Bild, bald mit rührender Bescheidenheit, bald wieder so stolz, daß sie sich in allem Ernste Deutschlands größte Sängerin nannte. Recht gut charakterisierte sie sich einmal 1761, als der Maler Öser ihr Bild entworfen hatte:

— Das singende Weib
War arm an äußerer Reizung
Und reich an süßem Gefühl;
Mit zart geschaffenem Herzen
Ward sie einst Sappho genannt;
Ihr waren Musen gefällig,
Und sie war Freunden getreu.

Die Dichter, die sie besonders verehrte, stellte sie 1763 in einer Ode „Über den Unbestand des Ruhms“ zusammen. Wie die einst von Mit- und Nachwelt bewunderten Poeten Günther, Neukirch, Brockes und die Zieglerin nun schon vergessen oder verachtet seien, so erwartet sie hier auch für sich selbst nicht das Lob der „spätgebornen Welt“;

„Nur Pindar und Horaz und jener
Unnachahmbare Mann, der Trojens Untergang
Beschrieben, und auch der, den von dem Gottversöhner
Ein Engel lehrte den Gesang;

Kleist, Ramler, Hagedorn und Haller,
Gleim, Gellert, Weiße, Uz, Dusch, Bodmer, Pope, Young:
Die trotzen dem Geschmack der strengsten Kunst und aller
Verfeinerten Veränderung.“

Aber die hier aufgezählten Dichter sind ihr selbst keineswegs alle zum Vorbild geworden. Außer Horaz, Ramler und Gleim hat sie besonders Brockes einige Male zur Nachahmung gereizt. Ein Gedicht wie das „Lob der schwarzen Kirschen" zeigt seinen Einfluß auf Schritt und Tritt. Die Beschreibung überhaupt, in der die ganze Poesie des Hamburger Naturfreundes aufging, war auch das Grundelement der Dichtung der Karschin. Und gleich ihm und seinen nächsten Nachfolgern in unserer Litteratur war auch für sie moralische Belehrung der wichtigste Endzweck des Dichters. Eine nützliche Lehre hängte sie gar zu gern ihren lyrischen Ergüssen an oder ließ sie noch lieber zwischen den Zeilen eines Poems herauslesen. Am fernsten unter allen deutschen Dichtern, an deren Unsterblichkeit sie glaubte, scheint ihr Klopstock in künstlerischer Beziehung gestanden zu sein; unmittelbar wirkte er auf ihre Poesie wohl eben so wenig ein wie Pindar und Homer. Auch zu den vereinzelten reimlosen Gedichten, die sie — nicht immer glücklich — versuchte, dürfte sie weniger durch ihn als durch die Anakreontiker, Ramler und andere Zeitgenossen bestimmt worden sein; es gelangen ihr auch die kürzeren reimlosen Verse, die einigermaßen an die Anakreontischen Metren erinnerten, immer noch am besten. Sicherer bewegte sie sich freilich stets, wo sie frisch darauf los reimen konnte. Auch entschlug sie sich dabei meistens im richtigen Gefühl ihrer Begabung für volksmäßige Gedichte aller Künsteleien und bildete Vers, Strophe und Reim so einfach wie möglich.

Als die Karschin zuerst mit einzelnen Gesängen, dann mit der Sammlung ihrer „Auserlesenen Gedichte" von 1764 in die Öffentlichkeit trat, wurde sie von vielen Seiten mit überschwänglichem Enthusiasmus begrüßt. Besonnenere Kritiker wie Moses Mendelssohn (im 272.—276. Litteraturbrief), Thomas Abbt (in einem Briefe an Gleim) und Herder (in der zweiten Sammlung seiner „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur") erkannten zwar immer noch das Außerordentliche ihrer Erscheinung, ihr durch alle Mißgunst der äußern Verhältnisse nicht ertötetes Talent, ihre reiche Einbildungskraft, ihr warmes Herz, den frommen und tugendhaften Inhalt ihrer Gedichte, ihre glücklichen Einfälle, Bilder und Wendungen im Einzelausdruck mit hohem Lobe an, tadelten aber eben so nachdrücklich schon die Planlosigkeit und Ungleichmäßigkeit in der Ausarbeitung ihrer Gedichte, ihren Mangel an kritischer Strenge gegen sich selbst. Und so dachten zweifellos auch unsere größten Dichter in jener Zeit über sie, wenn gleich Klopstock brieflich seinem Gleim versicherte, er sei mit einem großen Teil ihrer Gedichte sehr zufrieden, der junge Goethe sich von ihr „was aus dem Stegreife" erbat, das treu und stark aus dem Herzen komme, „mag's übrigens aussehen wie ein Igel oder wie ein Amor", und Schiller an ihrem treuherzigen Gefühlserguß und gesunden Urteil über die „Räuber" und „Fiesko" gewiß Freude hatte. Die geschichtliche Betrachtung des Lebens und der Werke der Karschin in unserem Jahrhundert konnte die nüchternen, strengeren Ansichten

jener ersten wirklich kritischen Leser der merkwürdigen Frau nur bestätigen.

Aus der Menge von Gedichten und poetischen Briefen der Karschin konnte natürlich im folgenden nur eine kleine Auswahl mitgeteilt werden. Dem Text liegen die Originalausgaben von 1764, 1772 und 1792 sowie die diplomatisch genauesten Veröffentlichungen der Briefwechsel, aus denen die in diesen drei Sammlungen nicht enthaltenen Episteln genommen sind, zu Grunde. Verschiedene Lesarten waren nirgends zu verzeichnen. Die einzelnen Nummern sind, so weit es möglich war, chronologisch geordnet.

Franz Muncker.

# Gedichte.

## 1. Die göttliche Vorsehung.

1760.

Sei mein Gesang, du, die von Ewigkeit
Mit Jubelschall die Morgensterne lobten,
Allsehende! die eher als die Zeit
Und eher war, als Meer und Kriege tobten,
Durchdringe du mit deiner Wahrheit Licht
Den dicken Schlei'r, vor die Vernunft gebreitet,
Und sei du selbst mein großer Unterricht,
Wenn sich mein Herz zu deinem Lob bereitet.

Dich leugnet frech der Unsinn und der Spott,
Der Wurm, den du aus seinem Nichts gezogen;
Die Lüste sind sein Himmel und sein Gott,
Und in ihm baut das Laster Ehrenbogen.
Sein düstrer Wahn der taumelt blind vorbei,
Und die Natur wird nicht von ihm gehöret,
Die doch von dir mit zeugendem Geschrei,
Mit Harmonie und tausend Zungen lehret.

Eh' du die Welt voll Ordnung und voll Pracht
Hervorgeruft und Menschen werden ließest,
Noch ehe du den Staub beseelt gemacht
Und ihn den Rang nach Engeln nehmen hießest,
Da lagen schon Jahrhunderte vor dir.
Du sahst das Buch der Weltbegebenheiten,
Und nanntest schon die Menschen, die in ihr
Wie Götter sei'n und auf die Thronen schreiten!

18. Hervorgeruft: rufen wird im 18. Jahrhundert noch größtenteils schwach konjugiert.

Eh' die Natur in ihre Werkstatt ging
Und Gold und Stein den Glanz zu Kronen machte,
Eh' Purpur noch um eine Schulter hing,
Und eh' der Pomp den Herrschern Lasten brachte,
Da kanntest du die Herrscher und die Last,
Und Völker, die sich vor dem Szepter beugen:
Dein war das Heft, das der Regente faßt,
Du gabst es ihm, um deine Macht zu zeigen.

Gemeßne Grenzen setztest du dem Meer;
Das Meer gehorcht, dich hört die stolze Welle:
Im Ungewitter brauste sie daher;
Sie stürzt zurück, und über ihr wird's helle!
So setzest du dem Übel in der Welt
Den Grenzstein hin. Es kennet ihn und schreitet
Nicht weiter fort. Sobald es dir gefällt,
Bricht Schwert und Spieß, und Ruhe wird verbreitet.

Dein Griffel schrieb des Schicksals Tafeln voll:
Dem hellsten Witz der Sterblichen verborgen,
Steht alles da, was hier geschehen soll,
Des Menschen Glück, Vergnügen, Not und Sorgen.
Kein Ohngefähr macht unsre Fluren reich,
Kein Zufall bringt den Mangel und die Fülle,
Nicht Kunst, nicht Fleiß macht unsre Äcker weich;
Die Wolke thut's, und ihr befiehlt's dein Wille.

Dich nennt der Blitz, der Donner nennt dich laut,
Und höret sich den Abgrund Antwort geben;
Die nasse Pracht, die aus der Wolke taut,
Läßt deinen Ruhm am kleinsten Grase kleben;
Ein tausendfarbig Thal lacht dir zum Preis;
Der Vogel singt, daß er dein Loblied singe;
Die Schlosse rauscht, der Nordwind atmet Eis
Auf dein Gebot, Regiererin der Dinge!

Dich stille Gottheit prediget der Glanz,
Der über uns in Feuermeeren brennet,
Der weite Raum — du übersiehst ihn ganz,
Und du erfüllst den Himmel, der dich nennet.

Er nennet dich, du namenlose Macht!
Von dir erzählt der Morgen aller Tage:
Und still erscheint die strahlenlose Nacht,
Daß sie dein Lob mit tausend Sternen sage.

Ich höre sie und denk' an jene Nacht,
In der ich lag, da du mich werden hießest;
Auf deinen Wink ward ich hervorgebracht.
Ich lebe noch, weil du mich leben ließest.
Dein war der Tag, der meine Kindheit sah;
Dein waren sie, die andern, die ich zählte;
Vor deinem Blick steht schon mein letzter da,
Den deine Wahl zum Sterbetage wählte.

Der Sterbliche, oft deiner Huld nicht wert,
Erhält von dir den Bissen, den er isset.
Du giebst das Glück, das jedem widerfährt,
In einem Maß, das deine Weisheit misset.
Dem giebst du viel des innerlichen Lichts,
Und jenem viel von Gütern dieser Erde;
Der häuft das Gold, und Tausenden gebricht's.
Doch keiner lebt, der nicht gesättigt werde.

Oft ist um mich der Sorgen Mitternacht,
Wenn ich erwacht, gewaltig hergezogen,
Und, reich an Gram, hat dann mein Herz gedacht,
Du hättest mir nur Elend zugewogen.
Doch du befahlst, und schnell verflog die Not,
Wie über uns die Wetterwolken fliehen,
Die nur geblitzt und dann auf dein Gebot
Mit Guß und Schlag zu öden Wäldern ziehen.

Noch eh' die Hand und diese Nerve ward,
Die sich itzt regt, wenn ich dein Lob beschreibe,
Da sahst du schon mein Glück und seine Art,
Wie wenig treu es meinen Tagen bleibe.
Du sahst den Weg, der mich nach deinem Rat
Durch Krümmungen und Thäler sollte leiten.
Und eh' mein Fuß in Labyrinthe trat,
Gabst du mir Mut, um herzhaft fortzuschreiten.

Unendliche! du gabst mir diesen Geist,
Und diese Ruh, mit der er ist durchdrungen,
Die stolz auf dich dem Gram die Stirne weist
Und izt aus mir dein Loblied hat gesungen.
Du gabst mir dieses Herz, das deine Huld
In meinem Brot und Wasser schmeckt und fühlet,
Und nie empört in mir die Ungeduld
Den Wunsch nach dem, wornach die Habsucht wühlet.

Mein Glück sei klein, mir ist es dennoch groß;
Es kömmt von dir, ich küss' es deinetwegen.
Mir fällt vielleicht auch noch ein lieblich Los;
Vielleicht ergießt aus deiner See von Segen,
Die grundlos ist, sich noch ein Bach auf mich.
Doch hast du mir nichts weiter aufgehoben,
So gieb mir nur Zufriedenheit durch dich,
Und sei mein Lied auf Erden und dort oben.

---

## 2. An Herrn Gleim.

Bei Besteigung des Spiegelberges ohnweit Halberstadt.

(Zu Halberstadt den 26. des Herbstmonats 1761.)

Gieb mir die Hand! bald ist der Berg erstiegen;
Uns stürzt der Wagen, wenn er höher fährt.
Komm Freund! Das größere Vergnügen
Ist kleiner Mühe wert!

Wir schreiten fort. Die Distel muß sich beugen.
So bringt ein Weiser, edel im Entschluß,
Die Schwierigkeiten, die sich zeigen,
Großmütig unterm Fuß.

Mir klopft das Herz, bald hörst du seine Schläge;
Ich atme schwer. Freund, ob ich zaudern will,
Fragst du? — Steht denn auf ihrem Wege
Die Tugend jemals still?

Nun stehn wir oben. Siehe doch, mein Lieber!
Das öde Thal ist noch nicht ohne Reiz;
Dem kleinen Goldbach gegenüber
Sucht sich der Herde Geiz

Am Fuß des Berges noch die magern Halmen
Des Grases, das im Frühlingsüberfluß
Dort grünte. O, der singe Psalmen,
Der Brot nicht suchen muß!

Doch wenig Brot bei Freunden deinesgleichen
Bei innrer Ruh' ist lieblicher dem Gaum
Als Tafeln unzufriedner Reichen,
Als ihrer Freunde Traum.

Sieh' doch, ein Völkchen Hühner! ruhig lagen
Im hohen welkgewordnen Grase sie.
Flieht nicht vor uns, wir Dichter jagen
Den frommen Vogel nie,

Der ohne Lippe mit dem Schnabel küssen
Die Gattin kann, von gleichgeschaffner Art.
Gott, den die Hügel hören müssen,
Hat alles Fleisch gepaart.

Auch dich erschuf sein Wille nicht zum Feinde
Der Mädchen, aber keines bindet dich;
Du liebest zärtlich deine Freunde,
Als Freundin liebe mich!

---

### 3. An Milon.

Zanken will ich nicht und klagen,
Aber eins muß ich dir sagen:
Du, der du mein Herz gewannst,
Milon, der du mich bewirten
Durch ein freundlich Lächeln kannst,
Du verschmähtest jüngst die Myrten,

15. Der Goldbach fließt nah' am Spiegelberge. (Anm. der Karschin.) — 33. dich, Gleim.

Weil du dich nicht drauf besannst,
Daß dein Weigern mich betrübte.
Ach du wußtest nicht, daß ich
In die Veilchen mich verliebte,
Welche zum Beneiden sich
Dir ans Herz gelegt befanden;
Tauschen wollt' ich gern mit dir,
Und du hast mich nicht verstanden.
Diese Veilchen wären mir
Heiliger noch als die andern,
Die dein Diener mir gebracht;
Und sie sollten mit mir wandern
In des finstern Grabes Nacht.
O, wie kannst du das verachten,
Was dir meine Liebe beut;
Kannst du nicht mein Herz betrachten
Bei der Blumen Kleinigkeit?
Pflücke du mir auf dem Platze,
Wo dein Fuß zu wandeln pflegt,
Blümchen, die der Grasraum trägt,
Und ich mache sie zum Schatze.
Gänseblümchen nähm' ich an,
Und ein Zweigchen von den Bäumen,
Die ein jeder nutzen kann;
Wo in lügnerischen Träumen
Sich der arme Kriegesmann
Ausgestreckt am Tische weidet,
Und noch hungert, wenn er wacht,
Und den Reichen noch beneidet,
Der sich Promenaden macht. —
Solch ein Zweigchen, du mein Lieber!
Brich mir im Begegnen ab,
Und ich freue mich darüber,
Weil mir's Milon gab. —

## 4. An Thyrsis.

Als man die erste Nachricht erhielt, daß der russische Kaiser Peter III. des Königs Freund sei, und darüber ein Fest angestellet war.

Den 9. des Hornungs 1762.

Den Oberschäfer Friederich,
Mein Thyrsis, hoffen wir!
Zu seinen Füßen krümmet sich
Nun bald das böse Tier,

Das oft in unsre Herden fällt,
Die besten Lämmer würgt,
Sich auf die höchsten Berge stellt
Und seinen Raub verbirgt.

In tiefer Höhle schlau versteckt,
Lauscht es und dürstet Blut
Und springt, wann es ein Schaf entdeckt,
Hervor mit Tigerwut.

Die großen Hunde werden scheu,
Das Tier hascht sie mit List;
Bald aber steurt die Räuberei
Pan, der mit Friedrich ist!

Schon seinem Herzen zugelenkt
Ward ihm ein fremder Hirt,
Der zornig an das Tier gedenkt
Und treu ihm helfen wird.

Wir hörten dies, und angefüllt
Von Freuden, wie entzückt,
Ward hergetanzt um Friedrichs Bild,
Mit Lorbeer rund umschmückt.

Hoch aufgehüpft mit Herzenstanz
Ist vor uns her Welin!
Er flochte selbst den großen Kranz
Von Zweigen frisch und grün!

Und hergetragen bracht' er froh
Das teure Bild, und sprach:
Zurücke kommt der Schäfer so
Mit Lorbeer, den er brach!

Wir fühlten in der Seele tief,
Wir jauchzten laut, wie er!
Und Faunen, die der Jubel rief,
Die hüpften um uns her!

Auf tausend Saiten spielte sich
Mein Herz; ich hüpfte mit,
Warf freudenvolle Blick' auf dich,
Und dachte nicht den Tritt.

Und wenn des Oberhirten Hand
Das Ungeheu'r erlegt,
Wenn er wie Herkul zum Gewand
Die Haut des Tieres trägt;

Dann komme, Thyrsis, hin mit mir
Zu danken hoch dem Pan!
Nachsingen will ich Lieder dir
Auf grüner Siegesbahn!

Im breiten Schatten an der Spree
Versammlen Hirten sich,
Behorchet werden aus der Höh'
Von Göttern du und ich!

---

### 5. Der Feldzug in Sachsen, eröffnet vom Prinzen Heinrich, des Königs Bruder.

Zu Magdeburg den 18. Mai 1762.

Schnell, wie ein Sturmwind sich erhebt,
Wie aus den Wolken gehn des Donnerschlages Boten,
So flog er hin und schlug. Das Erzgebirge bebt,
Der Feind stürzt über seine Toten,

Flieht, wendet nicht die Stirn zurück,
Hat auf der Flucht nicht mehr im Herzen Lust zu siegen:
Scham hat er auf der Stirn und Furchtsamkeit im Blick,
Als wär' ein Gott herabgestiegen,

Und hätt' aus seiner Hand den Strahl
Des Zornes unter die gewaltig hingeschossen,
Die oft sich zähleten und, stolz auf ihre Zahl,
Des kleinen Haufen Tod beschlossen.

Spott murmelt nach der Moldau Strom
Dem fortgeschlagnen Feind; uns kommt's die Elbe sagen.
Wir singen Heinrichs That. So sang das Volk zu Rom
Des stolzen Feindes Niederlagen,

Wenn es zuvor die Götter bat,
Das Opfer zu verschmähn von ungerechten Händen,
Und Jubellieder sang, wenn flüchtig Mithridat
Vergaß den Nacken umzuwenden.

---

## 6. Bei dem jubelvollen Empfange der Königin.

Den 16. Februar 1763.

Die ihr euch nie den Nordwind laßt entkleiden,
Ihr Tannenwipfel, bücket euch;
Empfangt die Königin und seht des Volkes Freuden
Und rauscht mit ihm zugleich!

Unüberzählbar wälzet sich die Menge
Dicht aneinander durch das Thor.
Von zehentausend Zungen steigt, wie Lobgesänge,
Ein frommer Zank empor.

Welch ein Getümmel! Aller Blicke wollen
Auf einmal in ihr Angesicht.
Jetzt kommt sie, sehet da den Strom von Thränen rollen,
Der mehr als Worte spricht!

Vermischte Stimmen rufen unaufhörlich:
„Der Friede schwebet über ihr;
Der Sieger kommt; sein Thron, sein Land bleibt unzerstörlich;
Glückselig bleiben wir!“ —

Und ich vergesse meines Saitenspieles
Gewohnte Töne; mich entreißt
Den Musen, dem Apoll der Aufruhr des Gefühles.
Ich werde lauter Geist,

Und schwimme durch die Wellen des Gedränges
Zum Purpursessel, der sie trägt:
Sie lächelt mir und horcht, wie stark mein viel zu enges
Durchdrungnes Herze schlägt.

---

### 7. An den Apoll, daß er die Leier zurücknehmen möchte.

[Als sie zu Berlin wegen Mangel an Quartieren einige Zeitlang in einer Dachstube wohnen mußte.]

1763.

Apoll, nimm deine Leier wieder;
Des Flaccus Töne fehlen ihr.
Er sang im dunklen Walde Lieder,
Und vor ihm staunete das Tier.

Die Wölfin ging für ihre Jungen
Nach Nahrung und vergaß den Raub
Und horchte, was Horaz gesungen,
Und nagte, gleich der Ziege, Laub.

Der Tiger und der Löwe ließen
Ein lange Zeit verfolgtes Reh
Und hörten den gesungnen, süßen,
Reizvollen Namen: Lalage.

Ich aber kann durch diese Leier
Nicht öffnen deines Friedrichs Ohr;
Mir stellt der Traum oft Ungeheuer
In meiner dunklen Kammer vor.

In ihr seufz' ich oft mitternächtlich
Herauf zum nachbarlichen Mond,
Daß ich dem Pöbel bin verächtlich,
Der Gold besitzt und besser wohnt.

Mich in dem Winkel unterm Dache
Nennt er ein schlechtgebornes Weib;
Und fordert, daß er vornehm lache,
Von mir ein Lied zum Zeitvertreib.

O helfender Apoll! geschändet
Wirst du, wenn deine Vaterhand
Mir nicht die goldnen Saiten sendet,
Die der Sabiner aufgespannt,

Wenn mich des dritten Cäsars Rechte
Nicht über Glück und Pöbel hebt,
Weit unter dem Bezirk der Nächte
Hoch, wie der Tiberschwan geschwebt.

## 8. Geschichte der Unterredung mit dem Philosophen zu Sanssouci.

Freund, wenn mir vor dem Schritt zum Leben
Nicht von der gütigen Natur
Schon ein Befehl zur Demut ward gegeben,
Dann würd' ich kleine Kreatur
Mit innerm Stolz mich hoch erheben
Und dir erzählen, daß in Friedrichs Marmorsaal
Mein falticht Antlitz sich bespiegelt
Und aus der Brust das Herz beflügelt
Auf meine Lippen trat und meiner Worte Wahl

28. Horaz stammte aus der samnitischen Stadt Venusia, heißt also mit Unrecht der Sabiner. Die Karschin nennt ihn so wahrscheinlich nach seinem Landgut im Sabinerland bei Tibur, das ihm Mäcenas geschenkt hatte. — Geschichte der Unterredung mit dem Philosophen zu Sanssouci. — 1. Das Gedicht ist an Dr. Krünitz gerichtet als Antwort auf dessen Verse nach der Audienz der Karschin bei Friedrich II. vom 24. Oktober 1763:

Zu lange miedest du, o Sappho! dieses Zimmer;
Verwöhnt an Sanssouci, verblend't von Königs Schimmer!
Monarch klingt zwar sehr schön; doch nicht so schön als: Freund;
Dein warten Blatt und Kiel; schreib', wie's dein Herze meint!

Und den Accent geregelt hätte,
Indem der König mit mir redte,
Der größre Redekunst besitzt,
Als Marc Anton, der vor dem Volke
Des Cäsars Mörder bald verklaget, bald beschützt.
Er kam und über ihm in einer goldnen Wolke
Sah ich den schwebenden Apoll.
Er sprach, und in mein Ohr erscholl
Mit seiner schnell gesprochnen Frage
Der Donner Jupiters, und seines Auges Blick
War wie der Blitz am Erntetage:
Doch, Freund! ich staunte nicht zurück.

Ich sagte, welcher Mann mich zeugte,
Und welcher Staub mich niederbeugte,
Wie mein Genie herauf gestrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunst geschriebne Regeln wüßte,
Und daß mein Liebling, der Plutarch,
Oft einen finstern Blick von mir vertragen müßte,
Denn in ihm fänd' ich nie den Sieger, den Monarch,
Den Mensch und Philosoph vereinet,
Ob Alexander gleich gesieget und geweinet
Und Cäsar selbst zufrieden schien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verschonen,
Und einem Brutus selbst verziehn,
Der mit dem Dolch ihm sollte lohnen.
Doch fänd' ich auf der Griechen Thronen
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit dem, der seines Angesichts
In Winterlüften nicht geschonet
Und, wenn der Lenz geblüht, das Kriegeszelt bewohnet,
Von Freuden und vom Throne fern,
Und mehr den Vater als den Herrn
Zurückgebracht aus so viel Schlachten.
Er frug: „Wer lehrte dich Gesang?
Wer unterwies dich in Apollens Saitenzwang?" —

„Held!" sprach ich, „die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin."

Er lächelte und wollte wissen,
Woher ich Nahrung nähm'; da sagt' ich: „Freunde müssen
Mich nähren, täglich geh' ich hin
Zum niemals stolzen Stahl, der stets mich gerne siehet
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter dir erziehet.
Ich sprach's, und Friedrichs Blick schien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
„Monarch!" sprach ich, „die Sterne glänzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben.
Wenn du nicht zürntest, würd' ich dich
Kniebeugend bitten, daß du meine Kammer dächtest
Wie einen Winkel der Bastille zu Paris,
In welche Ludewig viel Menschen bringen ließ,
Die du als Krieger brauchen möchtest,
Weil sie oft tapfer sind und treu."
Der König lachte laut, und ich, beherzt und frei
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander, lachte so
Wie einer, den ein Brett hat in dem Meer erhalten
Und itzt die Sonne sieht und ihren Strahlen froh
Entgegen blickt und vor Entzücken
Das Lächeln auf der Lippe trägt,
Wenn ihm das Herz so laut, als mir das meine, schlägt,
Und er mit Worten sich nicht halb weiß auszudrücken.
Des Vaterlandes Vater sprach
Zuletzt, er würde mir das Leben sorglos machen,
Und alle Musen sprachen's nach;
Und Grazien sah ich in seinem Munde lachen,
Der tausendmal Befehle rief
Zum Angriff oder zum Verschonen eines Heeres,
Das ganz zerstreut in Wälder lief
Und fiel, wie stolzgeschwollne Wellen eines Meeres,
Dem Zeus mit seinem Finger droht.

Ich ging zurück; o Freund! nun glühte Purpurrot
Auf meiner sonst so blassen Wange;

51. Hofrat Dr. Stahl sorgte für die Erziehung Karolinens, der gleichfalls dichterisch begabten Tochter der Karschin.

Mich grüßte Lentulus, und ihn
Hab' ich verwirrt gedankt, ich taumelte, ich schien
Den trunknen Menschen gleich im Reden und im Gange;
Und dennoch schwör' ich dir beim heiligsten Gesange:
Wenn Friedrich mir von Cedernholz
Ein Haus durch Künstler bauen ließe,
Doch würde nicht dadurch der Sappho Seele stolz;
Denn ihr ist nur die Freundschaft süße.

---

### 9. An Herrn Uz, den Verfasser der lyrischen Gedichte.

Du, der vom Weine berauscht, die Lust der Erde besungen,
Mir gab Apollo kein lyrisches Spiel,
Bespannt mit Saiten von Gold; doch sind mir Lieder gelungen:
Süßklingend sang ich der Seele Gefühl.

Mich hört der eiserne Held, mir horcht der ernste Gesandte,
Herunter kommend vom Stuhle des Herrn;
Auch höret meinen Gesang, wer sonst die Muse verkannte,
Des Geizes Priester vernehmen ihn gern.

Mir gab dein liebender Freund der Felsenspringerin Laute —
O, ihn nur denken wird süßer Gesang
In der ganz Sapphischen Brust —; der Liebesgötter Vertraute
Ward ich und habe die Herzen in Zwang!

Mich fühlt der wankende Greis, die abgelebte Matrone,
Mich horcht der Jünglinge klopfendes Herz.
Das Mädchen fürchtet den Pfeil; er rauscht im Sapphischen Tone
Laut, wie im Uzischen Liede voll Scherz.

---

### 10. Belloisens Lebenslauf.

Ich ward geboren ohne feierliche Bitte
Des Kirchspiels, ohne Priesterflehn
Hab' ich in strohbedeckter Hütte
Das erste Tageslicht gesehn,

84. Lentulus, Robert Scipio von (1714—1786), preußischer Generallieutenant. — An Herrn Uz. — 1 ff. In den Worten und im Versmaß, das hier freilich auf den Reim nicht verzichtet, deutliche Nachbildung der Frühlingsode von Uz (vgl. oben Teil II, S. 25).

Wuchs unter Lämmerchen und Tauben
Und Ziegen bis ins fünfte Jahr,
Und lernt' an einen Schöpfer glauben,
Weil's Morgenrot so lieblich war,
So grün der Wald, so bunt die Wiesen,
So klar und silberschön der Bach.
Die Lerche sang für Belloisen,
Und Belloise sang ihr nach.
Die Nachtigall in Elfensträuchen
Erhub ihr süßes Lied, und ich
Wünscht' ihr im Tone schon zu gleichen.
Hier fand ein alter Vetter mich
Und sagte: „Du sollst mit mir gehen."
Ich ging und lernte bald bei ihn
Die Bücher lesen und verstehen,
Die unsern Sinn zum Himmel ziehn.
Vier Sommer und vier Winter flogen
Zu sehr beflügelt uns vorbei;
Des Vetters Arm ward ich entzogen
Zu einer Bruderwiege neu.
Als ich den Bruder groß getragen,
Trieb ich drei Rinder auf die Flur
Und pries in meinen Hirtentagen
Vergnügt die Schönheit der Natur,
Ward früh ins Ehejoch gespannet,
Trug's zweimal nacheinander schwer
Und hätte mich wohl nicht ermannet,
Wenn's nicht den Musen eigen wär',
Im Unglück und in bittern Stunden
Dem beizustehn, der ihre Huld
Vor der Geburt schon hat empfunden.
Sie gaben mir Mut und Geduld
Und lehreten mich Lieder dichten
Mit kleinen Kindern auf dem Schoß.
Bei Weib= und Magd= und Mutterpflichten,
Bei manchem Kummer, schwer und groß,

18. bei ihn: solche Verwechselungen von Dativ und Accusativ begegnen in den handschriftlich erhaltenen, nicht durch Freunde korrigierten Gedichten der Karschin auf Schritt und Tritt. Vgl. auch oben Nr. 2, V. 8; Nr. 8, V. 84 u. s. w.

Sang ich den König und die Schlachten,
Die ihm und seiner Heldenschar
Unsterblichgrüne Kränze brachten,
Und hatte noch manch saures Jahr,
Eh' frei von andrer Pflichten Drang
Mir Tage wurden zu Gesang!

---

## 11. Zueignungsgesang an den Baron von Kottwitz,
Erbherrn auf Boyadel in Niederschlesien, meinen ersten Wohlthäter.

Der mich aus unanständigen Geschäften,
Aus einem pöbelhaften Leben ohne Ruh'
Herausgerissen mit des Menschenfreundes Kräften,
Mein teurer Kottwitz, der bist du.

Daß mich zu meines Vaterlandes Ehre
Der zungenvolle Ruf in fremden Ländern nennt,
Und daß mein Saitenspiel nun tönt bis zum Gehöre
Des Weisen, der die Geister kennt;

Daß Friedrich jüngst des Musengottes Flöte
Von seinen liederreichen Lippen nahm und mir
Entgegenlächelte wie Frühlingsmorgenröte,
O Freund, dies alles dank ich dir.

Denn ohne dich wär' an dem Oderstrande
Mühselig unterdrückt mein glückliches Genie;
Ein Blumensame stirbt in unbetautem Sande,
Keimt auf des Steines Rücken nie.

Die Pflanze stirbt, von Wolken unbegossen,
Vom Gärtner unbespritzt, wenn Erntesonne glüht;
Der edle Fruchtkern treibt zum wilden Apfelsprossen,
Wenn nicht die Kunst den Baum erzieht.

46. Dies ist eine Skizze von der Dichterin Lebenslauf und deshalb hier eingerückt. (Anm. der Originalausgabe von 1792.)

So wär' auch ich verwildert; aber deine
Von einem Gott gelenkte, rechte Freundeshand
Zog mich zum großen Sitz des Königes, der seine
Gekrönte Schläfe grün umwand.

Du dachtest nicht die Thaten fremder Krieger,
Nicht Herden, die der Feind trieb von zertretner Trift,
Du nanntest den Verlust ein Opfer für den Sieger,
Der alle Sieger übertrifft.

Du machtest mir in sorgenlosen Tagen
Zum Elysäersitz das prächtige Berlin.
So ward einst übers Meer ein Dichter fortgetragen
Von einem freundlichen Delphin,

Und ward von viel hinzugestürmtem Volke
Bewundert und gelobt; ich aber streife schon
Mit stolzem Nacken an die lufterfüllte Wolke,
Geteilt von meiner Leier Ton.

Auf überlebtes Elend blick' ich nieder,
Und nenne deinen Namen laut vor einer Welt,
Der dieses dir geweihte Opfer meiner Lieder
Wie deine schöne That gefällt.

---

## 12. Das Lob des Essens.

An Quintus Icilius.

1764.

Das Lob des Rebensaftes ward
Von keinem Dichter je vergessen;
Doch keiner sang mit gleicher Art
Das Lob vom guten Essen.

O, wenn wir von dem Hunger stark
Getrieben sind zum vollen Tische,
Erregt alsdann des Rindes Mark,
Der Brustkern und die Fische,

Das Feldhuhn oder von dem Reh
Der wohlgebratne zarte Rücken
Und selbst der Hummer aus der See
Dem Gaumen kein Entzücken?

Wie? wäre nicht aus Kalekut
Der Hahn und eines Hammels Lende
So liederwert als Traubenblut,
Das ich vortrefflich fände?

Sprich, Quintus! wenn du müd und matt
Ins Lager kamst von Kriegesthaten,
Wie reizte dich das Schulterblatt
Des Ebers frisch gebraten!

Mit welcher Wollust des Geschmacks
Verzehrtest du statt der Melonen
Und Pfirsichen den trocknen Lachs,
Beträufelt von Citronen!

Und wenn dir noch anjetzt Cothen
Nichts darf verbieten, nichts befehlen,
Siehst du mit Lust die Schüsseln stehn
Und lobst sie vor Pokälen.

---

## 13. Lob der schwarzen Kirschen.

1761.

Des Weinstocks Saftgewächse ward
Von tausend Dichtern laut erhoben;
Warum will denn nach Sängerart
Kein Mensch die Kirsche loben?

O die karfunkelfarbne Frucht
In reifer Schönheit ward vor diesen

17. Quintus Icilius, eigentlich Karl Gottlieb Guichard (1724—1775), Militärschriftsteller und Freund Friedrichs des Großen, zuletzt preußischer Oberst. — 25. Cothenius, Christian Andreas (1708—1789), Geheimrat und Leibarzt Friedrichs des Großen.

Lob der schwarzen Kirschen. — 6. vor diesen (= vordem), im 18. Jahrhundert bei norddeutschen Schriftstellern häufig, auch Titel eines Lustspielfragments von Lessing.

Unfehlbar von der Frau versucht,
Die Milton hat gepriesen.

Kein Apfel reizet so den Gaum
Und löschet so des Durstes Flammen,
Er mag gleich vom Chineserbaum
In echter Abkunft stammen.

Der ausgekochte Kirschensaft
Giebt aller Sommersuppen beste,
Verleiht der Leber neue Kraft
Und kühlt der Adern Äste;

Und wem das schreckliche Verbot
Des Arztes jeden Wein geraubet,
Der misch' ihn mit der Kirsche rot,
Dann ist er ihm erlaubet;

Und wäre seine Lunge wund
Und seine ganze Brust durchgraben,
So darf sich doch sein matter Mund
Mit diesem Tranke laben.

Wenn ich den goldnen Rheinstrandwein
Und silbernen Champagner meide,
Dann, Freunde, mischt mir Kirschblut drein
Zur Aug- und Zungenweide:

Dann werd' ich ebenso verführt
Als Eva, die den Baum betrachtet,
So schön gewachsen und geziert,
Und nach der Frucht geschmachtet.

Ich trink' und rufe dreimal hoch!
Ihr Dichter singt im Ernst und Scherze
Zu oft die Rose; singet doch
Einmal der Kirschen Schwärze!

---

11. Chineserbaum, Orangenbaum. Die Apfelsine heißt früher auch Sina- oder Chinaapfel.

## 14. Über die Emilie Galotti.

An Sr. Durchl. den Feldherrn Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Im April 1772.

O Ferdinand, bei dessen Namen
Der Britte schwört, der Deutsche sich verbeugt,
Der Gallier die Schrecken noch bezeugt,
Die über ihn im Treffen kamen,
Als um dich her die Donner Jupiters gekracht —
Du bist's, dem nie die schwere lange Weile
Verdrießliche Minuten macht.
Du hast vielleicht mit Schnitzung neuer Pfeile,
Mit Schärfung deines Schwerts den Wintertag verbracht
Und einen Teil der trüben Nacht
Beim Schauplatz dich erholt, wo neulich, tief im Schleier
Die Braut Emilie verhüllt,
Als wie vor einem Ungeheuer,
Von Furcht und Schrecken ganz erfüllt,
An ihrer Mutter Busen stürzte
Und, strenger Sittsamkeit getreu,
Den strengren Vater bat, daß er ihr Leben kürzte.
Mit einer frommen Tyrannei
Wußt' er den schönsten Busen zu durchstechen.
Dein Beifall und dein Urteilsprechen
War Ehre für den Mann, der uns die Heldin schuf,
Und Ehre für das Weib, von der sie ward gespielet.
Groß ist des Dramadichters Ruf
Und groß die feine Kunst, die nur ein Kenner fühlet.
Auch ich empfand die mütterliche Wut
Der Klaudia letzthin drei Tage nacheinander:
Der Thetis Auge war in keiner stärkren Glut,
Als einst Achilles am Skamander
In einer schrecklichen Gefahr
Verfolgt von Wellen und fast umgeschleudert war,
Und sie „mein Sohn! mein Sohn!" geschrieen.

6. Im Originaldruck (1772) steht „Du bists, den". Auch an anderen hier verbesserten Stellen in diesem und den zwei folgenden Gedichten ist in den Originalen Akkusativ und Dativ öfters verwechselt.

Auch konnte Klytämnestra nicht
Durch jeden Zug im zornentbrannten Angesicht
Mehr sagen, um ihr Kind dem Kalchas zu entziehen,
Als unsre feinste Spielerin:
Ihr Blick, ihr Ton, ihr Armausbreiten
Riß mich und alle Seelen hin;
Und ich versetzte mich in jene graue Zeiten
Des Sophokles und Äschylus
Und rief den Seelen zu, die dazumal gelebet:
Seht eure Dichter, eure Spieler aufgelebet
Und weint noch einen Thränenguß
Und fühlt noch einmal, daß ihr lebet.
Ich sprach's und weinte noch aus voller Augenquell,
Als Klaudia den Marinell
Nicht mehr mit ihrem Donner bebend machte.
O dieser Marinell, wie fein, wie wundersam
Er Aug' und Ohr zur Staunung brachte,
Sobald er auf den Schauplatz kam!
Mit welcher Wahrheit und mit welcher Kunst er spielte,
Darzu ist jeder Ausdruck viel zu klein;
Dies könnte Lessing nur allein
So nacherzählen, so beschreiben, wie ich's fühlte:
Denn bis zum Abscheu ward die List
Des schlauen Hofmanns vorgestellet,
Der nur aus Eigennutz ein Freund des Fürsten ist
Und seine schwache Tugend fället,
Indem er Streich auf Streich ihr anzubringen weiß,
Und wenn er sie aus seiner Brust getrieben,
Mit unermüdet bösem Fleiß
Die Laster schminkt, damit sein Herr sie möchte lieben,
Und ihnen süße Namen giebt.
Ich wandte mich von diesem Lüstlingsknechte
Zur Gräfin, welche, bis zum Unsinn heiß verliebt,
Das ganze männliche Geschlechte
Verwünschte und mit Gift und Stahl
Gerüstet kam, den Prinzen noch einmal
Zu sehn und ihn und sich zu morden.
Hohn, Rachsucht, Liebesneid und Liebesraserei
Sprach wechselsweise, sprach aus ihrem Blick und Munde.

Ich glaubte, daß Medea gegenwärtig sei,
Als nun Orsina in dem neuen Freundschaftbunde
Dem alten Graf der Rache Werkzeug lieh.
Medea lächelte wie sie,
So bitter und mit solchen Trieben,
Und doch muß ich die arme Gräfin lieben,
Die so verlassen, so verachtet sich befand.
Ich zürnte, daß der Graf den Zorn in sich versteckte,
Dem Prinzen ohne Widerstand
Sein Kind zu lassen schien und ihm nicht kühn entdeckte:
„Prinz, ich weiß alles, weiß, daß dieser Marinell
Die Mörder Appians gerüstet;
Ich weiß, daß dich nach diesem reinen Quell,
Nach meiner Tochter hier gelüstet.
Ich fluche dir mein Ach und Weh,
Und ehe sie den fremden Händen
Wird anvertraut, soll sie gleich der Virginie,
Von meiner Hand durchbohrt, ihr junges Leben enden."
Der Prinz war weich, war kein vorsätzlicher Tyrann;
Die Scham, die bittre Reue hätten
Ihn schnell ergriffen, und der alte böse Mann
Der konnte leicht das süße Mädchen retten.
Der furchtbegoßne Fürst gestand
Sein schwaches Herz und seines Dieners Tücke,
Ward wider ihn von Grimm entbrannt
Und hieß, mit einem Fluch im Blicke,
Ihn ewig aus den Augen gehn;
Und gab den Göttern dieser Erde,
Die lange Zeit nach ihm entstehn,
Zur Lehre, daß ein Fürst leicht zum Tyrannen werde,
Wenn ihn ein Busenfreund regiert,
Der sieben Teufel in dem Herzen
Und einen Schmeichler in dem Honigmunde führt.
Ich sprach's umsonst und sah mit Schmerzen
Der schöngebrochnen Rose Fall
Und seufzte laut, und überall
Ward nachgeseufzt, denn alle Seelen fanden
Den Marinell verwünschenswert.
Da ging ich fort und dachte Ferdinanden,

Der gern mein Lied im sanften Tone hört,
Nur keine Schmeichler, keine Marinelle,
Die ganz ohnfehlbar als ein Kind
Unmittelbar ein Geistchen aus der Hölle
Erhielten und durch ihn verteufelt sind.
Nein, dacht' ich, nein, die Guelfen alle schützen
Ihr großes Herze vor dem Gift
Der Schmeichelei, und insgesamt besitzen
Sie der Minerva Schild, auf den kein Wurfpfeil trifft —
Auf den sie sich mit ihrer Tugend stützen.

---

## 15. An Goethe

zu Berlin, Montags den 18. Mai 1778.

Schön' guten Morgen, Herr Doktor Goeth'!
Euch hab' ich gestern grüßen wollen.
's ist wider's Weiber-Etikett;
Ich hätt's von Euch erwarten sollen,
Daß Ihr, wie sich's gebührt und ziemt,
Mich aufgesucht und mich gegrüßet.
Ihr aber seid gar weltberühmt;
's war möglich, daß Ihr's bleiben ließet.
Ihr seid des Herzogs Spießgesell,
Habt mehr zu thun und mehr zu schaffen
Als mit Eurem Auge groß und hell
Nach einem alten Weib zu gaffen.
Drum sprang ich über's Ceremoniell
Hinweg mit Leichtmut und mit Lachen,
Zog mir mein Sonntagskleidchen an
Und ging, Euch meinen Knix zu machen,
So tief ich immer kann
Mit dorfgebornem Kniee.
Ich ging umsonst; Ihr wart
Schon fort in aller Frühe
Zu Männern feiner Art.

1. Goethe befand sich im Mai 1778 mit Herzog Karl August einige Tage in Potsdam und Berlin am Hofe Friedrichs des Großen zum Zweck diplomatischer Verhandlungen.

Nun will ich's nicht mehr wagen.
Mein Geist, ein fixes Ding,
Soll guten Morgen sagen
Dir Musendämmerling,
Dir Sekretär des Fürsten,
Der auf dem Parnaß sitzt
Und, wenn die Dichter dürsten,
Mit Wasser sie bespritzt
Aus einem Born, der mächtig
Und wunderthätig ist —
Er macht's, daß du so prächtig,
So stark im Ausdruck bist,
Daß dir's vom Munde fließet
Wie Honig, den im Wald
Ein Wandersmann genießet,
Dem seine Kräfte bald
Erschöpft sind wie die meinen.
Jüngst sollt' ich im Revier
Des Pluto schon erscheinen;
Ein Schiffer winkte mir.
Ich ward ihm noch entrissen
Durch des Apollon Gunst,
Wie's nachzuzeichnen wissen
Des Chodowieski Kunst.
Ich sollte dich noch sehen.
Geschieht es nicht bei mir,
Kann's beim Andrä geschehen.
Der ist ein Freund von dir,
Wie's wenige nur giebet;
Von Herzen schätzt er dich,
Und bei dem allen liebet
Er dich nicht mehr als ich.

---

48. Andrä, wahrscheinlich der Komponist Johann André (1741—1799) aus Offenbach, 1777—1784 Musikdirektor in Berlin.

## 16. An Schiller.

Berlin, den 4. Mai 1786.

O Schiller, dem im Schattenreiche
Der Britte Shakespeare zugesteht,
Daß Karl von Moor dem Macbeth gleiche
Und einen Grad noch drüber geht,
Ich sahe siebenmal die „Räuber"
Und weinte siebenmal gerührt
Ganz anders als viel Modeweiber,
Wenn ihre Wang' ein Thränchen ziert.
Ich ward gewaltig hingerissen
Von Karls Bereuungsklageton
Und glaubt' und habe glauben müssen,
Daß Franz, der höllenwerte Sohn,
Lebendig in den Turm begraben
Den Vater, daß ihn Karl entdeckt
Und alle seine Mörderknaben
Zum Staunen aus dem Schlaf geweckt.
Dies alles glaubt' ich, wie mit Zittern
Das jüngste Schreckenstribunal
Geglaubet ward von unsern Müttern
Und Pech- und Schwefelfeuerqual.
Ich würde noch wohl siebenmal
So gläubig sein und immer fragen:
„Welch menschlich Auge kann dich sehn
In deinem Bittre-Reue-Tragen,
In deinem Gotterbarmungsflehn
Und seine Thränen dir versagen?
Welch Jüngling siehet deinen Sturz
Vom Leichtsinn und von Stolzeshöhen
Und faßt nicht fromm und gut und kurz
Entschluß, auf ebner Bahn zu gehen?"
So würd' ich fragen, Schiller, dir
Zur Ehre, zwanzigmal den armen
Und großen Karl von Moor, den mir
Kein Kritikus mit eiferwarmen
Sentenzen kleiner machen soll,
Und wenn's in seines Ruhmes Sphäre

Ein Erdenliebling vom Apoll,
Ein *** selber wäre.

---

## 17. Zuruf an den Fremdling beim Marmorsarge Friedrichs des Großen.

Am 18. August 1786.

Wandrer, weile noch und steh',
Dich mit unsern Herzen zu betrüben
Bei dem weißen Marmor, überschrieben:
Friedrich, der Alleinzige. —

Siehe nur, so viel ist hier geblieben
Von dem ersten aller Könige —
Nur ein enges Beingehäuse
Ward die Wohnung eines teuren Haupts
Voll Gedanken, stark und hoch und weise!
Keine Nachwelt glaubt's,
Was ihm unter seinen Zeitgenossen
Biographen, Redner, Dichter hier
Als ein Totenopfer ausgegossen,
Da sein Geist mit hoher Flugbegier
Über Länder, Meere, Gräber, Thronen
Sich erhob ins unbekannte Reich
Zu den Königen, die ihre Kronen
Wohl geschützet und zugleich
Süßen Landesvaternamen
Lieber hörten als den Titelklang
Eines Überwinders, wenn sie kamen
Aus dem Siegesthatendrang.

Vaterlandesvater war der Große,
Der Geprief'ne, wenn er weit
Von des Vaterlandes Schoße
Unter fürchterlichem Streit,
Unter Kriegesblitz und Donnerschlägen
In Gefahr wie Berg und Felsen stand. —

38. Vielleicht soll der angedeutete Dichtername Ramler heißen, wie L. Urlichs in seiner Veröffentlichung des Briefes, der in seiner zweiten Hälfte übrigens in Prosa übergeht, vermutet (Briefe an Schiller, Stuttgart 1877, S. 28).

So viel Blicke, so viel Vatersegen
Gab er seinem Volke, wenn das Land
Friedensseligkeit genossen.
Ach, auf seiner lorbeergrünen Bahn
Ist nie eine Tagesfrist verflossen,
Ohne daß er Guts gethan.
Niemals kam ein junger Morgen,
Der in seiner rechten Hand
Den Regierungsstab nicht fand
Schwer von königlichen Sorgen
Oder großer Feldherrn Pflicht.
Immer war sein Angesicht
Vor der Morgenröte munter,
Bis sein Augenglanz sich unter
Todesdunkelheit verlor.
Dörfer hieß er aus der Erde steigen
Wenig Tage noch zuvor,
Eh sein Mund auf immer mußte schweigen:
Ihm zum Hymnus blühen sie empor!

## 18. Versuch einer Danksagung an König Friedrich Wilhelm, den Vielgeliebten.

Im Februar 1787.

Monarch und Schöpfer eines Glücks,
Das meinem Alter Blumen streuet,
Ich habe nur im Ausdruck meines Blicks
Die Sprache, die kein Wörterbuch verleihet,
Nur Thränen hab' ich statt des Tons,
Wenn ich dir danken will, dir Schutzgott auf der Höhe
Des landesväterlichen Throns.

Ich fühl's, daß ich auf Rosen gehe,
Auf Rosen schlummre leicht und süß,
Seitdem dein Wöllner mir's verkündet,
Was ihm sein König hieß:

10. Johann Christoph v. Wöllner (1732—1800), Oberfinanzrat und Intendant des preußischen Bauwesens, später Minister, kündigte der Karschin persönlich und noch dazu in Versen eigner Mache die Gewährung ihrer Bitte durch den König an.

Ein Haus, ein Haus wird mir gegründet,
Wird aufgebauet, wird geschmückt,
Als wär's ein Tempelchen der Musen.
O wenn's mein Auge nun erblickt,
Dann wird mein abgelebter Busen
Zu enge für des Herzens Drang;
Es flammt bei dieser Augenweide
Vielleicht nur Tage lang,
Wird wonnekrank
Und stirbt den schönen Tod der Freude:
Sein letzter Schlag ist Dank!

---

## 19. An die Ostersonne.

1791.

Ostersonne! du bist schön
Meiner Freundin aufgegangen.
Kinder werden um sie stehn,
Ihren Segen zu empfangen
Und dazu ein buntes Ei,
Und ich hoffe, daß sie heiter
Wie der Ostermorgen sei,
Hoffe, daß sie mich noch weiter
Lieb behalten wird, ob ich
Gleich ihr Antlitz nicht mehr sehe.
Osterwasser läßt sie sich
Wohl nicht schöpfen in der Nähe
Aus der Elbe, wo du dich
Dreimal hüpfend hast gespiegelt;
Sie will nicht verschönert sein.
Grüße hat sie fortgeflügelt,
Und vielleicht ist einer mein
Unter diesen Ostergrüßen,
Und in diesem Erdenthal
Werd' ich heute dich genießen
Ganz gewiß zum letztenmal;

11. Nach dem Volksglauben wirkt die Waschung mit Wasser, das man am Ostermorgen in ungestörter Stille geschöpft hat, heilend, kräftigend und verschönernd.

Denn ich darf nichts mehr versuchen
Vom gebratnen Osterlamm
Oder auch vom Osterkuchen;
Ich bin wie ein Weidenstamm,
Den der Wurm ganz hohl gefressen
Und die Flut halb abgespült
Von dem Raum, wo er gesessen.
Meine Seele lebt und fühlt
Nur noch deinen Glanz, du milde
Süße Knospenöffnerin!
Nur mein Auge sieht noch hin
Ins beblümte Grasgefilde,
Bleibt noch munter, bis es bricht;
Brechen wird's, eh' du vorhanden
Wieder bist und singen hörst
Von dem, den du hüpfend ehrst,
Er sei auferstanden.
Auferstehen soll auch ich,
Aber ob mit diesem Leibe,
Den du wärmest, wenn ich dich
Sehe durch die Fensterscheibe,
Ob mit dieser welken Haut
Und mit diesen morschen Knochen?
Ob mein Grab wird durchgebrochen
Von dem Kopfe, der jetzt sich
In die Höhe kann erheben,
Wenn die Nacht dem Tage wich
Und du Thätigkeit gegeben
Einer halben Welt wie mir?
Ob du mich siehst auferstehen,
Oder ob auch deine Zier
Mit den Bergen untergehen,
Mit den Türmen stürzen muß?
Ach! dies kann kein Weiser sagen,
Und ich will's auch beim Genuß
Nicht ergrübeln, nicht erfragen,
Will genießen deinen Glanz
In des jungen Frühlings Tagen,
Will mir einen Blumenkranz

Noch um meine Schläfe winden,
Wo sich hin und wieder nur
Läßt ein graues Härlein finden,
Des gestiegnen Alters Spur.
Soll mir nun mein Auge brechen,
Ehe noch ein Jahr entschlüpft
Und von dir viel Christen sprechen,
Daß du dreimal aufgehüpft
An des Ostertages Morgen,
Dann hab' ich den Engel lieb,
Der aus einer Welt voll Sorgen
Mich in eine beßre trieb. —



# Inhalt.

## Erster Teil.

## Oden und Lieder.

## Moralische Gedichte.



## Epigrammatische Gedichte.



## Johann Wilhelm Ludwig Gleim.



## Versuch in scherzhaften Liedern.

## Lieder.

## Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier.



## Vermischte Gedichte.

---

## Zweiter Teil.

### Johann Peter Uz.



#### Lyrische Gedichte.

Seite

## Vermischte Gedichte.



## Anna Luisa Karschin.



### Gedichte.







